This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

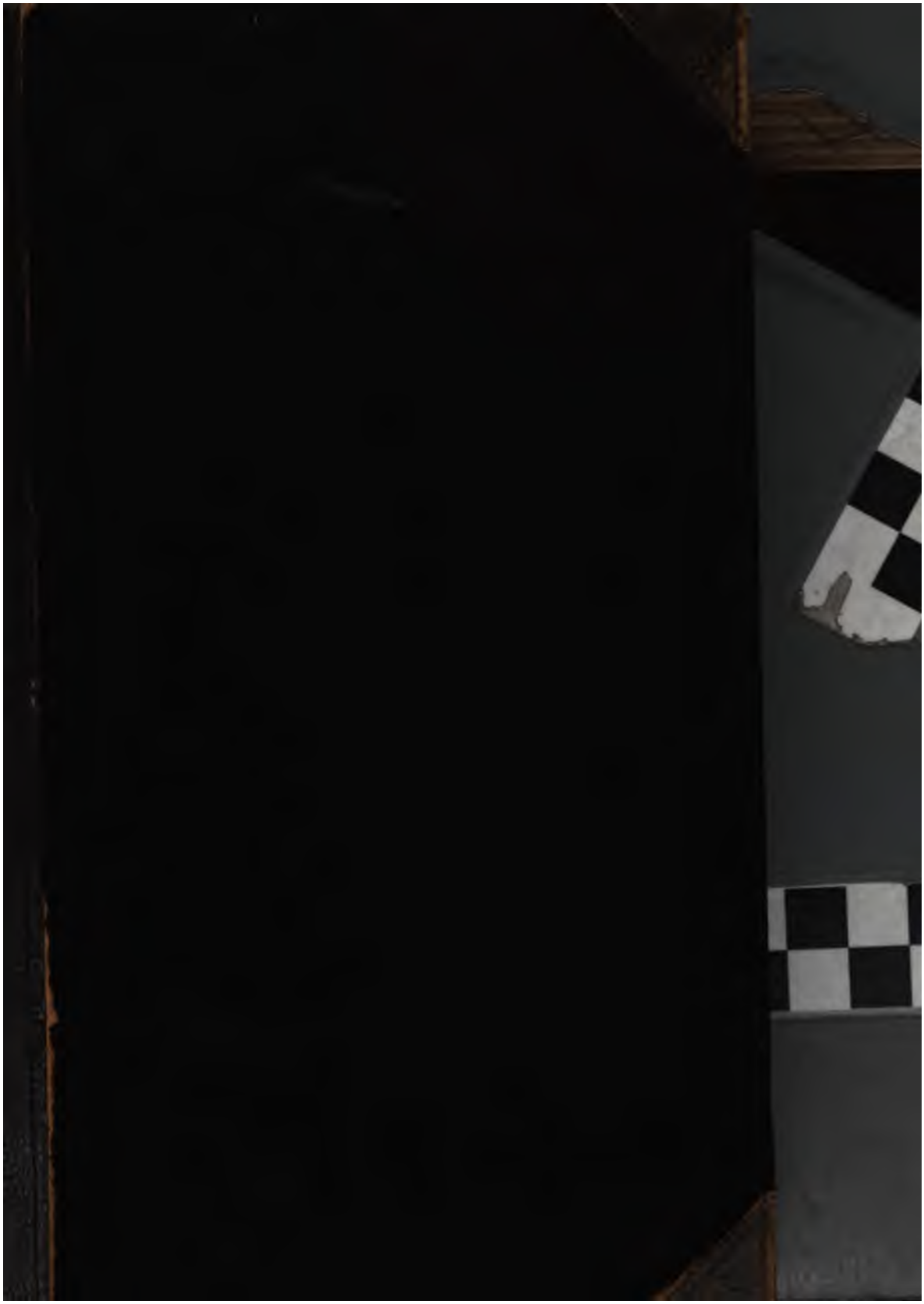
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

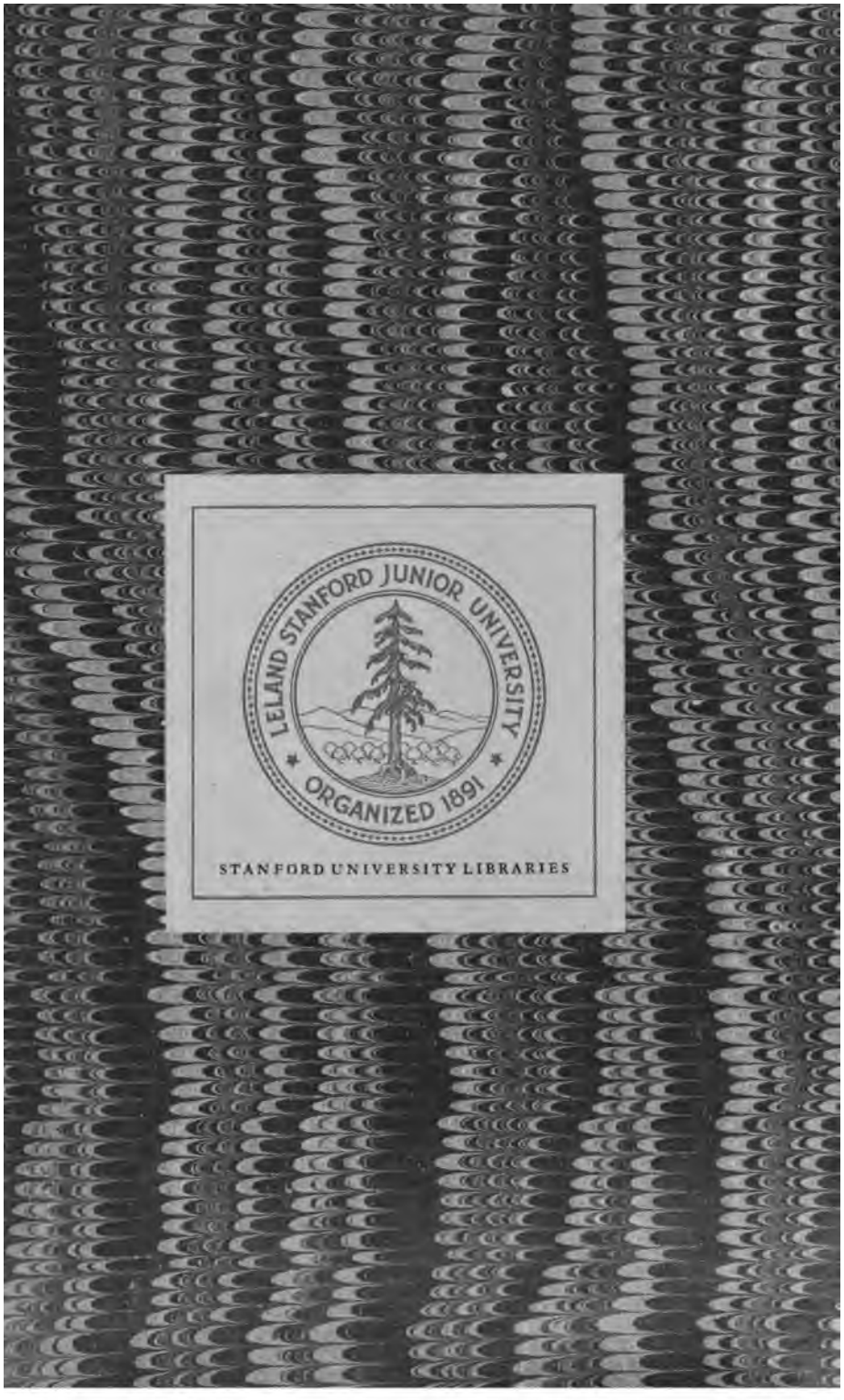
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

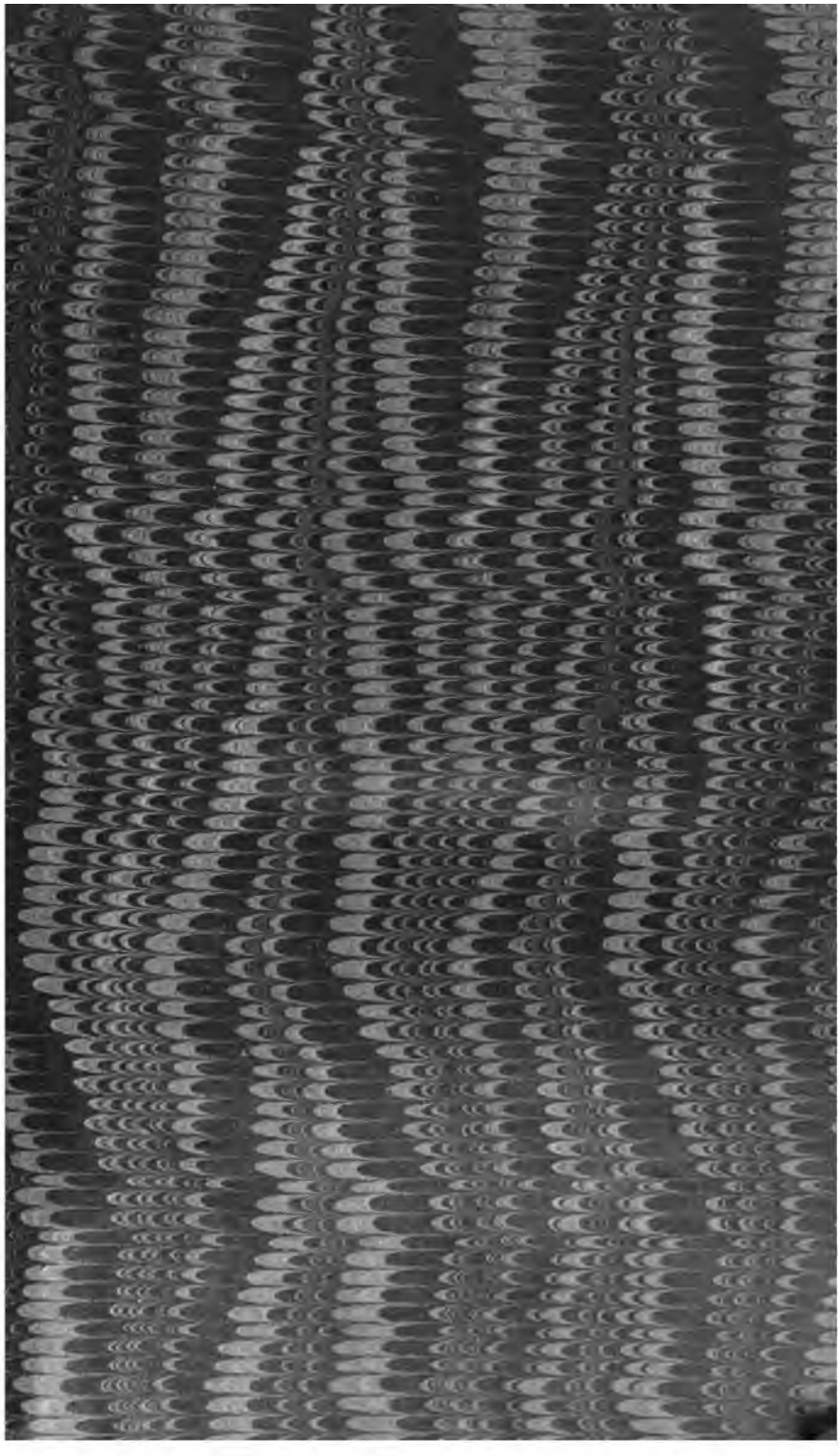
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



W. Germak.

W. Germaty.

QUER DURCH AFRIKA.

ERSTER THEIL.

QUER DURCH AFRIKA.

REISE

VOM MITTELMEER NACH DEM TSCHAD-SEE

UND

ZUM GOLF VON GUINEA

VON

GERHARD ROHLFS.

IN ZWEI THEILEN.

MIT ZWEI LITHOGRAPHIRTEN KARTEN.

ERSTER THEIL.

LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.

1874.

DT 11
R6

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Vorwort.

Ich übergebe hiermit dem Publikum die Schilderung meiner in den Jahren 1865—1867 ausgeführten Reise durch die Grosse Wüste zum Tschad-See, nach Bornu und Uándala, durch die Haussa- und Pullo-Länder nach Lokoja am Niger und nach dem Nupe- und Joruba-Lande.

Zwar ist diese Reise zum grössten Theil bereits in zwei Ergänzungsheften zu Petermann's „Mittheilungen" nach meinen Tagebüchern geschildert worden, doch fehlt dort der Bericht über das erste Drittel derselben: von Tripolis nach Rhadames und von da über Misda auf einer ganz neuen Route bis Fesan; auch habe ich manche Bemerkungen, Nachweise und Berichtigungen neu hinzugefügt. Das vorliegende Werk gibt nun dem Leser ein zusammenhängendes Bild der ganzen Reise von Tripolis bis Lagos am Meerbusen von Guinea.

Nicht nöthig erschien es mir, die speciellen Itinerare sowie meine von Dr. Hann bearbeiteten meteorologischen Beobachtungen hier wieder abzudrucken. Die sich dafür Interessirenden finden sie in dem Ergänzungsheft Nr. 34 der Petermann'schen „Mittheilungen".

Die Ortsnamen nebst andern Wörtern aus den verschiedenen afrikanischen Sprachen versuchte ich, soweit es mit unsern Buchstaben möglich war, so zu schreiben, wie sie von den Eingeborenen selbst ausgesprochen werden. Der Accent soll nur andeuten, welche Silbe zu betonen ist.

Die beigegebenen zwei Karten, von denen die zum ersten Theile meine Reiseroute von Tripolis bis Mursuk und von Mursuk bis Kuka, die zum zweiten Theile die Tour von Kuka bis Gudjba und von Gudjba bis Lagos darstellt, sind nach den von Dr. Petermann in Nr. 25 und Nr. 34 der „Ergänzungshefte" zu seinen „Mittheilungen" entworfenen vier Karten gefertigt; nur wurde auf der ersten die geographische Lage von Tibesti so gezeichnet, wie sie Dr. Petermann auf Grund der neuern Forschungen Gustav Nachtigal's auf Tafel 15 im Jahrgang 1870 der „Mittheilungen" angibt.

Als der Druck des Werkes eben begonnen hatte, ertheilte mir der Chedive von Aegypten den ehrenvollen Auftrag zu einer Expedition in die Libysche Wüste. Mit der dadurch veranlassten Unterbrechung wolle man es entschuldigen, dass der zweite Theil nicht gleichzeitig mit dem ersten erscheint, sondern diesem etwas später nachfolgen wird.

Weimar, im Juni 1874.

Gerhard Rohlfs.

Inhalt.

I.

Tripolis und Ausflug nach Leptis magna.

Seite

In der Heimat. Dr. Petermann und Dr. Barth. Zurück nach Tripolis. Afrikareisende. Ausrüstung für die Wüste. Deutschlands Handel nach Nordafrika. Die Generalconsuln Botta und Hermann. Meine Dienerschaft. Probemarsch nach Lebda. Die Oasen Mschia und Tadjura. Der Sandgürtel. Ein nächtlicher Diebstahl und dessen Sühne. Rückweg über Messalata. Die letzten Tage in Tripolis 1

II.

Von Tripolis nach Rhadames.

Der Ausmarsch. Lotus zizyphus. Sklavenhandel. Gangart des Kamels. Die Festung Ghorian. Der Pascha. Türkische Militärärzte. Ksebah. Juden als Handwerker. Aberglauben. Ankunft vor Misda. Die Misdaui. Der Snussi-Orden. Ein Räuberhauptmann. Ungebetene Gäste. „Gielen". Die Gra. Die Hammada. Die Oase Derdj. Einzug in Rhadames 29

III.

Die Stadt Rhadames und ihre Bewohner.

Ueber die Entstehung und Urbevölkerung der Stadt. Die Quelle. Vertheilung des Wassers. Klima. Vegetation. Thierwelt. Die Beni-Uasit und die Beni-Ulit. Zahlzeichen der Kaufleute. Cultus. Die Frauen. Tracht. Statistisches. Handel. Bauart. Gräber 67

IV.

Meine Erlebnisse in Rhadames.

Seite

Kassem Pascha. Mein Wohnhaus. Schwere Erkrankung. Schreiben des Hadj Abd-el-Kader von Ain-Ssalah. Besuche von Tuaregmädchen. Herkunft der Tuareg. Das Molud-Fest. Si-Othman ben Bikri. Veränderter Reiseplan. Abschied von den Rhadamsern 84

V.

Von Rhadames nach den Schwarzen Bergen.

Hammed-Agha, der Hauptmann-Kutscher. Das Urtheil des Kadhi von Derdj. Das arabische und das Meheri-Kamel. Auswanderer aus Algerien. Von Misda über den Djebel Egenn und das Semsen-Thal auf die Hammada el-Homra. Ein Gebli. Garia schirgia und Garia rharbia. Das Harudj soda oder Schwarze Gebirge 99

VI.

Ankunft in Fesan. Geschichte und Beschreibung des Landes.

Temsaua. Vier arabische Schichs. Ein entlaufener Sklave. Die Oasen Selaf und Sebha. Eine Sserir. Rhodua. Ankunft in Mursuk. Fesans Geschichte. Geographisches. Temperatur. Klima. Culturpflanzen. Heimat der Dattelpalme. Thierwelt. Sklavenhandel. Administration. Mischlinge aus weissen und schwarzen Rassen. Einwohnerzahl. Sprache. Landestracht. Nahrung. Charakter und Sitten 129

VII.

Aufenthalt in Mursuk.

Der Dendal. Die Kasbah und die Kischlah. Grabstätten. Einwohnerzahl. Die Behörden. Besuchsceremoniell. Der letzte Prinz von Geblüt. Militärwesen. Die türkischen Beamten und der Sklavenhandel. Ein Negerknabe als ärztliches Honorar. Ausflug nach Tragen. Weiterreise mit dem Fürsten Maina Adem von Kauar 159

VIII.

Durch Fesan.

Regen. „Neulinge“ und „Zeugen“. Die Oase Mestuta. Ueber den Gurt-el-Kebir nach Dekir. Gatron. Fest zur Feier der

Seite

Wiederkehr des Mondes. Die Dörfer Bachi und Medrussa. Kasaraua. Tedjerri. Das Gatron-Thal. Aufbruch von Tedjerri nach Kauar 182

IX.

Die Sahara.

Umfang. Geschichtliches. Theorien über den Ursprung der Sanddünen. Sandanhäufungen und Sandwehen. Wüstengebirge. Hochebenen und Tiefebenen. Die Oasen. Flüsse und Seen. Winde. Fata morgana. Temperatur 195

X.

Zwischen Fesan und Kauar.

Der Djuri-Fluss. Die Lágaba bóïa und die Lágaba kono. Das Tümmo-Gebirge. Der Lakakéno-Fluss. Die Niederung Máfaras. Am Tji-Grunto-Gebirge. Die Oasen Jat und Igjeba. Ankunft an der Grenze von Kauar 220

XI.

Kauar oder Henderi-Tege.

Anay. Die Toilette der Tebu-Frauen. Ihr eheliches Verhältniss. Die Felsen Gummaganúmma. Annikímmi und Aschenúmma. Die frühere Residenz Kisbi. Die Orte Rabus und Schimmedrú. Ort und Berg Emi Mádema. Dorf Kalála bei der Hauptstadt Bilma. Der Sultan von Kauar. Die Salzminen. Die Bevölkerung . . 236

XII.

Die Tebu.

Name. Abstammung. Gesichtsbildung. Wohngebiet. Bekehrung zum Islam. Stände. Industrie. Behausungen. Kleidung. Begrüssungsformeln. Staatswesen. Länder- und Völkernamen. Ueber die Zukunft des Volks 252

XIII.

Das Ende der Grossen Wüste.

Abreise von Kauar. Der Brunnen Muskatnu. Die Tinger-Tinger-Ebene. Sau gana und Sau kora. Beginn der Vegetation. Die Dibbela-Oase. Versteinerungen. Die Oase A'gadem. Die Tintümma-Steppe. Jagd auf Antilopen. Verrath eines Búlguda. Am Brunnen Belkaschífari 266

XIV.

Bis nach Kuka, der Hauptstadt von Bornu.

Seite

Der grosse Mimosenwald. Die Brunnen Kufē und Asi. Ngígmi. Erster Anblick des Tschad-Sees. Thierleben am Tschad. Ueber den Komádugu Waube. Jo. Ankunft vor Kuka 285

XV.

Empfang und Aufenthalt in Kuka.

Der Einzug. Gastgeschenke. Besuche. Erste Audienz bei Sultan Omar. Meine Geschenke. Das Christenhaus. Prinz Bu-Bekr. Empfang am Milud-Feste. Militärparade. Absendung eines Kuriers an den Sultan von Uadaï. Ein Schreiben der englischen Regierung. Aufnahme eines Darlehns 300

XVI.

Der Tschad-See.

Ausflug an den See. Der Ort Kaua. Am Ufer. Rückweg. Umfang, Lage, Gestalt, Zuflüsse, Abfluss, Name des Sees. Die Búdduma-Inseln und ihre Bewohner 322

XVII.

Die Hauptstadt Kuka und ihr Markt.

Name der Stadt. Bauart. Lebensweise der Bewohner. Die Nokna. Geld. Die Hochschule. Der grosse Markt. Zollfreiheit. Import und Export. Preise der Producte und Waaren. Bedingungen für Herstellung eines directen Handelsverkehrs von Europa nach Centralafrika 336

I.

Tripolis und Ausflug nach Leptis magna.

In der Heimat. Dr. Petermann und Dr. Barth. Zurück nach Tripolis. Afrikareisende. Ausrüstung für die Wüste. Deutschlands Handel nach Nordafrika. Die Generalconsuln Botta und Hermann. Meine Dienerschaft. Probemarsch nach Lebda. Die Oasen Mschia und Tadjura. Der Sandgürtel. Ein nächtlicher Diebstahl und dessen Sühne. Rückweg über Messalata. Die letzten Tage in Tripolis.

Ende des Jahres 1864 kam ich von meiner Reise über den marokkanischen Atlas, durch Tafilet, Tuat und die Sahara gen Osten gehend, in der Stadt Tripolis an. Es war meine Absicht, gleich dort zu bleiben, ohne erst wieder nach Europa zurückzukehren; allein die grosse Sehnsucht, meine Geschwister nach so langer Trennung wiederzusehen, sowie der Umstand, dass ich, alles reiflich erwogen, das Interesse an meiner neu projectirten Reise nach Innerafrika durch persönliche Vorstellung in Berlin, Gotha und Bremen nachdrücklicher als auf schriftlichem Wege zu fördern hoffte, bestimmten mich zur Aenderung dieses Vorhabens. Ein längeres Weilen in Europa sollte mir freilich im Winter 1864—65 nicht beschieden sein.

Kaum hatte ich die Mittelmeerzone verlassen und war in Paris angelangt, als meine damals noch offenen Schusswunden mir derartige Beschwerden verursachten, dass ich daran denken musste, meinen Aufenthalt in Deutschland soviel als möglich abzukürzen. Nach einem flüchtigen Besuche bei meinen Geschwistern in Bremen, eilte ich nach

Gotha und konnte hier dem Manne, der sich meiner während der Reise durch Marokko mit so aufopfernder Thätigkeit angenommen hatte, Dr. Petermann, zuerst mündlich meinen Dank abstatten. Eingehend besprach ich mit ihm den Plan, von Tripolis aus über Rhadames dem Irharhar entlang oder im Thale desselben selbst bis Ideles zu gehen, das Hogar-Plateau zu übersteigen und auf der südwestlichen Seite desselben dem Tachirt folgend zum Niger vorzudringen. Für die Möglichkeit, diese Richtung einzuhalten, hat Bu-Derba's Reise längs des Irharhar den Beweis geliefert. Auch für mich wäre die Tour keineswegs unausführbar gewesen, denn unter dem Schutze Si-Othman-ben-Bikri's hätte ich bis Ideles kommen können, und von da würden seine Verbindungen mit den Tuareg-Auelimmeden mir weitergeholfen haben.

Leider fand dieser Plan bei Dr. Barth in Berlin wenig Anklang — jedenfalls nur deshalb, weil er von Petermann, auf meine Aussagen gestützt, entworfen war. Denn der Grund, den Barth anführte, die Sicherheit meiner Person würde dabei aufs höchste gefährdet sein, da man in Tripolis in Erfahrung gebracht, dass ich ein Christ und mein Gebaren nur Maske gewesen sei, erwies sich als hinfällig: ich besuchte später in Rhadames oft die Moscheen, ohne dass jemand in meinen Mohammedanismus Zweifel gesetzt hat. Zudem verhält es sich in Afrika ebenso wie in den andern Welttheilen: die grossen und relativ sichersten Verkehrsstrassen ziehen sich längs der Flüsse, durch die Uadis, Thäler und Depressionen hin. Barth schlug dagegen vor, ich solle durch das Gebiet der Teda nach Uadai und Darfur gehen, und so zu den westlichen Nilzuflüssen zu gelangen suchen. Gewiss ebenfalls ein lohnendes Ziel, aber mindestens ebenso schwer zu erreichen, als über Ideles an den Niger vorzudringen; man denke nur, welche Schwierigkeiten sich dem Dr. Nachtigal in Tibisti entgegenstellten,

man erinnere sich der Reise des Mohammed-el-Tunesi, der Ermordung Vogel's und Beurmann's!

Indess war es mir doch sehr lieb, dass ich noch mit Barth selbst über so mancherlei conferiren konnte. Mein Bruder Hermann, wegen des kalten Winters ängstlich besorgt um mich wie ein Vater um sein Kind, hatte es sich nicht nehmen lassen, mich nach Gotha und Berlin zu begleiten, und unvergesslich werden uns beiden die Stunden bleiben, die wir bei Barth, dem nun schon seit Jahren Verewigten, und in dessen gastlichem Hause zubrachten. Aber trotz der sorgsamsten Pflege, die mir mein Bruder angedeihen liess, verschlimmerte die Kälte den Zustand meiner Wunden derart, dass ich nun, wollte ich nicht bettlägerig werden, aufs schleunigste wieder ein warmes Klima aufsuchen musste.

So verliess ich denn schon am 23. Februar 1865 Bremen, um über Paris, Marseille und Malta nach Tripolis zurückzukehren. In Paris besuchte ich Malte-Brun, Vivien-St.-Martin, Duveyrier und Maunoir und fand überall die freundlichste Aufnahme. Auch hatte ich das Glück, in Malta, wo man sonst oft wochenlang vergebens auf eine Gelegenheit nach Tripolis warten kann, guten Anschluss zu finden, und am 19. März betrat ich wieder afrikanischen Boden.

Es ist ein eigen Ding um das Unternehmen einer Reise ins Innere von Afrika. Grosse und luxuriös angelegte Reisen sind in diesem Lande eher hemmend als nutzenbringend. Zwar hat die elegant und aufs reichste ausgestattete Barth'sche Expedition, die im Vereine mit denen Vogel's, Richardson's und Overweg's mindestens 100000 Thaler kostete — ich erinnere nur an die Kutsche, an das Schiff, welches mitgeführt wurde, und an die kostbaren Geschenke — im ganzen sehr gute Resultate ergeben; aber diese Expedition zerlegte sich in verschiedene Reisen, die unabhängig voneinander ausgeführt wurden. Hingegen scheiter-

ten die Tinné'schen Unternehmungen gänzlich, das eine mal an dem zu grossen Tross, das andere mal an dem bekannt gewordenen Reichthume des Fräuleins. Von der Decken's glänzend ausgerüstetes Unternehmen blieb trotz der aufgewendeten grossartigen Mittel ohne wesentlichen Erfolg. Die Ergebnisse von Baker's Expedition sind, wenigstens soweit sich bisjetzt beurtheilen lässt, keineswegs den kolossalen Summen entsprechend, die sie gekostet hat. Um dieselbe Zeit aber, und fast in denselben Gegenden hat Dr. Schweinfurth mit sehr bescheidenen Mitteln wichtige geographische Probleme gelöst.

Mir bangte deshalb auch keinen Augenblick davor, im Besitz einer verhältnissmässig so geringen Geldsumme die weite Reise anzutreten. Hatte ich doch meine erste Reise ganz ohne Mittel unternommen, und auf der zweiten, durch ein Gebiet, dessen Längenausdehnung ungefähr der Distanz zwischen Lissabon und Memel gleichkommt, nicht mehr als etwa 1000 Thaler gebraucht. Was mir diesmal an Geld zur Verfügung stand, belief sich auf etwa 2500 Thlr. 300 Thlr. hatte mir der bremer Senat bewilligt, 275 Thlr. betrug das Karl Ritter-Stipendium von Berlin; das übrige bekam ich theils aus Gotha, aus dem zur Aufsuchung Vogel's in Deutschland aufgebrachten Kapital, theils aus meiner Vaterstadt Bremen, wo man eine freiwillige Sammlung zu meinem Besten veranstaltet hatte. An den mit Vogel's Namen verknüpften Geldern hafteten übrigens keinerlei beschränkende Bedingungen für mich, und auch sonst waren mir von keinem der Geber irgendwelche Verpflichtungen in Bezug auf die Verwendung der Beiträge auferlegt worden. Hinzufügen muss ich noch, dass die londoner Geographische Gesellschaft, die mich schon einmal grossmüthig durch Verleihung eines Stipendiums ausgezeichnet hatte, mir auch zu dieser Reise ein solches bewilligte.

Mit wie frohen Gefühlen landet der Afrikareisende, nachdem er die Fluten des Mittelmeers durchfurcht, auf

dem afrikanischen Continent, den er während der Dauer seiner Reisen gewissermassen als seine Heimat betrachtet! Hier hofft er der geographischen Kenntniss neue Länder, neue Gebirge, Flüsse und Seen zu erschliessen, hier hofft er neue Völker zu finden mit andern Sitten, anderer Religion. Afrika ist in der That das Dorado der Reisenden. *Quid novi ex Africa?* war schon der Ruf der Alten, und: Was gibt es Neues an Entdeckungen in Afrika? fragen mit Vorliebe auch die modernen Geographen. Namentlich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, seitdem die Park, die Burkhardt, Ruppel, Clapperton, Denham, Lyon und später Barth, Oberweg und Richardson ihre Schritte nach Afrika gelenkt, war das Interesse an der Erforschung Afrikas immer reger geworden. Die Vogel'sche Expedition hatte zum Theil die Heuglin'sche und die Beurmann'sche zur Folge, und indirect war sie auch das treibende Motiv zu meiner Reise nach dem Tschadsee.

Das erste Erforderniss, das ein Afrikareisender, wie überhaupt jeder, der unbekannte Gegenden durchforschen will, von Hause aus mitbringen muss, ist, dass er sich selbst gründlich kenne; denn nur nach einer strengen und unparteiischen Selbsterkenntniss darf man hoffen, sich die genügende Menschenkenntniss anzueignen, und letztere ist nirgends so unentbehrlich als bei Reisen in Afrika, wo es täglich darauf ankommt, fremde Völker und Menschen richtig zu beurtheilen. Gefahren drohen ja nur von einer Seite, von den Menschen. Die klimatischen Einflüsse dieser Gegenden lassen sich wirksam durch Chinin bekämpfen, und die von wilden Thieren kommenden Gefahren sind gleich Null; aber wie schwer ist es hier, den Freund vom Feinde zu unterscheiden, um so schwerer, eine je höhere Stufe der sogenannten Civilisation die Menschen einnehmen! Zweitens muss der Reisende Geduld im höchsten Grade besitzen, alle Arten von Strapazen, Hunger und Durst, selbst

Kränkungen und Beschimpfungen ertragen können. Ohne diese Eigenschaften wird niemand in das Innere Afrikas einzudringen vermögen.

Mit den grössten Schwierigkeiten ist immer der erste Schritt, die erste Etappe verbunden, namentlich das Durchkreuzen der Sahara. Wieviel tausend Dinge gibt es da nicht vorzusorgen und zu bedenken. Zu einer Reise durch die Sahara gehört eine ähnliche Ausrüstung wie zur Seereise auf einem Segelschiffe. So wie der Kapitän eines Segelschiffes nie mit Bestimmtheit vorhersagen kann: an dem und dem Tage werde ich den Hafen erreichen, ebenso wenig kann der Karavanenführer zuverlässig behaupten: an dem oder jenem Punkte wird Wasser zu finden sein, oder in so und so viel Tagen werden wir bei der Oase anlangen. Desgleichen muss wie zu einer Seereise hinlänglicher Proviant mitgenommen werden. Trotz der mehr als tausendjährigen Erfahrungen, wie oft geschieht es, dass die Lebensmittel- und Wasservorräthe nicht ausreichen. Durch den Simum, durch die Hitze geht kein Mensch zu Grunde, aber wie viele verschmachten alljährlich wegen Mangel an Trinkwasser! Was mich betrifft, so hatte ich einen Theil meiner Ausrüstung schon in Deutschland und Frankreich angeschafft: ich kaufte in Paris bei Secretan die nothwendigsten Instrumente, als Aneroïds, Thermometer, Hygrometer, Hypsometer, Boussolen etc., bei Lefaucheux die Waffen für meinen persönlichen Gebrauch, in der Pharmacie centrale in Marseille die Medicamente (an Medicamenten nahm ich mit: Chinin 500 Gramm, Opiumextract 50 Gramm, Brechweinstein 5 Gramm, ferner essigsaures Blei, Jodkali, Ipecacuanha, englisches Pflaster, Heftpflaster, Citronensäure zur Limonadebereitung 2000 Gramm, Hirschhorngeist u. a. m.), und später in Lavalletta Teppiche, wollene Decken, Schwimmgürtel, Gewehre, Munition, Thee, Biscuit, einige Conserven und andere Gegen-

stände. In Tripolis endlich sollte das noch Fehlende ergänzt werden.

Aber abgesehen davon, dass Eingeborene und Europäer wetteifern, um den europäischen Reisenden, den sie als eine Extrabeute betrachten, zu übervortheilen, hat das Einkaufen in Tripolis für den nicht Eingeweihten seine ganz besondern Schwierigkeiten. Geht man z. B. auf den Markt, um ein Kamel oder irgendeine Waare zu erstehen, so hat der Besitzer keinen Preis dafür, oder er nennt wenigstens keinen. Auf die Frage: „Wieviel kostet das?“ hat er die stehende Antwort: „Biete!“ oder: „Wieviel gibst du?“ Was soll nun aber der Neuling, dem die dortigen Verhältnisse fremd sind, auf einen Gegenstand bieten, dessen gewöhnlichen Preis er meist auch nicht annähernd kennt?

Und gar vieles fehlte noch zu meiner vollständigen Ausrüstung. Ausser den Dienern, Kamelen und Kameltreibern war für diese Reise durch die wasserlose Sahara zunächst die nöthige Anzahl Schläuche zu beschaffen. Auf gute Schläuche hat man das Hauptaugenmerk zu richten. Als die besten gelten die von sudanischen Ziegen, nicht nur wegen ihrer Grösse, sondern auch wegen der Dauerhaftigkeit des Leders. Ein Schlauch besteht aus dem ganzen, ungenähten Fell einer Ziege oder eines Schafes. Um es ganz zu erhalten, zieht man den Körper des getödteten Thieres durch die Halsöffnung, die später als Mündung dient. Inwendig werden die Schläuche getheert, damit das Wasser länger vor Fäulniss geschützt bleibe, und auch damit weniger Wasser durch Verdunstung verloren gehe. Grosse Schläuche halten bis 75 Pfund Wasser.

Sodann mussten Kisten gezimmert, Kochgeschirr für die Leute und für mich, Proviant in benöthigter Menge, Tauwerk, Beile und andere Werkzeuge, endlich Waaren, die als Geschenke und Tauschmittel dienen sollten, gekauft werden: Burnusse von Tuch in den schreiendsten Farben, mit Gold

gestickt, bunte Taschentücher, feinere und gröbere Baumwollenzeuge, *Maltese* genannt, Turbane 80 Ellen lang (man denke sich, welche Zeit dazu gehört um einen solchen Turban, der allerdings aus ganz leichtem Stoffe besteht, um den Kopf zu wickeln!), rothe Mützen, einige Stück Sammt und Seide, Essenzen, echte und unechte Korallen, ganze Centner Glasperlen der verschiedensten Art, circa 50000 Nadeln, wovon man in Tripolis für einen Mariatheresienthaler etwa 6000 Stück bekömmt, natürlich von sehr grober Arbeit. Auch ordinäres Schreibpapier, das von Deutschland kommt, und Hunderte von Messern, ebenfalls deutsches Fabrikat, kaufte ich ein, so dass nach und nach meine Wohnung einem Kaufladen glich. Vor allem mussten dann noch Mariatheresienthaler eingehandelt werden, die man in Malta, Tripolis oder Alexandria zum Durchschnittspreise von $1^1/_3$ Thaler erstehen kann.

Die Mariatheresienthaler sind für Centralafrika die beliebteste Münze. Sie müssen aber vom Jahre 1780 sein, und auf der Krone der Maria Theresia müssen 7 Punkte sich befinden. Thaler, die nicht diese Jahreszahl haben oder der 7 Punkte ermangeln, werden von den Sudannegern unbedingt zurückgewiesen. In frühern Jahren hielt man in den Negerländern auch darauf, dass die Thaler ein altes geschwärztes Aussehen hatten, und der Gatroner erzählte mir später, er habe unter Barth das mitgenommene Geld durch Lagerung zwischen Pulver geschwärzt. Den Grund, weshalb in ganz Centralafrika ausschliesslich der österreichische Thaler gäng und gebe ist, vermochte ich nicht zu erfahren.

Ueberhaupt ist Deutschland keineswegs in geringem Maasse an den nach Centralafrika eingeführten Waaren betheiligt. Nicht nur der Mariatheresienthaler ist deutsch, die Waffen aus Hagen und Solingen, die Nadeln aus Iserlohn, Zündhölzchen und Stearinkerzen aus Wien, Tuche

aus Sachsen, Papier und kleine Industrieerzeugnisse aus Nürnberg bekunden, dass die Mehrzahl der in Centralafrika gebrauchten Waaren am billigsten in Deutschland gefertigt werden. Dennoch mangelt es, mit Ausnahme weniger grosser Häuser in Aegypten, gänzlich an directen Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Nordafrika. Zum Theil liegt das wol daran, dass bisher in den nordafrikanischen Staaten der Deutsche vollkommen schutzlos, oder höchstens für seine persönliche Sicherheit auf einen fremden Consul angewiesen war. Kamen aber, wie es vielfach geschehen ist, deutsche Kaufleute mit Waaren nach Tripolis, oder wollten sie mit den dortigen Geschäftsleuten directe Handelsverbindungen anknüpfen, so blieben ihre Bemühungen jedesmal ohne Erfolg, weil ihnen die fremden Consuln, auf die sie zählen zu können glaubten, alle möglichen Hindernisse in den Weg legten. Ganz natürlich — denn es wäre dadurch ihren eigenen Schutzbefohlenen ein Theil des lucrativen Handels entzogen worden. Mit Unrecht sagen daher die Regierungen Deutschlands: „Weshalb sollen wir nach dem und dem Orte einen Consul hinschicken? Wir haben dort keine Interessen, es leben keine deutschen Kaufleute da, die unsers Schutzes bedürftig wären.“ Deutsche Kaufleute können eben nicht hingehen, weil sie gegen die neidischen Umtriebe anderer Nationen keinen Schutz finden.

Ich bewohnte während meines Aufenthalts in Tripolis ein Haus in der Mschia, das ich zu dem Ende von einem Eingeborenen gemiethet hatte. Ein einfaches Haus, nach orientalischer Sitte mit einem grossen Hofraume, auf den sich die Wohnzimmer öffneten, auch mit Küchen-, Keller- und Wirthschaftsräumen versehen; hinter dem Hause war ein kleiner Garten, mit der Aussicht auf das Meer und mit Orangenbäumen bewachsen, welche zu der Zeit gerade blühten, sodass man sich kaum einen angenehmern Aufenthalt wünschen kann. Ich hatte die Wohnung auf dem

Lande vorgezogen, um ungestörter zu sein, da ich in der Stadt vor der allzu grossen Liebenswürdigkeit und Umgänglichkeit der Tripoliner wenig Ruhe gehabt hätte.

Die eigentliche Glanzperiode in gesellschaftlicher Beziehung, die Zeit als der Generalconsul Warrington dort herrschte, war allerdings für Tripolis schon vorüber. Beechey, Lyon, Denham, Clapperton und andere haben noch davon profitirt, sie alle wussten nicht genug die Gastlichkeit und die stets wirksame Unterstützung Warrington's zu rühmen. Doch auch die trostlose Oede, welche jetzt über der europäischen Gesellschaft von Tripolis lagert, hatte damals noch nicht platzgegriffen. An der Spitze des französischen Generalconsulats stand Botta, der geistvolle Verfasser der „Monuments de Ninive" und anderer gelehrten Bücher. Dass der Umgang mit einem so verdienstvollen Reisenden, der die Welt umsegelt, dann in Aegypten und Sennar die eingehendsten Studien gemacht und durch seine Abhandlungen über die assyrischen Keilschriften, die er in Ninive und Khorsabad entdeckte, den ersten Impuls zum Studium der Keilschriften gegeben hatte, äusserst anregend auf mich wirkte, brauche ich wol kaum zu sagen. Dazu besass Botta nicht nur gründliches Wissen, das er leicht und in anziehendster Form mitzutheilen verstand, sondern auch einen durchaus edeln, wahrhaft ritterlichen Charakter. Sohn des berühmten italienischen Geschichtschreibers, folglich seiner Abstammung nach Italiener, war er in Frankreich aufgewachsen und erzogen worden, und seine Gastlichkeit, sein freigebiges, grossmüthiges Wesen stempelten ihn zu einem echten Franzosen. Als Kanzler fungirte neben ihm sein Freund Lequeux, aus Lothringen gebürtig, ein gelehrter Orientalist. Der englische Generalconsul, der alte Colonel Hermann, ein Veteran aus dem spanischen Halbinselkriege, war ein zwar nicht durch Gelehrsamkeit ausgezeichneter, aber höchst liebenswürdiger Mann, dessen

Haus ebenfalls von jeher einen gastlichen Sammelpunkt für die europäische Gesellschaft bildete. Leider bestand zwischen den beiden Generalconsuln unversöhnliche Feindschaft, veranlasst durch einen bei der Ankunft Botta's von Colonel Hermann begangenen Etikettefehler; so unbedeutend dieser Anlass schien, hatte er doch zur Folge, dass die beiden Männer während ihrer ganzen Amtsperiode in Tripolis, die über 20 Jahre währte, sich niemals näher traten, nie grüssten und, falls sie nicht vermeiden konnten, am dritten Orte zusammenzutreffen, einander vollständig ignorirten.

Zu den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft in Tripolis zählten der amerikanische Consul Mr. Porter und Frau, der österreichische Consul Rossi und Frau, der holländische Mr. Testa und Frau, der spanische Generalconsul mit grosser Familie, verschiedene andere Consuln und Kanzler, einige europäische Doctoren, darunter ein deutscher Pharmaceut, und einige Kaufleute, welche die Consular- und Gouverneurskreise frequentiren durften. Pascha-Gouverneur war zur Zeit Mahmud Pascha, später Marineminister des osmanischen Reiches.

Mit letzterm stand ich auf dem besten Fusse. Er wusste, dass ich meine erste und zweite Reise unter der Maske eines Moslem gemacht hatte, und rieth mir daher sehr ab, die südwestliche Route über Adelis und durch das Land der Tuareg zu wählen, da man mittlerweile erfahren haben müsse, dass ich kein wirklicher Muselman sei, und ich mich daher in jenen Gegenden der grössten Gefahr aussetzen würde. Ich blieb aber fest bei meinem Entschluss, eben diese Route und zwar zunächst bis Rhadames einzuschlagen, und fuhr zu dem Ende fort mich in mohammedanische Tracht zu kleiden, wohl wissend, dass ich von Rhadames aus nur unter dieser Verkleidung weiter vorzudringen hoffen konnte.

Meine Diener und Leute betreffend, war ich diesmal recht gut bestellt. In erster Linie nenne ich Hammed Tandjaui, meinen erprobten Reisegefährten bei der Uebersteigung des grossen Atlas, sodann Mohammed Schtaui, einen Tripoliner, der, ehedem Diener im neapolitanischen Consulate, wegen eines Mordes nach Amerika verbannt worden war (die türkische Regierung verbannt bisweilen Verbrecher nach der andern Erdhälfte) und nach erfolgter Begnadigung von dort zurückkehrte. Er war wegen seines mürrischen, ungeselligen Wesens und namentlich wegen seines hervorstechenden Geizes eine werthvolle Acquisition für mich, insofern er lästige Besucher durch sein abstossendes Benehmen von meiner Wohnung fern hielt, niemals gemeinsame Sache mit den übrigen Dienern machte und mit meinem Eigenthum, selbst mir gegenüber, auf das allersparsamste umging, weil geizen ihm zur zweiten Natur geworden war. Nächst den Genannten wurden noch drei Farbige, vom Stamme der Kanuri, Haussa und Teda, engagirt.

Als ich die hauptsächlichsten Diener und meine Kamele beisammen hatte, beschloss ich, einen Uebungsmarsch nach dem etwa 15 Stunden östlich von Tripolis gelegenen Leptis magna zu unternehmen. Schon Tags zuvor liess ich mein prächtiges, gleich dem eines türkischen Paschas eingerichtetes Zelt bei Bordj inglesse[1] aufschlagen. Die Kamele waren von den Weiden geholt und standen in der Nähe bereit. Ich wartete nur noch auf die Ankunft des amerikanischen Consuls Mr. Porter, der sich mir bis Leptis anschliessen wollte. Aber im letzten Augenblicke hatte die junge und hübsche Mrs. Porter ihrem alten siebzigjährigen Ehegatten Contreordre gegeben; er liess absagen, und ich

[1] Bordj inglesse (englisches Fort) liegt eine halbe Stunde östlich von Tripolis, dem Haupteingange des Hafens gegenüber; jetzt ist das Fort Ruine.

tröstete mich über den Verlust seiner Begleitung mit den Vorräthen, Wein, eingemachten Esswaren u. dgl., die bereits für ihn herausgeschickt waren.

Es war am 29. April, als ich mit meiner neuen Ausrüstung den ersten Tagemarsch antrat. Nach zwei kleinen Stunden erreicht man die östliche Grenze der die Stadt Tripolis umgebenden Mschia-Oase, die im Norden vom Meere, im Süden von einem Dünenkranz scharf begrenzt wird. Nur durch einen schmalen, sebchaartigen Landstrich von ihr getrennt liegt die Oase Tadjura, ein Dattelhain von etwa zwei Stunden Länge. Wie die Mschia hat auch Tadjura eine sesshafte Bevölkerung. Ungefähr in der Mitte erhebt sich eine von den Eingeborenen sehr heilig gehaltene Djemma oder Moschee, deren alte, offenbar von Christen herrührende Architektur Beachtung verdient. Barth, der das Innere gesehen, gibt die Zahl der mit korinthischen Capitälen versehenen Säulen auf 48 an. Wahrscheinlich war aber der Imam, welcher Barth hineingelassen hatte, inzwischen durch eine andere Persönlichkeit ersetzt worden, denn mir wurde der Eintritt nicht gestattet.

Beide Oasen sind äusserst fruchtbar und reich an den lieblichsten Naturschönheiten. Die hohen starken Palmen, von den frischen Seewinden gekräftigt, fast möchte ich sagen abgehärtet, vereinigen sich auf dem begrenzten Raume mit üppigen Orangenbäumen verschiedenster Art, mit Granaten-, Oliven-, Feigen-, Pfirsich-, Aprikosen- und andern Bäumen der glücklichen Mittelmeerzone zu einem wahren Blumen- und Fruchtgarten. Ein reizendes Eden hatte Colonel Warrington sich hier am Meeresstrande geschaffen, ein bescheidneres, doch anmuthig blühendes Gärtchen sein Sohn Frederic; aber die Perle aller Gärten, den berühmten Anlagen auf Madeira nicht nachstehend, besass der alte Botta. Botta liebte die Einsamkeit; selten bewohnte er das luxuriös eingerichtete Consulatsgebäude in der Stadt, fast

nur wenn er als Repräsentant des Kaisers, der im Auslande gern für den Protector der gesammten katholischen Christenheit galt, bei den prunkvollen Feierlichkeiten in der alten Kathedrale zugegen sein musste. Sonst fesselte ihn sein Landhaus in der Mschia inmitten jenes von einer 20 Fuss hohen Mauer umgebenen köstlichen Gartens. Was nur an seltenen Pflanzen zu erlangen war, nicht nur europäische und nordafrikanische, sondern auch die botanischen Erzeugnisse der andern Erdtheile, wurde hierher versetzt. Die Gewächse des tropischen Amerika wie die Gewürzpflanzen Indiens, Europas lieblich duftende Blumen wie der persische Jasmin oder die Mandarinorange strömten hier ihre Wohlgerüche aus. Es war die Solitude Botta's, wo er, nur mit seinem Kanzler Lequeux und einigen Dienern wohnend, in den Erinnerungen eines wechselvollen und ereignissreichen Lebens seine Tage verträumte. Die tripolitaner Gesellschaft bespöttelte diese Zurückgezogenheit, denn niemand hatte dort Verständniss dafür, und eben deshalb mied er soviel wie thunlich ihren Umgang.

Dass jede Reise auch ihre Unannehmlichkeiten mit sich zu bringen pflegt, das sollte ich gleich beim Beginn unsers Probe- und Vergnügungsmarsches erfahren. Bei der Abreise von Bremen erhielt ich von meinem Bruder Hermann einen stattlichen Neufundländer zum Geschenk. Mit vieler Mühe und grossen Kosten hatte ich das prächtige Thier durch ganz Frankreich und über das Mittelmeer nach Tripolis gebracht. Während des Aufenthalts in Tripolis, zumal meine Wohnung nahe am Meer gelegen war, ertrug der Hund die Vertauschung des nordischen Klimas mit dem Süden ganz wohl: er lag eben beinahe den ganzen Tag im Wasser. Nun aber zeigte sich's, dass Bull, so hatte ich ihn genannt, den Anstrengungen einer afrikanischen Reise keineswegs gewachsen war. Schon nach einer Stunde konnte er nicht weiter. Ich versuchte ihn auf ein Kamel zu setzen;

aber es ging nicht: seine Antipathie gegen das Kamel schien ebenso gross zu sein wie die, welche das Kamel gegen ihn zu erkennen gab. Kurz darauf war er verschwunden. Sei es dass er sich in ein kühles Haus geflüchtet und dort abgefangen wurde, oder dass er den Schatten eines Palmendickichts aufgesucht, genug er war nicht mehr zu finden, und wir mussten ohne ihn unsern Weg fortsetzen.

Nach Tadjura folgt noch eine Strecke zwar unbebauten, doch ohne Zweifel culturfähigen Bodens, am andern Morgen aber traten wir in jene trostlose Sandregion ein, welche die Oasen Sensur im Westen, Mschia im Süden und Tadjura im Osten umgürtet. Der Sand ist, wie seine sehr lose Lagerung deutlich erkennen lässt, vom Meere ausgeworfen, und zwar erst in jüngster Zeit. Barth, der diese Anhäufungen einmal „shifting sands", ein andermal „lebendige Sandhügel" nennt, trägt zwar gleichwol Bedenken, sie den Meeresdünen beizuzählen. Wären sie aber kein Product des Meeres, so könnten sie nur durch Zersetzung von Gesteinsmassen an Ort und Stelle entstanden sein, wenn anders Herrn Vatonne's Theorie der Sanddünenbildung irgendwelche Wahrscheinlichkeit für sich hat. Nach derselben Hypothese müssten sie dann einen festen Kern enthalten. Allein in der ganzen Gegend gibt es keine Felsformation, der Grund besteht überall aus alluvialer Anschwemmung, und die hier und da sichtbar werdenden Felsen sind nur grosse, vom Gebirge herabgetriebene erratische Blöcke.

Nach Ueberschreitung zweier Rinnsale, des Uadi Rmla und des Uadi Msid, gelangt man aus der Wüste in einen reichen, fruchtbaren Landstrich, der aber in der Richtung nach Osten immer schmäler wird, da das Gebirge sich hier immer näher zur Küste herandrängt. Man muss über den Sandgürtel hinausgelangt sein, um einen Begriff von dem eigentlichen tripolitanischen Lande und dessen Fruchtbarkeit zu bekommen. Die meisten Europäer aber, die Tri-

polis besuchen, versäumen dies und glauben, wenn sie bis an den Rand der Mschia gegangen, hätten sie Afrika, d. h. die „Sandwüste" erreicht. So ist es erklärlich, dass selbst sehr gebildete Leute in Europa sich Afrika als Eine grosse Wüste, als ein endloses Sandmeer vorstellen. Wenn schon bei der Sahara diese Annahme nicht zutrifft, wieviel weniger ist sie auf ganz Afrika anzuwenden, einen Continent, der mehr als den dreifachen Flächeninhalt von Europa einnimmt.

Die Gegend östlich vom Uadi Msid ist mit zahlreichen Duar der Araber geschmückt und durch grosse Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden belebt. Griechen und Römer, Phönizier und vor ihnen andere Völker haben hier ihre Spuren zurückgelassen. Am 2. Mai zogen wir über den Negasi, den höchsten Ausläufer des Gebirgs zwischen Lebda und Tripolis. Noch einige Stunden, und wir befanden uns vor Choms, mit welchem Namen die Türken jetzt den District von Lebda bezeichnen.

Ich liess mein Zelt und das meiner Leute ungefähr in der Mitte zwischen Leptis und dem circa 4 Kilometer westlich von der Ruinenstadt entfernten türkischen Serai aufschlagen. Sodann stattete ich dem Kaimmakam — diesen Rang hat der dortige Pascha-Gouverneur — meinen Besuch ab. Er empfing mich sehr freundlich und versicherte, ich könne unbesorgt vor jeder Gefahr an dem gewählten Platze lagern. Die übrigen Tagesstunden wurden der Besichtigung des alten Leptis gewidmet. Von Leptis zurückgekehrt, legten wir uns alle bald zur Ruhe, der wir im Vertrauen auf die Versicherung des Kaimmakam uns sorglos glaubten hingeben zu dürfen, um so mehr als die Kaserne der türkischen Garnison kaum einen Büchsenschuss von unserm Lager entfernt war. — Plötzlich, wir lagen im ersten Schlaf, höre ich Lärm und meine Diener „Diebe, Diebe!" rufen. Ich springe, meinen Revolver in der Hand,

aus dem Zelte und sende einem Davoneilenden mehrere Kugeln nach. Erst als der Flüchtling, durch die Dunkelheit der Nacht begünstigt, meinen spähenden Blicken entschwunden war, wandte ich mich um und fragte, was vorgefallen sei. „Mein Revolver ist fort", schrie Hammed — „Mein Säbel!" rief Schtaui; und bei näherer Nachforschung fand sich, dass auch noch einige andere Gegenstände fehlten. Bequem wie die beiden waren, hatten sie nachts ihre Waffen abgelegt (ich selbst schlief fast immer mit dem Revolver im Gürtel), und so konnte ein herbeigeschlichener Dieb, von aussen unter das Zelt langend, sich derselben bemächtigen. Natürlich war für den Augenblick nichts weiter zu thun. Am andern Morgen aber meldete ich mich zeitig bei dem Kaimmakam. Die verlegene Miene dieses würdigen Beamten verrieth mir, dass er von dem nächtlichen Vorfall bereits Kenntniss habe. Das Schiessen musste von den Schildwachen gehört worden sein; auch hatten schon beim Tagesgrauen Leute aus der Stadt sich vor unsern Zelten eingefunden und mit meinen Dienern verkehrt.

Es wäre unschicklich gewesen, gleich mit der Thür ins Haus zu fallen. Nach den üblichen Begrüssungen unterhielt ich mich daher zuerst über gleichgültige Dinge, hob im Laufe des Gesprächs hervor, welch zuvorkommende Aufnahme Mahmud-Pascha in Tripolis mir habe zutheil werden lassen, und erwähnte, dass ich mit einem *Bu-Djeruldi*, einem für die Regentschaft Tripolitanien geltenden Regierungspass, ja sogar mit einem *Firman-ali* des Sultans in Stambul, einem türkischen Ministerialpass, versehen sei. Dabei zog ich die beiden Documente aus der Tasche. Die Angst des Kaimmakam stieg zusehends, je mehr ich in seinen Augen zu wachsen schien. Hatte er im Anfang geglaubt, einen *Tadjar* (Kaufmann) vor sich zu haben, so sah er jetzt, dass ich ein bei seiner Regierung hoch angeschriebener Mann sein müsse. Er wagte endlich die Frage, ob ich etwa nicht mit allem zufrieden

sei, oder ob ich ihm noch besondere Wünsche auszusprechen hätte. „Mit deiner Aufnahme, deiner Gastlichkeit", versetzte ich, „bin ich sehr wohl zufrieden, sonst würde ich sie nicht durch Geschenke erwidert haben." Auf Anrathen Frederic Warrington's, des treuen Factôtums aller Reisenden in Tripolis, hatte ich 6 Flaschen Cognac mitgenommen und dem Kaimmakam zum Präsent gemacht. „Das Essen, das du mir gestern Abend zu schicken die Güte hattest, war so reichlich, dass es nicht bewältigt werden konnte. Aber unter deinen Augen bin ich diese Nacht bestohlen worden, und ich verlange sofortige Ergreifung und Bestrafung des Diebes oder, wenn er nicht zu entdecken ist, als Ersatz für die gestohlenen Sachen die Summe von 125 Frs." Schweisstropfen perlten während meiner Rede auf der Stirn des Geängstigten. Er wusste, dass ich, abgesehen von dem Firman-ali des Grosssultans, in Tripolis nicht nur eine Stütze am Gouverneur, sondern auch an allen dortigen Consuln hatte. Als Hanseat stand ich officiell unter britischem Schutze, aber da die Nationalitäten sich damals noch nicht so feindselig gegeneinander verhielten wie seitdem, konnte ich auf den Schutz auch aller andern europäischen Consuln rechnen. Um mich vorderhand zu beschwichtigen, gab mir der Kaimmakam einen Kadhi (Richter) mit, der den Thatbestand an Ort und Stelle untersuchen sollte. Dieser versammelte die Bewohner der Umgegend und stellte ein langes Verhör mit ihnen an. Da aber natürlich keiner für gut fand sich zu dem Diebstahl zu bekennen, fragte er mich, was ich an seiner Stelle thun würde. Des summarischen Verfahrens mich erinnernd, das ich den Pascha Mohammed-ben-Thaleb in Fes bei einer ähnlichen Gelegenheit anwenden sah, erwiderte ich ihm: „Die Leute sämmtlich einsperren und jeden seinen Theil an der Ersatzsumme bezahlen lassen; sie werden dann unter sich den Dieb schon herausbekommen!" Dem

Kadhi schien das Praktische der von mir empfohlenen Massregel einzuleuchten, denn auf seinen Befehl wurden die Leute alle ins Gefängniss abgeführt.

Wer ein solches Verfahren ungerecht, tyrannisch und hartherzig nennen und hinzufügen möchte, gerade die Europäer müssten sich in fremden Ländern, unter den Bekennern einer andern Religion durch Gerechtigkeit und Menschen- oder Nächstenliebe hervorthun, der bedenkt nicht, dass ich eben im Begriffe stand, eine lange gefahrvolle Reise anzutreten, während welcher ich ganz allein auf meine eigene Energie angewiesen war, in einem Lande, wo alles was dem einzelnen europäischen Reisenden begegnet, durch die Fama zehnfach vergrössert, schnell wie ein Lauffeuer von Mund zu Munde sich weiter verbreitet, wo ich also auf die Respectirung meiner Person und meines Eigenthums seitens der Eingeborenen mit äusserster Strenge bedacht sein musste. Hätte ich geduldet, dass man mich hier im Bereiche der türkischen Herrschaft, unter den Augen des Kaimmakam und in fast unmittelbarer Nähe einer vom Militär besetzten Kaserne ungestraft bestahl, was hätte dann in entlegenen Gegenden, die keinerlei gesetzlichen Schutz boten, aus mir werden sollen?

Ich blieb denn auch fest gegenüber allen Versuchen, an meine Grossmuth zu appelliren, und gab auf die Vorstellungen: man könne jetzt in der Erntezeit die Leute nicht im Gefängniss zurückhalten, der Bairam stehe vor der Thür u. s. w., stets nur die eine Antwort: „Entweder den Dieb oder das Geld!“ Nächsten Tags erschien der Kadhi wieder, gefolgt von einer Schar lamentirender Eingeborenen. Unter vielen Entschuldigungen, dass es nicht gelungen sei, den Dieb zu ermitteln, brachte mir der Kadhi 50 Frs. und die Leute ein fettes Schaf. Damit waren die gestohlenen Gegenstände freilich noch nicht zur Hälfte ihres Preises ersetzt, denn das Schaf hatte keinen Werth für mich, doch

wollte ich die Sache nicht auf die Spitze treiben, sondern erklärte mich für befriedigt. Sogleich wurden die Pforten des Kerkers geöffnet und die Familienväter den Ihrigen zurückgegeben. Auch ich war froh, dass der leidige Handel ein Ende hatte und die Leute nun ihr Bairamfest ungetrübt begehen konnten.

Ich unterlasse es, die Ruinen um Lebda, deren Grossartigkeit mich in Erstaunen setzte, hier näher zu beschreiben, zumal mein Besuch derselben ein so flüchtiger gewesen, denn schon am 5. Mai brach ich wieder auf, um über Messalata nach Tripolis zurückzukehren. Dieser Weg ist reich an romantischen Schönheiten und überraschenden Fernsichten, aber nicht eben bequem und für europäisches Fuhrwerk wol kaum passirbar. Dass ihn einst die Wagen der Phönizier, Griechen und Römer durchfurchten, ist an den tiefeingeschnittenen Gleisen, da wo Fels offen zu Tage liegt, noch deutlich erkennbar. Zahlreiche Ruinen von festen Schlössern, Castellen, Grabmälern und Privatbauten verleihen der Gegend einerseits ein etwas melancholisches Aussehen, während andererseits die mit Gerste, Weizen, Mais oder Taback bebauten Felder, die Obstgärten voll Wein, Feigenbäumen, Johannisbrot, Oliven und Orangen den tröstlichen Gedanken erwecken, dass zwischen jenen Resten verschwundener Geschlechter neue Menschen leben und thätig sind. Auch des wilden Pflanzenschmuckes ermangelt die durch zahlreiche Quellen und Rinnsale bewässerte Berglandschaft nicht. Am Wege stehen wilde Oliven oder die kleinblätterige Eiche, Tamarisken und Oleander umsäumen den Rand der Bäche, und an den Berglehnen, wo sie nicht mit Rasen bedeckt sind, wachsen duftende Artemisia und andere aromatische Kräuter. Seitwärts von der grossen Strasse schneiden Gebirgsthäler ein, die dem Jäger ergiebigen Jagdgrund darbieten. Unmassen von Tauben nisten in Löchern an den Abhängen der steilen Kalk-

wände. Rebhühner durcheilen die Büsche, und wilde Enten beleben die einsamen Tümpel. Von vierfüssigen Thieren finden sich Hasen und Kaninchen, Füchse und Schakale am häufigsten, hier und da auch Wildschweine, Luchse und kleinere Raubthiere; der Panther und der Löwe aber kommen hier nicht mehr vor.

Wir folgten von Lebda aus zuerst dem südöstlichen Laufe des Uadi Lebda und zogen dann, auf der Berghöhe angelangt, in westlicher Richtung weiter. Die Gegend scheint ziemlich dicht bevölkert zu sein, doch sieht man es den Menschen wie ihren Wohnungen an, dass sie von der tripolitanischen Regierung bedrückt und ausgesogen werden. Die Bevölkerung theilt sich in eine sesshafte und eine nomadisirende; die Nomaden campiren unter schlechten und kleinen Zelten, die sesshaften Bewohner haben elende, kaum irgendwelchen Schutz gewährende Hütten aus roh übereinander gelegten Steinen. Angesichts der herrlichsten Baudenkmäler und verfallener Paläste, die oft nur einer geringen Ausbesserung bedürften, um mehrern Familien als solides und gesundes Obdach zu dienen, fristen diese Leute in erbärmlicher Existenz ihr Leben dahin. Nie fragen sie sich: warum können wir nicht solche Gebäude errichten und bewohnen? Nie regt ein Steindamm, der auf die Umfassung eines ehemaligen Wasserreservoirs deutet, nie der Bogen eines antiken Aquaducts sie zum Nachdenken über die gegenwärtige Armuth des Landes an. Stumpfsinnig schleichen sie vorüber, oder ein Weiser unter ihnen versteigt sich etwa zu der Aeusserung: „Das sind Werke der Rumi, der Christen, die standen mit dem Teufel im Bunde, mit seiner Hülfe erbauten sie jene Schlösser — verflucht seien die Christen!“ Und doch ist dieses Volk bildungsfähig und würde unter angemessener Leitung sich gewiss nach und nach aus seiner Lethargie herausarbeiten. Leider kann bei dem Verwaltungssystem der türkischen Regierung

auf ein derartiges Emporheben des Volkes wol niemals gerechnet werden. Der Pascha, der von Konstantinopel aus in eine ferne Provinz des Reiches geschickt wird, schaltet dort vollkommen unabhängig und ohne jede Controle. Er betrachtet in der Regel die ihm unterstellte Provinz lediglich als eine Bereicherungsstation, und beeilt sich um so mehr die Bewohner nach Möglichkeit auszupressen, da er keinen Tag sicher ist, sofort von seinem Posten wieder abberufen zu werden.

In dem Gebirgsstädtchen Messalata lud mich zugleich mit einem Effendi der Kaid des Orts ein, sein Haus als Nachtherberge zu benutzen. Nicht ohne Grauen vor der mir bekannten Unsauberkeit eines arabischen Wohnhauses machte ich von dem Anerbieten Gebrauch, und in der That erwies sich in dieser Beziehung, namentlich was die Plage von Flöhen und andern Insekten betrifft, der Aufenthalt unter dem gastlichen Dache als entsetzlich genug. Wie mochte es hier erst im Hochsommer aussehen! Der Effendi entschädigte sich damit, dass er der Arakiflasche fleissig zusprach, die ich ebenfalls nicht verschmähte, denn auf dem Wege von Tripolis nach Lebda war meine grosse blecherne Weinflasche von dem Kamel gegen einen Fels gedrückt und zerquetscht worden. Im übrigen entsprach die reichliche Bewirthung der gerühmten Gastfreiheit der Araber. Man wird indessen gut thun, selbst bei den Arabern, dem gastlichsten Volke der Welt, stets das marokkanische Sprichwort im Sinne zu behalten: Am ersten Tage ist der Gast willkommen, am zweiten wird er geduldet, am dritten wünscht man ihn zum Teufel. Auch glaube man nicht, dass der Genuss solcher Gastfreundschaft dem Reisenden billig zu stehen kommt. Besonders in diesem Falle hatte ich doppelte Ansprüche zu befriedigen: sowol die Diener des Kaid wie die des Effendi wollten von mir beschenkt sein; letztere begrün-

deten ihren Anspruch, indem sie sagten, ich sei ein Bei und habe somit die Verpflichtung, jedem Diener eines niedern türkischen Beamten Bakschisch zu geben. Meine Eitelkeit litt nicht, „mich lumpen zu lassen", und so verliess eine hübsche Anzahl Tücher und rothe Mützen meinen Koffer auf Nimmerwiedersehen.

Auf den andern Tag fiel das Bairamfest. Da der marokkanische Brauch, die religiöse Festfeier auf freiem Felde an einer Msala abzuhalten, in Tripolitanien unbekannt ist, begleitete ich den Kaid und den Effendi zum üblichen Gebet in die Moschee. Ich hatte ja noch immer den Plan, über Rhadames und Ideles zum Hogar-Lande vorzudringen, und gab mich deshalb in Tracht und Sitte fortwährend für einen echten Muselman aus. Es gelang mir vortrefflich. Weintrinken ist den Tripolitanern nichts Auffallendes, die seit langem durch die türkische Herrschaft gewöhnt sind, das Trinken von Spirituosen als halb erlaubt zu betrachten; in der Kunst des Gebetmachens aber nahm ich es mit dem frömmsten Faki auf. Hierin hatte ich in Marokko eine gute Schule durchgemacht und mir allerlei kleine Finessen angeeignet, ja ich bin überzeugt, mancher Thaleb aus der Umgegend beneidete mich um meine Fertigkeit im Niederwerfen und Fingerdrehen beim Gebet. Aus der Moschee nach Hause zurückgekehrt, opferte jeder Familienvater, der nur irgend die Mittel dazu erschwingen konnte, ein Lamm. Arme und Bettler gingen von Haus zu Haus; sie werden am Bairamstage mit reichlichern Gaben als gewöhnlich bedacht.

Nachmittags bestieg ich eine Anhöhe vor der Stadt, bei welcher Gelegenheit ich mit Schrecken gewahr wurde, dass mein Diener das Aneroid zerbrochen hatte. Glücklicherweise hatte ich noch einige Ersatzexemplare in Tripolis. Die Burgruine, welche den Berg krönt, ist altspanischen Ursprungs, doch ohne besonderes Interesse.

Am 7. Mai setzte sich meine kleine Karavane wieder in Bewegung. Von Messalata führt der Weg zwischen fruchtbaren Feldern an den Abhängen der Berge entlang zu dem Uadi Gerim, und an diesem abwärts bis zum Ksor Gerim, das am rechten Flussufer hoch auf steilen Felsen sich erhebt. Hier verlässt er nach Westen umbiegend den Gerim, der weiter unterhalb in den Uadi Rmla fliesst, und erreicht bald darauf die weite Djefara-Ebene. In all den Thälern stösst man auf Spuren der einstigen römischen Landwirthschaft. Noch stehen viele jener gemauerten Querwälle, wie sie neuerdings auch für Algerien in Vorschlag gebracht wurden; manche sind von kolossaler Dicke und so gut erhalten, dass sich mit geringen Kosten wieder grosse Wasserreservoire aus ihnen herstellen liessen, mittels welcher diese ertragsfähigen, aber während der heissen Jahreszeit von der Sonne ausgedörrten Ebenen regelmässig berieselt werden könnten. Zufolge des Mangels an Waldungen fällt in Tripolitanien der atmosphärische Niederschlag nicht als sanfter Regen, sondern in heftigen Wolkenbrüchen herab. Um nun trotzdem das Wasser zu sammeln, verschlossen die Römer ein ganzes Thal durch riesige Querwälle, sodass sich kleine Seen bildeten, welche die genügende Bewässerung der Felder während des ganzen Jahres ermöglichten: ein Beweis übrigens, dass schon zu den Zeiten der Römer Tripolitanien fast ebenso holzarm wie jetzt gewesen sein muss.

Wohlbehalten langte ich am 8. Mai wieder in Tripolis an, im ganzen recht zufrieden mit meinem Ausfluge. Zu meiner Freude war unterdessen ein Dampfer von Europa mit Briefen für mich eingelaufen. Dagegen hatte ich den Schmerz, meinen schönen Neufundländer nicht, wie ich gehofft, im Hause vorzufinden. Die Bewohner der Mschia haben ihn verzehrt, behaupteten die Tripolitaner. Dies bestätigte sich zwar nicht, obschon die Mschia-Bewohner,

wie dort allgemein bekannt, allerdings Hunde essen, genug aber das Thier blieb für mich verloren.

Ich beschäftigte mich nun aufs eifrigste mit der Vollendung meiner Ausrüstung, und um der Stadt etwas näher zu sein, bezog ich das reizend gelegene Landhaus des Herrn Labi, eines jüdischen Eingeborenen, der mir dasselbe freundlichst zur Verfügung gestellt hatte; es war so geräumig, dass auch meine sämmtlichen Diener darin Unterkommen fanden.

Von seiten der europäischen Colonie erfreute ich mich fortgesetzt zuvorkommender Aufmerksamkeit; Engländer, Franzosen, Spanier und Oesterreicher wetteiferten gleichsam, mir Liebenswürdiges zu erweisen. Unter andern verkehrte ich viel mit dem Pater Präfect, einem sehr würdigen Manne, der mit bischöflicher Vollmacht der katholischen Kirche in Tripolis vorsteht; wie er häufig mein Gast war, war ich auch meinerseits kein Verächter seiner trefflichen Küche und des guten Klosterweins. Die meiste Sympathie aber flösste mir der französische Generalconsul Botta ein, denn er und sein Kanzler Mr. Lequeux waren die einzigen in der dortigen europäischen Gesellschaft, die für anderes, als was ausserhalb des gewöhnlichen Lebenskreises liegt, Verständniss besassen. Ich wusste zwischen ihm und dem englischen Generalconsul Hermann stets meine Neutralität zu bewahren. Die beiden hatten sich, wie schon erzählt, nie gesprochen, nie besucht. Als Barth auf der Rückkehr von seiner grossen Reise nach Tripolis kam, nahm er bei Colonel Hermann Quartier, mit dem er von früher her befreundet war. Botta stellte ihm schriftlich ein französisches Kriegsschiff, das gerade in Tripolis ankerte, für die Ueberfahrt nach Europa zur Disposition und lud ihn gleichzeitig zu einem Besuche ein. Aber Colonel Hermann's Eifersucht liess weder das Anerbieten noch die Einladung in Barth's Hände gelangen, sodass

dieser sich nicht einmal für die Aufmerksamkeit bei Botta bedanken konnte. Auch zu mir hatte Colonel Hermann einst gesagt: „Ich sehe nicht gern, dass Sie die Franzosen frequentiren.“ Natürlich nahm ich keine Notiz davon, und er war taktvoll genug, mich seinen Aerger darüber nicht empfinden zu lassen.

Endlich nahte der Tag der Abreise. Den Abend vorher gab der amerikanische Consul mir zu Ehren noch ein glänzendes Fest. Die sämmtlichen Consuln mit ihren Damen waren erschienen, selbst Mahmud-Pascha erhöhte den Glanz des Abends durch seine Gegenwart, und manche Flasche Champagner ward auf das glückliche Gelingen meiner Expedition geleert. Zum Abschied, ein Theil der Gäste hatte sich bereits entfernt, spielte mir Mrs. Porter die „Adelaide“ von Beethoven vor, was ich als ein besonders gutes Omen ansah, denn auch zu meiner zweiten Reise über den Atlas und nach Turat hatten mir musikalische Klänge das Geleit gegeben. Als ich nämlich damals spät abends von El-Aghouat wegritt, tönten fern durch den Palmenwald Melodien aus der „Weissen Dame“ zu mir herüber, die ein französischer Spahi-Offizier einem Waldhorn entlockte. — Bevor die Gesellschaft auseinanderging, ereignete sich noch eine komische Scene. Mein Diener Hammed-Tandjaui war durch den Abschied von seinen Bekannten in eine wehmüthige Stimmung versetzt worden und hatte dann, um sie zu verscheuchen, ganz gegen seine Gewohnheit etwas zu tief in die Arakiflasche geguckt. Da erschien ihm mein langes Ausbleiben bedenklich. Flugs machte er sich auf und lief von dem Landhause nach der Stadt, in die er, obgleich in Tripolis zur Nachtzeit die Thore geschlossen sind, sich unbemerkt einzuschleichen wusste. Plötzlich trat er nun in einem fast adamatischen Costüm, eine grosse Laterne in der Hand, mitten in den

Kreis der eleganten tripolinischen Damenwelt. Grosse Bestürzung zuerst und Ausrufe von „shocking, shocking!“ dann aber ein nicht aufhörenwollendes Gelächter, unter welchem man sich trennte und eine gute Nacht wünschte — für mich die letzte in Tripolis.

Früh am 20. Mai war ich reisefertig. Als ich mich angekleidet und meine Geldbörse zu mir stecken wollte, vermisste ich ein 20 Fr.-Stück; ich wusste ganz genau, dass ich tags vorher 100 Frs. aus der Cassette genommen hatte. Niemand anders, dachte ich, als Hammed, dem die Ueberwachung meines Geldes anvertraut war, kann das Stück entwendet haben, und in dem Verdacht, er habe sich seinen Rausch am vorigen Abend auf meine Kosten angetrunken, schlug ich, ohne auf die Betheuerungen seiner Unschuld zu hören, unbarmherzig auf ihn los. Durch die Ankunft einer Cavalcade aus der Stadt, an ihrer Spitze fast sämmtliche Consuln, welche herauskam, um mir bis zur Grenze der Mschia das Ehrengeleit zu geben, wurde glücklicherweise die Execution unterbrochen, und zu meiner Beschämung fand ich bei wiederholtem Suchen in einer meiner Taschen das vermisste Goldstück. Hammed war ausser sich; erst nach einigen Tagen gelang es mir ihn zu beruhigen. „Ich weine nicht wegen der Schmerzen“, sagte er mehr als einmal, „die mir deine Schläge verursachten; aber ich werde nie vergessen, dass du an meiner Ehrlichkeit gezweifelt hast.“ Dennoch hat er vergessen und mir die unverdient empfangene Züchtigung nicht nachgetragen: er war und blieb mein treuester Diener, treu und ehrlich bis zu seinem frühen Tode. —

„E-o-a! E-o-a!“ schrien die Kameltreiber, dann ihr einförmiges „*Ssalam ala rassul oua nebbina*“ (Heil und Frieden über unsern Gesandten und Propheten) anstimmend. Dazwischen wehklagten Abschied nehmende ara-

bische Weiber oder stiessen ein gellendes „Yu, Yu!“ aus. Das letzte Gepäck wurde auf die Kamele vertheilt und befestigt, der Zug vollends geordnet, und um 7½ Uhr bewegte er sich, das Mittelmeer im Rücken, gemessenen Schrittes landeinwärts.

II.

Von Tripolis nach Rhadames.

Der Ausmarsch. Lotus zizyphus. Sklavenhandel. Gangart des Kamels. Die Festung Ghorian. Der Pascha. Türkische Militärärzte. Ksebah. Juden als Handwerker. Aberglauben. Ankunft vor Misda. Die Misdani. Der Snussi-Orden. Ein Räuberhauptmann. Ungebetene Gäste. „Gielen". Die Gra. Die Hammada. Die Oase Derdj. Einzug in Rhadames.

Während am Tage zuvor ein starker Gebli (Südwind) die Temperatur schon 10 Uhr Vormittags auf + 40° C. gesteigert hatte, wehte jetzt ein angenehmes Meerlüftchen, das bald zum kräftigen Behari (Nordwind) heranwuchs. Der Wind bläst günstig! konnte ich wie der den Hafen verlassende Schiffer ausrufen. Unter lebhaftem Plaudern erreichten wir den östlichen Saum des Palmenwaldes, den Anfang der Sanddünen. Man hat hier in nächster Nähe von Tripolis ein echt afrikanisches Bild vor sich: schlanke immergrüne Palmen, Orangen- und Olivenbäume mit saftigem Blätterschmuck, unmittelbar daneben aber die öde Sanddüne, und alles überwölbt von einem trübblauen Himmel. In Nordafrika ist der Himmel beständig in graue Schleier gehüllt; der klare und tiefblaue Himmel des europäischen Südens zeigt sich erst wieder in der Region der Haufenwolken, d. h. in Centralafrika während der Regenzeit.

Beim Bir (Brunnen) Bu-Meliana am Rande der Dünen machte der Zug halt. Indess die Wasserschläuche gefüllt

wurden, leerte ich mit den Herren aus der Stadt noch ein Glas Wein, dankte für ihre freundliche Begleitung und stiess auf glückliches Wiedersehen an. Dann bestieg ich mein Kamel; noch ein Händedruck, ein Gruss — und damit hatte ich für lange Zeit der Civilisation Lebewohl gesagt.

Meine Karavane bestand ausser mir aus sechs Leuten und ebenso vielen Kamelen. Nur ich und meine drei Diener waren bewaffnet, jeder von uns hatte immer Ladung für zwölf Schuss in Bereitschaft. Zuerst ging es in gerader südlicher Richtung hin; bergauf, bergab mussten sich unsere Thiere mühsam über und durch die weissen Sanddünen fortarbeiten. Nach einer Stunde kamen wir an den Bir Sbala, der wie der folgende, anderthalb Stunden davon entfernte Bir Huilet von einer kleinen krautreichen Einsenkung umfasst ist. Bei letzterm fanden wir schon Araber mit einer weidenden Ziegenheerde; der eigentliche Areg (die Sandzone) endet aber erst beim Bir Kicher, wo fruchtbares Ackerland beginnt. Hier theilt sich der Weg in zwei Arme. Man hatte uns gesagt, der westliche, der eine Richtung von 160° hat, sei der nähere; wir verfolgten ihn, und schlugen um $3^1/_2$ Uhr nachmittags bei einem kleinen Duar (Zeltdorfe) unser Lager auf. Da gab es nun noch viel zu ordnen und zu verbessern: hier war eine Kiste zu schwer, dort ein Sack zu leicht; das Schuhzeug, d. h. die Sandalen der Leute wurde neu und zweckmässiger eingerichtet, kurz die Zeit bis zur einbrechenden Nacht zu allerhand Vorbereitungen für die Weiterreise benutzt.

Am andern Morgen um 6 Uhr, nachdem ein zudringlicher Kerl, der sich für besonders heilig ausgab, mir seinen Segen, natürlich für Geld, ertheilt hatte, zogen wir wieder ab, schlugen aber die südöstliche Richtung ein, da die Duarbewohner uns den östlichen Weg als den nähern bezeichneten.

Das Wetter war an diesem Tage ebenso günstig wie am vorhergehenden. Das Land fand ich zumeist gut angebaut, dennoch die Bewohner und ihre kleinen Zelte überaus ärmlich. Kaum kann man diese Behausungen noch Zelte nennen, und viele Familien besassen nicht einmal solche, sondern noch elendere Hütten. Die Wirkung der das Volk aussaugenden türkischen Pascha-Wirthschaft macht sich eben auf Schritt und Tritt bemerkbar.

An vielen Stellen ist das Land mit dichtem Buschwerk durchwachsen, welches die Eingeborenen nicht auszurotten verstehen. Es ist dies die Lotusstaude, L. zizyphus[1], die auch in Algerien ihrer Dornen und tiefen Wurzeln wegen die Verzweiflung der europäischen Colonisten bildet. In Sus, der südwestlichen Provinz von Marokko, sah ich sie ebenfalls häufig; ihre kleinen Beeren, die damals, im Herbst, gerade reif waren, dienten mir als angenehme, wenn auch nicht sättigende Zuspeise. Bei den Eingeborenen heisst die Staude Ssodr, und nach ihr wird dieser ganze District von Tripolitanien Ssodria genannt.

Südlich vor uns und südöstlich zur Seite hatten wir jetzt das Gebirge. Um 2 Uhr erreichten wir die ersten Vorberge, deren östlicher, Djebel Batas, eine relative Höhe von 500′ haben mag. Nach einer weitern halben Stunde gelangten wir ans Ufer des Uadi El-Hera. Diesem Flusse schickt sowol der Tarrhona im Osten wie das Ghorian-Gebirge im Süden Wasser zu; er wendet sich hier, die bis dahin eingehaltene westliche Richtung verlassend, nach Norden, bewässert in seinem Laufe die Oase Sensur und fliesst, wenn ihn starke Regengüsse angeschwellt haben, bis ins Meer.

Wir begegneten hier einer Karavane, die mit Sklaven und Sklavinnen von Mursuk kam und mir von neuem be-

[1] Barth: Rhamnus nabeca; Duveyrier: Zizyphus lotus.

wies, dass der Menschenhandel in den türkischen Provinzen noch immer nicht aufgehört hat, trotzdem die Pforte den europäischen Mächten fortwährend das Gegentheil versichert. Ich werde später Gelegenheit nehmen, auf dieses Thema eingehend zurückzukommen; hier sei nur bemerkt, dass in Tripolis zu der Zeit — und es dürfte seitdem kaum anders geworden sein — gerade die Regierung selbst den Sklavenhandel in jeder Weise begünstigte.

Unser Marsch endete auch an diesem Tage schon um 3 Uhr nachmittags. Die Treiber und Besitzer der Kamele, die ich zu meinen eigenen für die Reise gemiethet hatte, weigerten sich nämlich weiterzugehen, und da ich selbst darauf bedacht sein musste, die Kräfte meiner Leute wie die der Kamele möglichst zu schonen, gab ich nicht ungern nach.

Am 22. Mai befanden wir uns bereits beim Ausmarsch zwischen den Vorbergen des Djebel Ghorian. Die Hitze hatte etwas zugenommen, belästigte uns jedoch wenig, weil wir jetzt in höhere Luftregionen eintraten. Wir kreuzten mehrere male den Uadi Madjar, der südlich vom Ghorian-Gebirge in starken Windungen herabkommend sich in den Uadi Hera[1] ergiesst, und gelangten auf ebenso stark gewundenem, doch im ganzen nicht über 200° abweichendem Wege um 9 Uhr an den Fuss des eigentlichen Gebirges. Die uns zugekehrte Seite seines Abhangs ist fast gar nicht bewachsen, aber die Formen der Berge bieten einen malerischen Anblick. Und während ihre Rücken meist kahl sind, strotzen die Schluchten und Thäler vom herrlichsten Grün; Palmen-, Orangen-, Oliven- und Feigenwälder gewähren da eine erquickende Augenweide, um so erquickender, je monotoner die Ebene ist, die man eben durchzogen hat.

[1] Barth schreibt: Haera.

Aber wie hinauf kommen auf diese Bergwand? In der That hatten wir kein eigentliches Gebirge vor uns, sondern die zerklüftete Wand eines sehr hohen, ehedem wahrscheinlich die Grenze des nordafrikanischen Continents bildenden Ufers, das von weitem allerdings täuschend wie eine zusammenhängende Gebirgskette aussieht. Wie wird es möglich sein, dachte ich, die Kamele da hinaufzutreiben! Aber es ging besser als ich geglaubt. Der Weg zieht sich in einer engen Schlucht aufwärts, und zwar mühsam, doch ohne erheblichen Unfall wurde er von unsern Kamelen zurückgelegt. Ueberhaupt ist dieser ganze Weg einer der schwierigsten was örtliche Hindernisse anbetrifft, bedeutend gefährlicher als der über Sintan. Manchmal schauderte mich, wenn mein Kamel dicht an einem tiefen Abgrunde hinschritt; aber die Kamele haben einen mindestens ebenso sichern Gang wie die Maulthiere, fast nie geschieht es, dass ein „Höcker“[1] zu Falle kommt. Allerdings ist beim Bergabreiten die äusserste Vorsicht nöthig; denn sich selbst überlassen gerathen die Thiere ins Rennen und halten nicht eher im Laufe ein, als bis sie wieder ebenen Boden unter den Beinen haben. Und wer je auf einem bergabreitenden Kamel gesessen, der kennt das Gefährliche dieser Situation. Unerträglich sind die Stösse und Püffe, die der Reiter empfängt; er muss sich so bald als möglich von seinem Sitz herabgleiten lassen, sonst riskirt er an einen Stein oder in die Tiefe eines Abgrunds geschleudert zu werden. Auch die Ladung, durch die heftigen Bewegungen des Thiers aus dem Gleichgewicht gebracht, löst sich los und fällt stückweise hinten und von den Seiten herab. Am schlimmsten aber ist es, wenn die zusammengebundenen Kisten oder Säcke dem Thiere auf den Hals rutschen:

[1] Die Araber nennen ein Kamel auch schlechtweg „Daher“, d. h. Höcker oder Buckel.

dann wird es wüthend, rennt mit verdoppelter Schnelligkeit und prallt entweder gegen einen Felsen oder bricht sich, da es der Hindernisse des Weges nicht achtet, die Beine. Beim Passiren steiler Abhänge hemmt, oder um mich eines Schiffsausdrucks zu bedienen, stoppt man daher den Lauf des Kamels, indem ein Treiber, bisweilen auch zwei, den Schwanz des Thieres erfasst und mit aller Macht festhaltend sich von ihm nachschleifen lässt.

Nach einer Stunde hatten wir glücklich die Höhe erstiegen und gönnten uns und den Thieren im Schatten uralter Oelbäume eine kurze Rast. Dann folgten wir dem Bett eines in südlicher Richtung ziehenden Uadi[1] bis dahin, wo es nach Osten umbog, während wir, immer unter Oliven- und Feigenbäumen, unsern Weg gen Süden fortsetzten. Um die Mittagszeit lag gerade westlich vor uns der Djebel Tkutt.[2] Er ist nach Aussage der Bewohner des Ghorian-Gebirges der höchste in der ganzen Kette und springt durch seine regelmässige konische Form, die ganz an einen Vulkan erinnert, sehr in die Augen. Die Leute wohnen hier wie in Sintan und Riaina in Höhlen, sind aber von gesunderm und kräftigerm Bau als die in der Ebene; hatten sie doch erst seit kurzem die Segnungen der tripolitanischen Paschawirthschaft kennen gelernt, die eben anfing ihr Aussaugesystem auch auf sie auszudehnen.

Um 1½ Uhr hielten wir vor dem Kasr Ghorian, einer kleinen, mit 100—120 Mann besetzten Bergfestung, zugleich Residenz des Kaids von Ghorian. In einiger Entfernung von dem Orte liess ich mein Zelt aufschlagen. Selbstverständlich kam bald eine Menge Neugieriger, Offiziere und Soldaten, heraus, um zu fragen, woher ich komme, wohin ich gehe, wer ich sei u. s. w. Statt aller Antwort zeigte

---

[1] Nach Barth Uadi Bu-Ghelan.

[2] Barth, der „Tekut" schreibt, gibt die Höhe desselben zu 2800′ an.

ich ihnen meinen Bu-Djeruldi, den mir vom Generalgouverneur von Tripolitanien in arabischer Sprache ausgestellten Schutz- und Empfehlungsbrief. Mit diesem sandte ich dann Hammed an den Pascha und liess ihn um eine Wache für die Nacht ersuchen. Nicht lange, so erschien ein Offizier der Garnison, der mir die Meldung machte, der Pascha werde nicht nur eine Wache schicken, sondern mich auch mit Lebensmitteln für mich und meine Diener sowie mit Futter für die Kamele versehen; auch lasse er fragen, wann er mich besuchen dürfe. Wohl wissend, wie ungern Türken und Araber sich von ihrem Ruhesitze erheben, trug ich dem Offizier auf, für die zuvorkommende Freundlichkeit dem Pascha zu danken und ihm zu sagen, er möge sich nicht zu mir bemühen, ich würde selbst ihm in seinem Palaste aufwarten. Gegen Abend wurde denn auch das Versprochene gebracht: für meine Leute ein Schaf und Basina (eine Art Gerstenpolenta, die in einer fetten Sauce schwimmt, nichtsdestoweniger aber mit den Fingern aus der tiefen hölzernen Schüssel gelangt wird), für die Kamele Gerste, und für mich eine grosse Platte mit verschiedenen türkischen Gerichten, von denen manche freilich unsern Begriffen von culinarischer Kunst sehr wenig entsprachen.

Am andern Morgen stattete ich dem Pascha meinen Besuch ab. Mit einer Tasse Kaffee und dem Tschibuck bewirthet, schwur ich einen mohammedanischen Eid (die unerlassliche Höflichkeitsformel), noch nie hätte ich einen so grossmüthigen Mann wie Seine Excellenz kennen gelernt, wogegen er beim Haupte des Propheten betheuerte, noch niemand sei so freigebig gegen ihn gewesen wie ich. Ich hatte ihm nämlich einen schönen weissseidenen Haik geschenkt und damit seine Gastlichkeit dreifach bezahlt, zumal er kraft meines Bu-Djeruldi verpflichtet war, mir das Benöthigte zu liefern, und sogar den Preis dafür der Regierung in Anrechnung bringen konnte.

Dennoch sollte es nicht ganz ohne Differenzen zwischen uns abgehen. Man erregte den Verdacht in ihm, dass ich kein Rechtgläubiger, sondern ein Christ sei, und infolge dessen schickte er mir nun am zweiten Abend weder Essen, noch Futter für die Kamele, noch Brennholz. Erst als ich ihn ernstlich bedeuten liess, er würde sich Unannehmlichkeiten aussetzen, falls er nicht wenigstens Brennholz und Gerste schicke (beides war für Geld nicht zu haben), willfahrte er meinem Verlangen. Ja er bequemte sich, seine Entschuldigungen in höchsteigener Person zu überbringen, und da er mir den Gruss „Isalam alikum", den man nur Rechtgläubigen bietet, zurief, schien er wirklich überzeugt zu sein, dass ich einst der Freuden des mohammedanischen Paradieses theilhaftig werden würde.

Ich empfing auch einen Besuch von dem türkischen Militärarzt, einem jungen liebenswürdigen Mann in glänzender Galauniform. Mit seinen Kenntnissen mochte es wol nicht so glänzend bestellt sein; mir kam wenigstens der Ausspruch eines deutschen Landsmanns, des Dr. Struck in den Sinn, der längere Zeit Arzt in türkischen Diensten gewesen und sich dahin äusserte: „Die türkischen Militärärzte theile ich ein in Wissende, Halbwissende und Unwissende; die Wissenden wissen von der Heilkunde etwas mehr als bei uns die Bader und Barbiere, jedenfalls aber ebenso viel." Ob dies heute, nach Verlauf von acht Jahren, noch zutreffend ist, vermag ich nicht zu sagen.

Das Kasr Ghorian liegt malerisch auf einem der höchsten Punkte des Gebirges, würde aber gegen europäische Belagerungswaffen nicht standhalten können, denn abgesehen von dem schlechten Material, aus dem es erbaut ist, wird es in der Nähe von mehreren Anhöhen beherrscht.

Nördlich und westlich sieht man in ein tiefes Thal hinab, in dem Oliven, Wein, Feigen und Granaten in üppiger Fülle gedeihen; doch nur dessen obere Hälfte hat

das ganze Jahr hindurch fliessendes Wasser. Aus der untern Hälfte kamen Abgesandte der dortigen Höhlenbewohner zu mir. Sie brachten als Gastgeschenk Milch, Zwiebeln und rothen Pfeffer und baten mich, sie in ihr Thal zu begleiten; sie hätten gehört, dass ich mich auf die Hendessia (Erdkunde, Messkunde, höhere Wissenschaft überhaupt) verstünde, und da könnte ich ihnen doch anzeigen, wo Wasser unter dem Boden zu finden sei. Gern erfüllte ich ihre Bitte, und ich konnte ihnen auch wirklich mehrere Stellen andeuten, wo sie auf unterirdisch fliessendes Wasser stossen würden. Allein was war ihnen damit geholfen? Eine hervorsprudelnde Quelle vermochte ich nicht nachzuweisen, und zum Bohren auf Quellwasser fehlen ihnen die Mittel, die Werkzeuge, vor allem aber die dazu erforderliche Ausdauer und Energie.

Aus acht von mir angestellten barometrischen Beobachtungen fand ich die Höhe des Kasr Ghorian zu 2118′, ein Resultat, das allerdings bedeutend von dem anderer Reisenden abweicht; denn Barth gibt 1696′ an, andere nur 1590, und aus meinen meteorologischen Aufzeichnungen hat Dr. Hann später 2155′ herausgerechnet. Während der ganzen Zeit bliess ein äusserst unangenehmer Gebli (Südwind), der sich nachts zu solcher Heftigkeit steigerte, dass Nothseile über mein Zelt gespannt werden mussten, und trotzdem wäre es umgeblasen worden, wenn nicht die eisernen Pflöcke so starken Widerstand geleistet hätten.

Als ich am 25. Mai früh zum Aufbruch gerüstet war, fand sich, dass die Treiber meiner Miethkamele fehlten. Es war irgendwo Markt in der Nähe, und ohne mich um Erlaubniss zu fragen, hatten sie sich dorthin begeben, um Einkäufe für sich zu machen. Mehrere Stunden lang wurde meine Geduld auf eine harte Probe gestellt, erst um Mittag kehrten die Treiber zurück und konnte der Marsch angetreten werden. Wir kamen daher nur bis Ksebah

(Diminutiv von Kasbah), an der südlichen Grenze des Ghoriangebiets. Eine halbe Stunde westlich von Ksebah liegt der Ort Ksor-Kleb (Barth schreibt: Kulebah), und zwischen beiden das Dörfchen Beni-Uizir. Alle diese südlichsten Grenzdörfer haben steinerne Hütten. Der Weg bis dahin führt, immer sanft ansteigend, durch Olivenhaine, Wein- und Feigengärten, und zahlreiche Dörfer über wie unter der Erde deuten auf eine verhältnissmässig dichte Bevölkerung hin.

Einige der unterirdischen Dörfer sind von Juden bewohnt, die hier ganz die Sitten und Gebräuche der eingeborenen Gebirgsbewohner angenommen haben, während sie sich im Aeussern stark von ihnen unterscheiden. Jene zeigen durchweg den Typus des Berberstammes; die Juden sind heller von Farbe. Ihre Sprache ist zwar auch berberisch, aber man erkennt sie gleich an dem lispelnden Jargon. Sie tragen Locken an den Schläfen wie ihre Stammesgenossen in Polen und Marokko. Im ganzen stehen sie mit den Eingeborenen auf gutem Fusse, weil sie diesen unentbehrlich sind, indem sie allein Handwerke betreiben, namentlich sich mit dem Ausbessern der Flinten und der Anfertigung von Schmucksachen beschäftigen. Ihre Dörfer sind übrigens ebenso schmuzig wie die der Berber; überall guckt das Elend hervor, und auch die Begüterten unter ihnen verbergen sorgfältig ihre Habe, aus Furcht, durch den türkischen Pascha derselben beraubt zu werden, oder sie bei einem feindlichen Ueberfall zu verlieren.

Ksebah ist vom Kasr Ghorian, die starken Wegkrümmungen abgerechnet, nur 6 Kilometer in südlicher Richtung entfernt. Der Ort sieht ausnahmsweise recht freundlich aus. Seine Bewohner nennen sich Marabutin (Heilige) und behaupten, aus der Sseggiat-el-hamra im fernen Westen Afrikas herzustammen, was sehr wohl der Fall sein kann, denn häufig genug habe ich in Nordafrika arabische Stämme

angetroffen, die bis zum äussersten Westen von Afrika vorgedrungen und, als sie sich in der Hoffnung, immer bessere Wohnplätze zu finden, getäuscht sahen, schliesslich wieder nach dem Osten zurückgewandert waren. Man empfing mich in Ksebah mit den Worten: *Marabah scherif* (Willkommen, Abkömmling Mohammed's); ich lehnte aber den Titel Scherif ab, und meine Diener sagten, ich sei Mustafa-Bei. Das schien die Leute zu erschrecken; sie mochten fürchten, ich würde als vornehmer Herr sehr grosse Ansprüche machen. Natürlich that ich nichts dergleichen; aber aus freien Stücken gab mir der Kaid des Orts eine splendide „Diffa" (Gastmahl), sowie auch meine Diener reichlich bewirthet und die Kamele mit Futter versorgt wurden. Leider zersprangen hier meine beiden Kochthermometer — ein empfindlicher Verlust für mich —, und ich war nun blos auf die Aneroide angewiesen.

Unser Abmarsch am nächsten Morgen verzögerte sich bis um 7 Uhr, weil man den Schlüssel zum „Majen" nicht hatte finden können. Die „Majen" sind grosse steinerne Cisternen, oben überwölbt oder auch nur mit Balken, Steinen und Erde bedeckt, die in der Regen- und Schneezeit — Schnee ist nämlich in einer Höhe von 3000′ im Winter nichts Seltenes — gefüllt und nachher sorgfältig verschlossen gehalten werden, damit das Wasser nicht von Unbefugten vergeudet wird. Von Ksebah aus folgten wir dem Lauf eines Uadi, des Sseggiat-el-fers, weiter unten Djenneba und noch weiter Tfalrohl genannt, unter welchem Namen es sich, nach Südosten abbiegend, mit dem Sufedjin dicht vor dessen Mündung vereinigt. Dann ging es, erst in südöstlicher, hierauf in südlicher Richtung stark bergab. Wir befanden uns im Quellgebiete des bedeutenden Flusses Sufedjin, der einen grossen Theil der Gewässer des Ghoriangebirges in seinem Bette sammelt und zur Syrte hinabführt. Die ganze Landschaft heisst Gedama. Ihr Boden

ist grossentheils culturfähig, da er in der Regenzeit geackert werden kann. Fruchtbäume aber gibt es hier nicht, dagegen einzelne Batumbäume (Pistacia atlantica) und von Kräutern besonders Halfa (Stipa tenacissima) und Schih (Artemisia odor).

Wie es mir früher an manchen Orten aufgefallen war, dass man in die Halme der Halfa Knoten geschlungen hatte, so sah ich dies auch vielfach hier beim Passiren des Chorm (Engpass) el-Hancht. Ich bemerkte, wie einer von den Kameltreibern sich hinsetzte und mit seinen hinter den Rücken gelegten Händen einen Knoten in einen Halfahalm schlang. „Was machst du da?“ fragte ich. „Wenn du Rückenschmerzen hast“, erwiderte er, „gibt es kein besseres Mittel dagegen, als sie in die Halfa zu knoten; auch zukünftige Schmerzen kann man festknoten, es hilft auf der Stelle.“ Den vielen Knoten nach zu urtheilen, müssen die Leute hier oft an Hexenschuss leiden, jedenfalls hat das Mittel zahlreiche Gläubige. Einen andern seltsamen Aberglauben der Kameltreiber sollte ich am selben Abend kennen lernen. Sie geberdeten sich wie unsinnig vor Freude, da ein kleiner Vogel in mein Zelt geflogen kam und sich mir zutraulich auf die Schulter setzte. „Es ist ein Marabut“, riefen sie; „auch du musst ein Marabut sein, du verstehst sicher wie unser gnädiger Herr Sliman (Salomon) die Sprache der Thiere.“ Die Ursache dieser aussergewöhnlichen Zutraulichkeit erklärte sich indess auf ganz natürliche Weise: das arme Vögelchen litt heftigen Durst, es war fast verschmachtet, und sobald es von dem ihm vorgesetzten Wasser gierig genippt hatte, flog es scheu wieder auf und davon. In der Sahara folgen häufig kleine Vögel, namentlich Sperlinge tagelang einer Karavane, um die Brosamen oder Speisereste aufzupicken und an den Tropfen einer Girba (Wasserschlauch) ihren Durst zu löschen. Kommen einem nach langer Wüstenwanderung

Sperlinge oder Schwalben entgegen, so ist sicher eine Oase nicht mehr fern und man kann bald wie der Schiffer auf hohem Meere rufen: Land! Land!

Am Eingang des Chorm el-Hancht stand noch ein römischer Meilenstein. Die Sonne hatte uns von morgens an bei völliger Windstille furchtbar heiss auf die Scheitel gebrannt, sodass wir völlig erschöpft waren und bereits um 4½ Uhr nachmittags auf freiem Platze lagern mussten. Da man mir gesagt hatte, die Gegend bis Misda sei sehr unsicher, befahl ich, für die Nacht Wachen auszustellen; aber obgleich die Leute abends eine grosse Portion starken grünen Thee, den ich eigens zu dem Zweck mit mir führte, erhalten hatten, vermochten sie nicht wach zu bleiben. Glücklicherweise verging die Nacht, ohne dass wir beunruhigt wurden, und am folgenden Morgen, den 27. Mai, konnte zum ersten mal pünktlich um 5 Uhr aufgebrochen werden.

Wir überschritten ein kleines Flussbett, dessen Name mir entfallen ist, und zogen durch den Chorm el-Bu-el-Oelk. Alle Namen haben hierzulande irgendeine Bedeutung; dieser würde auf deutsch lauten: „Engpass des Vaters der Blutegel". Ich erkundigte mich, weshalb man dem Engpass einen Namen gegeben, mit dem sich doch nothwendig die Vorstellung von Wasser verknüpft, da Blutegel nicht zwischen heissem Gestein ihren Aufenthalt haben; aber niemand konnte mir die Frage beantworten. Der Chorm el-Bu-el-Oelk mündet auf ein hamadaartiges Terrain, d. h. auf eine mit scharfkantigen Steinen bedeckte Ebene. Hier gingen wir um 8 Uhr über den Uadi Sesometa; auch ein sonderbarer Name, denn Sesometa heisst eine aus gerösteter Gerste und Datteln zubereitete Speise. 5 Kilometer östlich von dort ist der Brunnen Kischa, mit recht gutem Trinkwasser; wir hatten jedoch noch mehrere Schläuche voll Wasser, brauchten daher nicht vom Wege abzuweichen.

Nach einer Stunde traten wir wieder in einen Engpass ein, den Chorm el-Mschahad, wo vor Zeiten eine blutige Schlacht zwischen den Ofellah (Bergbewohnern) und den Uled-Bu-Sif (Beduinen der Vorwüste) geschlagen worden. „Mschahad" heisst „bezeugen", nämlich bezeugen, dass ein Gott existirt und Mohammed der Gesandte Gottes ist. Beim Sterben muss jeder Muselman dies noch „bezeugen". — Die rechts und links sich erhebenden Berge haben eine relative Höhe von 2—300'. Sämmtliche Uadis gehen von Westen nach Osten. Wir passirten ferner den Chorm el-Orian (nackter Engpass) und den bedeutenden von Nordwesten kommenden Uadi Lille, der unterhalb Misda in den Sufedjin geht, sodann ein breites, im Osten von der Bergkette Djebel Ssoda-el-Misda, im Westen von niedern Hügeln ohne Namen begrenztes Thal, in dessen Mitte, eine halbe Stunde von Misda, der Djebel Bu-Gran sich erhebt, und langten endlich, nachdem wir noch verschiedene Rinnen des Sufedjin durchritten hatten, um 3 Uhr nachmittags vor Misda an.

Misda, das nach Barth das Musti Kome des Ptolemäus ist, besteht aus zwei, jedoch nur durch einige hundert Schritte voneinander getrennten Ortschaften: Misda fukani, das obere im Westen gelegene, und Misda tachtani, das untere im Osten gelegene. Beide Ortschaften sind klein und zählen nach eigenen Angaben nicht mehr als je 100 waffenfähige Männer, also höchstens je 500 Einwohner. Ursprünglich berberischen Ursprungs, haben sich die Bewohner durch den Verkehr und die Vermischung mit Arabern arabisirt. Die einen leiten ihre Abkunft vom berberischen Stamme der Guntarar her, andere nennen sich Abkömmlinge der arabischen Uled-Bu-Sif. Letztere, die vorwiegend im östlichen Misda wohnen, behaupten auch Marabutin zu sein. In frühern Zeiten lebten die Bewohner der beiden Ortschaften in beständiger Feindschaft, ein Ksor

erklärte dem andern beim geringfügigsten Anlass den Krieg; unter der türkischen Herrschaft hat dies aufgehört. Ihr hauptsächlichster Erwerbszweig ist der Karavanenbetrieb auf den Strassen nach Rhadames einerseits und nach Mursuk andererseits; besitzen sie doch in den reichlichen Weiden, welche der Sufedjin bietet, die Mittel zu einer guten und ausgiebigen Kamelzucht. Der Miethpreis für die Kamele wird hier nicht, wie in Tuat und den westlichen Theilen der Sahara, nach dem Gewicht der Ladung berechnet, sondern man miethet einfach so und so viel Kamele für die bestimmte Tour. In der Regel kostet ein Kamel nach Fesan 7 Mahbub, nach Rhadames 5 Mahbub. Die Miethe nach letzterm Orte ist deshalb verhältnissmässig theuerer, weil auf der ganzen Strecke zwischen Misda und Rhadames sich sehr wenig Wasser findet, die Thiere also viel zu leiden haben.

Einige kleine Gärten um Misda liefern Zwiebeln, Tomaten, rothen Pfeffer, Kürbisse und Wassermelonen; doch ist im ganzen der Boden wegen seines allzu grossen Kalkgehalts eben nicht sehr zur Gartencultur geeignet, auch die wenigen Palmen, die um Misda herum wachsen, sehen traurig aus. Etwas unterhalb des Ksors wird Ackerbau getrieben, wenn in wasserreichen Jahren der Sufedjin seine Fluten bis zur See herabsendet, oder wenigstens unter der Erde den Boden durchtränkt.

Die Eingeborenen gehören sämmtlich dem neugestifteten Snussi-Orden an, der sich durch seine strengen Vorschriften und besonders durch den Hass gegen das Christenthum auszeichnet. In Betracht, seit wie kurzem der Orden erst besteht, und wie weit seine religiöse Capitale, Sarabub dicht bei der Jupiter-Ammons-Oase, entfernt ist, muss man sich füglich über die rasche und weite Ausbreitung desselben wundern. Uebrigens kann keineswegs gesagt werden, dass durch Beobachtung der Ordensvorschriften, die haupt-

sächlich in einer Menge Extra-Abwaschungen und Gebeten bestehen, die Misdani (Bewohner von Misda) besser geworden seien. Im Gegentheil, wie allenthalben übertriebenes Werthlegen auf äusserliche Religionsgebräuche mit Vernachlässigung der Pflichten gegen die Nebenmenschen verbunden zu sein pflegt, so ist es auch hier der Fall. Ich wenigstens habe keineswegs Ursache, wie Barth, den Charakter der Misdani zu loben. Gleich bei meiner Ankunft gab es ärgerliche Händel. Einer meiner Diener war vorausgelaufen, und während er aus einem Brunnen trank, hatte ein in der ganzen Gegend berüchtigter Räuber, Namens Omar-Bu-Cheil, sich herangeschlichen und ihm sein Doppelgewehr, das er aus der Hand gelegt, entwendet. Dieser Räuber nebst einem Spiessgesellen wurde zu der Zeit von den Misdani beherbergt und verpflegt, wogegen seine Bande, welche das Gebiet zwischen dem Gebirge und Ghorian mit ihren Anfällen heimsuchte, den Ort verschonen musste. Vergebens hatte die türkische Regierung einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, vergebens mehrere male Soldaten ausgeschickt, um ihn zu fangen oder zu tödten; denn die Gebirgsbewohner wagten nicht, die verborgenen Schlupfwinkel des Gefürchteten zu verrathen. So zog er sich auch jetzt unangefochten mit der gestohlenen Flinte in die Moschee des untern Orts zurück, wo er sein Quartier aufgeschlagen hatte, während seine zwanzig Mann starke Bande irgendwo auswärts auf einem Raubzuge begriffen war. Ich schickte meinen Diener Hammed zu ihm und liess ihm sagen, die Flinte gehöre mir, er solle sie sofort herausgeben. Er verlangte aber ein Lösegeld von 5 Thlr. Es blieb mir also nichts übrig, als mich an die Medjeles (die Raths- oder Vorsteherversammlung) des Orts zu wenden und ihnen zu erklären, sie seien haftbar für die Sicherheit meines Eigenthums, und falls sie mir die Flinte nicht zurückschafften, würde ich Soldaten vom Kasr Ghorian

kommen lassen; der Ort würde dann dafür büssen müssen, dass er einem notorisch bekannten Räuberhauptmann Schutz gewährt habe. Das wirkte. Aber erst nachdem sie ihrerseits bis zum Abend mit Omar-Bu-Cheil verhandelt und ihm schliesslich 3 Thlr. bezahlt hatten, gab er die Flinte heraus. Der Räuber war frech genug, andern Tags selbst in mein Zelt zu kommen und mir anzubieten, wenn ich noch 2 Thlr. hinzufügte, könnte ich ganz sicher die Gegend bis Rhadames mit meiner Karavane durchziehen. Ohne ein Wort zu erwidern, zeigte ich ihm meine Waffen; ein Lefaucheux mit 18 Schuss und ein Stutzen mit 9 Schuss machten denn auch den beabsichtigten Eindruck auf ihn. Uebrigens ersetzte ich, nachdem mein Zweck erreicht war, den Misdani die bezahlten 3 Thlr. und machte ausserdem dem frommen Chef der Sauya ein Geschenk, damit kein Zweifel an meiner Rechtgläubigkeit aufkomme.

Ich benutzte inzwischen die Zeit, um mich in der Gegend etwas umzusehen. Sie ist entsetzlich öde und einförmig. Das breite Thal, in welchem Misda liegt, spaltet sich oberhalb des Orts in zwei Arme; seine Hauptrichtung geht von Westen nach Osten. Weit und breit ist kein Baum zu sehen. Einige Kräuter vegetiren, aber von starken Sandwehungen niedergehalten, am südlichen Ufer. 3 Kilometer östlich von Misda stehen auf einem einzelnen circa 50′ hohen Sandhügel die Ueberreste einer alten arabischen Burg, von der die Eingeborenen sagen, sie stamme aus der Heidenzeit (*min uokt el djehalin*, aus der Zeit der Unwissenden). Doch deutet nichts an dem Gemäuer, wenn nicht etwa das Thor, auf römischen Ursprung hin. Verschiedene Theile desselben sind noch gut erhalten und so frisch mit Kalk beworfen, als wäre es erst in jüngster Zeit geschehen.

Mein Lebensmittelproviant erlitt an diesem Tage eine bedeutende Abnahme durch das unvermuthete Eintreffen

einer Tuareg-Karavane von Fesan. Diese Leute, acht an der Zahl, hatten nämlich nicht sobald vernommen, Mustafa lagere bei Misda, als sie ihre Lanzen und langen Schwerter meinen Dienern übergaben, um bei ihrem Freunde, wie sie mich nannten, zu Gast zu bleiben. Ich hatte sie nie gesehen. Aber sie sagten, Si-Othman-ben-Bikri, mit dem ich von Tidikelt gekommen, sei ihr Chef, und deshalb hätten sie ein Recht auf meine Bewirthung, denn ich sei Othman's grosser Freund. Obgleich mir dies durchaus kein genügender Grund für ihre Ansprüche zu sein schien, hiess ich sie doch willkommen, und bald standen ihre kleinen Lederzelte neben dem meinigen. Die Misdani, die froh waren, diese ausgehungerten Fremden so unverhofft von ihrem Ksor abgewandt zu sehen, umringten in dichten Haufen unsere Zelte, und als ich Mehl und Datteln für meine improvisirten Gäste bringen liess, schienen sie höchlich erfreut, dass sie auf diese Art einem Angriff auf ihre eigenen Lebensmittel entgingen. Aber welches Loch machten die Tuareg in meine Vorräthe, es war als ob sie seit acht Tagen nichts zu sich genommen hätten! Mein alter Diener Schtaui weinte vor Wuth, als er sah, wie ihnen eine Schüssel Datteln nach der andern gebracht werden musste, und wie sie Mehlrationen vertilgten, die für 20 Araber genügt hätten. Auch mir wurde allerdings klar, dass mein Proviant, der für drei Monate berechnet gewesen, kaum drei Wochen ausreichen würde. Indess durfte ich ja hoffen, in Rhadames mich neu versorgen zu können.

Noch eine andere grosse Unannehmlichkeit hatte ich in Misda zu bestehen. Ich musste hier frische Kamele miethen, und da die Besitzer keine Concurrenz zu fürchten hatten, forderten sie die unverschämtesten Preise. Es war als ob sich alle gegen mich verschworen hätten. Glücklicherweise fand ich in dem Mudir (Ortsvorsteher) einen

vernünftigen Mann, der seine Mitbürger endlich vermochte, auf den üblichen Preis von 5 Mahbub (ein Mahbub ist etwas mehr als ein Thaler) herabzugehen. Nun erhoben sie aber wieder neue Anstände. Sie behaupteten, die Ladungen seien zu schwer, und ich konnte ihren Nörgeleien nur dadurch ein Ende machen, dass ich einiges von dem Gepäck auf meine eigenen Kamele überlud.

Am 2. Juni 5 Uhr nachmittags verliessen wir Misda, legten aber bis zum Abend nur noch zwei Stunden zurück und lagerten, in einer reichlich mit Kamelfutter bestandenen Gegend, mitten im Flussbette des Sufedjin und gerade der Stelle gegenüber, wo der Uadi Djeradja, der im Frühjahr auch fliessendes Wasser hat, in den Sufedjin mündet. Zu unserer Rechten war der Djebel Derman, durch welchen der Sufedjin in zwei Arme getrennt wird, nördlich liegen geblieben. Ich musste nachts im Freien schlafen, denn der Lehmboden war, obschon bewachsen, von der Sonnenhitze so hart gebrannt, dass die eisernen Pfosten meines Zeltes sich nicht tief genug hineintreiben liessen.

Früh um 5 Uhr zogen wir in 225° Richtung weiter. Nach einer halben Stunde ging der Weg durch den Chorm el-Djefala, und von da in einen andern Arm des Sufedjin, der von Westen und weiter aufwärts von Nordwesten kommt. Seine Ufer sind niedrig, nur da wo der Uadi Fessano, in dessen Thal wir jetzt eintraten, in den Sufedjin fliesst, erhebt sich in dem Winkel, den die beiden Uadi bilden, ein etwas höherer Berg, seiner schwarzen Farbe wegen Djebel Assuad-el-tuil genannt. Wie das Thal des Sufedjin ist auch das des Fessano wohl bewachsen, und nach reichlichen Regen wird der Boden von den Bewohnern des Ghoriangebirges beackert. Bei mehrmaligem Ersteigen der etwa 100′ hohen Ufer des Uadi gewahrte ich, dass auch die Gegend ringsum nicht der Vegetation ent-

behrt. Schon um 9 Uhr vormittags nöthigte uns die furchtbare Hitze, Rast zu machen; weder die Kamele noch die Treiber konnten der Sonnenglut länger widerstehen. Meinem weissen Araberhunde, einem Spitz, mussten wegen des brennend heissen Erdbodens Sandalen angelegt werden: eine ebenso schwierige wie gefahrvolle Operation, da er äusserst bissig war und sich von niemand berühren liess; nur durch List gelang es endlich, ihm das Maul zuzubinden, worauf die Sandalen an seinen Beinen befestigt wurden. Später brachte ich ihn dahin, dass er während des Marsches auf dem Rücken eines Kamels Platz nahm. Er war ausserordentlich wachsam, sowol bei Tage wie bei Nacht, und deshalb unentbehrlich für unsere Karavane.

Bis $2^1/_2$ Uhr „gielten" wir — ich bediene mich dieses undeutschen Ausdrucks und werde ihn noch öfters brauchen müssen, weil es für das arabische *geila*, d. h. während der heissesten Tageszeit lagern, kein Wort in unserer Sprache gibt —, dann wurde der Tagesmarsch in 200° Richtung fortgesetzt. Beim Austritt aus dem Uadi Fessano, das aber noch einen andern, längern Arm, in welchem sich der stets Wasser haltende Brunnen Ssennia Fessano befindet, nach Westen schickt, gelangt man auf ein ausgedehntes Plateau mit derselben Vegetation wie in den Thälern (ich sah besonders häufig Sbith, Begel, Ertom und Schih). Hier wohnen die Uled Mschaschia, welche Schaf- und Kamelzucht treiben. Die Gegend ist reich an Gazellen, Hasen, Kaninchen, auch Schakalen und Hyänen, und im Gebirge Kaf-Masusa, das wir südöstlich in etwa 15 Kilometer Entfernung erblickten, sollen noch viele Antilopen hausen. Wir kamen an einem grossen Duar (Zeltdorf) der Uled Mschaschia vorbei, und wurden von den Bewohnern gastfreundlich mit einem Trunk Kamelmilch gelabt. Ihre Zelte sind geräumiger und besser als die der andern in Tripolitanien woh-

nenden Araber. Nun kreuzten wir die von Sintan im Norden nach Ghorian in Fesan führende Strasse und betraten nach einer Stunde die Landschaft Brega, in der um 6½ Uhr das Nachtlager aufgeschlagen wurde. Der ganze an dem Tage zurückgelegte Weg steigt sanft bergan, die Abdachung findet nach Nordosten zu statt. Da hier im Gebiete der Mschaschia kein Raubanfall zu besorgen war, hielt ich es nicht für nöthig, des Nachts Wachen auszustellen, auch wurden unsern Kamelen nicht die Fusseisen angelegt. Ueberhaupt ist das Reisen in Tripolis, ausgenommen an der tunesischen Grenze, von wo bisweilen räuberische Stämme auf tripolitanisches Gebiet herüberstreifen, im allgemeinen sicher. Leute wie Bu-Cheil, dessen Bekanntschaft ich in Misda gemacht, und seine Bande gehen mehr auf den Raub von Viehheerden aus, als dass sie sich an Karavanen vergriffen, zumal letztere ihnen doch meist durch ihre Stärke und gute Bewaffnung imponiren.

5. Juni. Aufbruch um 5 Uhr morgens in 195° Richtung. Immer noch steigend, erblickten wir in Südost den röthlichen Djebel el-Brick. Zu den bisher gesehenen Pflanzen gesellte sich hier Domrahn (Traganum nudatum). In der Landschaft Ingleba, die nach 2 Stunden erreicht war, stiessen wir auf verlassene Lagerstätten der Sintanbewohner, die im Frühjahr mit ihren Heerden hierher kommen. Sie bietet ausgezeichnete Kamelweiden und dient zahlreichen Gazellen zum Aufenthalt. Ihr folgte nach wieder einer Stunde die Landschaft Lindeleib, von jener durch nichts als durch den Namen unterschieden. Wir lenkten jetzt in 225° Richtung ein und befanden uns um 9½ Uhr in gleicher Höhe mit dem Chaschm el-Kebsch, eigentlich nur einer Verlängerung der Kette Kaf-Masusa. Ueber einen niedrigen, nach Westen und Nordwesten streichenden Höhenzug führt der Pass Chorm er-Rschade. Dicht vor demselben machten wir um 10¾ Uhr halt, um zu gielen. Der Boden

ringsum ist wie übersät mit fossilen Ueberresten, doch entdeckte ich wenig nur einigermassen gut erhaltene Stücke; allerdings machte die erdrückende Sommermittagshitze am Rande der Sahara das Suchen und Einsammeln fast unmöglich. Um $2^1/_2$ Uhr nachmittags passirten wir den Chorm er-Rschade und gelangten nach einstündiger Wanderung in die sandige aber gut bewachsene Landschaft Areg-el-Leba. Einer der Kameltreiber hatte hier das Glück, eine Gazelle zu schiessen, eine sehr erwünschte Zugabe zu unserer mehr als einförmigen Kost, die des Morgens aus Brot, Butter und Datteln, des Abends aus Basina (Weizenpolenta mit Oelsauce) bestand, welchen Gerichten ich durch Zusatz von Fleischextract etwas Geschmack und Kraft zu geben versuchte. Aus der Arag-el-Leba, die sich in der Breite einer Stunde von Südwesten nach Nordosten hinzieht, kamen wir an die mehr hamadaartige, doch von vielen kleinen kräuterreichen Oasen, Gra genannt, unterbrochene Gegend Gra-es-Ssoauin. In einer dieser kleinen Oasen wurde um $6^1/_2$ Uhr Rast gemacht, und bald waren meine Diener und Kameltreiber zu einem homerischen Mahle versammelt, indem sie nebst einem grossen Topf voll Basina die halbe Gazelle verzehrten. Endlich waren sie gesättigt, was bei diesen Leuten viel sagen will; denn es blieb noch ein Rest von der Basina übrig, der aber schon am andern Morgen um 2 Uhr auch noch vertilgt wurde.

Am 6. Juni befanden wir uns bereits morgens um 3 Uhr wieder auf dem Marsche, in derselben Richtung von 225° wie am Tage vorher, und gelangten um 8 Uhr in eine Art von Flussbett, Namens Aghadir-el-traber. Auf meine Frage, wohin dieser von Südosten nach Nordwesten gehende Fluss in der Regenzeit seine Wasser sende, sagten die Leute, er bilde mit dem Uadi el-Cheil und allen andern Gewässern der Umgegend einen gemeinschaftlichen Aghadir (Regenwasseransammlung), dessen Lage und Namen sie mir

aber nicht angeben konnten. Um 9 Uhr schlugen wir, um zu gielen, beim Aghadir-el-Cheil (Pferdewasserplatz) unsere Zelte auf. Mit Futter für die Thiere war unser Zug genügend versehen, aber der Wasservorrath reichte nur noch auf 2 Tage, während wir bis Derdj wenigstens noch 5 Tagemärsche zurückzulegen hatten. Ich beschloss daher, einen des Landes genau kundigen Kameltreiber mit einigen meiner Diener, mit den übrigen Treibern und sämmtlichen Kamelen nach dem Bir (Brunnen) el-Klab, der gerade nördlich vor uns liegen sollte, abzusenden, damit dort die Thiere getränkt und unsere Wasserschläuche frisch gefüllt würden. Die Expedition ging nachmittags ab und hatte die Weisung, am folgenden Tage wieder auf dem Lagerplatz einzutreffen.

Wir Zurückbleibenden konnten zwar unterdess ruhen, doch war unser Lager in einer völlig baumlosen Ebene bei der glühenden Sonnenhitze kein beneidenswerthes. Das Thermometer zeigte jetzt beständig nachmittags 35—40° im Schatten und sank selbst kurz vor Sonnenaufgang nie unter + 18°. Dazu traten nun auch schon jene heftigen Windstösse, wie sie in der Sahara so häufig ganz plötzlich entstehen und ebenso plötzlich wieder verschwunden sind.

Bereits vormittags um 9½ Uhr kehrte andern Tags die Expedition zurück. Sie hatte genau mit Sonnenaufgang den Rückmarsch angetreten und eine Richtung von 350° verfolgt, woraus ich berechnete, dass der Bir el-Klab in gerader Richtung circa 10 Kilometer vom Uadi el-Cheil entfernt sein müsse: ein Resultat, das auch mit den Aussagen meines ortskundigen Kameltreibers übereinstimmt. In der Nähe des Bir el-Klab war man an einem Duar von Sintanleuten vorübergekommen; die Gegend ist also noch sporadisch bewohnt.

Es war Abend geworden, als wir unsern Halteplatz

verliessen. Wir zogen in der Richtung von 225° den Uadi el-Cheil entlang aufwärts und drangen mit ihm in das steinige Gebirge ein, in dem er entspringt und durch zahlreiche Thäler und Schluchten aus Süden und Norden Zuflüsse erhält; der hauptsächlichste jedoch kommt von Südwesten. Die Wände dieser Thäler, aus Sandstein und Kalk bestehend, erheben sich senkrecht zur durchschnittlichen Höhe von 100—150′. In einer natürlichen Höhle am linken Felsenufer fand ich Figuren in die Wände gehauen, ziemlich roh ausgeführt, doch immerhin von einer gewissen Stufe der Cultur zeugend, welche die Menschen zu jener Zeit erreicht haben mussten. Die Figuren stellten Elefanten, Kamele, Antilopen und andere Thiere dar, aber auch eine weibliche Menschengestalt mit ausgeprägter Negerphysiognomie in sehr indecenter Stellung. Schriftzeichen konnte ich nicht entdecken; denn die eingegrabenen neuarabischen Namen, wie Mohammed, Abdallah, und die kurzen Koranverse stammen offenbar aus viel späterer Zeit.

Um 7½ Uhr abends berührten wir den Rand der Hammada (mit scharfkantigen Steinen bedeckte Hochebene). Ehe wir ihn überschritten, veranlassten mich meine Kameltreiber, weil ich zum ersten mal des Weges ziehe, einen kleinen Steinhügel, Bu-sfor oder Bu-saffar (Reisevater), zu errichten. Den Ursprung und die Bedeutung dieser Sitte konnten sie mir nicht erklären, oder ich verstand ihre Erklärung nicht. Erst später erfuhr ich, dass die Bu-Sfor Fetische sind, welche den Reisenden, der das erste mal solche hervorragende Punkte berührt, vor Ungemach schützen sollen, und dass mit der Aufrichtung eines Bu-Sfor zugleich die Verpflichtung verbunden ist, den Reisegefährten ein Mahl zu geben. Man kann sich denken, wie viele dergleichen Hügel an den betreffenden Stellen aufgehäuft sind. Uebrigens ist diese Hammada nicht von aller Vegetation

entblösst, man trifft überall Beggel (Anabasis articulata), eine Futterpflanze, die von den Kamelen indess nicht sehr geliebt wird. Auch begegnet man noch ziemlich häufig Vögel und Insekten, und die fest ausgetretenen, bestimmt verlaufenden schmalen Pfade, die von einem Gra zum andern führen, sind sichere Zeichen, dass sich Gazellen in der magern, steinigen Gegend aufhalten. Anfangs wusste ich nicht, wie diese Pfade, die bedeutend schmäler sind als die durch Menschen und Kamele gebahnten, entstanden seien, und obschon sie überall in der Vorwüste die Menschenwege kreuzen, hatten mir die Leute keine Auskunft darüber zu geben vermocht. Meine diesmaligen Kameltreiber aber waren intelligenter; sie erzählten mir, dass die Gazellen fast ausschliesslich auf Pfaden gehen, die sie sich seit Jahrhunderten selbst zurecht getreten haben. Immer einzeln eins hinter dem andern herlaufend, bereiten sie sich diese steinlosen Wege, um ihre schlanken Füsse nicht an den spitzen Hammadasteinen zu verletzen.

Nachts um 11½ Uhr erst wurde zum Campiren halt gemacht. Auf frühern Reisen hatte ich immer von meinen Begleitern gehört, es sei am besten die Wasserschläuche beim Lagern aufzuhängen, da die Erde „das Wasser trinke“ oder in sich einsauge. Und bei der ausserordentlichen Dürre des Bodens mag wol etwas Wahres daran sein. Ich hatte deshalb, nach Sitte der reichen marokkanischen Reisenden, Dreifüsse zu dem Zweck mitgenommen. Hier nun sah ich, wie meine Kameltreiber die Schläuche der Reihe nach auf eine Matte legten und mit einer andern Matte sorgfältig bedeckten. „Warum hängt ihr die Schläuche nicht auf?“ fragte ich. „Weil wir sie dann nicht so gut zudecken können“, war die Antwort. „Und warum müssen sie zugedeckt sein?“ „Weil der Mond sonst das Wasser trinkt.“ Es würde vergeblich gewesen sein, ihnen den Aberglauben benehmen zu wollen, und so liess ich sie gewähren.

Meine städtischen Diener, die sich weit klüger und aufgeklärter dünkten als die Bewohner der Hammada, protestirten zwar erst dagegen; als aber einer der Kameltreiber mit einem Schwur betheuerte, der Mond trinke das Wasser und die Schläuche müssten dann zerplatzen, schienen auch sie bekehrt und überzeugt. Sie liessen die Schläuche auf den Matten liegen und ruhten selbst auf der blossen Erde.

Am folgenden Morgen waren wir schon um 5 Uhr marschbereit. Dieselbe Richtung einhaltend, kamen wir um 7 Uhr durch das pflanzenreiche Terrain Juf-Juf und von da in den Sru Meleha. „Sru" nennen die Eingeborenen einen kleinen Uadi oder Nebenfluss. Die Meleha, bei der wir um 8 Uhr anlangten, ist eine längliche von Norden nach Süden laufende Vertiefung. Im Winter sammelt sich Wasser darin an, das im Sommer verdunstet, aber eine dicke Kruste Kochsalz auf dem Boden zurücklässt. Die Sahara hat viele solcher Salzbecken; ich sah deren in Tuat und Tafilet, in der Depression des Jupiter Ammon, und fand später, dass der ganze Sudan durch das Salz-Sebcha von Bilma mit Kochsalz versorgt wird. Unsere Meleha liefert den Bewohnern Misdas und des Gebirges ihren Salzbedarf. Ausser der Meleha, welche wir durchschritten, gibt es noch zwei andere: die eine etwas südlich davon, die andere weiter entfernt im Südwesten. Bei letzterer findet sich auch Trinkwasser, doch sagten uns Hirten, welche Schafe und Ziegen von dort nach ihrer Heimat Sintan zurücktrieben, das Wasser an dieser dritten Meleha sei ungeniessbar.

Von 9 Uhr früh bis $3\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags gielten wir. Um 5 Uhr war der Sru Atua erreicht, durch den wir um 7 Uhr in die Tiefebene Atua gelangten. In der Form ganz der Meleha gleichend, sammelt die Atua im Winter Süsswasser und erzeugt daher einen reichlichen Pflanzenwuchs, namentlich viel Ethel (Tamarix) und Rtem (Retama Raetam). Die Rtemstaude, sowol Blätter als Zweige, hat einen äusserst

bittern Geschmack, und ihr trockenes Holz entwickelt beim Verbrennen stark ätzenden Rauch. Ihre kleinen weisslichen Blüten duften lieblich wie ein Gemisch von Reseda und Jasmin. Ob es wahr ist, was die Araber sagen, dass nämlich die Milch von Ziegen, welche viel Rtem gefressen, berauschend sei, kann ich nicht verbürgen. Wir durchzogen die Atua und lagerten abends 11 Uhr wieder in der Hammada. Ich liess jetzt in der Regel nur bei Tage zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen unsere Zelte aufschlagen, abends gebrach es meist an Zeit, ausserdem waren aber auch die Nächte so warm und trocken, dass wir eines Obdachs nicht bedurften.

Am andern Morgen erfolgte der Aufbruch wie gewöhnlich früh um 5 Uhr. Die Luft war kühler geworden, einmal fielen sogar einige Tropfen Regen. Dennoch bot unser Tagemarsch viele Unannehmlichkeiten. Die gemietheten Kamele waren vor kurzem erst in einer Karavane gegangen, daher so kraftlos, dass ich fürchten musste, sie würden „bathal" werden. Das eine legte sich alle Augenblicke nieder und war kaum noch weiterzubringen. Sehr langsam kamen wir somit vorwärts durch den Sru Nasra in das Becken Nasra selbst, das von verschiedenen Seiten her Zuflüsse erhält. Früher gab es dort einen Brunnen, der, obwol nur 7 Gamat[1] tief, ausgezeichnetes Wasser hatte. Vor einem Jahre war er durch Zufall oder aus Altersschwäche zusammengestürzt, und noch dachte niemand daran, ihn aufzuräumen und auszubessern. Um 11 Uhr gielten wir dicht bei Nasra.

Unterwegs bemerkte ich, dass die Kameltreiber einer kleinen Eidechse mit plattem Kopfe, Bu-Bris genannt, einer Gekko-Art, eifrig nachstellten und jede, deren sie habhaft

[1] Gamat, Pl. von Gama, ein Längenmass von 6′ oder von der Spannweite der ausgebreiteten Arme eines gewöhnlichen Mannes.

wurden, tödteten. Sie meinten, das Thierchen vergifte durch seinen Hauch die Speisen, es könne dem Menschen Ausschlag anspritzen, und schwangere Frauen, die von ihm angeblickt würden (Basiliskenblick), kämen mit gefleckten Kindern nieder. Das unschuldige Thierchen ist in diesem Theile der Vorwüste überaus häufig. Um die Leute von der Thorheit ihres Wahns zu überzeugen, nahm ich eine Bu-Bris in die Hand, setzte sie auf meinen Fuss und liess sie über meinen Theeteller laufen — aber vergebens, sie blieben bei ihrem abergläubischen Vorurtheil und sagten, ich sei gegen das böse Wesen gefeit.

Als wir nachmittags um 4 Uhr in 250° Richtung weiter zogen, hatten wir das Glück, dass ein Gewitter sich über uns entlud. Welche Wonne, bis auf die Haut durchnässt zu werden! Selbst mein Hund schien die Freude mit zu empfinden, und die Kamele suchten gierig den dicht fallenden Platzregen aufzusaugen. Allerdings eine höchst seltene Erscheinung hier in der Vorwüste und mitten im Sommer. Das Gewitter war von Westen gegen den Wind herangekommen, denn in der untern Luftregion wehte entschiedener Ostwind.

Um 9½ Uhr passirten wir das erste Uadi Assam, das wie die beiden folgenden von Norden nach Süden geht, dann aber im Bogen nach Westen abbiegt, und in das Uadi Mimun mündet. In dem zweiten Assam gielten wir um 10½ Uhr. Die Nacht nach dem Gewitter war herrlich. Bis Sonnenaufgang fiel das Thermometer auf + 14°, während es in den letzten Tagen nie unter 20° gezeigt hatte. Unsere Kamele hatten sich in der Dunkelheit beim Weiden verlaufen, weshalb wir andern Morgens erst um 6 Uhr aufbrechen konnten. Wir nahmen diesmal die gerade westliche Richtung, passirten um 7 Uhr den dritten Assam und befanden uns um 8 Uhr im Uadi Mimun selbst. Etwas abwärts mitten im Thale, das fast überall 5 und mehr

Kilometer breit ist, stehen die kleinen Berge Kerscha. Von Süden her erhält das Uadi Mimun noch einen andern Zufluss, das Uadi el-Bir, wie der Name besagt, mit einem Brunnen, der aber gleich dem des Uadi el-Nasra längst unbrauchbar geworden ist. Der Mündung des Uadi el-Bir gegenüber hielten wir von 10 Uhr bis 5 Uhr nachmittags Rast. Hierauf gingen wir westlich weiter, eine Zeit lang dem Uadi Mimun folgend, dann aber, als dasselbe nach Nordwesten umbog, unserer westlichen Richtung treu bleibend. Die Gegend hatte unverändert den Charakter einer von zahlreichen Gra durchsetzten Hammada. In einem dieser Gra, sämmtlich Gra Melfra genannt, wo viel Ssodr (Zizyphus lot.) wuchs, campirten wir 11 Uhr abends.

Am 10. Juni durfte ich hoffen, endlich unser nächstes Ziel, die Oase Derdj, zu erreichen. Es war die höchste Zeit: infolge der grossen Hitze waren die Kamele von dem achttägigen Marsche durch die Hammada erschöpft, meine Diener ertrugen zum Theil noch schwer die ungewohnten Strapazen, und zwei von ihnen sowie ich selbst litten an Diarrhöe, die trotz starker Opiumgaben nicht weichen wollte. Mich hatte der kurze Wüstenmarsch bereits so abgemagert, dass ich meine Geldkatze, die mir früher zu eng gewesen, jetzt noch um 5 Zoll einnähen musste, ja ich fühlte an den abnehmenden Kräften, dass eine ernstliche Krankheit im Anzuge sei.

Wir zogen noch an einigen Gra vorüber, erblickten im Norden von uns auf etwa 8 Kilometer Entfernung den Djebel el-Chaschm-el-Dub und durchschritten um $8^1/_2$ Uhr den Chorm Tuil-el-Nailat (Langen Pass der Sandalen). Hieran schloss sich ein sebchaartiges Terrain mit eigenthümlicher Schollenformation, von der später die Rede sein wird, und sehr vielen Fossilien derselben Art wie die, welche ich im Uadi el-Cheil und beim Chorm er-Rschade gefunden hatte. Um 10 Uhr gielten wir. Ich sandte zwei Diener mit mei-

nem Bu-Djeruldi voraus, damit sie mich bei den Bewohnern Derdjs anmeldeten und einen guten Lagerplatz für uns aussuchten. Der Zug folgte ihnen erst um 4 Uhr nachmittags. Durch den Chorm el-Ksehb gelangten wir in das Rinnsal des Uadi el-Kottob (Brennholzflüsschen, weil die Bewohner von Derdj ihren Bedarf an Brennholz daraus entnehmen), dessen Wasser in den Mimun fliesst.

Um 7 Uhr abends erreichten wir endlich den Ort Derdj, nachdem schon lange vorher Spuren von Menschen und Thieren uns dessen Nähe verkündet hatten. Die Einwohner bereiteten mir einen recht freundlichen Empfang, der Bu-Djeruldi schien seine Wirkung auf sie nicht verfehlt zu haben. Für unser Lager hatten sie einen reizenden Platz, unter Palmen und hinlänglich mit Wasser versehen, bestimmt, allein ich zog es vor, auf der luftigern Hammada zu campiren, wo ich mir von den frischen Winden einen heilsamen Einfluss auf meine stark angegriffene Gesundheit versprach.

Ausser dem Hauptorte Derdj hat die Oase Derdj (Stufe), so genannt, weil sie am steilen Abhange oder Rande der Hammada liegt, noch drei kleinere Ortschaften: Tugutta, Tefelfelt und Matres. Die Bewohner von Derdj, Tugutta und Tefelfelt sind nicht arabischen, sondern berberischen Ursprungs; nur Matres ist von Arabern bewohnt. Erstere werden von den umwohnenden Stämmen auch mit dem gemeinsamen Namen Mammeluki belegt, was wol auf ihre frühere Verbindung mit der Regierung von Tripolis hindeuten soll. Aber weder die Berber noch die Araber der Oase Derdj zeigen im Aeussern die charakteristischen Merkmale dieser Völkerrassen, sie sind so stark mit Negerblut durchsetzt, dass man sie eher wohlgestaltete Schwarze mit kaukasischer Gesichtsbildung nennen, als zu den Weissen rechnen möchte. Ihre Gemüthsart anlangend, fand ich sie gastfrei, gutmüthig, aber etwas apathisch. Mit der Rein-

lichkeit schienen sie in beständigem Kampf zu leben, dagegen mit dem Schmuz auf vertrautestem Fusse zu stehen. Die Häuser, aus Stein erbaut, gleichen ganz den in den übrigen Ksors dieser tripolitanischen Gegend. Ihr Inneres ist unsauber und dient Ziegen wie Menschen zum gemeinsamen Aufenthalt. In den meisten gibt es jedoch einen abgesonderten Raum, ein Staatszimmer, in dem die Mitgift der Frau oder der Frauen, in einer grossen Zahl messingener Schüsseln bestehend, aufbewahrt wird. Alle die blanken Schüsseln prangen hier an den Wänden und werden nie benutzt, scheinen also keinen andern Zweck zu haben, als den Reichthum der Familie zur Schau zu stellen, da Kupfer hierzulande ein seltenes und kostbares Metall ist. Bei den Rhadamsern, die für besonders fromm gelten wollen und sehr scheinheilig sind, stehen die Bewohner von Derdj, Tugutta und Tefelfelt in schlechtem Geruch, weil sie Lakbi trinken, während die von Matres, obgleich sie sich diesen Genuss auch nicht versagen, ihm aber nur heimlich fröhnen wie die Rhadamser selbst, von ihnen wohlgelitten sind.

Mögen hier noch einige allgemeine Bemerkungen über die Beschaffenheit der Gegend zwischen dem Djebel Ghorian und Derdj Platz finden. Vom Djebel aus erstreckt sich die Abdachung im allgemeinen bis zum Sufedjin herab, der andererseits auch von Südwesten aus der beim Uadi el-Cheil anfangenden Hammada Zuflüsse erhält. Die Hammada hat keine bestimmt vorherrschende Abdachung: im Centrum derselben sammelt sich das Wasser in Tiefebenen von ziemlich gleicher, durchschnittlich 1200′ betragenden Höhe; nach Westen zu strömen alle Zuflüsse in das Uadi Mimun, das bei Matres vorbei seinen Lauf nach Westen fortsetzt. Es wird bedeutend verstärkt durch das von Südosten kommende Uadi Tinnarut, an dessen unterm Ende, wo sein Bett im Sommer wie im Winter Wasser hat, am

rechten Ufer Derdj liegt. Hier an ihrem Saume ist die Hammada, ein Theil der grossen Hammada el-hamra (Rothe H.), nicht so arm an Pflanzen und Thieren, wie sie es nach Duveyrier, Richardson u. a. mehr nach dem Innern zu sein muss. Es gibt Antilopen, Gazellen, Hasen, Kaninchen, und von grössern Raubthieren Hyänen. Strausse scheinen äusserst selten vorzukommen. Sehr häufig ist dagegen ein kleiner Vogel von der Grösse unserer Staare, mit schwarz und weissem Gefieder; er wird von den Eingeborenen Moëka genannt und fällt sofort durch seinen eigenthümlichen Gesang auf, der eine Tonleiter von vier Tönen bildet. Insekten und Reptilien sind ebenfalls zahlreich. Von Pflanzen findet man namentlich Beggel und Rimmit, und in den Gra die prächtigsten Rtem- und Ssodrbüsche.

Der Boden um Derdj wird hauptsächlich durch das Uadi Tinaout bewässert, das hier an seiner Mündung in das Uadi Milha den Namen Uadi Derdj erhält und eine Tagereise weiter südlich das Uadi Harikat in sich aufnimmt; es soll noch ein anderes Uadi Harikat geben. Ausser dem oberirdisch fliessenden Wasser fördert man jedoch auch Wasser durch Fogarat (unterirdische Galerien, Brunnen) sowie durch Ziehbrunnen zu Tage. Die vorhandenen Palmengärten würden mehr als ausreichen zur Ernährung der Einwohnerschaft, wenn nicht zwei Drittel der Gärten und Bäume an Rhadamser oder an Djebeli verkauft wären. Es zeugt für die Indolenz der Bewohner, dass sie einen Theil ihres Grund und Bodens und ihrer kostbarsten Habe, der Dattelbäume, zufolge schlechter Wirthschaft in fremden Besitz kommen liessen. Wie überall in den Oasen werden auch hier die Bäume und der Boden, auf dem sie stehen, getrennt voneinander verkauft: ein Gebrauch, der natürlich oft zu heftigen Streitigkeiten Anlass gibt; so klagt z. B. der Besitzer einer Palme gegen den Grundeigenthü-

mer, der Baum sei eingegangen, weil er nicht genügend bewässert worden, u. s. w. Das Areal, selbst der Gärten, ist in Derdj, wenn man die Fruchtbarkeit des Bodens und den Wasserreichthum in Betracht zieht, billig zu haben. Felder mit fliessendem Wasser werden natürlich theuerer bezahlt. Hingegen stehen die Bäume, den Werth des Geldes in Anschlag gebracht, verhältnissmässig hoch im Preise. Für eine Palme der edlern Gattung, zumal eine solche, die alljährlich eine Kamelladung Datteln liefert, zahlt man bis über 100 Mahbub (500 Frs.), für eine Kamelladung Datteln der besten Sorte 7—8 Mahbub. Die Zahl der Dattelpalmen in den vier Orten zusammen dürfte sich auf ungefähr 300000 Stück belaufen. Was die sonstige Production betrifft, so unterscheidet sich die Oase Derdj nicht von den andern Oasen der Hammada. Sie hat ausser dem Zehnten von allen Früchten 1182 Mahbub an Abgaben zu entrichten. —

Mein Unwohlsein steigerte sich in bedenklicher Weise. Der Mudir des Orts rieth mir, Lakbi dagegen zu brauchen, und ich nahm in der That einen Topf voll dieses abscheulichen Getränks zu mir. Anfangs verschlimmerte sich die Diarrhöe danach, aber gegen Abend des zweiten Tags spürte ich Besserung, sodass ich mich im Stande fühlte, den kurzen Marsch nach Rhadames zurückzulegen, wo ich auf bessere Verpflegung und längere Ruhe hoffen durfte. Da meine Kameltreiber aus Misda dorthin zurückgekehrt waren, miethete ich in Matres andere, und nachdem ich noch, soweit ich es vermochte, alle Bettler in Derdj befriedigt hatte, brachen wir am 15. Juni morgens 7½ Uhr auf.

In 275° Richtung längs dem Uadi Milha hinziehend, erreichten wir nach drei Stunden Matres und gielten daselbst im Schatten einiger Palmen. Der kleine Ort hat nur circa 100 Einwohner, die sich hauptsächlich vom Vermiethen ihrer Kamele ernähren, denn Palmen gibt es dort

nicht viele, und die meisten davon sind Eigenthum der Rhadamser.

Der Weg von hier nach Rhadames soll nicht allzu sicher sein. Mehrere Leute von Derdj, von Matres und einige vom Stamme der Uled Mahmud baten daher, sich mir anschliessen zu dürfen, und da sie alle mit Flinten bewaffnet waren, sah ich diese Verstärkung meiner Karavane nicht ungern, obschon ich neue Angriffe auf meine Mundvorräthe von ihnen gewärtigen musste, eine Voraussicht, die sich dann auch in vollem Maasse bestätigte.

Um 5 Uhr nachmittags zogen wir in 265° Richtung weiter. Ich hatte die Absicht, den Marsch bis Mitternacht fortzusetzen, um von der Kühle der Nacht zu profitiren. Aber kaum war eine halbe Stunde im langsamen und gleichmässigen Kamelschritt zurückgelegt, als an der Spitze der Karavane sich ein grosser Lärm erhob, in dem ich sofort das klagende Gebrüll eines Kamels unterschied. Ich ritt in der Regel am Ende des Zuges, um etwaige Unordnungen leichter wahrnehmen und abstellen, auch die Leute besser überwachen zu können. Schnell trieb ich mein Kamel an; die ganze Karavane machte inzwischen halt, und so liess sich mit einem Blick das angerichtete Unglück überschauen. Mein Neger Cheir hatte aus Versehen mit seinem Stocke dem Thiere das rechte Auge aus dem Kopfe geschlagen, das nun blutig am Boden lag. Bekanntlich haben die Kamele sehr stark hervortretende Augen. Während das verletzte Thier noch immer sein klägliches Gebrüll ausstiess, lärmte und tobte der Eigenthümer desselben, ein Bewohner von Matres, und drohte sogar handgreiflich zu werden. Was war zu thun? Er sprach vom Kadhi, von Schadenersatz oder Umtausch gegen eines meiner Kamele, und ich selbst konnte ihm nicht unrecht geben, denn sein Kamel war ein junges und starkes Thier. Am liebsten hätte er es gesehen, wenn die ganze Karavane nach Derdj

zurückgekehrt und der Fall dem dortigen Kadhi zur Entscheidung übergeben worden wäre. Darauf ging ich jedoch nicht ein, sondern sagte ihm, falls er die Sache vor den Richter bringen wolle, könnte er dies in Rhadames ebenso gut thun. Indessen hoffte ich, bis dahin mich gütlich mit ihm zu einigen. Nachdem er noch eine kurze Strecke parlamentirend neben mir hergegangen, erbot er sich schliesslich, ein anderes Kamel aus Matres zu holen und mir dann zum Kadhi von Rhadames zu folgen. Er machte sich auf den Weg, und wir lagerten um 6 Uhr, um seine Rückkunft zu erwarten. Wirklich erschien er nach einigen Stunden wieder, aber statt eines Kamels seinen Bruder mitbringend. Auch dieser verlangte, dass ich mit ihnen umkehren oder wenigstens den Thäter, meinen Neger Cheir, an den Kadhi von Derdj zur Aburtheilung entsenden solle. Als sie aber sahen, dass ich fest auf dem Weitermarsch beharrte, schlugen sie zuletzt vor, ich möge selbst als Bei (sowol in meinem Firman wie in dem Bu-Djeruldi war mir der Titel Bei verliehen) das Urtheil in der Sache fällen — ein sehr schlauer Vorschlag, denn sie appellirten damit zugleich an meine Gerechtigkeit und an meine Grossmuth. Ich gestand ihnen denn auch, wie von Anfang an, bereitwilligst zu, dass sie Anspruch auf Schadenersatz hätten, gab ihnen aber zu bedenken, wie ungerechtfertigt ihre Forderung wäre, den vollen Werth des verletzten Thieres bezahlt zu erhalten, da ein Kamel doch kein Luxusthier sei und der Verlust eines Auges seine Tragfähigkeit nicht beeinträchtige; selbst der fünfte Theil des Werthes würde daher ein noch viel zu hoher Ersatz sein. Sodann fragte ich sie, ob nach dortigem Gebrauch der Herr für jeden Schaden, den sein Diener angerichtet, unbedingt aufkommen müsse. „Cheir", lautete ihre Antwort, „ist kein Diener, sondern dein Sklave." Wäre dies richtig gewesen, so hätte ich allerdings die Verpflichtung gehabt, vollen Ersatz zu leisten,

denn wie alles, was der Sklave verdient, nach mohammedanischem Rechte seinem Herrn gehört, ist auch der Schaden, der durch einen Sklaven angerichtet wird, von seinem Herrn zu tragen. Ich schwur, dass Cheir nicht mein Sklave, sondern ein gemietheter Diener sei, und meine übrigen Diener beschworen dasselbe mit den kräftigsten Eiden. Der Mohammedaner liebt es bekanntlich, bei jeder Gelegenheit zu schwören, und erwartet auch von andern die Betheuerung der geringfügigsten Aussage durch einen feierlichen Schwur. Dass von Cheir selbst, der seit kurzem erst in meinen Diensten stand, folglich keine Schätze besass, nichts zu erpressen war, leuchtete den beiden Brüdern ein. So fügten sie sich denn vorläufig in ihr Misgeschick, zumal sie keinen Augenblick zweifelten, die Medicin, Charpie mit Wachssalbe bestrichen, die ich dem armen Thiere zur Linderung der Schmerzen in die leere Augenhöhle gedrückt, werde demselben ein neues Auge verschaffen, und als am andern Morgen die Karavane aufbrach, waren wir vollkommen gute Freunde.

Von 8 Uhr früh bis 2 Uhr nachmittags ging es immer an dem Uadi Milha entlang, welches in zahlreichen Krümmungen nach Westen zieht, bis es sich bei Misissem in den Areg verliert. Wir passirten den Areg er-Rmel (Sanddünen) und gelangten an das aus Westen von dem Djebel gleichen Namens kommende Uadi Krab. Den ganzen Tag waren wir, durch einen starken Nordwind begünstigt, ohne zu gielen marschirt, dafür wurde nun bereits um 4 Uhr nachmittags zum Lagern halt gemacht.

Endlich, am 17. Juni, sollte der letzte Tagemarsch zurückgelegt werden. Um 4 Uhr morgens verliessen wir unsern Lagerplatz und erreichten, westlich vorrückend, um 6 Uhr den Fuss des relativ etwa 500′ hohen Berges Krab; nach 10 Minuten war die Höhe erstiegen, und ohne Aufenthalt ging es den weniger steilen westlichen Abhang

hinunter. Auch auf dieser Seite des Berges entspringt noch ein Uadi, erst nach Westen und dann nach Nordwesten fliessend, dessen Namen ich jedoch nicht erfahren konnte, obschon es in denjenigen Strecken der Sahara, welche von Karavanen durchzogen werden, keine irgendwie in die Augen fallende Oertlichkeit gibt, die nicht benannt wäre. Westlich vom Djebel Krab aber hört alle Vegetation auf; in der Umgegend von Rhadames ist kein Strauch, kein Halm mehr zu erblicken. Ich liess um 9 Uhr morgens gielen und sandte meinen Burschen Hammed in Begleitung einiger anderer meiner Leute mit dem Bu-Djeruldi voraus. Kurz vor Sonnenuntergang langte die ganze Karavane vor Rhadames an.

Die Stadt hat an der Nordwestseite drei Thore. Beim ersten, glaubte ich, würde uns Hammed erwarten; er war aber nicht dort, auch beim zweiten und dritten trafen wir ihn nicht. Wir kehrten daher zum ersten, dem Hauptthore, zurück und hielten durch dieses unsern Einzug, gefolgt von einem Schwarm Kinder der Tuareg, welche ausserhalb der westlichen Ringmauer der Stadt zu lagern pflegen. Auch eine Menge Rhadamser hatte sich mittlerweile dem Zuge angeschlossen, doch schien die allgemeine Aufmerksamkeit weniger auf mich und mein Gefolge als auf meinen Hund Mursuk gerichtet zu sein. Wol noch nie zuvor war den meisten Bewohnern von Rhadames ein Hund zu Gesicht gekommen, denn die Slugi (Windhunde), deren die Tuareg mit sich führen, werden von den Rhadamsern nicht zum Hundegeschlecht gerechnet. Welche Aufregung würde erst mein verlorener stattlicher Bull hervorgerufen haben, wenn schon der kleine weisse Spitz die halbe Stadt in Alarm versetzte.

Es war bereits das zweite mal, dass ich in Rhadames einzog; ein Jahr vorher hatte ich auf dem Wege von Rharb (Marokko), für einen frommen Mohammedaner geltend, die

Stadt betreten. Damals stand ich unter dem Schutze der Tuareg und war mit einem gewissen Nimbus umgeben, denn ich kam ja direct von Uesan, vom Dar demana, aus der Sauya des Mulei Thaib, und auch diesmal erregte meine Person das Interesse der Einwohner, wie es schien, in nicht geringem Grade. Im Vorüberziehen hörte ich, wie die einen behaupteten, ich sei Christ, wogegen andere schwuren, ich sei Türke, und noch andere mir „Willkommen, Consul!“ zuriefen. Vor der Wohnung des Kaimmakam, des türkischen Gouverneurs von Rhadames, liess ich den Zug halten.

Ehe ich aber in der Erzählung meiner Reiseerlebnisse fortfahre, will ich versuchen, den Leser etwas näher mit dieser merkwürdigen Stadt bekannt zu machen.

III.

Die Stadt Rhadames und ihre Bewohner.

Ueber die Entstehung und Urbevölkerung der Stadt. Die Quelle. Vertheilung des Wassers. Klima. Vegetation. Thierwelt. Die Beni-Uasit und die Beni-Ulit. Zahlzeichen der Kaufleute. Cultus. Die Frauen. Tracht. Statistisches. Handel. Bauart. Gräber.

Fast überall wo ein mächtiges Felsplateau mittels steiler Wände auf die Ebene drückt, springen, selbst in der Sahara, Quellen aus der Erde hervor, die den Boden bewässern und in der Wüste dann Oasen entstehen lassen. Einer solchen Quelle verdankt auch die Oase Rhadames ihre Entstehung. Sie liegt am Eingang der Sahara, nach Duveyrier im 30° 7′ 48″ nördl. Breite und 6° 43′ 15″ östl. Länge von Paris, und ist in gerader Linie 10 Tagemärsche vom Mittelmeer (Sabratha) entfernt, von der Stadt Tripolis aus, von wo sie am meisten besucht wird, in 12 Tagemärschen zu erreichen. Ihre Höhe über dem Meere beträgt etwas mehr als 1000 Fuss, und obwol die sie umgebenden Hochebenen nicht wesentlich höher sind, erklärt deren Mächtigkeit und Kalkformation doch hinlänglich das Hervorsprudeln einer Quelle, von der man sich am besten durch Vergegenwärtigung der Sprudelquelle zu Nimes einen Begriff machen kann.

Unzweifelhaft waren die Umgebungen dieser Quelle,

die naturgemäss eine dichte Palmenvegetation erzeugte, schon in grauer Vorzeit von Ansiedlern bewohnt. Davon zeugen die zum Theil noch aufrecht stehenden Ruinen runder und viereckiger Thürme aus roh bearbeitetem Stein, von den Eingeborenen „Esnamen“ (die Götzenbilder) genannt. In jedem Thurme befindet sich zur ebenen Erde eine meist gut erhaltene, oben spitz zulaufende[1] gewölbte Kammer, und in einigen über derselben ein zweiter ähnlicher Raum, zu dem von aussen steinerne Stufen hinaufführen. Aus festem Material gebaut und vielleicht durch Mauern untereinander verbunden, hatten sie wahrscheinlich den doppelten Zweck, sowol als Zufluchtsstätte und Schatzkammer wie auch zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe zu dienen.

Alles deutet darauf hin, dass die Thürme lange bevor die Römer nach Rhadames kamen, wie man vermuthen darf, von Garamanten errichtet wurden. Zwar ist hier nicht die eigentliche Heimat dieses Volks gewesen, aber die Römer rechneten Cydamus, als sie die Stadt einnahmen, dem Gebiete der Garamanten zu. Sonst erfahren wir aus römischen Berichten nicht viel mehr, als dass Consul Lucius Cornelius Balbo 19 Jahre v. Chr. die Stadt eroberte. Wie lange sie dem Römischen Reiche verblieben, und ob sie später christlich geworden, darüber fehlt jede Nachricht. Was die alten und mittelalterlichen Geographen über Rhadames erwähnen, ist äusserst mangelhaft und unzuverlässig. Leo führt unter dem Namen Gademes einen grossen bewohnten Landstrich mit „vielen Schlössern und volkreichen Dörfern“ auf. Dapper, der Gademes oder Gademez schreibt, spricht sogar von „16 ummauerten Städten und 92 Dörfern“. Es braucht wol kaum gesagt zu werden, dass schon der örtlichen Beschaffenheit wegen

[1] Der Gedanke an Gothik liegt natürlich fern.

solche Städte, Schlösser und Dörfer hier nicht existirt haben können.

Henri Duveyrier entdeckte während seines Aufenthalts in Rhadames eine sehr wichtige römische Inschrift, nach Cherbonneau aus der Regierungszeit des Alexander Severus (221—235) herrührend, welche besagt, dass Cydamus damals zur Provinz Numidia gehörte. Auch andere sichtbare Spuren der Römerherrschaft sind noch vorhanden. So stehen im Innern der beiden Hauptmoscheen Säulen von offenbar römischer Arbeit, glatte sowol wie cannelirte Monolithen mit einfach dorischen wie mit korinthischen Capitälen, die jedenfalls Ueberbleibsel verschiedener ehemaliger Kunstbauten sind.

Die Quelle von Rhadames, die Schöpferin der Oase und somit auch Ursache zur Gründung der Stadt, nimmt unser Interesse vorzugsweise in Anspruch. Sie ist in ein länglich viereckiges, 25 Meter langes und 15 Meter breites Bassin gefasst, auf dessen Boden man an mehrern Stellen das Wasser hervorquellen sieht. Die massiven Steinquadern der Einfassung verrathen ebenfalls das Werk der Römer, die sehr wohl wussten, wie wichtig es sei, das Wasser vor der Vertheilung über die Felder in grösserer Menge anzusammeln. Von den Eingeborenen wird die Quelle auf arabisch schlechtweg „l'ain", in ihrer eigenen Sprache „Tit" genannt, und im Temahak-Idiom, d. h. im targischen Dialekt der Berbersprache, hat sie den Namen „Arscheschuf" (Krokodilquelle). Aus fünf Rinnen, drei grössern und zwei kleinern, ablaufend, reicht das Wasser der Quelle und einiger Brunnen nur zur Bewässerung einer Oberfläche von circa 75 Hektaren hin, während der ummauerte zu der Oase gehörende Raum wol doppelt so gross ist. Mircher gibt den Umfang der Oase auf 6000 Meter, den Durchmesser verschieden auf 1200 und 1600 Meter an. Es scheint demnach, entweder dass einst die Quelle bedeutend mäch-

tiger gewesen, oder dass die Cultivirung des jetzt innerhalb der Ringmauer brach liegenden Landes aufgegeben wurde, weil man den Kampf gegen die Natur nicht länger fortsetzen wollte oder konnte. Beides ist denkbar. Denn einerseits finden sich gerade in der Sahara häufig Quellen, die mit wechselnder Stärke Wasser spenden, und so mag vor Zeiten die Quelle von Rhadames ergiebig genug gewesen sein, um das gesammte eingefriedigte Terrain zu befruchten. Andererseits wird auch nicht selten bis dahin zu Gärten benutzter Boden so hoch mit Sand überdeckt, dass er fortan aller Culturbemühungen spottet, und besonders in den Oasen, welche wie Rhadames nicht durch fliessendes Wasser gespeist werden, hat der Mensch beständig gegen die Versandung des Bodens zu kämpfen. Die Gärten müssen, damit die Berieselung durch Quellwasser stattfinden kann, vertieft angelegt sein, und immer muss der hereinwehende Sand sogleich wieder daraus entfernt werden.

Die Temperatur der Quelle fand ich abends 10 Uhr im Juni bei gleichzeitiger Luftwärme von + 33° C. ebenfalls + 33° C., nachmittags bei Luftwärme von + 40° war sie auf + 35° gestiegen. Vatonne und Duveyrier, die beide im Winter beobachteten und die gleichzeitige Luftwärme ausser Acht liessen, fanden nur + 29°. Sicher ist aber die Luftwärme nicht ohne Einfluss auf die Temperatur des in dem Bassin enthaltenen Wassers, und Vatonne hat unrecht, wenn er sagt: „*La température de l'eau de la source dans le bassin de la réception est de* 29°, *quelle que soit la température de l'air extérieur.*“ Noch ein anderer Umstand dürfte übrigens auf die Verschiedenheit des von mir und von den genannten Reisenden ermittelten Resultats eingewirkt haben: ich mass nämlich die Temperatur des Wassers mitten im Bassin, während jene ihre Messungen am Rande desselben anstellten. Aus der Temperatur des Bassinwassers folgert Vatonne, dass die Quelle

sowie zwei in der Nähe befindliche Brunnen mit ziemlich gleicher Temperatur aus einer unterirdischen Wasserschicht von circa 120 Meter Tiefe genährt werden. Da jedoch seine der Berechnung zu Grunde liegende Temperaturmessung, wie gezeigt worden, nicht genau genug war, darf man auch in die völlige Richtigkeit dieses Facits Zweifel setzen. Andere Brunnen der Umgegend haben bei einer Wasserschicht von 20 Meter Tiefe eine Temperatur von nur + 19° C. und einen bedeutend grössern Salzgehalt; es lässt sich daher mit Sicherheit annehmen, dass zwei verschiedene Wasserschichten vorhanden sind. Das viel reinere Wasser der Quelle und der beiden nächsten Brunnen ergab auf einen Liter circa 2,5 Gramm Salz, das der übrigen Brunnen enthielt in 1000 Gramm 9 Gramm Salz. Ehe die Einwohner das über 30° warme Wasser trinken, lassen sie es in steinernen Krügen oder in Schläuchen etwas abkühlen.

Die Vertheilung des Wassers an die einzelnen Gärten wird durch Wasseruhren geregelt und erfordert ein sehr complicirtes Verfahren, weil das Land in so kleine Parcellen wie kaum irgend sonstwo getheilt ist: die meisten Gärten haben nicht mehr als 200 Quadratmeter Umfang, und viele sind nur halb so gross oder noch kleiner. Auf dem Marktplatze der Stadt steht eine Clepsydra, von den Eingeborenen „Gaddus“ genannt, ein eiserner Topf mit einer runden Oeffnung im Boden, durch welche das Wasser, wenn er vollgefüllt ist, in circa drei Minuten abläuft. Jedesmal nachdem ein Gaddus durchgelaufen, schlingt ein dazu angestellter Knabe, der in gewisser Zeit von einem andern abgelöst wird, einen Knoten in ein Palmblatt. Sieben Gaddus heissen eine „Dermissa“ und geben eine ungefähr 20 Minuten anhaltende, für einen Garten mit 60 Palmen genügende Berieselung. In 13 Tagen, welcher Zeitraum in dieser Beziehung eine „Nuba“ genannt wird,

kommen nach Duveyrier im ganzen 925 Dermissa Wasser zur Vertheilung. In ähnlicher Weise geschieht die Berieselung aus den beiden der Quelle zunächst gelegenen Brunnen, wobei Neger die Schöpfarbeit verrichten. In frühern Zeiten gab die Theilung des Wassers steten Anlass zu oft blutigen Streitigkeiten unter den verschiedenen Grundbesitzern. Jetzt ist alles zur Berieselung dienende Wasser Staatseigenthum, und die türkische Regierung zieht daraus eine jährliche Einnahme von circa 50000 Frs., indem sie sich für die Dermissa 80 Real Sbili = 50 Frs. 20 C. (nach Duveyrier; Mircher gibt irrthümlich an = 700 Frs.) bezahlen lässt.

Das Klima von Rhadames unterscheidet sich nicht von dem der Sahara; Regen fällt äusserst selten, kaum einmal in zwanzig Jahren gibt es einen nennenswerthen atmosphärischen Niederschlag. Die Durchschnittstemperatur des Jahres beträgt + 23° C.; sie steigt in den Sommermonaten auf + 50° C. im Schatten und sinkt im Winter zuweilen vor Sonnenaufgang bis auf — 5° C. Die herrschenden Winde sind Nord im Winter, Südost und Süd im Sommer. Das Klima ist eigentlich nicht ungesund, sagt aber Europäern wenig zu. Augenkrankheiten, Syphilis, Fieber und Dysenterien, letztere besonders zur Zeit der Melonen grassirend, sind die am häufigsten vorkommenden Krankheiten. Im Jahre 1865 wäre ich selbst dort beinahe das Opfer einer sehr acuten Blutdysenterie geworden.

Melonen und Pasteken sind die einzigen Früchte, die in Rhadames gut gedeihen. Einzelne Exemplare erreichen einen kolossalen Umfang und ein Gewicht bis zu zwei Centnern, sodass zwei solcher eine Kamellast ausmachen. Andere Früchte, wie gelbe Pflaumen, Granaten, einige Reben, Pfirsiche, Aprikosen und Feigen verkrüppeln und bleiben infolge der viel zu grossen Sommerhitze saft- und geschmacklos. Sie können, ebenso wie Gemüse, von denen

ich Zwiebeln, Knoblauch, Bohnen, Rüben, Tomaten, Pfeffer, Bamien (Hibiscus esculentus), von den Eingeborenen Mlochia genannt und wie Gummi arabicum schmeckend, Auberginen (Solanum melongena), hier Bdindjel genannt, dann ein Unkraut Ssilk-el-belebscha hervorhebe, nur im Schatten der Palmen ihr kümmerliches Dasein fristen. Gleichfalls unterm Palmendach wird etwas Getreide, Weizen, Gerste und einige Hirsearten, gebaut, doch lange nicht ausreichend für den Consum der Einwohner. Leider sind auch die Dattelbäume hier weder ergiebig genug noch von solcher Güte, dass mit ihren Früchten, wie in andern Oasen, der Bedarf an Getreide, Schlachtvieh, Butter, Oel und sonstigen Lebensmitteln eingetauscht werden könnte. Die 60000 Palmen, die Rhadames besitzt, vermögen den Bewohnern kaum für einen Monat im Jahre genügende Nahrung zu gewähren.

Der Dattelbaum (Phoenix dactylifera L.), arabisch „Nachla", in der Sprache der Tuareg „Taseït", ist durch künstliche Zucht nach und nach so vermannichfacht worden, dass es jetzt wol ebenso viele Dattel- wie Aepfelsorten gibt. Die in Rhadames gewöhnlichste Dattelart wird Medrhauen genannt; sie ist sehr klein, von schwarzer Farbe und in Gestalt der Olive ähnlich. Die beste Sorte heisst Um-el-assel (Honigmutter); der Name bezeugt ihre Süssigkeit. Andere Sorten sind: Tin-Dorhut, Diggla, Tin-Udi, Tissiuin, Tin-Djohoot, Dumbu-Dumbu, Ssirt-Tadissedas, Tin-Tolome, Tin-Toadjit, Tin-Ssukar. („Tin" ist das berberische Wort für Dattel.) Mehrere dieser Sorten finden sich auch in Tuat.

Wild wächst ausserhalb der Stadt absolut keine Pflanze; in der Stadt selbst sah ich einige Mimosen, an der Quelle und in den Gärten Gräser und Quecken. Als Düngmittel muss aus den benachbarten Hattien (Oasen ohne Baum, im Gegensatz zu Rhabba, Oasen mit Bäumen oder Buschwerk)

ein Kraut, „Agol" (Alhagi Maurorum), geholt werden, denn der Dünger, welchen die Thiere des Orts liefern, genügt nicht zur Befruchtung des Bodens.

Auch das Thierreich ist in Rhadames sehr spärlich vertreten. Von Hausthieren gibt es nur Kamele, Esel, Katzen, Mäuse, Fledermäuse und Hühner; kein einziges Pferd; und auch Hunde sind fast unbekannt, daher mein weisser Spitz, wie oben erzählt, das grösste Aufsehen erregte. Ausser Sperlingen bemerkte ich Schwalben; in den Palmenwipfeln nistet die kleine graue Baumtaube. Schlangen sind selten, nur die Hornviper und die gemeine Viper sollen zuweilen vorkommen. Ein gern gesehener Gast und fast in allen Häusern anzutreffen ist der Mauergeko; andere Eidechsarten, wie die Dub-Eidechse, halten sich an den Gartenmauern auf. Frösche bevölkern die Quelle und die Rinnsale in grosser Menge. Unter den Spinnen ist der Skorpion hervorzuheben. Fische finden sich weder in der Quelle noch in den Brunnen, während in vielen andern selbst unterirdischen Quellen der Sahara kleine Fische leben, dagegen zahlreiche Blutegel und einige Molluskenarten. Von der Hausfliege, dieser Plage der Menschen bei Tage, und der Wasserschnake, ihrer Plage bei Nacht, ist man auch hier nicht verschont. Bienen gibt es nicht, aber eine Wespenart baut in den Häusern und Moscheen ihr Zellennest. Selbstverständlich fehlen, da die Rhadamser Mohammedaner sind, jene schmuzigen Insekten nicht, welche überall den unreinlichen Menschen anhaften, mit Ausnahme des Flohs, der nirgends in der Sahara existiren zu können scheint. Ein gefährlicherer Parasit, der Guineawurm, wird von aussen her eingeschleppt.

Die Einwohner von Rhadames sind, wie die ganze Bevölkerung Nordafrikas, berberischen Ursprungs, doch haben sie auch viel Neger- und Araberblut in sich aufgenommen. Ihre Sprache hat die grösste Aehnlichkeit mit der, welche

von den Bewohnern der übrigen Oasen, wie Sokna, Siuah, Audjila, gesprochen wird, sowie mit der Sprache der Tuareg, der Bewohner des Atlas und der Gebirgsbewohner längs der afrikanischen Küste des Mittelländischen Meeres. Fast jeder Rhadamser versteht übrigens daneben eine oder die andere Sprache Centralafrikas; namentlich verbreitet ist die Sprache der Hausa und der Sonrhai, auch das Targische wird von den meisten verstanden.

Die Bewohnerschaft theilt sich in zwei streng voneinander geschiedene Volksparteien oder Triben: die Beni-Uasit und die Beni-Ulit. Letztere, sämmtlich Berber, bestehen aus drei Stämmen, den Tosseku, Beni-Derar und Beni-Masirh, nach welchen Namen auch drei Quartiere der Stadt benannt sind. Die Beni-Uasit bestehen aus vier Stämmen: den Tenkrine, Teferfera, Djeresan und Beni-Belil; die ersten drei sind Berber, der letzte ist von arabischer Abkunft. Sodann gibt es noch freie Neger und deren Nachkommen, insgesammt Atriya genannt.

Seitdem die Stadt unter türkischer Herrschaft steht, haben die blutigen Fehden aufgehört, womit die beiden feindlichen Triben einander bekämpften, aber die gegenseitige Abneigung währt noch in unvermindertem Grade fort. Kein Verkehr findet zwischen ihnen statt, daher selbst die Sprache beider mannichfache Verschiedenheiten erkennen lässt. Nie vermischten sich bisjetzt durch Heirathen die Beni-Uasit mit den Beni-Ulit; nie betritt ein Angehöriger der einen Tribe das Quartier der andern, und so gibt es Rhadamser, die Kuka, Kano, Timbuktu, Tripolis und andere weitentfernte Städte gesehen, niemals aber einen Fuss in die andere Hälfte ihrer Vaterstadt gesetzt haben. Neutrale Gebiete sind nur der Marktplatz, das Haus des türkischen Paschas, die Sauya (Kloster mit Moschee und Schule) des Mulei Thaib von Uesan und die Sauya des Mulei Abd-el-Kader Djelali von Bagdad; die

übrigen Moscheen werden ausschliesslich von den Mitgliedern desjenigen Stammes besucht, welcher das betreffende Quartier innehat. Der Marktplatz bildet die Mitte der Stadt und ist zu beiden Seiten von den feindlichen Quartieren begrenzt, sodass jede Partei zu demselben gelangen kann, ohne das Stadtviertel der andern berühren zu müssen. Die beiden Sauyas und das Gebäude des Gouverneurs stehen ausserhalb der eigentlichen Stadt. So schroff indess die Beni-Uasit und die Beni-Ulit zu Hause sich noch gegenüberstehen, so bringen sie doch ihre Stammesfeindschaft in der Fremde jetzt nicht mehr zur Geltung. Treffen Söhne der zwei verschiedenen Triben in Timbuktu oder an einem andern fremden Orte zusammen, dann meiden sie sich nicht, sondern verkehren miteinander als Landsleute und Stadtgenossen.

Zur schriftlichen Mittheilung haben die Rhadamser gleich allen nordafrikanischen Völkern die arabische Sprache angenommen. Bisweilen bedienen sie sich wol auch blos arabischer Schriftzeichen, um rhadamsisch damit zu schreiben; dies geschieht namentlich, wenn sie ihre kaufmännischen Mittheilungen, da die Briefe meist offen verschickt werden, vor Concurrenten in andern Städten geheim halten wollen. Aus demselben Grunde wenden sie in solchen Fällen zur Bezeichnung der Waarenpreise u. s. w. geheime, vielleicht altlibysche Zahlzeichen an. In ihrer eigenen Sprache zählen die Rhadamser merkwürdigerweise nur bis 10, von da an aufwärts arabisch. Eigene Schriftzeichen besitzen von allen Stämmen und Völkern Nordafrikas ausser den Aegyptern und Abessiniern überhaupt nur die Tuareg; doch konnten sie niemals zu mehr als zu kurzen Sätzen, Namen, Inschriften etc. gebraucht werden. Gäbe es irgendwo, bemerkt Duveyrier, targische Bücher, so müssten dieselben unbedingt mit arabischen Schriftzeichen geschrieben sein. Ob aber die targische Sprache, deren enge Ver-

wandtschaft mit der rhadamsischen erwiesen ist, auch eigene Zeichen für Zahlen besitzt, habe ich nicht erfahren können; ich bezweifle es, denn soviel ich mich erinnere, thun Freeman, Richardson und Hanoteau ebenso wie Duveyrier, welche das targische Alphabet mittheilen, keiner Zahlenzeichen Erwähnung. Aber auch die rhadamsischen Ziffern sind weder jenen Schriftstellern noch auch Mircher, Dickson, Vatonne und andern bekannt; sie scheinen also lediglich in der kaufmännischen Praxis gebräuchlich zu sein, indem die Händler sie benutzen, um den Preis auf ihren Waaren durch Zeichen zu vermerken, welche von Uneingeweihten nicht verstanden werden, wie ja ganz ähnliche Einrichtungen auch im europäischen Waarenhandel bestehen. Da die Stadt Rhadames gegen das ganze übrige vom Mittelmeer aus durch Handelsobjecte versorgte Afrika einen verschwindend kleinen Bezirk bildet, so besitzen die dortigen Kaufleute in diesen nur ihnen selbst verständlichen Zeichen einen grossen Vortheil sowol vor ihren auswärtigen Concurrenten als vor dem kaufenden Publikum. Natürlich suchen sie deshalb die Bedeutung derselben besonders den tripolitanischen, tunesischen und kahirinischen christlichen und jüdischen, wie nicht minder den arabischen Kaufleuten gegenüber aufs strengste geheim zu halten, und nur durch ein bedeutendes Geschenk konnte ich einen Rhadamser, der meiner Versicherung, dass ich kein Handelsmann sei, Glauben schenkte, dahin bewegen, dass er mir die Zahlzeichen und deren Bedeutung wie nachstehend mittheilte:

. = 0	I> = 6	II0 = 12
I = 1	II> = 7	III0 = 13
II = 2	III> = 8	IIII0 = 14
III = 3	IIII> = 9	>0 = 15
IIII = 4	0 = 10	I>0 = 16
> = 5	I0 = 11	II>0 = 17

III>0 = 18	>ƺ = 55	II00ϕϕϕ = 422
IIII>0 = 19	II>0ƺ = 67	X = 500
00 = 20	III>00ƺ = 78	IIII000X = 534
I00 = 21	IIII>000ƺ = 89	II>ƺϕX = 657
000 = 30	IIII>0000ƺ = 99	>0ƺϕϕX = 765
II000 = 32	ϕ = 100	I>00ƺϕϕϕX = 876
IIII0000 = 44	Iϕϕ = 201	ϕϕϕϕX = 900
ƺ = 50	I0ϕϕϕ = 311	⧗ =1000.

Auch noch Zahlen von 1000 bis 10000 können die Rhadamser auf diese Weise zusammensetzen. Einfache Zeichen haben sie, wie man sieht, für 0, 1, 5, 10, 50, 100, 500 und 1000; ob auch für 10000, vermochte mir mein Gewährsmann nicht anzugeben. Die in den semitischen Sprachen gebräuchliche Schreibweise von rechts nach links gilt auch für die Zahlreihen. Wahrscheinlich der Raumersparniss wegen setzen indess die Rhadamser ihre Zeichen auch untereinander: 00 = 20 kann auch $\begin{smallmatrix}0\\0\end{smallmatrix}$, IIII0000 = 44 auch $\begin{smallmatrix}II00\\II00\end{smallmatrix}$ geschrieben werden. Für gewöhnlich aber ist das Schreibsystem von rechts nach links consequent durchgeführt, wie aus den zusammengesetzten Zahlen erhellt: so I> = dem römischen VI; >0 = XV; I0ϕϕ = CCCXI. Zum weitläufigen Rechnen dürften diese Zeichen übrigens ebenso wenig geeignet sein wie die römischen Zahlen.

Richardson in seinem Werke nennt Rhadames eine Marabutstadt. Das ist ein Irrthum. Die Rhadamser als Berber machen keinen Anspruch darauf, Marabutin zu sein, obschon sie sich in den centralafrikanischen Ländern gern mit einem gewissen frommen Nimbus umhüllen und unwissenden Negern gegenüber sich wol für Marabutin ausgeben mögen. Ihrem Ritus nach sind sie Malekiten, und zwar die meisten Fkra, d. h. Mitglieder des Ordens Mulei-Thaib, eine kleinere Zahl Anhänger Abd-el-

Kader Djelali's, und einzelne zu verschiedenen andern Orden, wie dem des Snussi, gehörig. Alle halten streng auf pünktliche Erfüllung der religiösen Vorschriften; und da jeder Rhadamser lesen und schreiben lernt, so ist jeder ein „Thaleb", was dem türkischen „Efendi" entspricht. Sogar die Frauen beten meistens in den Moscheen, welche zu bestimmten Stunden, vorzugsweise des Morgens, für sie reservirt bleiben. Im übrigen sind die Rhadamser tolerant; durch ihre Handelsbeziehungen genöthigt, in den Hafenstädten mit Christen und Juden direct zu verkehren, oder in Centralafrika mitten unter Heiden zu leben, haben sie manche Vorurtheile abgelegt. In Rhadames selbst wohnen indess keine Juden, und Christen nur zeitweise als Consuln oder als Reisende.

Gegen Fremde zurückhaltend, verkehren die Eingeborenen unter sich ganz ungezwungen und fröhnen dann auch dem heimlichen Genuss des Lakbi und Araki miteinander. Hingegen ist der Umgang mit den Frauen nach festem Ceremoniell geregelt. Die Männer nehmen hier meist nur eine Frau; nur wenn sie in der Fremde weilen, pflegen sie noch eine oder mehrere Sklavinnen zu haben, ohne sich jedoch mit diesen zu verheirathen. Aeusserst selten lässt sich in Rhadames eine Frau auf öffentlicher Strasse blicken. Nur Atriyaweiber sieht man auf dem Markte und in den Gassen, meistens sogar unverschleiert. Die Frauen der vornehmern Stände wagen schon deshalb nicht auf die Strasse zu gehen, weil alle Strassen überbaut, deshalb vollkommen dunkel sind, sodass man ohne Lampe nur tappend vorwärts schreiten kann und durch Husten und Räuspern sein Nahen verkünden muss. Sie besuchen und versammeln sich auf den flachen Dächern der Häuser, welche ausschliesslich den Frauen vorbehalten sind; mit Behendigkeit werden die niedrigen Stufen von einem Dache zum andern

überhüpft, und oft geht es da oben lebhafter zu als unten in den finstern Strassen der Stadt.

Dem Worte eines Rhadamsers darf man vertrauen; er hält was er verspricht. Europäische Kaufleute geben daher ihren rhadamsischen Geschäftsfreunden Waaren im Werthe von mehrern tausend Thalern auf Credit, und noch nie ist es vorgekommen, dass ein Rhadamser seine Gläubiger unbefriedigt gelassen hätte.

In den meist unschönen Körperformen und Gesichtszügen der Eingeborenen verräth sich die häufige Kreuzung mit Negern. In ihrer Kleidung, die von der Tracht anderer Städtebewohner Nordafrikas kaum irgendwie abweicht, herrscht die weisse Farbe vor. Die Männer tragen ein langes baumwollenes Hemd, darüber ein kürzeres wollenes, Djilaba genannt, oder ein Haik (grosser weisswollener Plaid), auf dem Kopfe den weissen um eine rothe Mütze gewundenen Turban, und gelblederne Pantoffeln oder Sandalen an den Füssen. Bei den Reichen, besonders wenn sie sich längere Zeit in Centralafrika aufgehalten haben, ist die gestickte Tobe aus den Sudanländern beliebt, ein Kleidungsstück, das eigentlich nur in zwei ungeheuer weiten, oben zusammenhängenden Aermeln besteht, zwischen welche durch ein enges Loch der ganze Körper hindurchgezwängt wird. Verschleierte Männer habe ich in Rhadames nie gesehen; auf Reisen aber benutzen sie, wie die Tuareg, ein Ende des Turbans als Litham (Gesichtsschleier). Das Haupt wird glatt rasirt, und auch vom Barte bleibt nur oberhalb und unterhalb des Mundes ein schmaler Streifen stehen. Die meisten haben einen oder mehrere silberne Ringe am Finger und um den Oberarm eine zollbreite Spange aus Serpentinstein. Beim Ausgehen hängen sie sich stets den mächtig grossen eisernen Hausschlüssel an einem Lederriemen um den Hals. Tabackschnupfen gilt für erlaubt; der Genuss des Haschisch wird nicht gern gesehen, ist aber

trotzdem ganz allgemein, der von Spirituosen wird mehr im geheimen geübt.

Auch zur Tracht der Frauen gehört das lange baumwollene Hemd, die Gandura, von weisser Farbe, bei den Atriyaweibern jedoch von blauer. Ihr Schmuck besteht in Arm- und Beinringen, je nach dem Vermögen der einzelnen von Silber oder Messing, Ohrringen, Korallenhalsbändern und Schnuren von Korallen und Glasperlen im Haar, das man nach der in den Negerländern üblichen Weise zusammenflicht und dann während des ganzen Lebens selten mehr als einigemal wieder auflöst, um es zu reinigen und neu zu ordnen.

Ich schätze die einheimische Bevölkerung von Rhadames auf 5000 Seelen, wozu noch 1000 auswärts sich Aufhaltende hinzukommen mögen. Richardson gibt blos 3000 an, dagegen Duveyrier und nach ihm Mircher 7000. Als oberster Beamter der Stadt fungirte früher nur ein Mudir, seit 1864 ein türkischer Kaimmakam, der unter dem Gouverneur von Tripolis steht; er hat aber keine militärische Kräfte ausser einigen Soldaten aus dem Ghoriangebirge zur Verfügung. Zweiter Beamter ist der Schich-el-bled oder Stadtälteste. Dieser, einige angesehene Kaufleute, der Kadhi und der Mufti bilden zusammen den Rath, die Midjelis oder Djemma, welcher sich wöchentlich einmal, in ausserordentlichen Fällen auch öfter beim Kaimmakam versammelt und bei Vertheilung der öffentlichen Abgaben Stimme hat, das heisst zu allem Ja sagen muss, was die türkische Regierung befiehlt. Die Abgaben, welche die Stadt entrichtet, belaufen sich auf jährlich 250000 Frs. Eine Douane existirt in Rhadames nicht, da der Export hier keinem Zoll unterliegt und Importzoll nur von den eingeführten Sklaven, 10—15 Frs. pro Kopf, erhoben wird, welches Geld in die Tasche des Kaimmakam fliesst. Von den europäischen Mächten lässt sich nur Frankreich durch

einen Consularagenten, einen Eingeborenen, vertreten. England hat hier seit Jahren keinen Consul mehr.

Ihre Handelsbeziehungen dehnen die Rhadamser nördlich bis Tunis und Tripolis, südlich bis Tuat, Timbuktu, Sokoto, Kano und Kuka aus. Sie sind die hauptsächlichsten Vermittler des Handels zwischen Centralafrika und dem Mittelmeer: sie bringen den centralafrikanischen Ländern Tuche, weisse und bunte Kattune, fertige Tuchburnusse, rothe Mützen, bunte seidene und baumwollene Tücher, Glasperlen, echte und nachgemachte Korallen, echte und gefälschte Essenzen, Messing, Papier, Blei, Pulver, Schwefel, kleine Spiegel, Messer, Scheren, Nadeln u. s. w., und tauschen dagegen Sklaven, Elfenbein, Straussfedern und Goldstaub ein. Letzterer kommt indess jetzt nur noch in unbedeutenden Quantitäten nach Rhadames, der meiste wird von Innerafrika aus nach der Westküste gebracht.

Die Stadt Rhadames gleicht von aussen, wenn man die vor den Thoren zerstreut stehenden Wohnungen der Beni-Belil abrechnet, mit ihren dicht aneinander geschlossenen mehrstöckigen Häusern, deren nackte Wände kaum hier und da im obersten Theil von einer winzigen Fensteröffnung durchbrochen sind, einer unregelmässig emporgemauerten compacten Festung. Im Innern führen die überbauten Gassen selten zu einem kleinen offenen Platz; fast alle aber münden auf den Markt oder auf den Platz, der das Bassin der Quelle umgibt. Abgesehen davon, dass die Quelle sich hier im Orte selbst befindet, erinnert Rhadames in seiner Bauart sehr an die Stadt Siuah in der Oase des Jupiter Ammon.

Sehr interessant ist der grosse Kirchhof, eine Grabstätte von 2 Kilometer Länge, die sich im Westen um die Stadt herumzieht. Die Menge der Gräber und Grabsteine geht ins Unglaubliche, doch konnte ich kein einziges antikes darunter entdecken, obwol zu vermuthen ist, dass

längs der hindurchlaufenden Strasse römische Grabmäler gestanden haben. Auch alte Inschriften in arabischer Sprache fand ich nicht. In der Mitte und am nördlichen Ende des Feldes liegen nur Gräber aus neuerer Zeit. Die Platten, mit denen sie gedeckt sind, namentlich die aus dem letzten und vorletzten Jahrhundert, sind nicht wie die ältern von hartem Kalkstein, sondern von Thon. Namen, Jahrzahl und ein Koranspruch wurden in den Thon geschrieben, solange er noch weich war; dann verhärtete die Masse an der Sonne, und vermöge der sehr trockenen Luft hat sich die Schrift meistens ganz gut erhalten.

Die Moscheen, deren es zwei grosse und mehrere kleine gibt, haben keinen architektonischen Werth, obgleich die darin verwendeten Säulen fast alle, wie es scheint, antiken Bauwerken entnommen sind. Das Innere der Wohnhäuser zeichnet sich durch Reinlichkeit und durch einen verhältnissmässigen Reichthum an Geräthschaften, wie Truhen, Messinggeschirr, Spiegeln u. dgl., aus. Doch sind die Räume sehr beschränkt und entbehren daher gesunder Luft; nur einige ausserhalb der eigentlichen Stadt in den Gärten stehende Häuser haben offene luftige Höfe. Von ferne gesehen bietet die blendendweisse Häusermasse, aus einem dichten dunkelgrauen Palmenhain mitten in der vollkommen öden Sahara sich erhebend, einen überraschenden, höchst malerischen Anblick dar.

IV.

Meine Erlebnisse in Rhadames.

Kassem Pascha. Mein Wohnhaus. Schwere Erkrankung. Schreiben des Hadj Abd-el-Kader von Ain-Ssalah. Besuche von Tuaregmädchen. Herkunft der Tuareg. Das Molud-Fest. Si-Othman ben Bikri. Veränderter Reiseplan. Abschied von den Rhadamsern.

Nicht ganz frohen Muthes hatte ich diesmal die Reise nach Rhadames unternommen. Einmal war die Jahreszeit, im hohen Sommer, die möglichst ungünstige für einen Aufenthalt am Rande der Sahara; sodann musste ich besorgen, die Einwohner möchten unterdess in Erfahrung gebracht oder wenigstens Verdacht geschöpft haben, dass mein Renegatenthum nur ein vorgebliches sei. Allein ich war entschlossen, allen Eventualitäten die Spitze zu bieten, konnte ich doch auf den Schutz der türkischen Regierung und auf die moralische Unterstützung der europäischen Consuln zählen.

Wirklich stellten sich mir gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft Widerwärtigkeiten entgegen. Als ich mich dem Pascha Kassem präsentirte, erklärte er, mein Bu-Djeruldi sei nur für Fesan gültig, verpflichte ihn mithin zu nichts. Nun hatte allerdings der Schreiber des Muschir von Tripolis den Fehler begangen, Fesan besonders zu erwähnen, aber da der Pass auf ganz Tripolitanien lautete,

musste er selbstverständlich auch für Rhadames, wenngleich dies nicht speciell genannt war, volle Gültigkeit haben. Das Haus in der Stadt, das Kassem Pascha für mich räumen liess, war viel zu klein, um mir und meiner Dienerschaft bequeme Herberge zu gewähren. Freundlichern Empfang fand ich beim Mkadem (Vorsteher) der Sauya des Mulei-Thaib von Uesan; in der Voraussetzung aber, der Pascha werde der Sitte gemäss für mein Abendessen sorgen, unterliess auch er es, mir ein solches zu schicken, und ich selbst hatte, auf die Gastlichkeit eines von beiden rechnend, nichts für uns zubereiten lassen. So kam es, dass ich sammt meinen Dienern und den Kamelen den Tag hungerig beschliessen musste, denn als ich meinen Irrthum gewahr wurde, war es zu spät um noch Lebensmittel einzukaufen.

Am folgenden Tage gestalteten sich meine Angelegenheiten günstiger. Der Pascha mochte doch wol bedacht haben, dass sein ungastliches Benehmen üble Folgen für ihn haben könne; er schickte den Schich el-bled (Bürgermeister) zu mir, der mich fragte, ob ich im Besitz eines Firmans von Konstantinopel sei. Ich übergab ihm das Document, damit er es dem Pascha zeige, und bald kehrte er zurück mit der Botschaft, der Pascha lasse wegen des Misverständnisses um Entschuldigung bitten und habe befohlen, mir ein geräumigeres Wohnhaus vorm Thore anzuweisen. Letzteres war eine grosse Wohlthat für mich, denn es wäre schrecklich gewesen, hätte ich in der engen, dumpfen Stadt wohnen, am Tage durch die finstern Strassen tappen müssen und nachts nicht einmal auf dem Dache des Hauses verweilen dürfen. Und die Umquartierung war um so dankenswerther, als ausserhalb der Stadt nur wenige Häuser verfügbar sind. Meine neue Wohnung lag gerade der Sauya Mulei-Thaib gegenüber.

Abends sandte mir der Pascha denn auch das übliche

Diner, oder Souper wenn man will, heraus. Araber und Türken pflegen nämlich nur eine grössere Tagesmahlzeit und zwar gegen Abend einzunehmen. Dieselbe besteht bei den Wohlhabendern aus zahlreichen und auf mannichfache Art zubereiteten Gerichten, deren Hauptschüssel jedoch immer der Pillaw, bei den Marokkanern der Kuskussu, bildet. Sobald die Rhadamser sahen, dass der Pascha mich mit Aufmerksamkeit behandelte, wurden sie ebenfalls willig und zuvorkommend gegen den fremden Gast.

Der Pascha, ein ältlicher Mann von ehrwürdigem Aussehen, ein echter Araber, war der Oheim jenes bekannten Rhuma, der die Türken so hartnäckig bekämpft und als einer der letzten in der Vertheidigung des heimatlichen Bodens gegen die Fremdherrschaft ausgehalten hatte, dann geächtet und von allen seinen Landsleuten verlassen einen schmählichen Tod erlitt — wenn der Tod fürs Vaterland jemals ein schmählicher sein kann —, jetzt aber von den Bergbewohnern in Liedern gefeiert und sicher ruhmgekrönt im Andenken der Nachwelt fortleben wird. Kassem-Pascha hingegen, im Djebel gebürtig, hielt es stets mit den Türken; er eignete sich ihre Sprache an und beobachtete aufs strengste ihre Sitten und Gebräuche. Nachdem er längere Zeit das Amt des Kaimmakam im Djebel bekleidet, war er eben erst in gleicher Eigenschaft nach Rhadames versetzt worden. Im ganzen schien mir der Mann ziemlich vorurtheilsfrei zu sein, wie ich namentlich aus seinen Erzählungen von Mircher, dem „Chef de la mission de Ghadames", entnahm, und wir wurden nach und nach recht gute Freunde.

Am schwersten mochte es ihm ankommen, dass er als türkischer Beamter gezwungen war, sich fast ganz europäisch zu kleiden, nämlich den officiellen schwarzen Rock, graue enge Beinkleider und Glanzstiefel zu tragen. Denn nichts widerstrebt den fanatischen Arabern mehr als die

Anlegung europäischer Tracht, welche sie ihrer Meinung nach entheiligt und ihnen einen andern als den gewollten Charakter aufprägt. Alle Versuche der Franzosen aber, die Araber und Berber europäischer Civilisation geneigt zu machen, werden vergeblich bleiben, solange sie dieselben nicht dazu bringen können, dass sie, statt den Kopf zu rasiren, sich das Haar wachsen lassen, die weite Pumphose mit dem anschliessenden Beinkleid, und Djilaba und Haik, die offenbar mehr für Weiber als für Männer passen, mit dem zur Arbeit wie zum Kampf geeigneten Rock vertauschen. Erst wenn das gelänge, wäre eins der Haupthindernisse überwunden und zugleich in das Bollwerk des religiösen Vorurtheils gegen die Christen erfolgreiche Bresche gelegt.

Ich richtete mich nun in meiner Wohnung häuslich ein. Das Gebäude enthielt ein Erdgeschoss, zu Küche, Magazinen und Ställen dienend, und im obern Stock ein grösseres und ein kleineres Zimmer mit davorliegendem platten Dache. Das grosse Zimmer machte ich vollkommen dunkel, um die Fliegen daraus zu vertreiben, die in Rhadames, wie in allen Dattelbaum-Oasen, zur Qual und Folter des europäischen Reisenden, in Unmasse vorhanden sind. Absolute Finsterniss ist das einzige Mittel, sie von einem Wohnraume fern zu halten. Meine Kamele wurden auf die Weide geschickt. Einen meiner Neger sandte ich nach Tripolis, damit er etwa für mich angekommene Briefe und Sendungen von dort abhole.

Das Thermometer stieg jetzt nachmittags auf + 50° C. im Schatten und zeigte selbst morgens vor Sonnenaufgang immer schon über 20°. Indess bewirkten der gleich des Morgens stattfindende ziemlich starke Luftzug, die leichte Kleidung und die beständige gelinde Transpiration der Haut, dass mir die Hitze nicht allzu lästig erschien. Die Nächte, die ich auf dem Dache meiner Wohnung verbrachte,

waren in der Regel herrlich; doch musste dasselbe lange vorher tüchtig mit Wasser überschwemmt werden, so sehr war es durch die fast senkrecht herabschiessenden Sonnenstrahlen erhitzt.

Dennoch bekam meine bereits stark angegriffene Gesundheit durch die erschlaffende Hitze, vielleicht auch durch den unvorsichtigen Genuss von Melonen, einen neuen Stoss. Ich erkrankte ernstlich und schwebte einige Tage in wirklicher Lebensgefahr. Fortwährende heftige Blutentleerungen aus dem Darm schwächten mich derart, dass ich an meinem Aufkommen verzweifelte. An Essen durfte ich gar nicht mehr denken, ebenso wenig wagte ich es meinen Durst zu stillen. Strengste Enthaltsamkeit und grosse Gaben von Opium brachten endlich zwar die entsetzliche Darmblutung zum Stillstand, aber durch die lange Gewöhnung an den Genuss von Opiaten war meinem Körper dies Narcoticum unentbehrlich geworden; versuchte ich es, damit innezuhalten, so stellte sich sogleich wieder wässerige Diarrhöe ein, und ich musste daher immer von neuem mich in jenen halbtaumeligen, keineswegs angenehmen Zustand versetzen. Einige Dutzend Flaschen Bordeauxwein, die mir mein Freund Botta von Tripolis zuschickte, hatten eine günstige Wirkung, wenn sie mich auch nicht gänzlich zu heilen vermochten.

Als ich so weit genesen war, um wieder ausgehen zu können, versäumte ich nicht den fleissigen Besuch der Moscheen, in welchen die erwähnten antiken Säulen von Kalk- oder Sandstein, meist aus einem Stück, mit ihren zierlichen Capitälen und geraden oder spiralförmigen Cannelüren meine Aufmerksamkeit fesselten.

Die Einwohner sahen es gern, wenn ich ihre Moschee besuchte, denn sie hielten mich für einen Rechtgläubigen und waren in dieser Meinung noch durch höchst günstige Berichte über mich, die inzwischen aus Tuat eingelaufen waren, bestärkt worden. Der Hadj Abd-el-Kader von Ain-

Ssalah hatte mir eine Pistole zur Reparatur nach Tripolis mitgegeben, aber niemand verstand sich dort auf die Arbeit, und in Rhadames angekommen schickte ich die Pistole an ihn zurück, zugleich als Geschenk einen 18 Schuss haltenden Lefaucheux-Revolver nebst dazu gehöriger Munition beifügend. Nach einiger Zeit erhielt ich folgendes Schreiben von ihm:

„Gelobt sei Gott! Es gibt nur Einen Gott. Und Gebet und Heil über seinen Gesandten und seine Familie und seine Genossen und seine Anführer und sein Heer! Gruss zuvor vom Hadj Abd-el-Kader ben-Momed in Ain-Ssalah an seinen Freund Mustafa Nemsi[1]. Möge Gott ihn erhalten im rechten Glauben, im Wohlsein, im Guten, und ihn schützen in seinem Umgange mit den Christen, diesen von Gott verfluchten Hunden, den Erfindern des Feuerschiffs[2], eines Werkzeugs des Teufels, den Erfindern des Ssilk[3], eines Werkzeugs des Teufels; möge Mustafa mein Freund, der Sohn der Christen, ausharren im Bezeugen des allein wahren Propheten Mohammed, der da ist der Liebling des einigen Gottes! Und weiter. Wir haben die alte Pistole empfangen, und die neue mit 18 Schüssen, ein Werkzeug des christlichen Teufels, Gott soll ihn verfluchen! Aber das Geschenk war willkommen, und ich habe es durch meinen Fakih segnen lassen, und ein Scherif von Uesan hat ein Amulet daran gebunden, Gott giesse seinen Segen aus über die Schürfa von Uesan! Und nun weiter. Der Scherif Sidi-Hammed von Uesan, Gott segne ihn, ist gekommen, und er sendet Grüsse vom Sohn des Propheten an Dich; er erklärte vor versammeltem Volke, Du seiest ein Liebling

[1] Der Name, den ich in Marokko angenommen. — [2] Dampfboot. — [3] Telegraph. Der Hadj Abd-el-Kader hatte bei seinen mehrmaligen Reisen nach Mekka Eisenbahnen und Telegraphen kennen gelernt und schrieb diese ihm unbegreiflichen Erfindungen dem Fürsten der Unterwelt zu.

des Sohnes von Sidi-el-Hadj el-Arbi[1]. Und nun wissen wir alle, dass Du Wahrheit geredet, und lade ich Dich ein nach Tuat zu kommen, ja bei Gott, wenn Du Christ wärest, solltest Du sicher bei uns sein![2] Und grüsst uns wer bei Euch ist, und der Gruss ist ein vortreffliches Siegel. Geschrieben wurde dieser Brief am 3. Rebi ilul 1282[3]. Amen."

Natürlich theilte ich das Schreiben allen meinen rhadamser Freunden mit. Für mich ging daraus hervor, dass ich ohne Gefahr hätte wieder nach Tuat kommen können. Allein was sollte ich dort? Ueber Tuat nach Timbuktu ziehen nur die von Rhadames ausgehenden Karavanen, und hier stand für die nächste Zeit der Aufbruch keiner Karavane dahin in Aussicht. Auch erwartete ich ja noch von Tag zu Tag die Ankunft Si-Othman ben Bikri's, der mich der Verabredung gemäss nach Ideles begleiten sollte.

Wie von den Stadtbewohnern wurde ich auch von Tuaregs viel besucht, selbst von jungen nicht unschönen Tuaregmädchen. Letztere gaben sich, um meine Gunst zu gewinnen, für Verwandte Si-Othman's aus und wollten sich's nicht ausreden lassen, dass ich ein Vetter von Henri Duveyrier sei, der einen ausserordentlich vortheilhaften Eindruck auf sie gemacht haben muss; nicht genug konnten sie den schmucken galanten Franzosen rühmen, seine blauen Augen, seine schöne Gestalt, sein freigebiges, grossmüthiges Wesen. Ob ihm wol bekannt sein mag, dass er noch so viele Anbeterinnen in der Sahara besitzt? Bei jedem Besuche wussten mir übrigens die Mädchen einige begehrenswerthe Gegenstände: kleine Spiegel, Taschentücher, Glasperlen, Nadeln u. dgl., abzubetteln.

---

[1] Sidi-el-Hadj el-Arbi war der Vater des jetzt in Uesan herrschenden Schich. — [2] Also selbst einen Christen wollte er schützen. Im Original waren diese Worte nicht unterstrichen oder sonst hervorgehoben. — [3] 28. Juli 1865.

Kamen targische Männer zu mir, so hinterliessen sie immer eine bedeutende Lücke in meiner Speisekammer. Dies veranlasste einmal einen fatalen Auftritt, der leicht von sehr übeln Folgen für mich sein konnte. Mein kleiner Spitz Mursuk, ebenso bissig als wachsam, hegte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Fremde, die meinem Hause nahten, und er hatte darin einen sympathischen Bundesgenossen an meinem geizigen Diener Schtaui, von dem ich sogar die Aeusserung vernahm: „Gott segne dich, Hund! Wenn wir dich nicht hätten, würden uns die Tuareg gar nichts übriglassen“ — unerhört in dem Munde eines Muselmans, da bekanntlich Hunde den Mohammedanern als unrein gelten und tief von ihnen verachtet sind. Eines Tags hörte ich von der Strasse her rufen: „Bindet den Hund an, Mustafa, bindet den Hund an; es kommen Freunde!“ Ich befahl, Mursuk anzubinden, und liess dann durch einen Diener die Ankommenden an der Hausthür empfangen und zu mir heraufführen. Vorsichtigen und langsamen Schritts traten drei Tuareg ein, den Litham vorm Gesicht, in der Rechten den langen Speer, in der Linken einen Rosenkranz, Hals und Brust mit Amuleten behängt, kleinen, schmuzigen, einen Koranspruch umschliessenden Ledersäckchen. Den Speer lehnten sie an die Wand, doch blieb ihnen als Waffe der Dolch, der an der innern Seite des linken Vorderarmes getragen wird. Sobald sie mir gegenüber Platz genommen und die gegenseitigen Erkundigungen nach dem Befinden ausgetauscht waren, liess ich ihnen sechs Brote, jedes von einem halben Pfund, eine grosse Schüssel voll gesalzenen Oels, in welches man die Brotbissen einstippt, und eine saftige Melone vorsetzen. Sie langten eifrig zu, dabei ihr Gesicht vollständig entblössend, während sonst die Tuareg in Gegenwart von Fremden beim Essen verschleiert bleiben und die Bissen unter dem Litham in den Mund schieben. Plötzlich stösst

einer von ihnen einen lauten Schmerzensschrei aus, und in demselben Augenblick sehe ich Mursuk, der sich unbemerkt eingeschlichen, die Treppe wieder hinunterlaufen. Der Schreiende war von dem Hunde in den Rücken gebissen worden. Mit wüthenden Geberden sprangen die beiden andern auf mich zu, um ihren verwundeten Kameraden an mir zu rächen, und wer weiss was geschehen wäre, hätte ich nicht meinen Revolver zur Hand gehabt. Doch ich wusste ein Beschwichtigungsmittel. Ich rief Schtaui, den ich im Verdacht hatte, den Hund losgebunden zu haben, und trug ihm auf, sogleich noch sechs Brote, eine Schale Oel, die grösste Melone und ein Pfund „Chlea" (in Fett gesottenes Fleisch) heraufzuholen. Schtaui war entsetzt. „Um Gotteswillen", stotterte er, „bedenkt doch, ein Pfund Chlea kostet ja einen halben Mahbub." „Geschwind", sagte ich, „geh, oder ich schicke Hammed; du weisst, der ist kein Knauser wie du." Zögernd gehorchte er. Die Tuareg, des Arabischen nur unvollkommen mächtig, hatten meinen Befehl nicht verstanden, fuhren daher fort zu fluchen und mich zu bedrohen. Desto grösser war die Wirkung, als sie eine zweite vermehrte Auflage der Collation erscheinen sahen. „O Mustafa", hiess es nun, „was für ein grossmüthiger Mann bist du! Dir zu Ehren wollen wir uns jetzt vollends satt essen. Gott segne dich, wir werden überall deine Gastfreundschaft rühmen." Schnell machten sie sich an die Vertilgung der ihnen so unerwartet gekommenen neuen Vorräthe, und wir schieden im besten Einvernehmen. Dennoch hielt ich es für rathsam, die Bisswunde des Targi am andern Tage noch einmal mit Brot, Oel und Melonen zu verbinden, denn es war zu wichtig für mich, mit den Tuareg, „den Herren der Karavanenstrassen", gute Freundschaft zu halten.

Unzweifelhaft sind die Tuareg Berber, oder doch gemeinsamen Ursprungs mit diesen, wie sie auch dieselbe

Sprache, das Tamasirht, reden. Aber der Aufenthalt in der Wüste, die ja innerhalb eines oder zweier Jahre die Wolle des Schafs in Haare verwandelt, hat im Laufe der Zeit einen wesentlich umgestaltenden Einfluss auf sie ausgeübt. Dies tritt in ihren Sitten und Einrichtungen auffallend hervor. Während z. B. bei den Arabern die Frau nur Sklavin ist, bei den Berbern, die in ganz Nordafrika mehr oder weniger mit Arabern untermischt wohnen, die Frau schon mehr Selbständigkeit geniesst, nimmt sie bei den Tuareg eine wahrhaft bevorzugte Stellung ein, denn sogar die Erbfolge der Häuptlinge wird durch weibliche Descendenz bestimmt. Noch weniger als in den Berberstämmen hat auch der Islam unter den Tuareg feste Wurzel zu fassen vermocht, vielmehr thaten sie alles wieder davon ab, was mit ihren alten Gebräuchen in Widerspruch stand. Ist doch nach Barth das Wort Tuareg eine Zusammenziehung aus *tereku dinihum*, d. h. sie haben ihre Religion verlassen, und soll ihnen der Name wegen ihres öftern Abfalls vom Mohammedanismus durch die Araber beigelegt worden sein. In Duveyrier's Werke „Les Touareg du Nord" behauptet der ehrwürdige Cheikh-Brahîm ould Sidi, die Tuareg seien infolge edrissitischer Abstammung Schürfa, d. h. Abkömmlinge Mohammed's. Allein man weiss, dass alle Bekenner des Islam, Völker wie Individuen, sich gern ihrer Abkunft von Mohammed rühmen, auch wenn sie gar keine Beweise dafür beibringen können; und es ist dies natürlich, da der Koran die Araber als ein von Gott auserwähltes Volk, und unter ihnen wieder die Abkömmlinge des Propheten als ganz besonders von Gott Geliebte darstellt. Duveyrier fügt aber hinzu: „Bereitet in einer aufrührerischen Provinz ein Berber der Herrschaft seines nominellen Souveräns Schwierigkeiten, so bricht man seinen Widerstand dadurch, dass eine seiner Töchter einen Platz im

Harem (des Sultans) erhält. Diese Ehre wird nie zurückgewiesen, weil das Kind, das aus solcher Ehe entspringt, auf den Titel «Scherif» Anspruch hat, und ebenso wenig wird die gewöhnlich unmittelbar darauf erfolgende Scheidung, welche die Frau nebst Kind ihrer mütterlichen Familie zurückgibt, als eine Beleidigung angesehen, im Gegentheil, sie ist willkommen als Ermächtigung, ein neues Schürfa-Geschlecht zu gründen (*comme un titre autorisant à faire souche*)." Hiergegen möchte ich einwenden: Eine dem Sultan von Marokko angetraute Frau kehrt nie in ihre Familie zurück; überhaupt kommt es selten vor, dass der Sultan sich von einer legitimen Gemahlin scheiden lässt; geschieht es aber, so muss die geschiedene Sultana fortan in Talifet leben, wo ein eigenes Gebäude zur Wohnung für die geschiedenen Frauen des Herrschers von Marokko bestimmt ist. Unmöglich konnten daher „Mulei Sliman und Mulei Abd-er-Rhaman fünfhundert berberische Familien zur Führung des Titels Scherif ermächtigen". Auch sagt ja Duveyrier selbst: „Was nun auch daran sein mag, die Tuareg sind trotz ihrer Blutmischung mit den arabischen Edrissiten Berber geblieben, und als Theil des berberischen Volkes ist ihr Ursprung keineswegs ungewiss."

In die Zeit meines Aufenthalts zu Rhadames fiel das religiöse Fest *Molud*, der Geburtstag des Propheten. Das Fest wurde von den Bewohnern feierlich begangen, und der äussere Glanz, den sie dabei entfalteten, zeugte von ihrem Reichthum, wie denn in der That nach Timbuktu unstreitig Rhadames die vermögendste und für den Handel wichtigste Stadt der Sahara ist. Schon einige Tage vorher war die Jugend beschäftigt gewesen, alle freien Plätze, d. h. die kleinen offenen Stellen zwischen den überbauten Gassen, mit Teppichen oder andern bunten Stoffen, mit

Spiegeln und messingenen Schüsseln[1], mit farbigen Laternen u. s. w. auszuschmücken. Am Abend des Molud bewegten sich nun hier und in den hell erleuchteten Strassen Scharen von Kindern, angethan mit ihrer besten Kleidung, die bei den meisten in einem rothen Tuchkaftan und einem grünen Burnus von gleichem Stoffe bestand. Ihre Köpfe waren glänzend kahl rasirt, bis auf eine Gotaya (Zopf) oder eine kleine Figur aus stehen gelassenen Haaren, z. B. einem Halbmond, dem Symbol des Islam; mein Freund Bodenstedt, der Dichter des „Mirza Schaffy", würde seine Freude an den kindlichen Glatzköpfen gehabt haben. Die Kinder sangen Suren aus dem Koran, und die aus wohlhabenden Familien theilten den ärmern Gebäck und Süssigkeiten mit, die grössern schwelgten auch wol heimlicherweise im Genuss von Araki oder Lakbi. Unterdessen versammelten sich die Erwachsenen in den Sauyat (Klöstern) zum *Idukr*, einer religiösen Ceremonie, bei welcher unter fortwährenden Verneigungen der Name Allah's unzähligemal hintereinander — nach der Vorschrift mindestens 70000 mal — in einem gewissen Rhythmus angerufen wird. Bisher war auch den Frauen und Jungfrauen gestattet, in der Molud-Nacht unverschleiert in den Strassen der Stadt umherzugehen. Diesmal aber erliess der Schich el-bled (Bürgermeister) ein Verbot dagegen, sei es dass er die Abweichung von der strengen Sitte in Gegenwart eines Fremden für unzulässig, oder dass er sie überhaupt für ketzerisch hielt. Einige Tage später munkelte man, der Schich el-bled solle seines Amtes entsetzt werden; und sehr wahrscheinlich ist es geschehen, denn die schöne Welt übt in Rhadames nicht minder mächtigen Einfluss aus als bei uns. Vor dem Thore

[1] Wie die Bewohner von Derdj verwenden auch die Rhadamser messingene Schüsseln in grosser Zahl zum Schmuck der Zimmerwände, während ihre Essgefässe von Holz sind.

war der Schauplatz, auf dem die Atriya, die Tuareg und Neger in ihrer Weise das Fest feierten. Von der religiösen Bedeutung desselben schienen sie keine Ahnung zu haben; alles tummelte sich, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, lustig durcheinander, und vor allen thaten sich die Haussaner Neger an Ausgelassenheit hervor. Hier wurde gejubelt, getanzt und gesprungen, und dazu mit Schlageisen, mit Geigen, mit Trommeln und Pauken ein betäubender Lärm vollführt. Das ist die Nacht des Molud, die Nacht, in der „unser gnädiger Herr Mohammed, Friede sei über ihn!“ geboren wurde. Kein Gläubiger darf in dieser Nacht schlafen, er würde damit eine schwere Sünde begehen.

Obschon meine Genesung nur erst halb vollendet war, hätte ich doch keinen Augenblick gezögert, nach dem Hogar-Lande aufzubrechen, wäre der sehnlichst erwartete Si-Othman ben Bikri erschienen, der einzige, in dessen Geleit ich die Reise dorthin wagen konnte. Oft genug kamen zwar andere Tuaregh äuptlinge zu mir, mit dem Erbieten mich sicher nach Ideles zu bringen, aber es waren entweder Schurken, die auf meine Unerfahrenheit speculiren zu können meinten, oder Leichtsinnige, die ihre Versprechungen nicht zu halten vermocht hätten. Die einen wie die andern nahmen meine beabsichtigte Reise nach Ideles nur zum Vorwande, um sich zum ewigen Aerger Schtaui's an meinen Mundvorräthen gütlich zu thun.

Endlich sollte ich der langen Ungewissheit enthoben werden. Gegen Ende August brachte mir der Schantat (zu Kamel reitender Postbote) mit den in Tripolis für mich eingelaufenen Briefen auch die neuen französischen Zeitungsblätter. Da las ich im Moniteur folgende Note: „In Algier wird in den nächsten Tagen der Tuaregh äuptling Si-Othman ben Bikri erwartet, der mit einem zahlreichen

Gefolge von Rhadames kommt, um dem Gouverneur von Algerien einen Besuch abzustatten."

Jetzt wäre es reine Zeitverschwendung gewesen, noch länger in Rhadames zu bleiben, denn bis zur Wiederankunft Si-Othman's aus Algier mussten im besten Fall mehrere Monate verstreichen. Derselbe hatte mir also nach unsern Begriffen sein Wort gebrochen; er selbst freilich, der wie alle seine Landsleute vom Werth der Zeit sich keine Vorstellung machen kann, mochte die Sache leichter nehmen und etwa so raisonniren: Mustafa wird schon noch warten; ohne mich kann er nicht nach Ideles gehen, und da er in Rhadames gut aufgehoben ist, so liegt ja nichts daran, wenn er, so Gott will, vielleicht ein Jahr dort verweilt. Und dieser Logik gemäss glaubte er sich wol keines Unrechts gegen mich schuldig zu machen, wenn er inzwischen erst einen Zug nach Algier unternahm.

Mein Entschluss war schnell gefasst. Die Reise nach dem Hogar-Lande wurde aufgegeben und dafür die Tour über Fesan fest in Aussicht genommen. Ich hoffte, dieses Land werde auch ohne Anschluss an eine Karavane sicher zu erreichen sein, und von da werde sich dann Gelegenheit zum weitern Vordringen finden. Zuvor musste ich aber nach Misda zurückgehen, um mir dort Kamele bis Mursuk zu miethen.

Nicht ohne Bedauern schied ich von Rhadames und seinen Bewohnern, die ich trotz ihrer zur Schau getragenen Scheinheiligkeit liebgewonnen. Sie hatten mir in meiner schweren Krankheit Theilnahme bezeigt und manchen Liebesdienst erwiesen, einige, wie der alte blinde Omar, der Emkadem von der Sauya Mulei Thaib's, waren mir näher befreundet. Meinerseits hatte ich die herrschenden Vorurtheile soviel wie möglich respectirt, am Freitag regelmässig die Djemma (Moschee) besucht und dem Ableiern des langweiligen Chotbah-Gebets beigewohnt, alles baar und theurer

als die Tuareg bezahlt, so auch für das Haus, das ich bewohnte, einen verhältnissmässig hohen Miethzins entrichtet, endlich durch Schenkung eines Lefaucheux mit 24 Schuss an Kassem Pascha diesen zu meinem Freunde gemacht — alles das hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und man liess mich merken, dass ich ein gern gesehener Gast sei. Gegenseitiges Wohlwollen bekundete sich nun auch bei meiner Abreise. Eine grosse Zahl von Bekannten war aus der Stadt gekommen, mir ein letztes Lebewohl zu sagen, umschwärmt von der rhadamser Jugend, die noch einmal meinen Mursuk, das Wunderthier, anstaunen wollte. Viele Händedrücke, viele Ssalams, viele Rufe „Auf Wiedersehen“ wurden ausgetauscht, als ich am 31. August nachmittags Rhadames verliess.

V.

Von Rhadames nach den Schwarzen Bergen.

Hammed-Agha, der Hauptmann-Kutscher. Das Urtheil des Kadhi von Derdj. Das arabische und das Meheri-Kamel. Auswanderer aus Algerien. Von Misda über den Djebel Egenn und das Semsen-Thal auf die Hammada el-Homra. Ein Gebli. Garia schirgia und Garia rharbia. Das Harudj soda oder Schwarze Gebirge.

Unsere Karavane war von stattlicher Länge; ausser meinen eigenen befanden sich funfzig sintaner Kamele in dem Zuge, die Waaren nach Rhadames gebracht und jetzt, bis auf einige, die von mir gemiethet waren, unbeladen zurückgingen.

Als Reisegefährten hatte ich eine damals von den Tripolitanern für äusserst wichtig gehaltene Persönlichkeit, Hammed-Agha, Hauptmann in der Armee des türkischen Sultans, zugleich aber Leibkutscher und, wie man sagte, intimer Vertrauter des Muschir-Pascha in Tripolis. Er war von diesem abgesandt worden, um Kassem-Pascha den Firman seiner Versetzung von Djebel nach Rhadames zu behändigen, und da der Empfänger eines neuen Firmans dem Ueberbringer desselben ein reiches Geldgeschenk machen muss, ist eine solche Mission allerdings als besonderer Gunstbeweis für den damit Betrauten anzusehen. Ich besass die Zuneigung des Hauptmann-Kutschers, weil ich ihm

in Rhadames, als sein Vorrath an Araki[1], dessen Genuss er leidenschaftlich ergeben war, zu Ende ging, einige Flaschen dieses edeln Getränks zu verschaffen gewusst. Für die Rückreise hatte ihn natürlich Kassem-Pascha genügend damit versorgt. Nach orientalischer Weise freigebig, in Glaubenssachen so tolerant, wie es ein Türke sein kann, liebte er das weibliche Geschlecht über die maassen, war aber mit nur einer Frau verheirathet.

Eine kurze Strecke verfolgten wir den Weg, auf dem ich von Misda gekommen war, und lenkten dann scharf nach Süden ab bis zu einem Wege, der in der Entfernung von etwa 2 Stunden mit jenem parallel läuft. Bei Sonnenuntergang wurde halt gemacht, um abzukochen, bald aber weiter marschirt und erst um Mitternacht am Djebel Krab genächtigt.

Während der Abendrast vermisste Hammed-Agha, der sich bereits in sehr angeheitertem Zustande befand, das Emblem seiner Würde, seine lange silberbeschlagene Peitsche. Er erinnerte sich, dass er sie beim Abschied von Kassem-Pascha im Hofe von dessen Wohnung hatte stehen lassen, und schickte einen seiner Diener — der Kutscher des Paschas von Tripolitanien ist in der Lage, sich mehrere Diener halten zu können — behufs ihrer Abholung zurück. Derselbe kehrte aber ohne die Peitsche wieder, die mit dem glänzenden Silberbeschlage mittlerweile Liebhaber angelockt und trotz allen Suchens verschwunden blieb. Der Hauptmann-Kutscher war ausser sich über den Verlust; lieber hätte er seinen Säbel eingebüsst als die Peitsche, noch dazu das Eigenthum seines Herrn. In seiner

[1] Araki ist Schnaps, der in Tripolitanien gewöhnlich aus Datteln destillirt wird. Man trinkt ihn mit Wasser, und damit die Mischung eine milchig perlmutterartige Färbung erhält, setzen die Destillateure Anis hinzu.

Wuth überhäufte er die uns begleitenden Beduinen mit den gröbsten Schimpfwörtern, wie „Chanser", „kleb" (Schweine, Hunde), und die Geschmähten, obgleich vollkommen unschuldig an dem Vorfall, wagten nicht, gegen den Günstling des Muschir-Pascha den Mund aufzuthun. Um Zorn und Aerger zu vertrinken, guckte er nun noch tiefer in die Arakiflasche, so dass er, als wir wieder aufsassen, sich kaum noch auf den Beinen erhalten konnte. Die Kameltreiber wollten ihn auf seinem Thiere festbinden, damit er von dem hohen Sitz nicht herabfalle, aber er stiess sie schimpfend beiseite. Glücklich überwand er auch ohne ihre Hülfe die ersten zwei schaukelnden Bewegungen, die das Kamel im Aufstehen macht, bei der dritten jedoch plumpste sein schwerer Körper, nach hinten sich überschlagend, auf höchst possirliche Art zu Boden. Betrunkene fallen fast immer ungefährlich; so kam auch unser Trunkenbold mit einigen leichten Quetschungen davon. „Gott und unser gnädiger Herr Mohammed haben Erbarmen mit mir! Ich werde zehn Tage fasten und morgen wieder beten!" lallte er, etwas ernüchtert und offenbar seinen Sturz als eine Strafe Gottes für das Arakitrinken ansehend. Geduldig liess er es jetzt zu, dass ihn die Treiber auf das Kamel hoben und mit Stricken an dem Sitze festbanden. Am andern Morgen aber, als er seinen Rausch ausgeschlafen und sah, wie unbedeutend die erlittenen Quetschungen waren, fragte er mich ganz ernsthaft, ob ich glaube, dass unser gnädiger Herr Mohammed das Weintrinken absolut verboten habe. „Gewiss", erwiderte ich, „aber das Schnapstrinken nicht." „Mustafa, du bist ein weiser Mann!" sagte er und that einen kräftigen Zug aus seiner Schnapsflasche.

Wir langten ohne weitere Fährlichkeiten in Derdj an. Die Roheit und Ueberhebung Hammed-Agha's traten hier wieder aufs krasseste zu Tage. Wie ich, hatte er vom Kaimmakam in Rhadames einen besondern Empfehlungs-

brief an den Mudir (Ortsvorsteher) von Derdj erhalten. Mit diesem Schreiben schickte er seinen Diener in den Ort und befahl ihm: „Sag' dem Schwein, dem Araberhunde, er soll den Brief seines Vorgesetzten in Empfang nehmen!" Aber an dem Mudir hatte er seinen Mann gefunden. „Sag' dem Religionsschänder, dem Schnapstrinker", lautete dessen Antwort, „dass ich nichts mit ihm zu thun haben will." Hammed-Agha raste; seine Diener sollten den Mudir gebunden vor ihn bringen, und da sie wohlweislich den unsinnigen Befehl nicht ausführten, mussten sie mit Schlägen dafür büssen.

Mir wurde durch den Mudir meiner Sicherheit wegen, und weil ein längeres Lagern unter dem Zelte bei der brennenden Hitze nicht zu ertragen gewesen wäre, ein Haus in der Stadt zur Wohnung angewiesen, freilich auch kein angenehmer Aufenthalt, da es von Schmuz starrte und mehr einer Höhle für wilde Thiere als einer menschlichen Wohnstätte ähnlich sah. Hier kam nun der Process um das ausgeschlagene Kamelauge zum Austrag. Der Eigenthümer des verletzten Thiers hatte in Rhadames seine Ansprüche nicht geltend gemacht, sondern war bald wieder mit voller Ladung von da nach dem Gebirge abgegangen und inzwischen nach Derdj zurückgekehrt. Jetzt verlangte er von mir den halben Preis seines Kamels als Schadenersatz, indem er sich meines Negers zu bemächtigen drohte, falls die Forderung nicht befriedigt würde. Schliesslich klagte er bei dem Kadhi von Derdj. Dieser verurtheilte mich zur Zahlung von 10 Mahbub, setzte aber, als ich einwandte, dass ja das Thier dienstfähig geblieben sei, den Betrag auf die Hälfte herab. „Einen Sbili" (= ¼ Mahbub, etwa 8 Sgr.), sagte er zu mir gewendet, „steure ich selbst bei, einen mag dein Neger geben, und den Rest wirst du zahlen." Cheir legte wirklich einen Sbili hin, ich zählte das übrige auf, und der Kläger war im Begriff, das Geld ein-

zustreichen. Da redete ihn der Kadhi wieder an: „Wo ist denn jetzt dein Kamel?“ — „Auf einer Reise nach Misda.“ — „*Fi ech cheir!*“ (gewöhnlich achiar ausgesprochen, wörtlich: Mit Gutem, d. h. damit ist Gutes verbunden, hier soviel wie: Aha! Hm, hm!) „wenn das Thier so reisetüchtig ist, dass es fortwährend auf der Strasse sein kann, so brauchst du gar keinen Schadenersatz, Freund meines Herzens; jedenfalls muss ich den Schaden erst besichtigen.“ Mit diesen Worten steckte der würdige Richter das Geld in seine Tasche und entfernte sich, um, wie er sagte, ein Extragebet zu verrichten. Der verdutzte Eigenthümer des Kamels aber schaute ihm offenen Mundes nach.

Ich verweilte mehrere Tage in Derdj, weil ich Kamele und einen Chaber (Karavanenführer) für die directe Tour von da nach Mursuk zu miethen gedachte. Aber die Leute machten so hohe Forderungen, dass ich nicht darauf eingehen konnte, sondern die Reise bis Misda fortzusetzen beschloss. Meinen Diener Hammed liess ich mit dem Hauptmann-Kutscher nach Tripolis gehen; er sollte kürzlich für mich eingetroffene Gelder daselbst abholen und sie mir, auf geradem Wege reisend, nach Mursuk bringen.

Einige Tagemärsche vor Misda ward eins meiner Kamele sehr schwach; mochte es schädliche Kräuter gefressen haben oder das stark abführende Wasser nicht vertragen können, oder war die ihm aufgebürdete Last zu gross gewesen, genug es siechte zusehends dahin, und ich musste es an der Strasse zurücklassen, hoffend, es werde sich selbst gutes Wasser und heilsame Kräuter suchen und so vielleicht wieder erholen. Dass es gestohlen werden möchte, brauchte ich nicht zu besorgen. Denn während Raubzüge unternommen werden, um Kamele zu stehlen, auch wol einzelne Kamele aus der Karavane oder aus dem Lager abhanden kommen, vergreift sich niemand an einem der Natur anvertrauten Kamel, selbst wenn es wieder gesund geworden.

Ebenso werden Karavanen angefallen und geplündert, aber Waaren oder Güter, die man auf der Strasse abwirft, um die Last der Kamele zu erleichtern, bleiben unberührt an der Stelle liegen.

In ganz Nordafrika, in den sogenannten Berberstaaten wie in den Oasen der südlich davon sich ausbreitenden Sahara, ist nur das einhöckerige arabische Kamel gekannt. In Aegypten bewirkte das bessere Futter, das reichliche süsse Wasser und die Kürze der Märsche Verschiedenheiten in der Entwickelung des Thiers, vermöge deren es dort durchschnittlich grösser ist und schwerere Lasten tragen kann. Nach Brehm trägt in Aegypten ein Kamel bis zu 1000 Pfd.; in den übrigen nordafrikanischen Ländern ist die grösste Kamellast 500 Pfd., und dies auch nur bei kurzen Märschen; auf langen Wüstenreisen darf man nie mehr als 300 Pfd. aufladen. Obwol nirgends auf ägyptischen Denkmälern ein Kamel abgebildet ist, scheint doch die Annahme begründet, dass es in diesem östlichen Theile von Afrika schon in den frühesten Zeiten heimisch gewesen und später von da in die westlichen Länder eingeführt wurde.

Von dem arabischen Kamel Nordafrikas unterscheidet sich das afrikanische oder Meheri-Kamel, dessen Heimat die Central-Sahara ist, wie etwa der afrikanische Elefant sich vom indischen unterscheidet. Die abweichenden Merkmale sind so wesentliche, dass man jetzt die Meheri wol als eine eigene Rasse bezeichnen darf, was indess die Möglichkeit, das arabische und das afrikanische Kamel seien ursprünglich eins gewesen, keineswegs ausschliesst. Wieweit das Meheri dem Hedjihn, dem Reitkamel der Bischari, gleichkommt, vermag ich nicht zu sagen, da ich letzteres nicht aus eigener Anschauung kenne.

Für Reisen in der Sahara ist das Meheri dem Menschen unentbehrlich, ja das Passiren der grossen Wüste

wäre ohne dieses Thier eine Unmöglichkeit. Es trägt verhältnissmässig grosse Lasten, kann im Nothfall bis zu zehn Tagen ohne Wasser existiren, nimmt mit der dürftigsten Nahrung fürlieb und zeichnet sich durch einen merkwürdigen Ortssinn aus. Nicht selten sind Karavanen, die sich verirrt hatten, blos durch die Spürkraft der Kamele zu einer Oase oder zu einem Brunnen geleitet worden, denn Wasser wird von ihnen, namentlich wenn sie lange gedurstet haben und man sie frei gehen lässt, aus weiter Ferne gewittert. Trotz ihrer passiven Natur zeigen die Kamele Erkenntlichkeit und Anhänglichkeit an ihre Wohlthäter. Ich gab dem Kamel, das ich gewöhnlich ritt, öfters ein Stück Brot oder eine Handvoll Datteln; war es nun mit andern wochenlang fern auf der Weide gewesen, so erkannte es mich bei der Zurückkunft doch wieder, kam ungerufen auf mich zu und beschnupperte meine Hand in Erinnerung der aus ihr empfangenen Spenden. Wenn in grossen Karavanen die Kamele abends zu ihren Lagerplätzen zurückkehren, weiss jedes von selbst das Zelt seines Herrn herauszufinden.

Mein unterwegs zurückgelassenes krankes Kamel hatte sich ganz allein, unserer Spur folgend, bis Misda fortgeschleppt. Da ich immer noch hoffte, es würde genesen, schloss ich mit einem Eingeborenen einen schriftlichen Contract, nach welchem er sich verpflichtete, das Thier in seine Heerde aufzunehmen, es gut zu pflegen und, wenn es sich so weit erholt, zum Verkauf nach Tripolis zu führen, wogegen der vierte Theil des Erlöses ihm selbst zukommen sollte. Aber schon am nächsten Tage sagte man mir, der Zustand des leidenden Thiers habe sich derart verschlimmert, dass der Tod jeden Augenblick zu erwarten wäre, ich müsse daher, falls ich sein Fell und Fleisch retten wolle, es sofort abstechen lassen. Nur das Fleisch von einem abgestochenen Kamel nämlich ist den Mohammedanern zu

geniessen erlaubt; von einem Kamel, das gefallen, oder durch eine Kugel getödtet, oder vom Blitz erschlagen worden ist, darf kein Rechtgläubiger essen. Doch kann das Abstechen von jedermann verrichtet werden, es ist nicht wie bei den Juden eine durch den Rabbiner oder einen andern geistlichen Beamten zu vollziehende Ceremonie. Mein Neger Cheir stach das Thier regelrecht ab; das Fleisch verschenkte ich, für das Fell wurde mir 3½ Mahbub bezahlt.

Gleichzeitig mit mir lagerte bei Misda ein Zug Auswanderer aus Algerien, aus dem südlichen Theile der Provinz Oran, die mit Weibern und Kindern, mit Pferden, Ochsen, Schafen und Ziegen ihre Wohnsitze verliessen und sich in Cyrenaica niederlassen wollten. Sie hatten grosse, geräumige Zelte und waren gut bewaffnet, einige sogar mit französischen Doppelflinten. Als Grund ihres Wegzugs gaben sie an, dass sie als Schürfa, d. h. Abkömmlinge des Propheten, nicht länger unter dem Joche der Ungläubigen leben könnten. Es läge sicher im Interesse der Franzosen selbst, wenn alle diese unruhigen fanatischen Araberstämme aus Algerien auswanderten, denn nie werden sie die Wohlthaten einer geordneten Regierung zu würdigen wissen, nie wird Frankreich auf ihre Ergebenheit und Treue zählen können. Mochten sie doch in frühern Zeiten auch die Regierung ihrer Glaubensgenossen, der Türken, nicht ertragen, wieviel mehr werden sie immer wieder geneigt sein, sich gegen die Herrschaft der Ungläubigen aufzulehnen.

Der Mkadem von der Sauya des Snussi-Ordens in Misda, Si-Ali Abd-Allah, nahm sich der Ausgewanderten, der „Märtyrer für den heiligen Glauben", eifrig an. Er sammelte Almosen für die fremden Schürfa, obschon sie offenbar keiner Unterstützung bedurften, und heischte auch von mir, als ich in die Moschee kam, ich solle mich mit einer recht reichen Gabe betheiligen, salbungsvoll und mit

priesterlicher Anmassung versichernd, damit würde ich ganz gewiss der Freuden des Paradieses theilhaftig werden. Ruhig erwiderte ich ihm jedoch, es scheine mir zwecklos, für Leute, denen es an nichts fehle, Almosen zu sammeln; wenn er aber in diesem Falle das Spenden für ein Gebot der Religion erkläre, so wolle ich mich dem nicht entziehen, vorausgesetzt, dass er sich seinerseits hier feierlich verpflichte, das Doppelte von dem zu geben, was ich als Opfer darbringen würde. „*In scha Allah*" (so es Gott gefällt), war des heiligen Mannes Antwort; aber er hütete sich wohl, das Versprechen zu leisten, sondern kehrte rasch um und belästigte mich nicht weiter. Auf die Anwesenden machte die Scene natürlich die Wirkung, dass nun alle mit ihren Gaben zurückhielten.

Die Misdaer, oder wie sie allgemein genannt werden, die Kontharar, forderten nicht minder unverschämte Miethpreise für ihre Kamele als die Einwohner von Derdj. Zum Glück waren gerade Uled Mschaschia angekommen, die nach Fesan zogen, um dort gegen Getreide ihren Winterbedarf an Datteln einzutauschen. Sie vermietheten mir Kamele für den verhältnissmässig billigen Preis von 6 Mahbub das Stück bis Schati, der nördlichsten Provinz von Fesan. Solcher Austausch der Producte zwischen den ackerbautreibenden Arabern und Berbern einerseits, und den Bewohnern der palmenreichen Oasen der Sahara andererseits findet im ganzen Norden von Afrika statt. Jede Oase, jede Ortschaft hat bestimmte Triben der Tell (der cultivirbaren Zone), die alljährlich Getreide hinbringen und Datteln dafür mit heim nehmen. Nach der Qualität der Datteln sowol wie des Getreides richtet sich die Zahl der Dattelladungen, die für eine Ladung Weizen oder Gerste geliefert werden. Immer aber übersteigt die Quantität der Datteln die des dafür abgelieferten Getreides, und es führen deshalb die nach den Oasen ziehenden Ge-

treidekaravanen eine Anzahl leerer, unbeladener Kamele mit sich.

Am 29. September nachmittags 4 Uhr konnte ich dem langweiligen Orte Misda den Rücken kehren. Obgleich noch immer unpässlich und zum fortwährenden Gebrauch von Opium genöthigt, war ich doch frohen Muthes, da ich ja nun Gelegenheit fand, auf einem Wege nach Fesan zu gehen, den vor mir noch kein Europäer betreten hatte. Bis hierher durfte ich nicht wagen, anders als unter der Maske eines Muselmans zu reisen; jetzt ging es südwärts in Länder, deren Bewohner nicht wie die fanatische Bevölkerung des Rharb jeden Andersgläubigen feindselig behandeln oder gar mit dem Tode bedrohen. In dem toleranten Fesan, in Bornu, wo Europäer freundlich aufgenommen werden, hat es keinen Zweck, orientalische Tracht anzulegen, und ich sehe nicht ein, warum Barth, Vogel und vor ihnen Denham und Clapperton, die doch ihren christlichen Glauben niemals verleugneten, sich derselben bedient haben. Sobald mir die Palmen von Misda aus den Augen geschwunden, warf ich meine Vermummung ab und kleidete mich in einen leichten europäischen Sommeranzug. Für meine Begleiter, auch die Kameltreiber hatte diese Metamorphose nichts Auffälliges, da auch viele Türken, insbesondere fast alle türkische Beamten nach europäischer Art gekleidet sind.

Wir nahmen die gerade südliche Richtung, erstiegen das Ufer des Ssufedjin und gelangten dann in das Uadi Djerádja, dessen Verästelung uns abends $7\frac{1}{2}$ Uhr auf das Plateau brachte, welches, 100—150′ höher als der Ssufedjin bei Misda, diesen von der Hammada hamra trennt. Glatte Felsplatten, vom Wasser polirte Kalksteinwände, im Wege liegende grosse und kleine Blöcke und loses Geröll machten das Heraufsteigen sehr beschwerlich. Ueberdies begegnete uns, als es schon anfing zu dunkeln, eine grosse von Fesan

kommende Karavane; es entstand allgemeine Verwirrung, und nur mit vieler Mühe konnten unsere Kamele, die, weil sie eben erst von der Weide gekommen, sehr wild waren, wieder zur Ruhe gebracht werden. Um 8 Uhr abends lagerten wir etwas rechts vom Wege.

Am zweiten Tage hatten wir kaum 3 Stunden in der Richtung von 160° zurückgelegt, als die Mschaschia halt machten, unter dem Vorgeben, dass sie auf einen der Ihrigen warten müssten. Der wahre Grund, weshalb sie nicht weiter wollten, war aber wol die gute Kamelweide, die sie hier fanden. Es wächst nämlich an der Stelle viel Gelgelan[1], eine Crucifere, die das Eigenthümliche hat, dass sie sehr energisch Wasser aus der Luft anzieht; selbst wenn gar kein Thau fiel und andere Pflanzen völlig trocken sind, hängen morgens die Zweige des Gelgelan voll grosser Wassertropfen. Vielleicht ist es der starke Salzgehalt dieser Pflanze, der das Wasser anzieht, oder sie besitzt vielleicht eigens cònstruirte Sauggefässe, mit denen sie die Feuchtigkeit aus der Luft zu concentriren vermag. Der Lagerplatz war übrigens einladend genug, und wir liessen uns das saftige Gazellenfleisch, das wir von Misda mitgebracht hatten, wo man es alle Tage frisch zu kaufen bekommt, vortrefflich schmecken. Gegen Mittag aber belästigte uns sehr der von einem heftigen Nordostwind aufgewirbelte, alles durchdringende Sand.

Erst andern Morgens um 8 Uhr kam der erwartete Mschaschia an. Nach zweistündigem Marsche in gerader östlicher Richtung stiessen wir auf das Uadi Ertiss, ein von Südsüdost herlaufendes Flussbett, das von steilen Wänden eingefasst ist und in dem sich zwei Brunnen, zwar von geringer Tiefe, aber mit ausgezeichnet gutem Wasser befinden. Zur Rechten auf 10 Kilometer Entfernung hatten

[1] Bei Duveyrier als „Mathiola livada" aufgeführt.

wir einen von Kaf Masusa ausgehenden und nach Südost verstreichenden Höhenzug, auf welchem der Ertiss wahrscheinlich entspringt, um sich dann dem Ssufedjin zuzuwenden. Wir gielten von 9—11 Uhr an einem der eben erwähnten Brunnen.

Ich benutzte die Zeit zum Besuch eines in der Nähe befindlichen Denkmals der Römerherrschaft. Es würde vollkommen unerklärlich sein, wie man sich veranlasst finden konnte, in diesen so armseligen, ja zum grössten Theil ganz vegetationslosen Gegenden so viele monumentale Bauten zu errichten, wenn wir nicht annehmen müssten, dass eben diese Gegenden einst wesentlich anders beschaffen waren, dass sie eine bei weitem reichere Vegetation besassen und einer dichten Bevölkerung zu Wohnsitzen dienten. Das von mir besuchte Denkmal aus schönen Kalkquadern erhob sich, an der Basis 5′ 6″ breit, zu zwei Stockwerken, im ganzen etwa 20′ hoch; doch muss es noch höher gewesen sein, da die Spitze abgebrochen war. In seiner Vollendung scheint es die Form eines Obelisken gehabt zu haben. Von aussen ohne Schmuck, enthielt es im Innern zwei erbrochene Grabgewölbe, deren Wände mit Sculpturen, Thiere, namentlich Windhunde und Antilopen darstellend, bedeckt waren.

Um 1 Uhr wurde das von Südosten kommende und nach der entgegengesetzten Richtung weiter ziehende Uadi Bu-el-Adjraf erreicht, das nach den Aussagen der Leute nicht mit dem Ssufedjin zusammenhängt. Wieder verlangten die Eigenthümer der von mir gemietheten Kamele, dass wegen des gesunden Kamelfutters — die Pflanze Domrahn stand hier in Blüte — schon um 2 Uhr nachmittags campirt werde, und es bleibt in solchen Fällen nichts übrig, als ihrem Willen nachzugeben. Auch hier besah ich Ueberreste römischer Bauwerke, konnte aber nirgends Inschriften daran entdecken.

Am 2. October waren wir um 6 Uhr morgens marschbereit. Wir hielten uns in der Richtung von 125°. Die Gegend wurde jetzt gewellt, fast gebirgig, und allmählich stieg der Weg den Djebel Egenn hinan. Von der Passhöhe hat man einen herrlichen .Ueberblick, dessen Reiz noch durch die zahlreichen Ruinen und durch das Grün der in gebrochenen Linien sich hinziehenden Uadis erhöht wird. Um 10 Uhr gelangten wir an die Zuflüsse des Uadi Talha, so genannt von den Gummiakazien, die in dem Thale wachsen. Während die Kamele nahrhafte Kräuter abweidend langsam vorwärts gingen, nahmen wir unser Frühstück ein. Die Hitze nöthigte uns jetzt nicht mehr, in den heissesten Tagesstunden stillzuliegen. Bis 3 Uhr zogen wir im Uadi Talha fort, passirten um 5 Uhr einen kleinen Höhenzug und befanden uns nach einer Stunde in dem Thal Frofren, wo das Lager aufgeschlagen wurde.

Mehrmals hatte uns an dem Tage eine Bande von 8—10 Mann, zwei zu Pferde, die übrigen auf Kamelen, in der Ferne umschwärmt, die aber, sobald wir halt machten oder sie heranwinkten, stets eiligst wieder davonjagte. Da nun die Gegend, welche mit ihrem coupirten Terrain sowie in den Ruinen der alten Castelle und Grabmäler zahlreiche verborgene Schlupfwinkel bietet, nicht im besten Rufe der Sicherheit steht, so galt es, auf unserer Hut zu sein. Einen offenen Angriff hatten wir zwar von der Bande nicht zu fürchten, wir waren ihr dreifach an Zahl überlegen und alle bis an die Zähne bewaffnet, wohl aber konnte sie unter dem Schutze der Nacht versuchen, uns Kamele wegzutreiben oder sonstwie zu bestehlen. In Rücksicht darauf wählte ich zum Lagerplatz den Raum vor einer hohen unersteiglichen Felswand, die uns den Rücken deckte, liess aus übereinander gethürmten Kisten und Hauyat (Kamelsätteln) zwei vorspringende Flügel bilden und in das so gewonnene Reduit die Kamele einstellen. Als Wächter

wurde mein Spitz Mursuk davorgelegt, dann überliessen wir uns ruhig dem Schlafe. Es musste, nach den Sternen zu urtheilen — meine Uhr verschloss ich gewöhnlich des Nachts — um Mitternacht sein, als Mursuk heftig anschlug und darauf zu bellen fortfuhr, so wie er bellte, wenn er auf einen Menschen lossprang, um ihn zu beissen. Jetzt fiel ein Schuss. Im Nu waren wir alle auf den Beinen. Ich fürchtete, der Hund sei todtgeschossen, aber da sahen wir ihn hinter den fliehenden Räubern herlaufen, die zu Fuss waren, jedenfalls jedoch ihre Kamele und Pferde in der Nähe hatten. Ihre Absicht, ein paar unserer Kamele zu stehlen, war also durch die Wachsamkeit meines braven Hundes vereitelt worden. Wie kräftig er sie angepackt, bewies noch der am Boden liegende Fetzen eines Haik, den er einem der Räuber mit den Zähnen vom Leibe gerissen.

Mursuk war der Held des Tages und fortan eine allgemein geschätzte Persönlichkeit. Ass einer von den Leuten Datteln oder Sesometa (gedörrtes Gerstenmehl), so bekam der Hund sicher seinen Theil davon. War er müde, so wurde er auf ein Kamel gehoben, und er hatte mit der Zeit ganz gut gelernt, auf seinen Vieren stehend alle Schaukelbewegungen des Wüstenschiffes auszuhalten. Und Mursuk seinerseits wurde nicht nur gegen mich und meine Leute von Tag zu Tag höflicher und umgänglicher, auch mit den Kamelen vertrug er sich immer besser, namentlich mit meinen, die er nun schon seit fast einem Jahre kannte. Bekamen die Kamele eine Extraportion Datteln, so drängte er sich auch herzu, denn neidisch blieb er stets, und die Kamele liessen ihn unbehelligt mitfressen. Ja er versuchte auch wol des Morgens, wenn die Luft noch kühl war, mit ihnen zu spielen, er biss sie leise, umlief sie bellend und lachend (dass die Hunde lachen können, ist sicher), kurz Mursuk nahm alle Eigenschaften eines civilisirten Hundes an.

Natürlich bildete, als wir morgens um 5 Uhr aufbrachen, der nächtliche Vorfall noch den Gegenstand lebhafter Discussion. Man erging sich in Vermuthungen, wer die Räuber sein könnten: die einen meinten, Sintani, die andern, Uled-Bu-Ssif, noch andere riethen auf den Räuberhauptmann von Misda; da sich aber keiner von der Bande mehr blicken liess, musste die Frage vorläufig unentschieden bleiben. Wir hielten uns wieder auf dem 165° des Kompass und hatten rechts von uns bald näher bald entfernter den Djebel Egenn, links etwa 10 Kilometer entfernt den ziemlich ansehnlichen Berg Chadamia. Um 7 Uhr morgens stiegen wir über kleine Gebirgszüge in die Schluchten des Uadi Tagidje herab. Eine Stunde später tauchte im Osten eine hohe steinerne Säule auf, über welche mir die Leute nichts zu sagen wussten, als dass sie von den Djehalin (Heiden) herstamme. Um sie näher zu besichtigen, machte ich, von meinem Neger Cheir begleitet, einen Abstecher dahin. Ich fand eine Pyramide von behauenen ganz wie neu aussehenden Sandsteinquadern, aus zwei Stockwerken bestehend. Obgleich die Spitze zum Theil herabgefallen war, ergab eine nach dem Schatten von mir vorgenommene Messung noch die bedeutende Höhe von 32′. Rings an den Seiten sind Reste einer Einfassung von korinthischen Säulen. Die noch recht gut erhaltenen Bildwerke, namentlich auf der Ostseite, welche die Hauptfront bildet, lassen schliessen, dass die Pyramide als Grabmal eines berühmten Nimrod errichtet wurde, denn deutlich ist noch ein den Wurfspiess schwingender, eine Antilope verfolgender Reiter zu erkennen. Von einer Inschrift findet sich dagegen keine Spur. Es ist dies dasselbe Denkmal, das Barth in seinem Reisewerk (I, 125) abgebildet und beschrieben hat. Barth gibt die Höhe desselben zu 48′ an und sagt, es habe im Innern drei Nischen, während ich deren acht zählte.

Sollte es nicht eine Aufgabe unserer Zeit sein, solche künstlerisch werthvolle Denkmäler des Alterthums, die Zeugen vergangener Grösse, vor dem gänzlichen Untergange zu retten? Man müsste sie unter Aufsicht Sachverständiger auseinandernehmen und nach Tripolis transportiren lassen. Keineswegs eine Unmöglichkeit. Araber und Berber würden gegen eine kleine Gratification gewiss gern den Abbruch und den Transport übernehmen.

Da unsere Karavane unterdess weiter gezogen war, musste ich mehrere Stunden Wegs mit Cheir allein zurücklegen, ehe ich sie wieder einholte. Kurz vorher hatten die Kameltreiber, wegen meiner langen Abwesenheit besorgt, einen der Ihrigen mit einem Kamel und einem gefüllten Wasserschlauch nach der Pyramide geschickt, der mich von da zurückgeleiten sollte. Derselbe stiess, nachdem er dort lange vergebens auf mich gewartet, erst spät abends wieder zu uns. Die Mschaschia meinten übrigens, ich könne von Glück sagen, dass ich wohlbehalten eingetroffen, denn ich sei in Gefahr gewesen, von den Räubern bemerkt und abgeschnitten zu werden. Vormittags war die Karavane durch das von Westen nach Osten streifende Uadi Tagidje gekommen; jetzt passirten wir das Uadi Ukiss, und schon um 2½ Uhr wurde gelagert.

Nordöstlich von unserer Lagerstätte zog sich das ziemlich hohe Gebirge Kaf-Mugelat hin, vor uns der Rand der Hammada. Aber bevor wir zu dieser hinaufstiegen, hatten wir am folgenden Morgen noch das breite Thal Semsen zu durchwandern, eins der bedeutendsten Flussbetten Tripolitaniens, mit vielen Brunnen, welche so gutes Wasser enthalten, dass man das ganze Thal nach dem berühmten Brunnen Semsen in Mekka[1] benannt hat, und einem üppi-

[1] Der Brunnen Semsen verdankt seine Berühmtheit freilich mehr der Einbildungskraft der Mohammedaner, wenigstens fanden Burton, Maltzan u. a. das Wasser desselben sogar auffallend brakisch.

gen Bestande von Talha-Bäumen (Acacia arabica). Stämme und Aeste der letztern waren über und über mit Gummiharz bedeckt, das aber nur den unzähligen Fliegenschwärmen zugute kommt, denn in den nördlichen Theilen der Sahara wird das Harz von den Eingeborenen nicht gesammelt, ungeachtet es in jeder Beziehung den Vergleich mit dem Sudanischen oder Senegal-Gummi aushält und der Talha-Baum in keinem bedeutendern Uadi der nördlichen Sahara fehlt.

An der Stelle, wo wir lagerten, fand ich das Thal circa 270 Meter hoch. Wir erreichten am folgenden Tage gegen Mittag den Ausgang desselben und hielten uns nun südwestlich, um den schroffen, steil ansteigenden Rand der Hammada zu erklimmen. Mühsam arbeiteten sich die Kamele an dem pfadlosen Abhang hinauf — der Karavanenweg, den Barth benutzt hat, verfolgt eine viel westlichere Richtung —, doch nicht ein Kamel kam zu Falle, und glücklich langte die ganze Karavane oben an. Der Ueberblick von dem 430 Meter hohen Punkte aus über das weite Semsen-Thal ist prächtig. Wie konnten, fragte ich mich staunend, diese mächtigen Flussthäler entstehen; was für Umwälzungen müssen sich hier vollzogen haben, und welche Zeiträume von zehntausend oder hunderttausend Jahren mögen zwischen jener Epoche und der unserigen liegen!

Oben hatten wir noch eine kleine von Osten nach Westen laufende Einsenkung zu durchziehen, dann aber kamen wir an die eigentliche Hammada, d. i. eine Hochebene, deren Boden aus steinhartem röthlichem Thon mit geschwärzten scharfkantigen Steinen bedeckt ist.

Schon lange hatte sich ein Gebli oder wie man in Europa gewöhnlich sagt, ein Samum[1] angekündigt. Die

[1] Das Wort Samum oder Simum soll in Arabien gebräuchlich sein. Die Nordostafrikaner nennen diesen heissen Wind, den Vater des europäischen Sirocco, Chamsin, die Nordwestafrikaner Gebli.

Sonne erschien als ein glutrother Feuerball; eine unheimliche Schwüle durchzitterte die wellenschlagende Luft, dennoch herrschte vollkommene Windstille, aber eine pechschwarze, majestätisch sich heranwälzende Wolke liess keinen Zweifel, dass in kurzer Zeit der Orkan über uns losbrechen werde. Immer röther wurde die Sonne, immer drückender die Hitze, das Athmen war fast unmöglich in der heissen, trockenen Luft. Jetzt kam das Gespenst herangebraust. Ohne Commando machten unsere Kamele kehrt, damit der Sturm ihnen den scharfen, die Haut zerschneidenden Sand nicht in die Augen wehe, ohne Commando knieten sie nieder. Völlige Dunkelheit umhüllte uns; der mehrere hundert Fuss hoch aufgewirbelte Staub verdunkelte die Sonne wie bei einer Sonnenfinsterniss. Wir hockten oder legten uns an den Rücken der Kamele, um den ersten Stoss des Staubwindes abzuhalten. Mundhöhle und Kehle wurden unerträglich trocken, Ohren, Augen und Nase mit feinem Sand erfüllt. Irrthümlich ist die Ansicht, die Beduinen der Sahara würfen sich deshalb zur Erde, weil der Samum nicht den Boden rasire, sondern nur oben durch die Lüfte dahinbrause. Woher kämen die kolossalen Staub- und Sandmengen, wenn der Sturm nicht auch unmittelbar über den Boden striche? Man legt sich nieder, weil man nichts mehr sieht, weil man von der Gewalt des Windes fortgerissen oder umgeworfen würde, nicht um am Boden besser athmen zu können. Rasch wie er gekommen, ging der Orkan vorüber, das ganze Phänomen hatte kaum zwanzig Minuten gewährt.

Die Kamele richteten sich wieder auf, und wir konnten weiter gehen. Um 5 Uhr nachmittags klommen wir den Südrand der Hammada hinab, der jedoch weniger hoch als der Nordrand ist, da sich das Terrain schon vorher allmählich gegen Süden absenkt. Bald hatten wir das Uadi Garia erreicht. Wir lagerten bei Garia schirgia,

einem kleinen, mit einer elenden Mauer umgebenen Orte von einigen hundert Einwohnern; in frühern Zeiten mochte er befestigt gewesen sein, denn das Wort „Garia" bedeutet Festung. 20 Kilometer entfernt davon liegt Garia rharbia, welches Barth vom Brunnen Tabonieh aus, wo er mit seiner Karavane lagerte, besucht hat, und wo er jene interessante römische Feste mit den alten Inschriften fand.

Garia schirgia liegt auf dem linken Ufer des Uadi gleiches Namens, der sich in den Semsen ergiesst, 568 Meter über dem Meere. Die Einwohner nennen sich Marabutin (Abkömmlinge von arabischen Heiligen) und behaupten, die in Garia rharbia seien von gewöhnlicher Abkunft. Letztere sollen fast alle Räuber und Diebe sein, Barth erwähnt jedoch nichts von ihrem schlechten Charakter. In der Garia schirgia werden die Gärten durch Fogarat (unterirdische Galeriebrunnen) bewässert, und obgleich dieses Wasser stark salzig ist, thut es der Qualität der Datteln keinen Abbruch; im Gegentheil, fast überall wo die Palmen mit brakischem Wasser berieselt werden, tragen sie die vorzüglichsten Früchte. In der That sind die hier erzeugten Datteln den besten fesaner Datteln gleich geschätzt. Der Genuss des hiesigen Wassers wirkt auch nicht abführend wie der von den meisten übrigen brakischen Wassern der Sahara; es enthält wahrscheinlich weniger Natron oder Magnesia.

Ausser dem Dattelhandel treiben die Einwohner auch etwas Ackerbau und Viehzucht. Wir aber lernten sie blos als Spitzbuben und Wegelagerer kennen und hatten Mühe uns ihrer Unverschämtheiten zu erwehren, zumal eine weltliche Obrigkeit hier gar nicht existirt und der Geistliche, der Schich-el-Barca (wörtlich: Vorsteher der Gnade, des Segens) seine Stellung lediglich zum eigenen Nutzen ausbeutet, versteht sich *ad majorem Dei gloriam!* Als wir den Ort verliessen, erklärte ich dem Gesindel: jeder, der sich

des Nachts unserm Lager zu nähern wage, würde sofort niedergeschossen werden. Und an den Geistlichen wandte ich mich noch besonders mit den Worten: „O Schich-el-Barca, du bist ein frommer Mann, und ersichtlich ein Liebling Gottes, es sollte mir leid thun, wenn deine Heerde uns Nachts beunruhigte; unsere Kugeln treffen gut!“ Die unheimlichen Strolche schickten uns laute Flüche nach, während der „Vorsteher der Gnade“ mir freundlichst Ssalem und glückliche Reise wünschte, sicherlich aber auch in seinem Herzen dachte: „Gott soll deinen Vater ewig brennen lassen, verfluchter Christenhund!“ Denn die mohammedanischen Bonzen unterscheiden sich von den christlichen Zeloten nur dadurch, dass diese uns selbst in die Hölle schicken und zum ewigen Feuer verdammen, jene aber unsere Aeltern und Vorfahren verfluchen.

Die Nacht verlief indess ruhig, und morgens 7 Uhr den 6. October begannen wir unsern Weitermarsch nach Süden. Die Hammada-el-Homra hat am Ostrande, längs dem wir jetzt hinzogen, keinen so öden Charakter wie im Westen. Wenn die Hauptkaravanenstrasse von Tripolis nach Fesan den weiten Umweg über Bondjem und Sokna macht, so nimmt sie diese östliche Richtung nicht deshalb, weil die Hammada sich so weit nach Osten erstreckt, sondern weil es dort mehr Futter für die Thiere und eine grössere Anzahl von Brunnen gibt. Der kürzeste Weg von Tripolis nach Mursuk ist der über Ghurian, Misda, Garria, Uadi Schati und Uadi Schergi; für den einzelnen Reisenden wäre es aber unmöglich ihn zu passiren.

Wir sahen in der Ferne viele Gazellen und kreuzten auch häufig die Pfade dieser Thiere, die hier in grosser Menge auftreten. Ueber welliges Terrain und durch mehrere kleine nach Osten gehende Uadis gelangten wir um 9 Uhr an die beiden Arme des ebenfalls nach Osten fliessenden Uadi Schöbr, und um 12 Uhr an die des Uadi

Bu-Gila[1], deren nördlichster Uadi Ureda genannt wird. Hier trafen wir noch auf zwei von Uled Mschaschia bewohnte Duar, ein Beweis, dass wir uns noch nicht in der eigentlichen Sahara befanden, welche wahrscheinlich in fast gleicher Breite von der Syrte entfernt bleibt.

Ich benutzte diese Gelegenheit, meinen Neger Cheir zu entlassen. Derselbe hatte sich öfters ungehorsam und äusserst nachlässig im Dienste gezeigt; so liess er sich in Rhadames meine eisernen Kamelschlösser[2] stehlen und in Misda gar die Flinte abnehmen. Ungehorsam der Leute durfte ich aber unbedingt nicht dulden. Von den Duar aus konnte er nun mit Mschaschia nach Tripolis kommen, um seinen Lohn, den ich dort deponirt hatte, für den dreimonatlichen Dienst in Empfang zu nehmen.

Die Gegend, die wir jetzt durchzogen, ist so wasserreich, dass es nicht nöthig war, unsere Schläuche aus dem Brunnen zu füllen, als wir am andern Morgen um 7 Uhr Bu-Gila verliessen. Nachmittags 4 Uhr traten wir in das Uadi Sesemaht ein. Wir hatten das Glück gehabt, eine Gazelle zu erlegen; das Brot zur Mahlzeit musste ich mir jedoch selbst kneten. Denn war auch der alte Schtaui, nun mein einziger Diener, im Vergleich zu den Kameltreibern noch reinlich, indem er sich wol alle acht Tage einmal sein Gesicht an einem Brunnen wusch, so graute mir doch bei dem Gedanken, dass seine ungewaschenen Hände erst in dem Teige sich ihres wochenlangen Schmuzes entledigen könnten. Unterlässt doch in der Sahara der frömmste Muselman sogar die vorgeschriebene Abwaschung beim Gebet und ersetzt sie durch eine fingirte: wie sollte

---

[1] „Uadi Bu-Gila" soll wörtlich „Krückenvater-Fluss" heissen; die Eingeborenen glauben nämlich, dass durch sein Wasser Lahme geheilt werden. Richtiger ist vielleicht, den Namen von „geila", gielen, herzuleiten. — [2] Ein Kamelschloss dient dazu, nachts im Lager die Beine des Thiers eng aneinander zu fesseln.

es ihm einfallen, zur Brotbereitung sich die Hände zu waschen! Um aber den Kameltreibern sowie Schtaui gegenüber meiner Würde nichts zu vergeben, schloss ich mein Zelt und verrichtete das Kneten, ohne von jemand dabei gesehen zu sein. Ich that dies von jetzt an alle Tage bis wir in Mursuk ankamen. Das Backen musste ich allerdings von Schtaui besorgen lassen.

Unsere Kamele fanden hier sehr zuträgliche Weide an zwei blühenden Sträuchern, von den Arabern Haleba (Periploca angustifolia) und Jadaria (Rus dioica) genannt. Letzterer blüht ganz wie unser Weissdorn und hat auch Dornen wie dieser. Duveyrier, dessen Werke ich die botanischen Namen dieser Wüstenpflanzen entnommen habe, erwähnt, die Wurzeln und die Rinde des Jaderia (Djedârîa) würden zum Gerben von Schaffellen benutzt. Wir lagerten um 4 Uhr, nachdem wir im ganzen an dem Tage etwa 5 Kamelstunden zurückgelegt.

Am 8. October schritten wir, südöstliche Richtung einhaltend, über ein ödes steiniges Plateau und wurden während des ganzen Tages von einem furchtbar heissen Südwinde geplagt. Um 10 Uhr kamen wir an die Zuflüsse des Um-el-Cheil und um 2 Uhr an das Nordufer des Flussbettes selbst, bei dessen Brunnen wir bald darauf lagerten. „Um-el-Cheil" heisst „Mutter der Pferde", und wirklich enthält der Brunnen, 462 Meter über dem Meere, vorzügliches Wasser; die Eingeborenen behaupten, es habe einen schwachen Salzgeschmack, den ich jedoch nicht herausfinden konnte. In der Nähe trafen wir auf nomadisirende Mschaschia.

Das Uadi Um-el-Cheil, dessen Hauptrichtung südöstlich läuft, bildet die Grenze des Kaimmakamlik Djebel; alles Land südlich von ihm wird zum Kaimmakamlik Fesan gerechnet. Die beiden Stämme der Mschaschia und der Uled-Bu-Sif, jeder wenigstens 1000 Zelte stark, gehören in das Djebel-Gebiet, und wenn sie auch nomadisirend die Grenze

überschreiten, so kehren sie doch immer wieder dahin zurück. In frühern Zeiten, das heisst ehe die Pforte von Tripolitanien Besitz ergriff, scheinen die Sintaner Herren des ganzen Gebiets gewesen zu sein; noch bis zum heutigen Tage haben sie allein das Recht auf den Grund und Boden, sodass nur mit ihrer Erlaubniss die Mschaschia und die Uled-Bu-Sif darauf weiden und ackern dürfen. Diesen wird, um Streitigkeiten vorzubeugen, alljährlich durch den Mudir oder Pascha vom Djebel bestimmtes Weide- und Ackerland angewiesen; sie gestehen auch selbst, dass sie keinen eigenen Grundbesitz hier haben, sondern von fern her, von der Sseggia-el-hamra, freilich vor langer Zeit eingewandert seien.

Es muss gleich nachdem die Araber auf ihrem grossen Religions-Eroberungszuge die Westküste Afrikas erreicht hatten, eine allgemeine Rückwanderung stattgefunden haben, denn überall in Nordafrika, in Tafilet, Tuat, Algerien, Tunesien und Tripolitanien, findet man Araberstämme, welche behaupten, ihre Vorfahren hätten den Ocean gesehen. Auch heute noch ist ja dieses bewegliche Volk in stetem Wandern begriffen, der geringste Anlass genügt ihm, seine leichten Zelte aufzupacken und einen andern Wohnsitz zu suchen. Ihr Wandertrieb wurzelt im Wesen der mohammedanischen Religion: wohin der Araber seinen Islam tragen kann, da findet er eine Heimat, er hat kein Vaterland mehr, er bildet keine Nation; er erkennt aber auch keine andere Nation an, für ihn gibt es nur Religionsgenossen oder Ungläubige.

Unsere Kameltreiber zwangen uns unter allerlei Vorwänden, zwei volle Tage bei Um-el-Cheil liegen zu bleiben, die mir keineswegs angenehm verstrichen, zumal ein starker, viel Staub mit sich führender Südwind herrschte und das Thermometer — man denke, im Monat October! — nachmittags auf 42° C. im Schatten stieg. Endlich nachts

um 1 Uhr den 11. October setzten wir unsern Marsch nach Süden fort. Bei Tagesanbruch um 6 Uhr wurde das Uadi Um-el-Cheil verlassen und nach einer kurzen Strecke über Hammadaboden in das von Südwesten kommende Uadi Ertim eingelenkt. Ein plötzlich entstandener Gebli nöthigte uns, bis 2 Uhr nachmittags zu rasten. Um 3 Uhr wieder aufbrechend, passirten wir das Uadi Melek, das noch dem Um-el-Cheil tributär ist, und gelangten um 5 Uhr in ein südwärts gehendes Uadi, einen Arm des Faat, das seinerseits einen Hauptarm des Uadi El-Bei bildet. In demselben schlugen wir unser Lager auf.

Zum ersten male beobachtete ich hier die auch von Lyon, Duveyrier und andern wahrgenommene, den Arabern übrigens wohlbekannte Erscheinung, dass nach einem heftigen Gebli alle Gegenstände mit Elektricität geladen sind. Aus den wollenen Decken sprangen Funken, wenn ich sie schüttelte, und auch den Haaren meines weissen Hundes entlockte ich durch Streicheln knisternde Funken. Zugleich verspürten wir den Einfluss des Gebli auf unsere Verdauungsorgane; er wirkt nämlich abführend, während bei umschlagendem Winde, namentlich bei Nordwind diese Disposition des Magens von selbst wieder aufhört. Die Ursache der Elektricitätsentwickelung dürfte in der starken Reibung, in welche die Sandkörner unter sich versetzt werden, zu suchen sein.

Obwol wir schon nachts um 2 Uhr weiter marschirten und während des ganzen Tags, die Frühstückszeit abgerechnet, in Bewegung blieben, legten wir doch bis zum Abend kaum über 12 Kamelstunden zurück, weil die Kamele, in den hier wachsenden saftigen Kräutern weidend, nur langsam vorwärts gingen. Luft und Erde waren noch stark mit Elektricität geschwängert.

Auch am folgenden Tage, den 13., an dem wir um 5 Uhr morgens aufbrachen, weideten die Kamele noch, bis sie um 11 Uhr wieder den richtigen Kamelschritt annah-

men. Um 1 Uhr einen Chorm (Engpass) passirend, erblickten wir in der Entfernung von etwa 50 Kilometer im Südwesten den hohen Berg Nabet-es-Djrug. Niedrigere Berge, mit geschwärzten Steinchen überschüttet, die ihnen von weitem das Aussehen gaben, als wären sie von einer Wolke beschattet, zogen sich zu beiden Seiten hin. Mit dem Austritt aus dem Chorm liessen wir die Abdachung des Uadi Faat hinter uns und gelangten in eine steinige Ebene, auf der wir um 3 Uhr bei einigen vereinzelt stehenden Mimosenbüschen lagerten.

Nachdem wir am folgenden Morgen um 3 Uhr gerade südwärts weiter gezogen und um 6 Uhr durch einen andern Chorm gekommen waren, stand der zuckerhutähnliche Djebel Nabet-es-Djrug wieder vor uns, neben ihm aber tauchten noch mehrere hohe Berggipfel auf, und bald befanden wir uns inmitten des unzweifelhaft ein zusammenhängendes Ganze bildenden Gebirgszugs, der von den Arabern Harudj soda, Harudj abiad, oder Djebel soda schlechtweg, das „Schwarze Gebirge", genannt wird. Seine östlichsten Theile haben Hornemann und Beurmann überstiegen, den westlichsten durchzog ich; von Barth, Richardson und Overweg aber wurde er gar nicht berührt, indem sie auf ihrer Reise von Tripolis nach dem Sudan sich mehr westlich hielten, wo auf etwa gleicher Höhe kein Gebirge, sondern eine nackte Hammada zu passiren war. Barth schreibt ausdrücklich: „Wir hatten uns schon vergewissert, dass die Annahme des sich durch diese Gegend hindurchziehenden Harudj falsch sei, aber wir wollten uns mit eigenen Augen von der Unermesslichkeit dieser Ebene überzeugen; denn wie konnten wir sonst behaupten, dass sie nicht vielleicht zur Seite unseres Weges unterbrochen sei." Er hat indess damit nur halb recht, denn so weit nach Osten, wie er glaubte, war das Harudj oder das Schwarze Gebirge nicht von seinem Wege entfernt; vielmehr hätte er bei aufmerk-

samer Beobachtung den Nabet-es-Djrug und die daneben emporragenden Bergspitzen mit eigenen Augen wahrnehmen können, denn er ging in einer Entfernung von nur etwa 10 deutschen Meilen an ihnen vorüber.

Ob das Harudj soda, oder, wie Duveyrier annimmt, das Tuareg Massif dem „Mons ater" des Plinius entspricht, dürfte sehr fraglich sein. Die Beschreibung, die Plinius vom Mons ater gibt[1], passt ganz gut auf den Djebel Soda. Er sagt: „Man trifft nach der bei der Kleinen Syrte schon erwähnten Syrte auf Phazania, wo wir erst neulich die Phazanier nebst den Städten Alele und Cillaba überwunden haben. Von hier erstreckt sich vom Morgen gegen Abend ein langes Gebirge, welches wir, weil es von Natur wie angebrannt oder durch die zurückgeworfenen Sonnenstrahlen wie entzündet aussieht, Ater nennen, und dahinter liegt eine Wüste." Wenn auch mehr in Form eines Bogens mit nach Norden gerichteter Wölbung, zieht sich das Soda-Gebirge doch seiner Hauptrichtung nach von Westen nach Osten, und dass die Berge von weitem wie verbrannt aussehen, habe ich oben erwähnt.

Die Längenausdehnung des Gebirgszugs nach Südosten ist noch nicht genau festgestellt, möglicherweise hängt er mit den Bergen von Tibesti und Borgu zusammen, doch beträgt sie jedenfalls nicht weniger als 80 deutsche Meilen. Ueber seine Breite lassen sich gar keine zuverlässigen Angaben machen, da er erst an einigen Stellen durchschritten worden ist. Höhenmessungen besitzen wir aus dem südöstlichsten Theile nicht, Hornemann erwähnt nur relativer Höhen des Harudj abiad von 80′, und auch Beurmann, der das Gebirge bedeutend weiter nordwestlich überstieg, spricht nur von geringen relativen Erhebungen. Auf der Petermann'schen Karte ist die absolute Höhe des Harudj soda

[1] „Plinius des Aeltern Naturgeschichte, übersetzt von Grosse" (12 Bde.), V, 5.

mit 1557′ verzeichnet. Als höchsten Punkt fanden Denham und Clapperton auf ihrer Route, derselben, die auch Barth und andere genommen haben, 2266′ (von Petermann mit 2415′ bei Sokna angegeben), während Vogel speciell 2065′ angibt, und die von mir gefundene Höhe im äussersten Westen 2959′ beträgt. Es ergibt sich daraus, dass nach Westen zu das Gebirge ansteigt. Duveyrier, der das Harudj und das Soda für zwei gesonderte Gebirge hält, schätzt die mittlere Erhebung des erstern auf 600 Meter, die des andern auf 736 Meter.

Was die Gesteinsmasse der Berge betrifft, so gehen die Ansichten gleichfalls noch weit auseinander. Nach Hornemann[1] verdankt das Harudj-Gebirge „sein jetziges zerrüttetes und schaudervolles Aussehen" vulkanischen Ausbrüchen. Er fand bald Basaltfelsen, bald Kalk und betont das Vorkommen von Versteinerungen, Seethieren und geschlossenen Muscheln; in den Bergen des weissen Harudj, die nach ihm nur aus Kalkstein bestehen, fand er versteinerte Fischköpfe, so gross, dass ein Mann erforderlich gewesen wäre sie fortzutragen. Die von Duveyrier[2] mitgebrachten Steinproben erwiesen sich als vulkanischer Natur. Beurmann[3] hingegen sagt: „Spuren von Basalt habe ich nirgends gefunden und glaube auch kaum, dass in den südlichen Theilen dieses Höhenzugs dergleichen angetroffen wird." Ebenso behauptet Vogel[4], die Gebirge beständen an der Oberfläche aus Kalkstein, sodann aus schwarzgefärbtem Sandstein, Basalt aber käme nirgends vor. Ich halte die Angaben Duveyrier's für die richtigsten. Das ganze Gebirge ist entschieden vulkanischer Natur, aber stark untermischt mit Sandstein und Kalkbildung.

---

[1] Hornemann, „Reise in das Innere von Afrika", S. 62 fg. — [2] Duveyrier, „Les Touareg", p. 80. — [3] Petermann's „Mittheilungen", Ergänzungsband II, 76. — [4] „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde", Jahrg. 1854, S. 372, und Petermann's „Mittheilungen", Jahrg. 1855, S. 244.

Das äussere Aussehen des Schwarzen Gebirges ist so unheimlich, wie man sich nur ein ödes, wild zerklüftetes Wüstengebirge denken kann. Vogel verglich die Gegend wegen des zertrümmerten schlackenartigen Gesteins den Landschaften im Monde, und Hornemann einer Höhle in einer engen dunkeln Schlucht mit dem Eingang zur Unterwelt. Der düstere Eindruck, den die schwarze Färbung der Steine, der grossen wie der kleinen, hervorbringt, wird noch dadurch eigenthümlich verstärkt, dass in die pechschwarzen Felswände und in die mit schwarzem Geröll überdeckten Abhänge häufig weisse Sandsteinlager eingebettet sind. Trotzdem ist das Gebirge nicht so völlig vegetationslos, wie es von den meisten Reisenden geschildert wird. In den Thälern wachsen verhältnissmässig viele Kräuter, und fast in allen auch Akaziensträuche. —

Unsere Karavane erreichte nach weiterm sechsstündigen Marsche gen Süden um 12 Uhr das bedeutende Uadi El-Had, das nach Aussage der Mschaschia in das Uadi El-Bei mündet, während die Megar-ha behaupteten, es verliere sich einige Tagereisen weiter nordöstlich im Sande. Wir mussten, weil schon zwei Karavanen an den Wasserlöchern des Uadi Had lagerten, etwas unterhalb derselben campiren, nahmen jedoch eins davon für uns in Beschlag. Die Leute fingen nun sogleich an den Sand herauszugraben oder vielmehr mit den Händen herauszukratzen, denn unbegreiflicherweise führen die Karavanen keine eisernen Schaufeln zum Gebrauch in derartigen Fällen mit sich und nur selten eine eiserne Hacke, mit welcher der Sand gelockert, dann in einen Korb geworfen und herausbefördert wird. Die unsrige hatte weder Schaufel noch Hacke, daher die Arbeit sehr mühevoll und langsam von statten ging; es dauerte bis zum folgenden Nachmittag, ehe einige Schläuche gefüllt waren. Das Wasser war süss, aber ausserordentlich un-

rein, was nicht wundernehmen kann, wenn man hört, dass bei dieser Procedur die Arbeiter mit ihren schweissigen, schmuzigen Füssen in das Wasserloch selbst hinuntersteigen. Aber was trinkt man nicht in der Sahara! Unsere armen Kamele waren noch schlimmer daran; sie hatten sich, ausgetrocknet durch den sengenden Gebli, noch mehrere Tage zu gedulden, ehe sie ihren Durst mit Wasser stillen konnten.

Um 4 Uhr nachmittag verliessen wir den Platz, der 6—7 Stunden vom Nabet es Djrug entfernt ist, und drangen nun südwärts, aber in steten Windungen durch das Gebirge. Ueber ein Plateau, das um 6 Uhr, und durch den Chorm Ifrisch, der um 7 Uhr erreicht war, kamen wir um 8 in das Uadi Ifrisch, wo das Nachtlager bereitet wurde. In unserer Nähe lagerten zwei mit Datteln von Fesan zurückkehrende Karavanen. Der Genuss frischer Datteln, sonst schädlich für den nicht daran Gewöhnten, hatte diesmal bei mir eine heilsame Wirkung; ich konnte von dem Tage an den Opiumgebrauch aussetzen, während bis dahin, sobald ich es unterliess eine gewisse Dosis dieses gefährlichen Narkotikums zu nehmen, immer wieder Unterleibsbeschwerden sich eingestellt hatten.

Wir verweilten bei den Dattel-Karavanen bis zum Mittag des folgenden Tages, gelangten um 3 Uhr in das östlich verlaufende Uadi Mrheir und passirten um 6 Uhr das Uidel-es-Schrab, das von Westen kommend gerade auf den Djebel Nabet-es-Djrug losgeht, welchem wir jetzt bis auf 4 Stunden westlich von uns nahe gekommen waren. Um 7 Uhr lagerten wir in dem gleichfalls nach Westen gehenden Uadi Bu-Delomm.

Am 17. October wurde früh um 5 Uhr aufgebrochen. Der Weg führte nach einer Stunde an der Grabstätte des Marabut Sidi-Bu-Agöll vorüber, rings um welche Hunderte von Seilen aufgehäuft lagen. „Agöll“ heisst nämlich das Seil,

mit dem man nachts im Lager den Kamelen die Vorderbeine zusammenbindet, das also auf der Reise von grosser Wichtigkeit ist. Sidi-Bu-Agöll aber ist der specielle Schutzheilige der mohammedanischen Kameltreiber, und um sich seiner Gunst zu versichern, opfern sie an seinem Grabe das für sie so werthvolle Stück. Kurz darauf betraten wir das Uadi Mssauda, das von Osten her, von dem unfern gelegenen Berge gleiches Namens herabkommend, dem Uadi El-Had zulenkt. Um 8 Uhr hatten wir westlich von uns den Djebel Hauga, und um 10 Uhr in derselben Richtung den Djebel Sigsah, beide nur 3—4 Stunden von der Strasse entfernt. Schon nach einigen Wegstunden verloren wir indess diese nach Süden zu letzten bedeutendern Erhebungen des Schwarzen Gebirges, obwol sie vereinzelt stehen, daher von Osten aus gesehen sehr hoch erscheinen, wieder aus dem Gesicht, weil die Hochebene sich nach Süden sanft abdacht und sie bald den Blicken entzieht. Dies ist auch der Grund, weshalb frühere europäische Reisende weder sie noch selbst den Nabet-es-Djrug gesehen haben; denn ihre Tour ging entweder östlicher oder westlicher als die meinige, auf welcher der Nabet-es-Djrug bereits in einer Entfernung von 15 deutschen Meilen sichtbar wird.

VI.

Ankunft in Fesan. Geschichte und Beschreibung des Landes.

Temsaua. Vier arabische Schichs. Ein entlaufener Sklave. Die Oasen Selaf und Sebha. Eine Sserir. Rhodua. Ankunft in Mursuk. Fesans Geschichte. Geographisches. Temperatur. Klima. Culturpflanzen. Heimat der Dattelpalme. Thierwelt. Sklavenhandel. Administration. Mischlinge aus weissen und schwarzen Rassen. Einwohnerzahl. Sprache. Landestracht. Nahrung. Charakter und Sitten.

Am 18. October erreichten wir nach sechsstündigem Marsche über eine starkgewellte, mit grossen Sandsteinblöcken besäete Hochebene das Uadi Schati, das erste bewohnte Gebiet von Fesan, und lagerten um 11 Uhr vormittags unter Palmen zwischen den Hirsegärten des Ortes Temsaua, oder wie Barth schreibt Ta-meszaua.

Kaum waren unsere Zelte aufgeschlagen, als vier Araber bei mir erschienen, die sich nach der üblichen Begrüssung als die Schichs der Megar-Ha, Hotman, Uled-Hassen und Suila vorstellten. Diese Nomadenstämme gehören dem Uadi Semsen und dem Uadi Bei an und kommen jeden Herbst hierher, um von den Bewohnern Datteln einzutauschen; sie besitzen aber auch selbst im Uadi Schati eine Anzahl Palmbäume, welche sie vor zeiten durch Kauf an sich gebracht. Bisher bezahlten sie von ihren Palmen

keine Abgaben[1], denn die frühern Sultane von Fesan hatten sehr geringe Macht über jene entfernten, durch breite Wüsteneien voneinander getrennten Provinzen. In diesem Jahre aber war ein türkischer Efendi hergeschickt worden, um von jeder Palme, auch die ihrigen nicht ausgenommen, eine Steuer von 30 Para zu erheben, und die Schichs, mich für einen Bei haltend, trugen mir nun ihre desfallsige Beschwerde gegen die türkische Regierung vor. „Wir werden dir", sagten sie, „Hassen Efendi gebunden herbringen, damit er sich vor dir schäme, denn der Sultan kann nicht wollen, dass wir, seine Soldaten, Abgaben zahlen, wir haben nie Abgaben gezahlt." Ich fragte sie, ob ihr Vorrecht durch Documente verbrieft sei. „Das nicht", antworteten sie, „aber es ist durch altes Herkommen geheiligt"; worauf ich ihnen bemerklich machte, ich hätte mit der Sache nichts zu thun, sie würden sich wol, wenn es jetzt Gesetz sei, dass von allen Palmen ohne Ausnahme eine Steuer erhoben werde, wie die übrigen Unterthanen dem Gesetze fügen müssen, zudem sei ja die Abgabe nicht bedeutend. Ohne Zweifel wird Hassen Efendi den Widerspenstigen ihren Standpunkt klar gemacht haben, denn niemand versteht besser als die Türken mit den Arabern fertig zu werden.

Wir blieben nur eine Nacht in Temsaua und marschirten am andern Morgen auf den 2 Stunden entfernten Ort Brak los, die Hauptstadt von Schati und Sitz des Mudir. Auf dem Wege dahin bemerkte ich, dass ein Mensch, von Zeit zu Zeit scheu um sich blickend, fortwährend in einiger Entfernung neben unserer Karavane herlief. Ich liess ihn endlich durch einen Mschaschia nach seinem Begehr fragen, und er gestand, dass er ein seinem Herrn, einem Araber, entlaufener Sklave sei. Er war von

[1] Denham berichtet, die M'Garha seien von allen Abgaben frei.

diesem geschlagen worden und dann entflohen, mit der Absicht, nachts unser Lager aufzusuchen, um sich, im Glauben ich sei ein türkischer Bei, unter meinen Schutz zu stellen. Der alte Mann konnte sich uns schwer verständlich machen; vor kurzem erst aus Bagermi gekommen, sprach er nur wenige Worte arabisch, doch flehte er fussfällig und mit so rührenden Geberden, dass ich mich bewegen liess, ihn einstweilen aufzunehmen und, damit er nicht sofort entdeckt werde, an Brak ohne Aufenthalt vorbeizuziehen. Um 5 Uhr abends lagerten wir in den Dünen, die in der Breite von einer Stunde durch mehrere Grade von Osten nach Westen sich erstrecken und eine relative Höhe von 20—30 Meter haben.

Andern Tags gelangten wir nach zweistündigem Marsche in südöstlicher Richtung zu der unbewohnten, 2 Stunden breiten und mindestens 15 Stunden langen Oase Selaf. Ihre herrenlosen Palmen werden von den Bewohnern des Schati abgeerntet, welche die ganze Ernte hier vergraben und sich nach und nach ihren Bedarf davon holen. Jedem Vorüberziehenden ist gestattet, so viele Datteln zu pflücken und zu essen, wie ihm beliebt, nur darf kein Vorrath mitgenommen werden. Wir fanden die Bäume bereits geleert bis auf einen, dessen herrliche Früchte man, ich weiss nicht in welcher Absicht, noch ganz unberührt gelassen hatte; natürlich wurde er gründlich von uns geplündert. Da hier niemand die Palmen verschneidet, so ist der Stamm mit bis zum Boden herabhängenden Zweigen besetzt, was ihnen ein eigenthümliches buschartiges Aussehen gibt. Ich bemerkte in der Oase viele aus einer thonigen Erde bestehende Erhöhungen, sogenannte „Zeugen“ (témoins). Um 2 Uhr nachmittags immer südöstlich weiterziehend, hatten wir wieder 20 Meter hohe und zum Theil sehr steile Sanddünen zu passiren, deren Uebersteigung unsern Kamelen

grosse Anstrengung kostete, bis wir um 5½ Uhr angesichts des Djebel ben-Aref lagerten.

Nachdem wir am folgenden Tage 5 Stunden lang durch einen Palmenwald gegangen, erreichten wir Djedid, den Hauptort der Oase Sebha. Ich hatte einen Mschaschia mit meinem Bu-Djeruldi (Regierungspass) vorausgeschickt, um meine Ankunft zu melden, und fand infolge dessen die freundlichste Aufnahme. Der Mudir, ein äusserst gefälliger Mann, erbot sich sogar, mich nach dem Sudan zu begleiten. „Meine Regierung", sagte er, „gibt mir monatlich nur 5 Mahbub Gehalt, ich höre, du gibst deinen Leuten ebenso viel und dazu noch Kost und Kleidung." Aber ich dachte, es sei unrecht, der türkischen Regierung ihre Beamte zu entführen, und lehnte daher seine Dienste ab.

Bis zum Jahre 1866 war die Oase nur ein Mudirat (Kreis oder Bezirk), jetzt bildet der südliche Theil das Mudirat Sebha, der nördliche das Mudirat Ubaná. Zu ersterm gehören ausser dem Hauptorte Djedid die beiden Ortschaften Hedjra und Gorda; letzteres umfasst die Orte Temenhint als Hauptort, Smnu und Sirhen. Djedid, der grösste von allen, war früher von den Uled Sliman bewohnt, die aber, weil sie gegen die türkische Herrschaft aufstanden, daraus vertrieben wurden und sich nach Borga, Kanem und Uadai zerstreuten. Im ganzen ist die Oase sehr schwach bevölkert, sodass es an Armen fehlt, um von allen darin wachsenden Palmen, deren Zahl sich auf mehrere Millionen beläuft, die Datteln zu ernten.

In Djedid fand sich der Herr des von mir aufgenommenen Negersklaven, begleitet von dem Mudir und dem Kadhi des Orts, in meinem Zelte ein und verlangte die Auslieferung des Flüchtlings. Ich fragte den Mudir: „Ist im türkischen Reiche die Sklaverei gestattet oder abgeschafft?" „Sie ist gesetzlich abgeschafft", erwiderte er, „aber factisch ist hier in Fesan das Gesetz nie zur Aus-

führung gekommen.“ „Dann gebe ich den Mann nicht heraus, er ist frei wie ihr und ich, und du, Mudir, musst ihn schützen.“ Selbstverständlich konnte ich als Fremder nicht im Ernst daran denken, die Rückgabe des Sklaven zu verweigern und damit die ganze Bevölkerung gegen mich aufzuhetzen, ich wollte nur versuchen, was sich zu seinen Gunsten thun liesse. Da meine Vorstellungen bei dem Besitzer, dass er kein gesetzliches Recht auf den Sklaven habe, wie vorauszusehen war, fruchtlos blieben, bedeutete ich ihn, er möge den Mann durch Güte zur Rückkehr in sein Haus bewegen. Darauf ging er ein. Er versprach dem zahnlosen Alten, ihm irgendeine schwarze Fathma oder Sobeida zur Frau zu geben. Sofort warf sich derselbe vor seinem Herrn nieder und küsste dankbar und demüthig dessen Füsse. Doch bedang er sich noch aus, den Mudir und den Kadhi als Zeugen anrufend, dass er einen ganzen Monat von Arbeit befreit sein solle. Liebe und ein Monat Nichtsthun brachten also den alten Mann freiwillig in die Sklaverei zurück. Dass ihm die Versprechungen gehalten worden, dafür möchte ich freilich nicht einstehen.

Die Mschaschia, mit denen ich hierher gekommen, hatten hier das Ziel ihrer Reise erreicht. Ich nahm Abschied von ihnen und miethete bis Mursuk Kamele von den Megar-ha. Am Morgen des 22. October brach ich mit meiner neuen Karavane auf.

Eine Stunde von Djedid gelangten wir an das Ende des Waldes und betraten nun eine weite sandige Ebene. Nachmittags 1 Uhr wurden westlich von uns in einer Entfernung von etwa 3 Stunden die drei getrennten Gipfel des Djebel Rhaib sichtbar, an dessen Fusse sich ein Brunnen befindet. Wir durchschritten um $2^1/_2$ Uhr den Engpass Bab und lagerten schon um $4^1/_2$ Uhr unter ein paar einzeln stehenden Talhabäumen.

Andern Tags früh $6^1/_2$ Uhr in schnurgerader südlicher

Richtung weiterziehend, hatten wir eine der trostlosesten Einöden der Sahara vor uns, eine mit buntfarbigen Kieseln, deren grösster kaum so gross wie eine Haselnuss ist, dicht übersäete Sserir oder Ebene. Nirgends findet das ermüdete Auge einen Punkt, auf dem es ruhen könnte. Alles ein blitzender und blendender Steinteppich, eine unabsehbare Mosaikfläche! Keine Pflanze, kein Thier, kein Baum, kein Strauch ist zu erblicken. Da plötzlich schimmert ein See durch die zitternde, wellenschlagende Luft, kühle Winde scheinen sein Wasser zu kräuseln — Täuschung, es ist die Fata-Morgana, die ihr Spiegelgebild zeigt. Endlich, endlich taucht fern im Osten ein hohes Gebirge auf, diesmal ist es keine Täuschung, aber als wir mittags bis auf eine Stunde demselben nahe kommen, ergibt sich, dass, was uns als ein hohes Gebirge erschien, ein niedriger, etwa 30 Fuss über der Ebene erhabener Höhenzug ist, Kaf Maala genannt. Jetzt rechts vom Wege ein Hügel: es ist der Mukni-Brunnen an einem 3—4 Fuss hohen Sandhaufen. Um 4 Uhr nachmittags zeichneten sich am südöstlichen Horizont die Palmenwipfel der Oase Nschua ab, um 5 Uhr war der Wald erreicht, und um 6 Uhr hielten wir vor Rhodua, dem Hauptorte der Oase. Einige Leute von Sebha, die vorausgeritten waren, um den Feierlichkeiten meines Einzugs in Mursuk beizuwohnen, hatten in Rhodua mein Herannahen bereits verkündet. Man führte mich daher sogleich in eine Wohnung, welche der Mudir — auch Rhodua bildet ein selbständiges Mudirat — vorher für mich in Bereitschaft setzen liess. Ueber den Ort selbst ist wenig zu berichten; es ist ein kleiner ärmlicher Flecken, von echten Fesanern, d. h. Mischlingen bewohnt, die Palmen- und Gartenzucht treiben.

Ich hatte mich von Djedid aus bei dem Kaimmakam von Fesan, Halim-Bei, angemeldet und erhielt hier in Rhodua durch einen Kurier ein Schreiben von ihm, worin

er mich bat, ihn Tag und Stunde meiner Ankunft wissen zu lassen, damit er mir einen geziemenden Empfang bereiten könne. Mir war jedoch an einem feierlichen Empfange durchaus nichts gelegen, denn einmal hatte der 30tägige Wüstenmarsch meinen Anzug in eine so defecte Verfassung gesetzt, dass ich eine sehr wenig glänzende Figur dabei gespielt haben würde, und zweitens scheute ich die bedeutenden Ausgaben, welche dem officiell Einziehenden unvermeidlich erwachsen, indem er jeden irgendwie am Empfange Theilnehmenden reichlich mit Bakschisch bedenken muss. Deshalb liess ich Halim Bei erwidern, ich sei sehr dankbar für die mir zugedachte Ehre, halte es aber im Interesse meiner Reise für geboten, so wenig Aufsehen wie möglich zu machen; und damit nicht dennoch Empfangsvorbereitungen getroffen würden, fügte ich hinzu, den Zeitpunkt meines Eintreffens könne ich nicht genau bestimmen.

Am 25. October morgens 6 Uhr marschirten wir von Rhodua aus. Bis 1 Uhr zog sich der Weg immer in der Entfernung von einer Stunde zur Rechten an dem Uadi Nschúa entlang, dann biegt dieses mehr nach Westen um, während die Strasse ihre Richtung von 195° beibehält. Um 9 Uhr vormittag waren wir in gleicher Höhe mit dem Bir Nschua. Von da ab wurde die Gegend fast ebenso öde und einförmig wie jenseit Rhodua. Die erste Abwechselung bot um 4 Uhr nachmittag ein grosser Steinhaufen am Wege, ein Alem-el-fers (Wegweiser für Reiter), dem um $5^1/_2$ ein zweiter folgte, ein Alem-es-Schantat (Wegweiser für Soldaten oder Postwegweiser, so genannt, weil die Postboten diesen Weg als den nächsten zu reiten pflegen). Etwas später lagerten wir auf der offenen Sserir.

Auf dem gut ausgetretenen Wege den folgenden Tag weitergehend, kamen wir nach 3 Stunden zu einer Hattieh, einer kleinen unbewohnten Oase, schon ganz in der Nähe von Mursuk. Hier wurde bis gegen Abend halt gemacht,

sodass wir meiner Absicht gemäss erst nach Sonnenuntergang in der Hauptstadt eintrafen.

Halim Bei hatte, da das frühere englische Consulatsgebäude zur Zeit an Hammed-Bei, den Rechnungsführer des Kaimmakamliks, vermiethet war, ein anderes Haus, eins der besten in der Stadt, das einem reichen Kaufmann von Sokna gehörte, für mich reinigen und herrichten lassen, und sobald er durch die Thorwache von meiner Ankunft in Kenntniss gesetzt worden, schickte er den Polizeidirector Hammed-Agha, seinen Schwiegersohn, zu meiner Begrüssung zu mir. Bald brachte auch unter Führung eines Kawassen ein Trupp Diener und Sklaven eine höchst opulente Diffa (Gastmahl), und Hammed-Agha, der auf meine Einladung mit mir speiste, kündigte mir an, der Kaimmakam werde mich in den nächsten drei Tagen auf gleiche Weise bewirthen. Ein Offizier wurde mir als Ordonnanz beigegeben, ausserdem ein Kawass.

Ehe ich in der Erzählung meiner Reiseerlebnisse fortfahre, schalte ich hier einen kurzen Abriss der Geschichte von Fesan während der letzten zwei Jahrhunderte ein, dabei hauptsächlich einem arabischen Manuscript folgend, das durch Zufall in meinen Besitz gelangte.

Der Sultan Mohammed-ben-Djehim, der 1036[1] zur Regierung gekommen war, starb eines natürlichen Todes im Jahre 1067. Ihm folgte sein Sohn Djehim, der jedoch noch am Tage der Thronbesteigung von seinem Bruder Mohammed Ndjib ermordet wurde, worauf dieser die Herrschaft übernahm.

Unter seiner Regierung rückte von Tripolis unter Murad-Bei ein Heer heran; es kam bei Delim 1093 zur Schlacht, die zwar unentschieden blieb, in der aber Mohammed-Ndjib getödtet wurde. Es folgte sein Bruder, der

[1] Die Jahreszahlen sind sämmtlich die der Hedjra.

dritte Sohn Mohammed-ben-Djehim's, Mohammed-en-Nasser-ben-Djehim. Das tripolitaner Heer unter Murad-Bei, das bei Delim, wenn auch nicht gesiegt, doch auch keine Niederlage erlitten hatte, verstärkte sich rasch durch ein anderes Heer unter Mukni (I.), und beiden vereint gelang es, Mursuk einzunehmen. Mohammed-en-Nasser wurde von Murad-Bei gefangen nach Tripolis geschleppt, während Mukni als Herr in Mursuk zurückblieb. Nicht lange jedoch blieb Mukni Meister der Stadt; die Bewohner des Uadi, ihrem alten Sultan getreu, empörten sich, belagerten und erstürmten Mursuk, und Mukni, der in ihre Hände fiel, wurde getödtet.

Da augenblicklich kein männliches Mitglied der Dynastie Uled-Mohammed im Lande war, übernahm Fathma, eine Tochter Mohammed-ben-Djehim's, die Regierung, doch schon nach einem Monat kam ihr Oheim Temam zurück und bemächtigte sich der Herrschaft. Allein auch er konnte sich nur vier Monate behaupten; er wurde von seinem Neffen Mohammed, der sich Anhänger im Uadi zu verschaffen gewusst hatte, nächtlicherweile in Mursuk überrumpelt und vom Throne gestürzt. Mohammed regierte gleichfalls nicht länger als sieben Monate, denn Mohammed-en-Nasser, dem es gelungen war, aus der Gefangenschaft in Tripolis zu entkommen, erschien im Monat Rhamadan 1110 an der Grenze seines Landes, warb unter den ihn mit Jubel empfangenden Bewohnern ein Heer und zog mit diesem triumphirend in Mursuk ein. Aber eine tripolitaner Mhalla (Heer) war Mohammed-en-Nasser auf dem Fusse gefolgt, und nach einmonatlicher Regierung sah er sich gezwungen, heimlich seine Hauptstadt wieder zu verlassen und nach Agades zu fliehen.

Die Anführer dieses tripolitaner Heeres, Mukni (II.) und Chalil-Bei, theilten Fesan unter sich: Chalil-Bei erhielt die westliche Hälfte mit Mursuk, Mukni die östlichen Pro-

vinzen mit Tragen als Hauptstadt. Gegen Mukni empörten sich die Bewohner der Provinz Schergia und belagerten ihn in Tragen; er schlug sie zwar zurück, stiess aber, indem er sie verfolgte und eine grosse Rasia (Raubzug) gegen den Uadi hin unternahm, bei Djerma auf einen Abkömmling der Uled-Mohammed, Namens Mohammed-Kaid, der ihn besiegte und nach Mursuk hineintrieb. Einen Monat lang belagerte derselbe die Stadt, dann aber einsehend, dass sie zu stark befestigt sei, um mit Sturm genommen zu werden, unterhandelte er mit Mukni, und es kam ein Friede zu Stande, nach welchem Mohammed-Kaid die östlichen Provinzen mit Tragen erhielt, Mukni im Besitze der westlichen Hälfte mit Mursuk verbleiben sollte. (Was mittlerweile aus Chalil-Bei geworden, sagt die Chronik nicht; vermuthlich war er nach Tripolis zurückgekehrt.) Jetzt rief Mukni seinen Bruder Jussuf Mukni aus Tripolis zu Hülfe, der auch mit einem Heere ankam und sich mit ihm vereinigte; sie wurden aber unter den Mauern Tragens nach dreitägigem Kampfe trotz ihrer numerischen Ueberzahl von Mohammed-Kaid besiegt. Jussuf Mukni floh nach Tripolis zurück, während sein Bruder sich in Sebha festsetzte und diese Provinz sowie Schati und die andern nördlichen Theile Fesans unter seine Botmässigkeit brachte.

So war denn Fesan jetzt in drei Theile getheilt: die südwestlichen Provinzen mit Mursuk hatten vorläufig gar keinen Herrn, die östlichen Provinzen mit Tragen wurden von Mohammed-Kaid, die nördlichen Theile des Reichs von Mukni beherrscht. Indessen sehnte sich das Land, der ewigen Kriege endlich müde, nach einer festern und dauerndern Regierung als die der schwachen Uled-Mohammed, die sich unaufhörlich durch Feindschaft, Streit und Mord untereinander selbst zerfleischten. Man schickte Gesandte an den Pascha von Tripolis und liess ihn bitten, ein Heer nach Fesan zu senden und eine starke Regentschaft einzu-

richten. Der Pascha gab aber einen abschlägigen Bescheid, wahrscheinlich auf Anrathen Mukni's, der die tripolitanische Oberherrschaft zu hintertreiben suchte, um allein das Land aussaugen zu können, und zur selben Zeit, angeblich weil er es nicht der Mühe werth erachtete, in Fesan zu bleiben, wieder nach Tripolis gegangen war, nachdem er vorher durchzusetzen gewusst, dass sein Bruder Jussuf in Mursuk als Regent eingesetzt wurde.

Mohammed-Kaid bot nun Jussuf Mukni ein Bündniss an, wol gegen etwaige Angriffe von Tripolis her, und dieser ging darauf ein; er war sogar während zweier Monate der Gast Mohammed-Kaid's in Tragen, und das Land schien sich endlich des Friedens und der Ruhe erfreuen zu sollen. Da rückte plötzlich der längst vergessene Mohammed-en-Nasser mit einem Tuareg-Heere von Agades heran. Er schlug bei Maafen sein Lager auf und ersuchte von da aus einen der angesehensten Marabut in Tragen, Tamer-ben-Hamsa, zwischen ihm und Mohammed-Kaid zu vermitteln. Mohammed-Kaid wollte jedoch von Vermittelung nichts hören und zog gegen den Prätendenten zu Felde. Abends kamen einige Tuareg aus dem feindlichen Lager in das seinige, die also zu ihm sprachen: „Komm, küsse deinem Oheim das Haupt und mache Frieden mit ihm; weder deine Leute noch unser Heer sollen etwas davon erfahren, komm mit uns zum Zelte deines Oheims.“ Er liess sich überreden, ihnen zu folgen; kaum hatte er aber das Zelt seines Oheims betreten, als sie ihn festnahmen und knebelten. Dann wurde er gefangen nach Mursuk abgeführt (hier ist wieder nicht gesagt, wo Jussuf Mukni blieb, der doch Regent von Mursuk war) und von dort nach dem Sudan verbannt.

Sultan Mohammed-en-Nasser kam somit wieder in den Besitz von ganz Fesan; er starb am 24. Djemmaad I. im Jahre 1122 und hinterliess den Thron seinem Sohne Ahmed.

Unter Ahmed's Regierung sandte Hammed Pascha ein Heer von Tripolis, das bis vor Mursuk gelangte, jedoch nach achttägiger Belagerung der Stadt sich zurückziehen musste. Nach neun Monaten folgte ein anderes Heer unter Hassan e'sserhir (Hassan dem Kleinen), das Mursuk 18 Tage belagerte und dann gleichfalls zum Abzug gezwungen war. Hierauf schlossen Sultan Ahmed und Hammed Pascha einen 45jährigen Waffenstillstand. Nach Ablauf desselben sandte Hammed Pascha abermals ein Heer gegen Fesan aus unter seinem Sohne Mohammed-Bei und seinem Feldherrn Ben Durfo, der früher Maghaseni im Hausstande des Sultans von Fesan gewesen war, und nachdem er von da desertirt, sich in tripolitanischen Diensten emporgeschwungen hatte. Sie rückten vor Mursuk und umschlossen es so eng, dass alle Zufuhr abgeschnitten war. So dauerte die Belagerung sechs Monate, die Hungersnoth in der Stadt stieg aufs höchste, bis endlich Sultan Ahmed, durch die Leiden der Einwohner erweicht, sich zu Unterhandlungen mit dem Feinde entschloss. Er erbot sich, mit nach Tripolis zu gehen, falls ihm sicheres Geleit versprochen würde und das Belagerungsheer abzöge. Mohammed-Bei willigte in die Bedingungen, und Ahmed verliess seine Hauptstadt, für die Dauer seiner Abwesenheit die Regierung seinem Sohne übergebend. Im Lager Mohammed-Bei's mit allen seinem Range zukommenden Ehren empfangen, gelangte er mit der Armee ungefährdet nach Tripolis, wo ihn auch Hammed-Pascha ehrenvoll und freigebig aufnahm. Heimlich aber sandte der Pascha seinen Feldherrn Hammed-Biri nach Fesan mit dem Befehle, die Mauern Mursuks zu schleifen, und erst als die Nachricht vom pünktlichen Vollzug dieses Befehls in Tripolis eingetroffen war, entliess er seinen Gast mit reichen Geschenken.

Nach neunmonatlicher Abwesenheit kehrte Sultan Ahmed nach Fesan zurück. Allem Anschein nach stand er

von nun an thatsächlich in einem Vasallenverhältniss zu Tripolis, was auch daraus hervorgeht, dass er die Schleifung der Wälle von Mursuk sich ruhig gefallen liess und keine feindlichen Schritte gegen Hammed-Pascha deshalb unternahm; im Gegentheil fährt die Chronik fort: Bald nach seiner Ankunft in Mursuk beschloss Sultan Ahmed, obgleich fast ganz erblindet, zum Hause Gottes zu pilgern, und benachrichtigte den Pascha von Tripolis hiervon, der seinen Entschluss höchlichst billigte, ihm überdies werthvolle Geschenke für die weite Reise sandte, unter andern ein grosses Zelt und eine ganze Kamelladung Hufeisen. Als das Zelt in Mursuk ankam, fanden drei Tage und drei Nächte Spiele und Tänze um dasselbe statt. Der blinde Sultan trat seine Pilgerfahrt an, erreichte auch glücklich Mekka und wanderte, nachdem er den schwarzen Stein, auf dem unser Herr Abraham zu opfern pflegte, sowie das Grab des Propheten (Gruss und Friede über ihn!) besucht und geküsst hatte, über Masser (Kairo) zurück. Hier machte er die Bekanntschaft eines Augenarztes vom Rharb (Marokko), der ihm das Augenlicht wiederverschaffte.[1] Aber nicht lange mehr sollte er sich dieses Glückes erfreuen; auf der weitern Heimreise, gerade als er die Grenzen seines Landes noch einmal erblickt hatte, erlag er 1181 in Audjila, wo er auch bestattet wurde, der Schwäche des Alters.

Ihm folgte sein Sohn Taher, der 7 Jahre herrschte. Nach diesem (es ist nicht angegeben, ob er starb oder verdrängt und getödtet wurde) bestieg 1188 Ahmed-ben-Mohammed-el-Manssur den Thron und regierte 16 Jahre bis zu seinem Tode 1204. Sein Nachfolger war Mohammed-

[1] In Dötz im Atlas, am Ras l'ued Draa gibt es Schürfa-Familien, in denen die Kunst, den Staar zu stechen, vom Vater auf den Sohn forterbt.

el-Hakem (der Grossvater des noch lebenden Mohammed-Besserki, dem ich diese Urkunde verdanke), welcher nach 15 Jahren 1219 einer unheilbaren Krankheit wegen die Regierung zu Gunsten seines Bruders Mohammed-el-Mutassir freiwillig niederlegte.

Mit Mohammed-el-Mustassir endete die Dynastie der Uled-Mohammed. Ein Feldherr Jussuf Bascha's von Tripolis, Mukni (III.), zog in der erstaunlich kurzen Zeit von 17 Tagen (der Kurier über Beni-Ulid und Sokna braucht heute noch 22 Tage) mit einem Heere nach Fesan, besiegte den Sultan, nachdem er sich mit einem Neffen desselben verbunden hatte, und tödtete ihn. Auch der Neffe wurde nach einer siebentägigen Scheinregierung und darauf folgender siebentägiger Gefangenschaft ermordet, und Mukni erklärte sich zum Sultan von Fesan.

Ein Jahr hatte Mukni ungestört regiert (die Handschrift schweigt von den entsetzlichen Greueln und Grausamkeiten, die dieser Mann verübte, und von denen seine noch lebenden Zeitgenossen nur mit Schaudern erzählen), da fielen die Uled Sliman von Masser (?) (Aegypten) in Fesan ein und belagerten Mursuk. Aber Jussuf Bascha, der von ihrem Vorhaben zeitig unterrichtet war, schickte Mukni ein Heer zu Hülfe, und als dieses in Rohdua anlangte, zogen sich die Uled Sliman eiligst auf Schati zurück. Mukni setzte ihnen nach, ereilte und schlug sie und richtete ein grosses Blutbad an; der Rest flüchtete hinter die Mauern von Temsaua. Nun vereinigte sich Mukni bei Kobor Schiuch, inmitten der Sanddünen unweit Edri, mit dem Hülfsheere und marschirte auf Temsaua los. Nach 40tägiger Belagerung wurde die Stadt mit Sturm genommen, worauf der Sieger ihre Wälle schleifen und sämmtliche Bewohner, Greise, schwangere Weiber und Kinder nicht ausgenommen, tödten liess.

Hier schliesst das Manuscript, dem ich vorstehende

Skizze der Geschichte Fesans während der letzten 200 Jahre entnommen habe. Ausser dieser Chronik existirt meines Wissens nur noch eine in Mursuk; sie ist im Besitz des Faki Hadj-Ibrahim und soll bis zur Gründung des Sultanats Fesan zurückreichen.

Die weitere Geschichte Mukni's, unter dessen Regierung später Lyon und Ritchie Fesan besucht haben, sowie die seines Nachfolgers Abd-el-Djellil ist hinlänglich bekannt. Doch nicht nur unter dem Sultan Abd-el-Djellil, sondern auch noch unter den ersten türkischen Paschas blieben Grausamkeiten und Hinrichtungen noch an der Tagesordnung. Wenn jener auf die drei Thore Mursuks abgeschnittene Menschenköpfe pflanzte und durchschnittlich jeden Tag drei bis vier Hinrichtungen befahl, so mordeten Bekir-Bei und Hassen-Pascha mehr im geheimen: man erdrosselte oder erstach die Opfer in ihren Häusern und verbreitete dann das Gerücht, sie seien entflohen. Noch Mustafa-Pascha, der zur Zeit als Beurmann Mursuk besuchte, Kaimmakam daselbst war, vollzog selbst an fünf Gefangenen, worunter zwei gatroner Marabutin, die Execution und schlug einem dorthin verbannten Tscherkessen eigenhändig mit einem Palmstock ein Auge aus: von dieser Zeit aber sind wir nur erst wenige Jahre entfernt. Freilich solange englische Consularagenten in Mursuk residirten, konnten dergleichen Greuel nicht vorkommen, denn alle von der Regierung Verfolgten fanden Zuflucht im Consulatsgebäude, aus dem sie, zumal wenn sie unschuldig waren, nicht eher herausgingen, als bis ihnen Begnadigung zugesichert wurde. Mit dem gegenwärtigen Kaimmakam sind die Fesaner recht wohl zufrieden: „Wir leben jetzt wieder auf", sagen sie; „überdies wissen wir ja, dass die Consuln nicht weit sind" (in Tripolis); „dass die Türken uns jetzt ohne Blutvergiessen regieren, haben wir nur den Christen zu verdanken."

Fesan, das heisst der Theil der Wüste, welcher das ehemalige Sultanat Fesan, das jetzige Kaimmakamat des Paschalik Tripolis, ausmacht, bildet auch geographisch ein von natürlichen Grenzen umschlossenes Ganze. Die Hammada mit dem Schwarzen Gebirge im Norden, die Hochlande der Asgar im Westen, die Gebirge, welche die Länder der Tebu oder Teda im Süden mit denen der Tuareg vereinigen, rahmen zusammen ein Becken ein, von dem nördlich Araber und Berber, westlich Tuareg, südlich und südöstlich Teda-Völker wohnen. Dieses grosse Hochbecken war unzweifelhaft vor noch nicht gar langer Zeit mit Meerwasser bedeckt; dafür zeugen erstens die geringe Tiefe, in der man überall auf Wasser stösst, zweitens die ausgedehnten Sanddünen, namentlich am Nord- und Südrande des Beckens, drittens die Sserir mit ihrem Mosaik von rund und glatt geschliffenen Kieseln.

Der Flächeninhalt Fesans, mit Ausschluss von Bondjem und Sokna, die wie früher zum Sultanat auch jetzt noch politisch zum Kaimmakat gehören, kommt ungefähr dem von Deutschland gleich, wobei jedoch festzuhalten ist, dass der grösste Theil aus Hammaden, Sserir, Sanddünen, Sebchen und steinigen nackten Bergen besteht. Die Bodenerhebung des Landes ist eine ziemlich gleichmässige, denn auch die zahlreichen Uadi, die es nach allen Richtungen durchziehen, liegen nicht viel tiefer als die Sserir, und diese wieder haben ein fast gleiches Niveau mit den Sandflächen, welche ebenfalls von einer Menge grüner, doch meist unbewohnter Inseln durchsetzt sind. Die durchschnittliche Höhe der höchsten Hammaden in Fesan beträgt circa 500 Meter, nur wenige steigen bis zu 600 Meter an. Die Depressionen oder Einsenkungen sind nie mehr als etwa 50 Meter tiefer als die Hochebene, und die meisten haben nach keiner Himmelsrichtung hin eine entschiedene Abdachung. Unrichtig scheint mir deshalb ihre

Benennung mit „Uadi", demselben Wort, das ein trockenes, periodisch mit Wasser gefülltes Rinnsal oder Flussbett bezeichnet. Das richtige Wort für die Einsenkungen würde „Hofra" (Graben) sein; dieser Ausdruck kommt aber nur einmal, als Name einer bestimmten Gegend vor. Es gibt in Fesan drei Haupteinsenkungen: 1) im Norden das Uadi el-Schati, soweit es bewohnt ist in einer Breite von $^1/_2$—1 Meile circa 30 deutsche Meilen von Westen nach Osten sich erstreckend; 2) südlich davon, durch Dünenformation getrennt, das Uadi Gharbi und das Uadi Schergi, zusammen eine Einsenkung bildend, die durchschnittlich eine Meile breit und von Westen nach Osten mindestens 80 deutsche Meilen lang ist; 3) südöstlich von letzterer der Hofra, dessen östliche Verlängerung Chergiya genannt wird, ebenfalls circa 1 Meile breit und von Westen nach Osten circa 40 Meilen lang. Dazu kommen aber noch viele kleinere, wie das Uadi Nschua nordöstlich von Mursuk, das Uadi Gatron südwestlich von Mursuk, circa 20 deutsche Meilen lang, im Osten das Uadi Uau, das Beurmann besucht hat, und andere.

In allen diesen Einsenkungen ist Wasser unter der Erde zu finden. Das Wasser einiger Quellen oder Brunnen ist vollkommen süss, das in andern mehr oder weniger salzig oder mit alkalischen Bestandtheilen vermischt. Oft kann man schon durch Aufkratzen des Bodens Wasser gewinnen, oft aber müssen auch recht tiefe Brunnen gegraben werden. Auf der Hammada von Mursuk wurde Duveyrier ein Brunnen von 45 Meter Tiefe gezeigt, und den Bir Amram im Uadi er-Resin fand er selbst 18 Meter tief. Stark sprudelnde Quellen sind selten, die ergiebigste ist wol die von Tragen, Ganderma genannt.

Nördlich vom Uadi es-Schergi liegen inmitten hoher Sanddünen, die Vogel über 500′ hoch fand, zehn Seen mit salzigem, in mehrern auch natronhaltigem, aus dem See-

grunde selbst hervorquellendem Wasser. Sie sind sämmtlich von Palmen umgeben, und meist findet sich in unmittelbarer Nähe ein Brunnen oder eine Quelle mit Süsswasser, daher an ihren Ufern hier und da eine sesshafte Bevölkerung wohnt. Ihre Namen lauten nach Duveyrier: Mandara, Um-el-ma, Taserufa, Mafu, Behar-el-Dud oder Gabra'un, Behar-el-Trunia, Um-el-Hassan, Nechnucha, Feredrha und Tademka. Besondere Erwähnung verdient unter ihnen der cirkelförmige, im Durchmesser circa 300 Meter grosse und nach Vogel an den tiefsten Stellen 24′ tiefe Behar-el-Dud oder Gabra'un (Wurmsee) wegen eines in ihm lebenden kleinen Insekts, von Dr. Baird im British Museum „Artemia Oudneyi" genannt, das von den Fesanern gegessen wird und ähnlich wie Kaviar schmecken soll; es ist nach Vogel $3^{7}/_{12}$ pariser Linien lang, unterm Kopfe $1^{3}/_{12}$ Linien breit, von glänzend rother Farbe und an jeder Seite mit 11 oder 12 Füsschen versehen. Das Wasser des Sees enthält so grosse Mengen Salz, dass es beinahe wie Sirup aussieht. 2—3 Meter von seinem Südufer fliesst eine süsse Quelle.

Die Durchschnittstemperatur in Fesan muss zu etwa 22° Réaumur angenommen werden, doch steigt sie im Sommer unverhältnissmässig höher und sinkt im Winter sehr bedeutend tiefer. Als Maximum beobachtete Duveyrier im Sommer + 44° C. im Schatten, und Lyon ermittelte für die Sommermonate in Mursuk durchschnittlich + 26° R. In den Wintermonaten, December bis Ende Februar, ist dafür, sowol wegen der hohen Lage als wegen der beständigen, nie durch eine Wolkenschicht behinderten Ausstrahlung des Bodens in den Weltraum die Kälte oft recht empfindlich, ja es unterliegt keinem Zweifel mehr, dass auch schon Schnee in Fesan gesehen worden. Vogel schreibt in Petermann's „Mittheilungen", Jahrgang 1855: „Was die Temperatur anbelangt, so fällt das Thermometer in Mursuk im December und in der ersten Hälfte des Januar bei

Sonnenaufgang bis auf 42° Fahrenheit, und an Stellen, die dem Winde ausgesetzt sind, gefriert das Wasser in der Nacht. In Sokna konnte ich niemand finden, der sich erinnerte Schnee gesehen zu haben.“ Barth hingegen berichtet in demselben Bande der „Mittheilungen“: „Ebenso haben wir Nachrichten aus Fesan, dass der Schneefall in Sokna Anfang Januar so stark gewesen sei, dass die Leute für den Einsturz ihrer Häuser gefürchtet haben, und noch südlicher, im Weichbilde Mursuks selbst, soll fingerdickes Eis auf kleinen Wasserlachen gefunden worden sein. Die grösste Kälte, die wir gehabt haben, war 3° C. unter dem Gefrierpunkt vor Sonnenaufgang.“ Auffallend genug, dass im Centrum der Sahara, nur zwei Grad nördlich vom Wendekreise, eine verhältnissmässig so niedrige Temperatur eintreten kann. Auch Hornemann sagt: Im Winter herrschen „schneidende Nordwinde, die nicht allein den Eingeborenen, sondern selbst mir, dem Bewohner nördlicher Gegenden, die Kälte sehr empfindlich machte“. Von Duveyrier liegen eine Menge Beobachtungen vor, nach welchen das Thermometer unter dem Gefrierpunkt stand und das Wasser gefror. Mit Recht weist er darauf hin, wie verderblich Temperaturunterschiede, die sich zwischen 80 Graden bewegen, nicht nur auf die Flora und Fauna, sondern sogar auf das Steinreich einwirken müssen. Ich selbst habe am 20. December 1865 vor Sonnenaufgang — 4° C., am 30. Januar 1866 — 5° beobachtet, und während der beiden Monate December und Januar sank das Thermometer an 24 Tagen auf oder unter den Gefrierpunkt, und dies noch dazu mitten in der Stadt, im Schutz der Häuser und Ringmauern.

Im allgemeinen ist indess das Klima, wie in der ganzen Wüste, ein sehr regelmässiges und deshalb, Orte wie Mursuk, das auf einem Sumpf steht, abgerechnet, ein durchaus gesundes, wenn man sich erst an die Trockenheit der Luft und den

hohen Wärmegrad gewöhnt hat. Eben die Trockenheit der Luft bewirkt, dass die Sommerhitze hier viel leichter zu ertragen ist als am Meeresufer, wo ihr Feuchtigkeitsgehalt die Ausdünstung der Haut, also die Abkühlung derselben, verhindert.

Obwol Fesan noch nicht in der Zone der tropischen Regen liegt, kommen diese doch zuweilen, vom Südwind getragen, bis hierher. Zur Zeit Hassan-Pascha's und Mustafa-Pascha's strömten so anhaltende Regengüsse herab, dass die meisten Häuser von Mursuk, die nur aus salzhaltigen Erdklumpen zusammengeleimt sind, erweichten und sich auflösten. Die Fesaner wünschen auch keinen Regen, beten vielmehr gleich den Bewohnern von Tuat, Tafilet und Draa zu Gott, er möge es nicht regnen lassen. Zur Bewässerung des Bodens bedürfen sie allerdings keiner Niederschläge aus der Luft, da sich überall in der Erde bei geringer Tiefe Wasser findet, ja die Palmen wachsen ganz ohne Bewässerung, indem ihre Wurzeln von selbst, wie es scheint, die Wassernappe erreichen. Künstliche Bewässerungssysteme wie die Fogara, die ich weiter unten beschreibe, kennt man daher in Fesan nicht; man bedient sich allgemein der Ziehbrunnen, wie sie in ganz Nordafrika gebräuchlich sind.

Getreide wird hier durchschnittlich fünfmal im Jahre geerntet: in den Wintermonaten baut man Weizen und Gerste, im Frühjahr, Sommer und Herbst die verschiedenen Hirse- und Durra-Arten, namentlich Ksob und Ngafoli. Ksob, zuerst im März eingesäet, gewährt eine viermalige Ernte, deren letzte freilich, die im December stattfindet, der Kälte wegen nicht mehr zu völliger Reife gelangt, doch geben Halm und Frucht ein vorzügliches Viehfutter. Fast alle Gemüsearten, auch die europäischen, würden in diesem Klima gedeihen, leider baut man aber nur die in der Zone gewöhnlichsten, im Sommer Melonen und Gurken, im Herbst Rüben und Wurzeln, im Winter Bohnen, im Frühjahr

Mlochia und einige andere, während, solange Consularagenten in Mursuk residirten, auch Kartoffeln, Erbsen, Kohl u. s. w. gezogen wurden und bei nur einiger Pflege lohnenden Ertrag lieferten. Von sonstigen Nutzpflanzen wird Taback und Baumwolle gebaut. Der Taback bleibt, sei es dass die Pflanze an sich einer schlechten Art angehört, oder dass die Fesaner sie nicht zu behandeln verstehen, klein und von schlechter Qualität. Dagegen gedeiht die Baumwollstaude ausserordentlich gut, perennirt sechs bis sieben Jahre hindurch und gibt grosse, wenn auch nicht sehr weiche und langfaserige Knollen. Viele Fruchtbäume der gemässigten wie der heissen Zone würden ebenfalls sehr gut hier fortkommen; ich sah Oliven aus dem Uadi Schati, die an Grösse und Güte denen von Sintan und Ghorian nicht nachstanden. Bisjetzt aber beschränkt man sich fast ausschliesslich auf Feigen- und Mandelbäume.

Den Reichthum des Landes bilden, wie in allen Oasen der Sahara, die Dattelpalmen, und zwar scheint Fesan die Grenze ihrer Heimat zu sein. Dass sie in die westlicher liegenden Oasen, wie Derdj, Rhadames, Tuat, Ued Ssaura, Tafilet, Draa u. s. w., erst eingeführt und verpflanzt wurden, kann man als sicher annehmen; kleinere Gruppen mögen auch wol zufällig entstanden sein, indem der Dattelkern, wo er nur einigermassen günstigen Boden findet, sich ausserordentlich schnell entwickelt. Palmenwälder von der Ausdehnung und Dichtigkeit wie die um Rhodua, die fast einem Urwalddickicht gleichen, gibt es in den westlichen Theilen der Sahara nicht. Den Fesanern gilt als das eigentliche Vaterland des Baums die Gegend um Tragen, weil dort die meisten und vorzüglichsten Arten zusammenstehen; vielleicht ist es aber noch weiter nach Osten zu verlegen. Man zählt in Fesan, wie behauptet wird, über 300 verschiedene Arten, um Mursuk allein mehr als 30, von denen die Tillis, Tuati und Auregh am geschätztesten sind. Sonst

hörte ich noch die Bilbil, Tarhiat, Nefússi, Ladué, Laschiqír, Tanischkil, Gerbaui, Tegedáf, Chodár, Arrhelíl, Adui, Másseri, Ssellaulau, Borni, Kortaui, Fertekau, Issaba, Tassuét und Hamar als besondere Arten nennen.

Von Hausthieren sind nur das Kamel, das Huhn und die Taube zu erwähnen; die wenigen Pferde, höchstens 50 in ganz Fesan, Rinder, Schafe und Ziegen verkrüppeln hier und werden nicht heimisch, müssen vielmehr immer neu von auswärts eingeführt werden. Wilde Säugethiere der grössern Arten hat Fesan fast gar nicht, auch Hyänen und Schakale kommen nicht vor, obwol manche Reisende erzählen, sie hätten vor dem Geheul dieser Thiere nicht schlafen können. In unbewohnten Oasen und Uidan[1] mögen einzelne Gazellen, Antilopen u. s. w. sich aufhalten; häufig sind sie gewiss nicht, denn es werden nie welche zu Markte gebracht. Von Vögeln sah ich Sperlinge, Schwalben, Raben, Mauerfalken und einige Aasgeier; im Sommer sollen wilde Tauben und Enten sehr zahlreich sein, die gegen den Winter südwärts ziehen, um ein wärmeres Klima aufzusuchen. Insekten, Würmer, Schlangen sind dieselben wie in den andern nördlichen Oasen.

Der Handel Fesans ist unbedeutend und, den Sklavenhandel abgerechnet, wol zu keiner Zeit von Wichtigkeit gewesen. Das Land ist nur Durchgangsstation für die Waarentransporte vom Norden, von Tripolitanien und Aegypten, nach dem Süden, nach Bornu und den angrenzenden Negerländern, sowie für die aus Centralafrika kommenden Producte. Der Sklavenhandel dagegen hat in neuerer Zeit eher zu- als abgenommen, die Sklaven werden von hier zum kleinern Theil nach Tunis und in Tripolitanien selbst verkauft, die meisten führt man über Udjila nach Aegypten zu Markt. Wie ich schon öfters erwähnt, fördern die tür-

[1] Kleines Uadi oder Flussbett.

kischen Behörden, wo sie sich nicht von europäischen Consuln überwacht wissen, den Menschenhandel, statt ihn zu hindern, und leider scheint auch seitens der christlichen Mächte, wie England und Frankreich, welche doch zuerst die Abschaffung der Sklaverei unternahmen, in diesem Punkte jetzt ein laxeres Verfahren der Türkei gegenüber beobachtet zu werden als früher. Aus dem Munde des Kaimmakam selbst vernahm ich, dass ein einziger Mann in Mursuk, der Hadj Amri, der sich mir erst als englischer Agent vorstellen liess, und als ich aus dem „Royal Almanac" ersah, dass England keinen Agenten in Fesan mehr hält, ein Agent (Ukil) des frühern englischen Consularagenten Gagliuffi zu sein behauptete, im Jahre 1864—65 über 1100 Sklaven exportirt und zur Zeit noch wenigstens 50 Schwarze in seinem Hause auf Lager habe. Sollte die Behauptung des Mannes wahr sein, so gereicht es Herrn Gagliuffi nichts weniger als zur Ehre, einen Compagnon zu haben, der so gute Geschäfte in Menschenwaare macht!

Die Provinz Fesan hatte früher zwölf Mudirate: Bondjem, Sokna, Schati, Temenhint, Sebha, Uadi Schergi, Uadi Rharbi, Hoffra, Schergiya, Sella, Rhodua und Gatron. Dieselben bestanden auch noch dem Namen nach, aber es waren nur sieben Mudir vom Gouvernement besoldet, jeder, wie man mir sagte, mit monatlich 500 Piaster = 20 Mariatheresienthaler. Man ging indess eben damit um, wieder zwölf Mudir zu besolden und ihre Kreise genau abzugrenzen. Die hauptsächlichsten Städte sind, ausser Mursuk, von dem später ausführlich die Rede sein wird, Tragen im Uadi el Hofra, Suila ebendaselbst aber östlicher, die ehemalige Hauptstadt, Gatron, die Stadt der Marabutin, südlich von Mursuk, Djedid in Sebha, Djerma und Ubari im Uadi Gharbi, Brak und Edri im Uadi Schati, Sokna und Bondjem im Norden an der Strasse nach Tripolis. Keine derselben zählt wol mehr als 1000 Einwohner. Alle Mudir

werden vom Kaimmakam angestellt und nach seinem Gutdünken abgesetzt, ohne dass er deshalb Befehle vom Muschir in Tripolis einzuholen braucht. Ueberhaupt ist die Regierung, wie in allen türkischen Provinzen, thatsächlich eine absolute, denn der Wille des Kaimmakam oder des Mudir gilt als Gesetz, wenn auch der Form nach constitutionell, indem sowol dem Kaimmakam wie dem Mudir eine Midjelis oder Rathsversammlung zur Seite steht, die nicht blos berathende, sondern beschliessende und gesetzgebende Stimme haben soll, in Wirklichkeit aber meist gar nicht befragt wird. So ergiebig das Land bei der grossen Fruchtbarkeit und dem günstigen Klima sein könnte, so wenig weiss das türkische Gouvernement Nutzen aus demselben zu ziehen. Das directe Jahreseinkommen beläuft sich nach den mir von Hammed Bei, dem Kateb-el-mel oder Rechnungsführer, gemachten Angaben im günstigsten Falle auf 800000 Piaster, also ungefähr 200000 Frs. Hierin sind jedoch die bedeutenden Summen nicht inbegriffen, welche aus dem Verkaufe der Datteln des Beilik gelöst werden, und die man gar nicht in Rechnung zu bringen scheint. Um Mursuk allein mag die Zahl der der Regierung gehörenden Palmbäume eine Million betragen, und in manchen andern Bezirken ist sie noch grösser. Die directen Einnahmen gehen auf für die Gehalte der Beamten, inclusive des Kaimmakam, und für die Löhnung der Truppen, die indess sehr unregelmässig ausgezahlt wird. Nach Tripolis und Konstantinopel kommt, ausser Geschenken an Sklaven und Sklavinnen und was sonst etwa der Kaimmakam mitzuschicken für gut findet, nichts davon; im Gegentheil, alle Kleidungsstücke, Ausrüstungsgegenstände und selbst Lebensmittel für die Soldaten, wie Reis, Fett, Zucker und Kaffee, müssen von Tripolis oder Stambul nach Fesan gesandt werden. Uebrigens kann man nicht sagen, dass die Einwohner mit Abgaben überbürdet seien; infolge ihrer

Trägheit, Unwissenheit und der Mangelhaftigkeit aller ihrer Einrichtungen vermögen sie freilich auch die geringen Steuern kaum zu erschwingen, zumal von seiten der Regierung nicht das mindeste geschieht, was das moralische oder leibliche Wohl der Unterthanen und den so tief gesunkenen Zustand des Landes heben könnte.

Die Fesaner sind ohne Zweifel die Phazanii der Alten, deren Land mit der Hauptstadt Garama (dem heutigen Djerma im Uadi Schati) bei den afrikanischen Völkern zwar eine Zeit lang Sella hiess, nach der Stadt Sella oder Suila, von Edris aber, der im Anfang dieses Jahrtausends lebte, wieder Fesan genannt wird mit den Städten Djerma und Tessaua, die drei Namen ganz so geschrieben, wie man sie heute noch schreibt. Zwischen den Phazaniern und den neben ihnen von den alten Autoren aufgeführten Bewohnern des Landes, den Nasomonen, Troglodyten und Garamanten, dürfte kein grosser Unterschied bestanden haben, sie sind jedenfalls alle aus Vermischung der weissen Berber Nordafrikas mit den schwarzen Aethiopiern des mittlern Afrika hervorgegangen.

Diesen Mischungsprocess, der sich von den ältesten Zeiten an überall da vollzieht, wo das weisse Element mit dem schwarzen zusammentrifft, sehen wir auch heute noch beständig vor sich gehen, in Tuat, Draa, Tafilet, Rhadames, Sokna, Audjila, Siuah u. s. w. So erzählt unter andern Barth: „Das Wadi Gharbi ist nur zu berüchtigt wegen der Freiheiten, welche der weibliche Theil seiner Einwohner den jährlich auf ihrem Wege von oder nach Mekka durch das Wadi ziehenden Pilgerkaravanen gestattet.“ Und nicht nur den Pilgern geben sich die Fesanerinnen hin, auch andern Reisenden und ebenso den dort ansässigen Tuareg. Dazu kam nun in Fesan seit mehrern Jahrhunderten noch das arabische Blut, sodass die Eingeborenen als eine Mischrasse aus reinen Gebirgsberbern,

Tuareg und Arabern mit schwarzen Völkern, vorzugsweise mit Haussa-, Kanuri-, Bagermi- und Maba-Negern zu bezeichnen sind. Dass die Tuareg, obwol sie sich principiell nicht mit Farbigen verheirathen, zu der Mischung beigetragen haben, steht fest, denn wenn sie auch selbst kein Negerblut in ihre Familien aufnehmen, so theilten und theilen sie doch das ihrige andern Rassen mit.

Aus der Vermischung schwarzer mit weissen Rassen entstehen auch hin und wieder Individuen, deren Haut an einzelnen Partien des Körpers weiss, an andern mehr oder weniger dunkel gefärbt ist. Auf der ganzen Grenzlinie zwischen der schwarzen und weissen Bevölkerung kommen dergleichen Individuen vor, zwar nicht gerade häufig, aber auch nicht so selten, dass ihre Erscheinung dortzulande etwas besonders Auffälliges hätte. Der Schich der Sauya von Tamagrut, Bu-Bekr, z. B. hatte eine solche scheckige Haut. Bei ihm bildete die weisse Farbe den Grund, in welchen grössere und kleinere schwarze Flecken wie Inseln eingesprenkt waren; umgekehrt sah ich aber auch Menschen mit schwarzer Haut und darauf hervortretenden weissen Flecken. Mit dem Kopfhaar verhält es sich ähnlich; man sieht einzelne Schwarze mit langem, schlichtem, und einzelne Weisse mit krausem, wolligem Haar.

Es ist das Gesetz des Atavismus, das hier vielfach Bestätigung findet. Ein Bruder des Hadj-ben-Alua[1] war Weisser und verrieth in nichts seine Abstammung von schwarzem Blute, als dass die Conjunctiva bei ihm etwas gelblicher erschien, als sie bei den Weissen zu sein pflegt. Sowol sein Vater aber wie seine Mutter, eine Sklavin aus Haussa, waren Neger mit dem ausgeprägtesten Typus ihrer

[1] Ein allen Europäern, die in Mursuk waren, bekannter Mann, der zu Beurmann's und auch noch zu meiner Zeit Schich-el-bled (Stadtvorsteher) war.

Rasse. Da mich der Fall interessirte, forschte ich weiter nach, und es ergab sich, dass die Grossmutter väterlicherseits eine Italienerin gewesen, die von Piraten geraubt und als Sklavin nach Fesan verkauft worden war. Das Blut der Grossmutter kam also in dem Enkel wieder rein und unvermischt zum Vorschein. Sidi-el-Hadj-Hammed, Sohn des bekannten Scherif Sidi-Mohammed-ben-Akdjebar und selbst Scherif in Uesan, ist von tiefschwarzer Hautfarbe, obgleich beide Aeltern der weissen Rasse angehören. Niemand verwundert sich jedoch darüber oder setzt Zweifel in die Legitimität seiner Geburt, denn man weiss in Uesan, dass der Vater, Sidi-Mohammed-ben-Akdjebar, von einer schwarzen Sklavin geboren wurde. Nicht immer also, wie diese beiden Fälle beweisen, denen ich leicht noch mehrere, nicht minder eclatante hinzufügen könnte, sind die Kinder von gemischten Aeltern Mulatten; oft überwiegt der Typus des einen Theils in dem Maasse, dass ein Kind von anscheinend ganz reiner Rasse erzeugt wird. Freilich macht sich dann aber bei Terzeronen, Quarteronen u. s. w. wieder der Rückschlag bemerkbar. So variirt die Farbe der Bewohner vom tiefen Schwarz bis zum hellen Weiss, vorherrschend ist jedoch die gelbe Hautfarbe der Malaien, verbunden mit Haar und Gesichtsbildung der Neger.

Ueber die Einwohnerzahl von Fesan bin ich nicht im Stande eine nur annähernd genaue Angabe zu machen. Da das Gouvernement selbst keine Kenntniss davon besitzt, hätte ich, um eine richtige Schätzung zu gewinnen, das Land nach allen Richtungen durchreisen müssen. Hornemann nimmt 70—75000 an, Klöden nach Richardson gar nur 26000, Daniel 54000. Diese Zahlen sind nach meiner Ueberzeugung viel zu niedrig; rechnet man die in Fesan sich aufhaltenden Araber- und Tuaregstämme hinzu, so dürfte die Zahl von circa 200000 nicht zu hoch gegriffen sein.

Wenn überhaupt von einer Nationalsprache bei einem so gemischten Volke wie dem fesaner die Rede sein kann, so muss man das Kánúri (die Bornu-Sprache), das am allgemeinsten, namentlich auch von den Kindern gesprochen wird, als solche bezeichnen. Nächstdem hört man am meisten arabisch sprechen, und sehr viele verstehen die targische sowie die Teda- und die Haussa-Sprache. Ferner sprechen die Bewohner von Sokna und Udjila, welches letztere indess jetzt nicht mehr zu Fesan gerechnet wird, eine eigene berberische Sprache, die auffallende Aehnlichkeit mit dem Rhadamsischen hat. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich mit dem Soknischen zu beschäftigen, und gefunden, dass mehr als zwei Drittel der Wörter ganz mit dem in Rhadames gesprochenen Dialekt übereinstimmen.

Dem Charakter nach sind die heutigen Fesaner ein gutmüthiges und ehrliches Volk. Innerhalb der Grenzen des Landes ist man vor Räubern und Dieben sicher; man kann mitten in einem bewohnten Orte seine Sachen unbewacht liegen lassen, ohne besorgen zu müssen, dass sie gestohlen werden, trotzdem dass immer viele Tebu sich in Fesan aufhalten, die in ihrem eigenen Lande sehr diebische Gelüste bekunden sollen. Indessen berichtet Dr. Nachtigal, der letzte Europäer, der Fesan besuchte, vom Januar 1870 an Dr. Bastian in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde": „Während früher Diebstahl unerhört in Fesan war, musste ich jetzt sogar die Kamele zur grössern Sicherheit nach der Stadt kommen lassen..."

Die Landestracht besteht bei den Männern aus dem Haik oder Barakan, der Mansuria (weitem Hemd), kurzen Hosen, dem Fes und rothen oder gelben Pantoffeln. Doch sieht man hier schon häufig die dunkelblauen oder weissen Toben von Sudan und Bornu, sowie auch der Litham der Tebu und Tuareg und ihre durch Risse ausgezackten Fellkleider nicht fehlen. Noch einfacher tragen sich die Frauen,

welche in der Jugend recht volle Formen und, da sie wie alle Weiber der nicht civilisirten Völker klein sind, eine fast kugelige Gestalt haben. Ihr einziges Kleidungsstück ist der Barakan, den sie rings um den Körper wickeln und festbinden; statt der Schuhe tragen viele aus Palmblättern geflochtene Sandalen. Arme und Beine werden mit schweren messingenen oder silbernen Ringen belastet, von denen oft einer allein 200 Fr. werth ist und das nette Gewicht von fast einem halben Pfund hat. Das Haar, dick mit Butter bestrichen, die im Verein mit dem darauffallenden Staube bald zu einer schmuzigen Kruste verhärtet, klebt in unzähligen kleinen Flechten um den Kopf. Die Kinder laufen ganz oder halb nackt umher bis zur Pubertät, die übrigens hier äusserst früh eintritt; säugende Mütter von 12, ja von 10 Jahren sind nichts Seltenes.

Nirgends wol findet ein so schrankenloser Verkehr der Geschlechter statt wie in Fesan. Der junge Bursche lebt mit einem Mädchen, bis er ihrer überdrüssig ist, und bekümmert sich dann nicht im geringsten mehr um sie noch um das erzeugte Kind. Wilde Ehen sind ebenso häufig als legitime; es herrscht Vielweiberei, und das Gesetz gestattet dem Manne, seine rechtmässigen Frauen zu verstossen, die sich dann meist der öffentlichen Prostitution hingeben. So werden uneheliche Kinder in Menge geboren und, da keine Findelhäuser existiren, gleich nach der Geburt dem Verhungern preisgegeben, höchstens dass bisweilen eines solchen hülfslosen Wesens, das seine Mutter nachts auf die Thürschwelle einer Djemma oder Sauya gelegt hat, ein mitleidiger Thaleb oder sonst ein Vorübergehender sich annimmt. Das Volk lebt sorglos in den Tag hinein; des Abends kauert jung und alt im Kreise und schaut dem pantomimischen Tanze der Mädchen zu. Dabei wird reichlich Lakbi und Busa genossen. Lakbi ist gegorener Palmensaft, ein nicht so stark berauschendes Ge-

tränk als Busa; letzteres wird aus Ngáfolikörnern und Datteln bereitet, es ist sehr consistent und weisslich von Farbe. Für die hier lebenden Türken brauen zwei Verbannte, ein christlicher Tscherkesse und ein Zigeuner, eine Sorte Dattelschnaps, der aber dem schlechtesten Kartoffelfusel noch weit nachsteht; eine bessere und unschädlichere Sorte verstehen die Juden in Tafilet zu destilliren. Datteln bilden auch, neben Sesometa, Basina und Brot aus Weizen, Gerste oder Ksob, die Hauptnahrung der Fesaner. Fleisch wird wenig und nur in den Städten gegessen; in Mursuk schlachtet man durchschnittlich den Tag drei Kamele und ein Schaf oder eine Ziege, deren Fleisch für die gesammte, einschliesslich der vor der Stadt in Palmhütten wohnenden Leute wol an 8000 Seelen starke Bewohnerschaft hinreichen muss. Bei den Hochzeitsfeierlichkeiten bemerkte ich keine Gebräuche, die von denen der Araber sonderlich abwichen; ebenso bei den Beerdigungen. Kaum ist der Leichnam des Gestorbenen erkaltet, so wird er hinausgetragen und ohne Sarg oder Kasten, blos mit einem weissen Laken umwickelt, in eine flache Grube verscharrt.

VII.

Aufenthalt in Mursuk.

Der Dendal. Die Kasbah und die Kischlah. Grabstätten. Einwohnerzahl. Die Behörden. Besuchsceremoniell. Der letzte Prinz von Geblüt. Militärwesen. Die türkischen Beamten und der Sklavenhandel. Ein Negerknabe als ärztliches Honorar. Ausflug nach Tragen. Weiterreise mit dem Fürsten Maina Adem von Kauar.

Die Stadt Mursuk ist nach Duveyrier von den Uled-Mohammed gegründet. Sie liegt im 14° 10′ östl. Länge von Gr. und 25° 52′ nördl. Breite, nach den von mir angestellten und von Dr. Hann berechneten Messungen, die ziemlich genau mit den Angaben anderer Reisenden übereinstimmen, 1650 englische Fuss über dem Meere, in einer Hofra (Einsenkung), die zwar nicht tief, deren Boden aber doch von sumpfiger Beschaffenheit ist. Daher kommt es, dass gerade die Hauptstadt des Landes ein sehr ungesundes, namentlich für Fremde gefährliches Klima hat, aus welchem Grunde sie auch, wie Hornemann anführt, schon unter den alten Sultanen während der Sommermonate von den Weissen verlassen wurde.

Die Stadt bildet ein (nach Barth zwei englische Meilen umfassendes) Viereck, dessen Nord- und Südseite etwas länger sind als die West- und Ostseite. Sie ist von stellenweis geborstenen, aus an der Sonne getrocknetem Lehm

errichteten Mauern umgeben, die eine Höhe von 20—30′ haben, an der Basis 10′, oben aber nur 2′ dick sind und von 30 zu 30 Schritt von viereckigen Thürmen flankirt werden. An den Ecken der Ostseite befinden sich Bastionen, mit einigen Geschützen besetzt.

Eine breite Strasse, echt negerisch *Dendal* genannt, führt in ziemlich gerader Richtung von Westen nach Osten durch die Stadt. In ihr steht gleich an dem stets von einem Doppelposten bewachten Thore das Zollhaus, zu meiner Zeit unbenutzt, da ausser für Sklaven kein Zoll für ein- und durchgehende Waaren erhoben wurde. Die Strasse weiter verfolgend, gelangt man rechts an die Hauptwache und daneben an die Wohnung des Kaimmakam, des Gouverneurs der Festung. Schräg gegenüber, auf der linken Seite steht das ehemalige englische Consulatsgebäude, das jetzt der Katib el-mel, der Finanzdirector, bewohnte. Von da an hat die Strasse zu beiden Seiten nur kleine Hanut (Buden aus Holz oder Thon) — es ist der Bazar von Mursuk —, bis sie auf einen freien Platz mündet, dessen nordwestliche Seite die Kasbah (Schloss) und die Kischlah (Kaserne) einnehmen.

Die Kasbah, ehemals Residenz der Sultane von Fesan, war seitdem die Amtswohnung des türkischen Kaimmakam gewesen, von Halim-Bei aber verlassen worden, angeblich weil Djennun (Geister) darin hausten, in Wahrheit weil der Wind überall durch die unverwahrten Thür- und Fensteröffnungen pfeift. Trotz des Verfalls, in welchen die türkische Regierung den Palast gerathen liess, imponirt er jedoch äusserlich noch durch seine Masse, denn die Mauern sind mindestens 80 Fuss hoch und manche wol 20 Fuss dick. Das Innere freilich machte mir den Eindruck eines riesigen, von labyrinthischen Gängen und engen Kammern durchsetzten Erdklumpens. Einigermassen ansehnliche Dimensionen hat nur der ehemalige Thronsaal, in dem die feier-

lichen Audienzen abgehalten wurden; alle übrigen Zimmer, auch die des Harem, sind klein und niedrig. Auf der einen Seite stösst an das Schloss die Kaserne, von den Türken gebaut und für dortige Verhältnisse geräumig genug, auf der andern Seite eine Djemma, in welcher die Sultane ihre Gebete zu verrichten pflegten. Oestlich von dem Platze steht die Haupt-Djemma. Sonst gibt es fast nur einstöckige, aus Thonklumpen errichtete Häuser mit platten Dächern; die wenigen, die zwei Stockwerke haben, gehören fremden Kaufleuten aus Djalo, Sokna, Rhat, Kauar oder Rhadames. Der Dendal ist die breiteste Strasse, doch sind auch die andern ziemlich gerade und nicht ganz so schmal wie gewöhnlich in afrikanischen Städten.

Im Osten der Stadt liegen die Kirchhöfe, auf deren einem sich das Grabmal des englischen Reisenden Ritchie befindet, der dem Klima von Mursuk zum Opfer fiel. Die Gräber der Fesaner machen sich, da kein Sarg dem einsinkenden Erdreich Widerstand leistet, durch muldenförmige Vertiefungen kennbar. Als Schmuck legen die Hinterlassenen Strausseneier darauf nebst Scherben von zerbrochenen Töpfen und allerhand anderm Thongeschirr. Auf einem Grabe bemerkte ich unter den Scherben ein defectes Porzellangefäss, dessen Bestimmung bei uns eine ganz andere ist, das aber hier vielleicht als Trinkschale gedient hat; auf einem andern, offenbar dem eines Reichen, ein paar gesprungene Weinflaschen. Die Grabstätten der ehemaligen Sultane sind durch nichts vor den übrigen Gräbern ausgezeichnet als durch etwas breitern Raum und durch grössere Haufen von Scherben und Straussencicrn.

Mit Einschluss der Vorstädte, das heisst der ausserhalb der Mauern ringsum zerstreuten Hütten aus Palmzweigen, die meist von einem Gärtchen umgeben und von schlanken Palmen beschattet sind, zählt Mursuk nach meiner Schätzung etwa 8000 Einwohner. Auf die innere Stadt mögen davon

3000 kommen. Vogel gibt 2800 an, wol nach derselben Quelle, die auch Barth benutzte. Duveyrier enthält sich jeder Schätzung. Richardson will nur 2000 annehmen, meint aber, die Einwohnerzahl der Stadt sei im Wachsen, während er die Bevölkerung des Landes in der Abnahme begriffen glaubt; seine Beobachtungen sind überhaupt sehr widersprechend, denn er schätzt die Bevölkerung von Fesan im ganzen nur auf 26000 Seelen, und sagt doch bei den einzelnen Ortschaften: „beträchtliche Bevölkerung", „wohlbevölkert", „alle ziemlich gut bevölkert".[1] Auch ich bin der Meinung, dass die Einwohnerzahl Mursuks gegenwärtig nicht ab-, sondern zunimmt. So schlecht auch die türkische Regierung sein mag, so hat sie doch den unsichern Zuständen ein Ende gemacht, die unter den Sultanen in Fesan bestanden. Da zogen die Herrscher selbst plündernd und brandschatzend durchs Land, da bekriegten sich die Provinzen, ja die einzelnen Städte und Ortschaften untereinander in blutigen Fehden, da wetteiferten Tuareg und Tebu mit arabischen Nomadenhorden in Ueberfällen und Beraubungen der Karavanen. Jetzt ist doch Ruhe und Sicherheit des Eigenthums hergestellt, und ich kann Richardson's Ausspruch in seinem eben genannten Bericht: „Keine Thür hat Schloss und Riegel, die Fesaner stehlen niemals," meinerseits Wort für Wort unterschreiben. Aus den vielen leerstehenden Häusern darf man nicht auf den Verfall der Stadt und das Zurückgehen der Bevölkerung schliessen. Durch starke Regenschauer werden die aus salzhaltigem Thon gekneteten Wände eines Hauses gelockert, die Insassen verlassen ihre den Einsturz drohende Wohnung, errichten sich aber sofort an einer andern Stelle ein neues

[1] Bericht über eine Sendung nach Centralafrika vom verstorbenen James Richardson. Aus dem Englischen (Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung), S. 41.

Haus aus demselben unhaltbaren Material. Ganze Dörfer werden auf diese Weise verlassen und andere dafür aufgebaut.

In Mursuk hat die Landesregierung ihren Sitz, an deren Spitze ein Kaimmakam steht. In den ersten Zeiten nach der Eroberung des Reichs durch die Türken war die Macht des Kaimmakam von Fesan eine viel grössere, fast die eines Souveräns; er hatte Gewalt über Leben und Tod der Unterthanen sowie über Krieg und Frieden mit den umwohnenden Völkern. Seit Anfang der sechziger Jahre aber ist seine Macht auf die der andern türkischen Kaimmakame eingeschränkt, er wird von Konstantinopel aus mittels eines Firman-ali angestellt. Wie anderwärts heisst es freilich auch hier: „Der Himmel ist hoch, und Konstantinopel ist fern"; immerhin aber vermag er heute nicht mehr nach Willkür Steuern zu erheben oder gar den Unterthanen ans Leben zu gehen und auf eigene Faust Krieg anzufangen. Steht ihm auch noch in allen streitigen Angelegenheiten die höchste Entscheidung zu, so muss er dagegen überall, wo es sich um Einführung durchgreifender Neuerungen handelt, erst mit den massgebenden türkischen Behörden über Tripolis sich in Vernehmen setzen.

Die alten Aemter, von denen noch Hornemann und Lyon sprechen, wie das eines Kaledyma und Keijumma, sind jetzt abgeschafft. Diese Würden findet man nur noch in den Negerreichen Centralafrikas; dass sie auch in Fesan bestanden haben, wo überhaupt die ganze Hofeinrichtung von ehedem ein negerisches Gepränge zeigte, ist ein deutlicher Beweis, dass früher das Negerthum viel weiter nach Norden vorgeschoben war.

Den zweiten Rang nächst dem Kaimmakam nimmt der Kolrassi, der oberste militärische Beamte, ein. Er hat in der Regel 500 Fusssoldaten und etliche Reiter unter seinem Befehl, sowie 4 Feldkanonen zur Verfügung. Die Soldaten

werden zum grössten Theil aus Fesanern rekrutirt, doch werden auch Sklaven zum Dienst gepresst. Alle Offiziere und Unteroffiziere sind Türken.

Der dritte Beamte ist der Katab-el-mel, Finanzdirector, der die Abgaben einzieht, überhaupt dem gesammten Steuer- und Finanzwesen vorsteht, und der vierte im Range der Kawasbascha, der Polizeimeister, eigentlich nur der ausführende Arm des Kaimmakam.

Neben den genannten vier türkischen Beamten fungirt ein Eingeborener als Kadhi, oberster Richter, und zwar erbt das Amt, wie früher unter den Sultanen, so auch jetzt unter der türkischen Herrschaft in der Familie fort, ja das Recht der Erblichkeit des Kadhiats in dieser Familie ist jetzt gewissermassen gesetzlich anerkannt. Schon Lyon sagt: „Das Amt des Kadhi ist erblich und war in derselben Familie seit 150 Jahren", und fast 50 Jahre später fand ich in der That als Kadhi einen Enkel des schwarzen Richters Mohammed-el-Habib, dessen Lyon erwähnt.

Auch das Amt des Schich-el-bled, des Bürgermeisters, hat sich seit längerer Zeit in einer Familie, in der Familie Alua fortgeerbt. Der Name Alua hat übrigens bei den neuern europäischen Reisenden einen guten Klang, denn Barth, Beurmann, ich selbst und nach mir Dr. Nachtigal standen mit der Familie in den freundschaftlichsten Beziehungen.

Schliesslich sei bemerkt, dass die oberste geistliche Behörde, welche sich nach türkischer Art in der Person eines Imam concentrirt, ebenfalls mit Eingeborenen besetzt ist.

Ich hatte in Mursuk noch Gelder aus Europa zu erwarten, circa 1500 Thlr. von Gotha und 100 Pfd. St., welche mir die Londoner Geographische Gesellschaft als Reisestipendium gewährte, und da auch meine Ausrüstung in vielen Stücken gründlicher Nachhülfe sehr benöthigt war, musste ich auf

einen Aufenthalt von längerer Dauer Bedacht nehmen. Das Haus, das man mir zur Wohnung eingeräumt, einem Kaufmann aus Sokna gehörig, lag im nordöstlichen Theile der Stadt, also eigentlich nicht in dem fashionablen Viertel, zu dem nur das Dendal und die Umgebung der Kasbah gerechnet wird, es bot aber hinlängliche Bequemlichkeit. Erdgeschoss und Hof den Dienern überlassend, richtete ich mich im obern Stockwerk ein, das ein Zimmer und eine grosse Veranda auf dem flachen Dache enthielt.

Sodann machte ich den hohen Würdenträgern des Landes meinen Besuch, zuerst natürlich dem Kaimmakam. Halim Bei bewohnte, wie oben erwähnt, nicht die Kasbah, sondern ein grosses am Dendal gelegenes Haus. Er empfing mich nicht nur mit consularischen, sondern auch mit militärischen Ehren und versprach mir die schönsten Dinge; ein Revolver neuester Construction, den ich ihm als Geschenk überreichte, schien enge Bande der Freundschaft zwischen uns zu befestigen. Leider sollte ich in der Folge erfahren, dass nicht alles Gold ist, was glänzt! Bekanntlich müssen bei solchen Staatsbesuchen ausser dem Herrn des Hauses auch seine sämmtlichen Diener und die Hauptsklaven beschenkt werden, und denselben Betrag hat jener bei seinem Gegenbesuche den Dienern des andern zu schenken. Man verständigt sich vorher über das Wieviel. Wenn ich nicht irre, war ich mit Halim Bei übereingekommen, dass jeder 10 Mahbub schenken sollte. Sonderbare Steuer, die man sich gegenseitig auferlegt! Wäre es nicht viel einfacher, wenn jeder gleich seinen eigenen Dienern das Geld gäbe?

Der Reihe nach besuchte ich hierauf den Kolrassi, den Kadhi, den Schich-el-bled und den Katab-el-mel. Bei letzterm lernte ich einen Mann Namens Mohammed Besserki kennen, den letzten Sprössling der ehemaligen Beherrscher von Fesan.

Nachdem die Türken Fesan erobert hatten, war es ihnen natürlich darum zu thun, so bald wie möglich ihre Herrschaft über die neue Provinz dauernd zu befestigen, und sie glaubten nicht sicherer zum Ziele zu kommen, als wenn sie die ganze Sultansfamilie ausrotteten. So wurden 200 Mitglieder dieses unglücklichen Herrschergeschlechts enthauptet, erdrosselt oder auf andere Weise umgebracht. Der kleine Mohammed Besserki war dem gleichen Schicksal nur dadurch entgangen, dass eine Sklavin, der er anvertraut war, mit ihm zu den Tebu flüchtete. Fern von der Heimat, in Tibesti wuchs er auf. Später wagte er es, nach Fesan zurückzukehren, und die türkische Regierung duldete ihn, wohl wissend, dass der arme Prinz ihr nicht gefährlich werden könne, um so weniger, als die ehemaligen Sultane, die alle ihre Unterthanen wie Sklaven oder Leibeigene behandelten, niemals die Liebe und Achtung der Fesaner genossen hatten. Man verlieh ihm sogar zu seinem Lebensunterhalt 200 Palmen, was freilich zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig war. Theils Mangel an Energie, theils aber auch sein Stolz hielten ihn ab, beim Kaimmakam um eine weitere Verleihung einzukommen. „Alle Palmen des Landes", sagte er, „sind ja mein rechtmässiges Eigenthum; wie sollte ich mir da ein paar hundert davon bei den Türken erbetteln! Nein, lieber darben!" Nur manchmal wenn ein Opium- oder Haschischrausch seinen Muth gehoben, sprach er die Absicht aus, nach Konstantinopel zu gehen und von dem türkischen Sultan, als letzter Erbe der Herrscher von Fesan, als Abkömmling Mohammed's sein Land zurückzufordern. Eines Tages, als er eine besonders reichliche Portion Opium zu sich genommen, sagte er plötzlich zu mir: „Ich habe eine einzige Tochter, sie ist nicht hübsch, nicht hässlich, funfzehn Jahre alt, heirathe sie, mein Freund, werde mein Schwiegersohn!" Ich äusserte mein Befremden darüber, dass er, der Sohn

eines Sultans, der Nachkomme des Propheten, seine Tochter mit einem Christen verheirathen wolle; da rief er: „O Wunder, soll ich etwa mein Kind einem von den Türkenhunden zur Frau geben, die mir mein Land geraubt haben, oder einem Manne in Fesan, der einst Sklave meines Vaters gewesen ist? Lieber soll sie sterben. Aber dir will ich sie geben, o Mustafa Bei, und als Mitgift übertrage ich dir meine Rechte auf Fesan. Geh mit ihr nach Europa; die christlichen Mächte werden deinen gerechten Anspruch unterstützen, der Sultan von Stambul wird das geraubte Land herausgeben müssen, du wirst zurückkehren und glücklich über Fesan herrschen!“ „Und was verlangst du für deine Tochter und für die Cedirung deiner Rechte?“ fragte ich. „Was ich verlange?“ — und seine sonst so matten Augen begannen zu funkeln, frisches Blut schien durch seine Adern zu rinnen — „Ich verlange nichts als einige tausend Palmen, die mir ja ohnedies gehören, und so viel Opium und Haschisch wie ich brauche.“

Ich kam noch oft mit Mohammed Besserki zusammen. Er war in nüchternem Zustande ein Mann von guten Manieren und lebte bescheiden von dem dürftigen Ertrage seiner 200 Palmen, zu dem er sich noch ein kleines Nebeneinkommen durch Schreiben von Amuleten erwarb. Wenn auch nicht als letzter Sprössling der ehemaligen Herrscher des Landes, stand er doch als Faki, als Gelehrter, in Ansehen beim Volke, namentlich bei den Tebu-Rschade, bei denen er seine Jugend verlebt hatte.

Als der Kolrassi meinen Besuch erwiderte, lud er mich ein, eine Revue über seine Truppen abzuhalten. Ich galt nämlich in Fesan ohne mein Zuthun für einen Militär höhern Ranges, wahrscheinlich weil mein Firman mir den Titel „Bei“ zulegte; ein Offizier war mir als Ordonnanz beigegeben, und ging ich an einer Wache vorüber, so wurde heraus gerufen und die Soldaten machten das Ssalam-Dur

(präsentirten das Gewehr). Um ihn nicht zu verletzen, nahm ich die Einladung dankend an, denn ich merkte wohl, wie sehr er wünschte, dass ein Europäer seine Truppe in Parade defiliren sehe. Der Kolrassi war eine Zeit lang in Frankreich gewesen und hatte als Hospitant einen Cursus in der Militärschule zu St. Cyr durchgemacht. Er hielt sein Bataillon für das bestgekleidete, das bestgeübte und bestdisciplinirte in der ganzen Türkei. Und er mochte recht haben, wenigstens habe ich noch keine bessern türkischen Truppen gesehen. Einige von den Offizieren waren zwar zu der Revue in Pantoffeln erschienen, sei es der grossen Hitze wegen, oder weil sie keine Stiefeln besassen, aber die Mannschaft trug saubere Uniform, machte die Gewehrgriffe mit Präcision und marschirte selbst nach preussischen Begriffen tadellos.

Ein andermal musste ich den Kolrassi in die Kaserne begleiten. Betten gibt es da nicht, auch waren die Säle nicht gedielt; doch fand ich die Pritschen rein gewaschen, jeder Soldat zeigte seine wollene Decke, seinen Brotbeutel und Tornister, Schuhe u. s. w. vor, und die Gewehre, gute Enfieldbüchsen, standen in Ordnung an den Ständern. Den Leuten, meist von dunkler Hautfarbe, sah man keine Noth an. Eben wurde ihnen das Essen gebracht, eine grosse Schüssel voll Reis mit Kamelfleisch für je 6 Mann. Barth bemerkt hierüber: „Wenn man die tägliche Kost dieser Leute mit der der übrigen Bevölkerung vergleicht, so findet man einen ungeheuern Abstand, und doch würde jeder Fesaner lieber Hungers sterben, als freiwillig dieses Commissbrotes theilhaftig werden.“ In der That liebt der Fesaner seine Freiheit, das heisst das Nichtsthun und ungebundene Umherschweifen viel zu sehr, als dass er sich durch die bedeutend bessere und reichlichere Kost der Soldaten verlocken lassen sollte, ohne Zwang in den Dienst zu treten, so wenig hart derselbe auch ist.

Aus der Kaserne wurde ich in das Militärlazareth geführt, dessen Einrichtungen mir der türkische Arzt der Truppe bereitwilligst zeigte. Es enthielt zwölf Betten mit Matratzen, wollenen Decken und sonstigem Zubehör und übertraf an Reinlichkeit und Ordnung meine allerdings nicht hohen Erwartungen von einer türkischen Krankenanstalt. Beim Abschiede bat der Doctor um die Erlaubniss, mich in meiner Wohnung besuchen zu dürfen, er möchte in einer wichtigen Angelegenheit unter vier Augen mit mir reden.

An einem der nächsten Tage trat er bei mir ein, und nachdem er sich überzeugt, dass wir allein seien und uns niemand hören könne, begann er mit geheimnissvoller Miene: „Es scheint, Mustafa Bei, du thust deine Augen nicht auf und bemerkst nicht, welche Menge Sklaven hier eingebracht und unter dem Schutze des Kaimmakam verkauft werden. Der Kolrassi hat mir gesagt, in den zwölf Monaten seit er hier in Garnison steht, waren es 4048 Köpfe. Er weiss die Zahl genau, denn alle Transporte kommen nur bei Nachtzeit in die Stadt, und der wachthabende Corporal, der das Thor öffnet, hat dem Kolrassi des Morgens zu melden, aus wieviel Köpfen der nächtlich einpassirte Transport bestand. Nun denke dir, für jeden eingehenden Sklaven lässt sich Halim Bei 2 Mahbub, und für jeden ausgehenden sein Schwiegersohn, der Kawasbascha, $2^1/_2$ Groschen bezahlen! Ausser den Transporten, die durch Mursuk passiren, gehen aber noch mindestens ebenso viele durch andere Orte Fesans, und überall erhebt der Kaimmakam durch eigens dazu angestellte Agenten dieselbe Steuer pro Kopf. Die Einnahme, die er sich dadurch neben seiner Besoldung schafft, beläuft sich also, wie du leicht berechnen kannst, auf jährlich 20000 Mahbub.“ Hier machte der Doctor eine Pause. Ich war natürlich neugierig zu erfahren, was einen türkischen Beamten veranlassen mochte,

mir, dem Fremden, dem Giaur, alle diese Thatsachen unaufgefordert mitzutheilen. Geschah es aus Menschenliebe, aus philanthropischem Mitleid mit dem Lose der unglücklichen Sklaven? Oder wollte er seiner Entrüstung darüber Ausdruck geben, dass der Statthalter des Landes selbst dem Gesetze, das den Sklavenhandel in allen türkischen Staaten verbietet, auf so eclatante Weise Hohn spreche? Beides hielt ich nicht für wahrscheinlich. Das Räthsel löste sich indess, als er fortfuhr: „Und, du wirst es nicht glauben, von all dem vielen Gelde hat Halim Bei, der schändliche Geizhals, weder dem Kolrassi, noch Hammed Bei, noch mir je einen Para zukommen lassen! Nun bin ich überzeugt, wenn du das, was ich dir erzählt habe, an den Muschir nach Tripolis berichtest, so wird Halim Bei auf der Stelle abgesetzt, obgleich er den Muschir immer reichlich beschenkte und ihm erst kurz vor deiner Ankunft zwölf Sklavinnen zugeschickt hat. Denn der Muschir muss fürchten, dass du sonst den Consuln in Tripolis die Sache anzeigst, oder dass du ihn selber in Konstantinopel verklagst."

Neid und Habgier allein hatten also den Mann geleitet, indem er das gesetzwidrige und abscheuliche Treiben des Kaimmakam in seiner ganzen Blösse enthüllte. Mir kam indess die Kenntniss dieser genauen Details sehr erwünscht, und ich benutzte die Gelegenheit zur Einsammlung noch weiterer, möglichst vieler Notizen über den Betrieb des Sklavenhandels in Fesan und über die vorzugsweise daran theilnehmenden Personen, in der Absicht, sie dem Muschir in Tripolis sowie Herrn Drummond Hay, dem dortigen englischen Generalconsul, in einem ausführlichen Berichte mitzutheilen. Nur konnte dies nicht eher als bei der Abreise von Mursuk geschehen, wollte ich nicht jeden Versuch, in das Innere Afrikas vorzudringen, sofort aufgeben; denn sicher hätte man mich überall aufs feind-

seligste behandelt, wenn es ruchbar geworden wäre, dass ich dem einträglichen Menschenhandel entgegenwirkte. Ein wesentlicher Erfolg war überdies, das musste ich mir leider sagen, von meinen beabsichtigten Schritten nicht zu erwarten. Was helfen alle Verbote seitens der türkischen Regierung in Konstantinopel, da ihre Beamten in den entfernten Provinzen, vom höchsten bis zum niedrigsten, sobald sie nicht streng überwacht sind, immer dem Handel mit Negern Vorschub leisten werden, um ihn als Einnahmequelle für sich auszubeuten. Es gibt nach meiner Ueberzeugung nur ein Mittel, das dem Unwesen in wirklich erfolgreicher Weise steuern kann: eine europäische Macht, sei es England, Frankreich oder Deutschland, muss in Fesan und in Rhadames ständige Vertreter halten und dieselben ausreichend besolden, damit sie den Localbehörden durch ihr Auftreten den nöthigen Respect einflössen. Der Consularagent, den England früher in Mursuk hielt, bezog nur ein jährliches Gehalt von 40 Pfd. St.; die Folge davon war, dass z. B. Gagliuffi, der zuletzt 12 Jahre als solcher functionirte, von den bedeutendsten Sklavenhändlern, den Schichs von Bornu, Uadai, Tebu u. s. w., Geschenke nahm, ja sogar selbst, wie ich bereits erzählt habe, als stiller Compagnon an einem schwunghaft betriebenen Sklavengeschäft interessirt sein soll. Unter dem Schutze eines angesehenen Consuls würden dann auch die Missionsgesellschaften und der Gustav-Adolf-Verein, statt kostspielige Missionen nach den mohammedanischen Ländern oder nach Innerafrika zu senden, die nach Fesan gebrachten Sklavenkinder loskaufen, sie unterrichten und erziehen und auf diese Weise mit der Zeit eine christliche Gemeinde hier heranbilden können.

Kurz nach meiner Ankunft in Mursuk campirte eine von Tuat kommende Pilgerkaravane drei Tage lang vor der Stadt. Ich traf unter den Pilgern einen alten Be-

kannten, Mulei Ismael von der Sauya Kinta. Sein Erstaunen, mich hier wiederzufinden, war gross, und als er bei einem gemeinschaftlichen Gange durch die Strassen die uns begegnenden Soldaten vor mir Front machen und die Wachtmannschaften ins Gewehr treten sah, sagte er: „Ah, du stehst jetzt in türkischen Diensten! Warum hast du unsern Schich, den Hadj Abd-es-Salam[1], verlassen? Und wie kommt es, dass Abd-ul-Asis dich, einen so ausgezeichneten Arzt, so weit von Stambul fortgehen liess?“ Die hohe Meinung, die Mulei Ismael von meiner ärztlichen Kunst hegte, war darauf gegründet, dass ich ihn während meiner Anwesenheit in Tuat einmal mit Moxen, spanischen Fliegen, glühenden Eisen und Höllenstein behandelt hatte: alles Curen, in welche die Nordafrikaner das grösste Vertrauen setzen.

In Tuat war ich der Gast Mulei Ismael's gewesen; selbstverständlich sorgte ich daher jetzt meinerseits für seine Bewirthung. Ich schickte ihm morgens und abends eine grosse Schüssel Basina mit Kamelfleisch, mittags einen Teller voll ausgesuchtester Datteln nebst einem Topf Buttermilch dazu. Ausserdem hatte ihm mein Diener ein halbes Pfund Thee und drei Hüte Zucker als Gastgeschenk von mir zu überbringen. Drei Hüte sind nämlich die zu einem halben Pfund Thee gehörige Quantität Zucker; weniger zu schenken, wäre ein Verstoss gegen die gute Sitte. Beim Abschiede bedankte er sich für die ihm gesandten „zwei“ Hüte Zucker, und auf meine Bemerkung, er müsse sich wol irren, betheuerte er mit einem Eide, nicht mehr als zwei erhalten zu haben. Jetzt wurde der Diener zur Rede gestellt; er leugnete zwar hartnäckig und erbot sich, mit dem Koran

[1] Der Hadj Abd-es-Salam ist der berühmte Chef der Sauya von Uesan, der mich während meiner ersten Reise so freundlich aufgenommen hatte.

in der Hand auf dem Grabe des Marabut Selma seinerseits zu beschwören, dass er die Sendung richtig abgeliefert. Allein ich konnte und mochte nicht glauben, dass Mulei Ismael, einer der reichsten und angesehensten Männer von Tuat, wegen eines Hutes Zucker einen falschen Eid abgelegt habe, zumal er auf einer Pilgerfahrt nach Mekka begriffen war und während einer solchen die Mohammedaner sich mehr als sonst vor wissentlichen Vergehungen hüten. Uebrigens hatte ich den Diener auch schon zweimal auf einer Veruntreuung ertappt, und so entliess ich ihn auf der Stelle. Bald sollte mir Ersatz dafür werden.

Ein reicher kordofaner Sklavenhändler, der mit einer Ladung „Menschenfleisch" in Mursuk angekommen war, erkrankte hier schwer und liess mich um meinen ärztlichen Rath und um Medicin ersuchen. Der Beschreibung nach musste er die sogenannte Grosse Krankheit (*mrd el kebir* der Araber) haben, ich gab ihm vorläufig eine Auflösung von Kali hydrojodicum. Nach drei Tagen besuchte mich ein Freund von ihm, um mir zwei Mahbub für die Medicin zu behändigen, die ich jedoch nicht annahm, worauf er sagte: „Da du kein Geld nehmen willst, so wird dir mein Freund und Landsmann — ich verspreche es in seinem Namen —, wenn du ihn soweit wieder herstellst, dass er aufstehen und gehen kann, einen jungen Sklaven umsonst überlassen." Für Afrikaner, die den Arzt möglichst gering zu bezahlen pflegen, war das ein ungewöhnlich splendides Anerbieten; denn ein männlicher junger Sklave wurde in Fesan zu der Zeit mit mindestens 50 Thlr. verkauft. Die Aussicht, einen Menschen aus der Sklaverei befreien zu können, bewog mich, selbst nach dem Kranken zu sehen. Meine Vermuthung in Betreff der Natur seiner Krankheit bestätigte sich; ich wandte nun die geeigneten äusserlichen Mittel an, und nach Verlauf von 14 Tagen war der Patient völlig genesen. Beim ersten Ausgange führte er mir den

versprochenen Negerknaben zu. Er nannte ihn Abd-el-Faradj und gab an, es sei ein Königssohn, aus Bagermi gebürtig; auch unterliess er nicht zu betonen, man habe ihm bereits 70 Real (circa 80 Thlr.) dafür geboten. Der unglückliche Kleine, ein Kind von 7 bis 8 Jahren, zum Skelet abgemagert und so entkräftet, dass er kaum noch aufrecht gehen konnte, kroch auf allen Vieren zu mir heran, um seinem neuen Herrn die Hand zu küssen, und sein erstes Wort war: „Ich bin hungerig!“ Unter den furchtbarsten Strapazen, barfuss, beständig mit Hunger, Durst und Ermüdung kämpfend, hatte er den viermonatlichen Weg durch die Wüste vom Tschad-See nach Fesan zurücklegen müssen. Seine Erinnerung schien infolge der namenlosen Leiden völlig geschwunden; er wusste nichts von seiner Herkunft und Vergangenheit zu sagen, ja hatte selbst die Muttersprache vergessen und sich dafür, auf dem Marsche mit andern Sklaven aus Uadai, Bornu, Haussa u. s. w. zusammengekoppelt, ein Gemisch aller dieser verschiedenen Sprachen angeeignet. Ich war erst unschlüssig, ob ich ihn bei mir behalten und auf meinen beschwerlichen Reisen mitnehmen sollte, aber der Gedanke, dass ohne Pflege das arme, schon so von Kräften gekommene Kind unfehlbar dem Tode verfallen wäre, überwog schliesslich alle Bedenken. Da es eben um die Weihnachtszeit war, gab ich ihm — das deutsche Wort „Weihnachten“ schien mir zu lang — den Namen Noël. Nun wurde er von meinen Leuten gründlich gesäubert, ich kaufte ihm Kleider, sorgte für angemessene Ernährung, namentlich mit Fleischkost, und nach kurzer Zeit sah ich zu meiner Freude seine verlorenen Kräfte vollständig wiederkehren. Der kleine Noël ist mir während mehrerer Jahre ein treuer, aufopfernder Begleiter gewesen. Jetzt befindet er sich in Berlin, wo ihn der Deutsche Kaiser auf seine Kosten erziehen lässt.

Einen weitern und besonders werthvollen Zuwachs erhielt mein Gefolge an dem ehemaligen Diener Barth's, dem alten Mohammed el-Gatroni. Derselbe hatte sich nach der Beendigung von Barth's afrikanischer Reise an einem kleinen Orte in Fesan niedergelassen. Sobald er nun vernahm, es sei ein Europäer, ein Vetter von Abd-el-Kerim (so wurde Barth genannt) in Mursuk angekommen, machte er sich auf, um nach dem Befinden seines frühern Herrn zu fragen. Obschon er seiner Ehehälfte geschworen hatte, er werde nicht wieder auf weite Reisen gehen, nahm er die Aufforderung, in meine Dienste zu treten und mich nach Kuka zu begleiten, ohne Zögern an. Doch wollte er noch so lange wie möglich mit seiner Familie zusammen sein, und gern erlaubte ich, dass er sie nach Mursuk brachte und dann mit seinem Tebuweib, seinem Sprössling, seinem Sklaven, seinem Kamel, seiner Ziege, kurz mit seinem ganzen Haushalt in meine Wohnung einzog.

Zu Ehren des Muschir von Tripolis, der irgendeine neue Auszeichnung vom Sultan erhalten hatte, veranstaltete der Kaimmakam ein öffentliches Fest, an dem er auch mich theilzunehmen bat. „Alles soll *à la franca* sein", sagte er zu mir, „wir werden Illumination haben, Musik wird spielen, du wirst tanzen sehen, und ein Maskenzug wird erscheinen." Nachmittags liess er einen Firman auf dem Dendal verlesen, der die Einwohner zum Illuminiren aufforderte, und abends wurden vor seiner Residenz sechs Lampen, mit Oel gefüllte Wassergläser, angezündet; vor jedem Hause und Hanut (Bude) stand eine grosse oder kleine Laterne, ich selbst stellte meine Blendlaterne vor die Hausthür. Bei dieser glänzenden Beleuchtung entwickelte sich der Aufzug, an der Spitze zwei Musikcorps mit bunten Papierlampen, gefolgt von unverschleierten Tänzerinnen. Den Glanzpunkt des Zuges bildete ein aus Stäben und gelben Lappen verfertigtes Kamel, das von

zwei Männern statt der Beine im nachgeahmten Kamelschritt fortbewegt wurde und in der That komisch genug anzusehen war. Selbst der gravitätische Halim Bei liess sich herab, aus seiner Wohnung auf die Strasse zu treten, um das Wunderwerk in der Nähe zu betrachten. Bis spät in die Nacht zog die Menge singend und lärmend durch die Stadt — eine echte Rhamadan-Belustigung.

Solche Unterbrechungen meines einförmigen Lebens in Mursuk kamen jedoch selten vor. Ich pflegte gegen 7 Uhr morgens aufzustehen. Nach dem Kaffee studirte ich einige Stunden mit Hülfe von Barth's Vocabularien die Kanuri-Sprache, die in Bornu und ziemlich allgemein auch in Fesan gesprochen wird. Hierauf wurden Besuche abgestattet oder empfangen, und nachmittags ein Spaziergang vors Thor gemacht. Oder ich begab mich um 4 Uhr zu der im lebhaftesten Theil des Dendal gelegenen Polizeiveranda und schaute dem Treiben des Marktes zu. Hier tauschten Fesaner, Tuareg und Tebu Erzeugnisse des Sudan: Elfenbein, Straussenfedern, Rhinoceroshörner, mit Bewohnern der Oasen von Rhat, Rhadames, Djalo, Tuat und Tafilet gegen europäische Waaren aus. Sklaven aber werden nicht auf offenem Markte, sondern nur in den geschlossenen Häusern und Höfen verhandelt. Dazwischen boten junge Mädchen aus Fesan, meist von goldrother Hautfarbe, die Landesproducte, als Getreide, Melonen, Gras, Milch, Eier und Hühner, feil. Meine Hauptmahlzeit nahm ich um 6 Uhr abends. Oft war dabei Besserki, der letzte Abkömmling der Fesan-Dynastie, mein Gast, und in der Regel blieb er auch zum Thee, obschon er diesen weniger liebte als Araki, Haschisch und Opium.

Anfang Januar unternahm ich einen kleinen Ausflug nach der Stadt Tragen, zwei Tagereisen östlich von Mursuk. Ich hatte schon am Abend vorher die Zelte ausserhalb der Ringmauer aufschlagen lassen und campirte darin

mit meinen Leuten, damit wir uns gleich früh morgens in Marsch setzen könnten. Während der Nacht wurde es aber so kalt (gegen Morgen — 5° C.), dass die Mündungen unserer Wasserschläuche vereisten, und wir selbst vor Frost erstarrt waren. Wir mussten in die Stadt zurückkehren, um uns wieder zu erwärmen, und marschirten erst am folgenden Tage wirklich ab. Die Ausrüstung zur Reise war von mir ganz meinem neuen Diener, dem erfahrenen Gatroner überlassen worden. Weil es nun mitten im Ramadhan war, wo er als strenggläubiger Muselman fastete, vergass er leider, für den nöthigen Mundvorrath zu sorgen, sodass es mit unserer Verpflegung diesmal sehr übel aussah. Denn in Hadj Halil, wo wir übernachteten, gab es nichts als drei Eier für alle zusammen, und hätte man auch Ngafoli (sorghum, Sudangetreide) gehabt, es wäre nicht möglich gewesen, einen Brei daraus zu kochen, da uns ein heftiger, zwar nicht heisser, aber desto mehr Sand führender Gebli überfiel, der uns nöthigte unter den niedergewehten Zelten auf dem Boden liegen zu bleiben.

Im übrigen aber lernte ich bereits auf diesem kurzen Marsche die unschätzbaren Eigenschaften des Mohammed Gatroni kennen. An den Spässen und der oft ausgelassenen Lustigkeit der andern Diener nahm er keinen Theil, er schritt immer ernst und würdevoll einher; dagegen that es ihm niemand gleich in der Behandlung der Kamele, in Geschicklichkeit und Raschheit beim Auf- und Abladen der Bagage, in der praktischen Anordnung der Märsche und im Auffinden guter Lagerplätze. Seine Treue und Hingebung, seine Ehrlichkeit waren über jeden Zweifel erhaben. „Ihr in euerer Religion, wir in unserer", hatte er beim Eintritt in meinen Dienst zu mir gesagt; „aber wenn du willst, dass ich mit dir gehe, im Namen Gottes, wie ich für deinen Vetter mein Leben gewagt, bin ich auch für dich zu sterben bereit." Und dies waren keine leeren Worte.

Er hat bei vielen Gelegenheiten seine Aufopferung für mich bewährt und die gute Meinung, die Barth von ihm hegte, stets vollkommen gerechtfertigt.

Stadt und Schloss Tragen sind nur noch ein grosser Trümmerhaufen, zwischen dem etliche dreissig bewohnte Häuser stehen. Der bei weitem grösste Theil der Bevölkerung wohnt, wie in Mursuk, in den zahlreichen Palmenhütten ausserhalb der ummauerten Stadt. Auf einer kleinen Anhöhe im Südwesten befinden sich die Gräber der sogenannten Bornu-Statthalter, 30 bis 40 niedrige, wie von Maulwürfen aufgeworfene Hügel. Beurmann wollte einige derselben öffnen lassen, doch erwies sich das aus Sebchaschollen bestehende Erdreich zu hart für die von ihm mitgenommenen Hacken, und auch bei seinem zweiten Besuche kam man deshalb nicht damit zu Stande. Später wurden indess eben auf seine Veranlassung mehrere ohne Schwierigkeit geöffnet, da sich ergab, dass die allerdings granitharten Schollen weich werden, sobald man sie mit Wasser begiesst.

Mehr als Tragen selbst befriedigte mich der Weg dahin, der stundenweit zur Rechten und Linken mit Palmen besetzt ist. Die Regierung könnte aus diesen Palmen einen grössern Ertrag ziehen, als die jetzigen gesammten Einkünfte von Fesan einschliesslich aller Abgaben betragen. Aber aus Mangel an irgendwelcher Pflege sind die Bäume abgestorben, und die wenigen noch Früchte tragenden werden durch Abzapfen des Saftes zur Lakbibereitung getödtet.

In meinem Zelte vor Tragen erhielt ich am 1. Februar die erschütternde Nachricht vom Tode Barth's. Noch wenige Wochen vorher hatte ich Briefe nebst zwei Aneroids und einigen Thermometern von ihm empfangen. Wir standen in fortgesetztem brieflichem Verkehr, namentlich über die Sprachen Innerafrikas, und Barth zollte meinen Be-

mühungen, mit dem Studium derselben in seine Fussstapfen zu treten, die schmeichelhafteste Anerkennung. Plötzlich nun ein Brief von meinem Bruder, der mir den Tod des verehrten Mannes meldete! „Der ist im Paradiese, Gott erbarme sich seiner!“ sagte der alte Gatroner, als ich ihm die Trauerkunde mittheilte.

Halim Bei hatte die Freundlichkeit gehabt, am selben Tage, an welchem der Schantat von Tripolis mit der Post in Mursuk eintraf, einen Kurier an mich abzusenden. Dieser erreichte unser Lager spät abends, doch da ihm das Licht in meinem Zelte die Richtung zeigte, ging er ohne zu rufen darauf los. Etwa noch 50 Schritte entfernt, wird er von meinem wachsamen Spitz grimmig angefallen, und als wir, durch das wüthende Bellen des Hundes aufmerksam gemacht, herzueilen, sehen wir, wie der Aermste am Boden hockt und ihm Mursuk mit seinen Zähnen den Burnus zerfetzt. Wir befreiten ihn von seinem Angreifer; ich legte einige Thaler auf die Löcher seines ohnedies schon sehr mitgenommenen Burnus, liess ihm ein reichliches Mahl vorsetzen, dann das Nachtlager im Zelte meiner Diener bereiten, und am andern Morgen hatte er sich von dem gehabten Schrecken völlig wieder erholt.

Nach der Rückkehr von Tragen begann ich meine Weiterreise eifrig zu betreiben. Noch gab ich die Hoffnung nicht auf, dass ich nach Tibesti würde gehen können, obschon die Aussicht, über Borgu nach Uadai vorzudringen, immer schwächer wurde. Ein Tebufürst, Namens Maina Adem, der sich eben in Mursuk aufhielt, der Bruder des regierenden Königs von Kauar, bot mir an, ich möge mich mit meiner Karavane der seinigen bis nach Kauar anschliessen. Seine Persönlichkeit machte einen günstigen Eindruck auf mich, und da man zu der Zeit nur mit grösserer Karavane die Reise nach Bilma wagen konnte, war mir der Vorschlag willkommen. Als ich Maina Adem das erste mal besuchte,

bewirthete er mich mit frischer Gora-Nuss (Cola acuminata), die bei den Negern die Stelle des Thees und Kaffees vertritt. Getrocknete Goranüsse, Kola genannt, werden in Menge nach Fesan gebracht, frische aber sind hier sehr rar und ein kostbares Luxusgericht.

Es stand in Mursuk noch ein Koffer mit Kleidungsstücken und Büchern, den Beurmann dort zurückgelassen; obwol die Sachen an sich wenig Werth hatten, benutzte ich eine Gelegenheit, sie nach Tripolis zu schicken, damit sie von dort an die trauernden Aeltern des Verstorbenen expedirt würden. Von einem ehemaligen Diener Beurmann's wurde ich angegangen, ihn aus dem Gefängniss zu befreien, in dem er wegen Falschmünzerei sass. Wie ich auf meine Erkundigung erfuhr, war aber der Mann, ein Renegat, der alle schlechten Sitten des Islam angenommen, übel beleumundet; überdies wurde er in seiner Haft keineswegs übermässig streng behandelt, man hatte sogar gestattet, dass er sich währenddem verheirathete, und ich fand somit nicht Ursache, mich für seine Freilassung zu verwenden.

Mitte März traf endlich mein sehnlichst erwarteter Diener Hammed mit dem für mich erhobenen Gelde sowie mit Kamelen, Waaren und Lebensmitteln von Tripolis ein. Nachdem nun auch Maina Adem und sein fürstliches Gefolge sich reisefertig gemacht, wurde der 24. März zur Abreise bestimmt. Ich verbrachte jedoch diesen Tag noch in meinem vor der Stadt aufgeschlagenen Lager, da am folgenden Vormittag die Behörden von Mursuk herauskommen wollten, um mir feierlich Lebewohl zu sagen. Zur festgesetzten Stunde erschienen denn auch sämmtliche Würdenträger: der Kaimmakam, gefolgt von allen seinen Leuten, selbst den Pfeifenträger und Kaffeemacher nicht ausgenommen, der Kolrassi, der Chasnadar, der Kadhi, ein Greis von 126 Jahren, mit seinem 70jährigen Sohne, dem

Mufti (er hatte noch ein erst fünf oder sechs Jahre altes Söhnchen, ein Beispiel von der lang dauernden Zeugungsfähigkeit der Orientalen), der Schich-el-bled und der Vorsitzende des Raths, letztere zwei aus der mir befreundeten Familie Alúa. Unter dem üblichen Ceremoniell ging die Abschiedsscene vor sich, nur mit den beiden Ben Alúa tauschte ich herzlichere Worte. Mittlerweile nahmen auch meine Diener rührenden Abschied von den schwarzen Schönen, deren Herz sie während des Aufenthalts in Mursuk gewonnen hatten, und Mohammed Gatroni's reizende Ehehälfte, mit einem grossen Korallenstück im rechten Nasenflügel, heulte ihren Schmerz über die Trennung von dem Gatten aus, ohne dass er sich davon erweichen liess; Rührung zu zeigen, wäre gegen seine Würde gewesen. Am längsten verweilte der letzte Abkömmling des ehemaligen Herrschergeschlechts von Fesan bei mir, bis auch er endlich schweigend auf seinem Esel in die Stadt zurückritt.

VIII.

Durch Fesan.

Regen. „Neulinge" und „Zeugen". Die Oase Mestuta. Ueber den Gurt-el-Kebir nach Dekir. Gatron. Fest zur Feier der Wiederkehr des Mondes. Die Dörfer Bachi und Medrussa. Kasaraua. Tedjerri. Das Gatron-Thal. Aufbruch von Tedjerri nach Kauar.

Mittags den 25. März brach ich bei schönstem Wetter von Mursuk auf. Ich hatte sieben Diener und fünf Kamele. Zwei Gorianer mit ihren Kamelen wollten noch denselben Abend zu uns stossen, und mit Maina Adem war verabredet, dass seine grosse Gofla (Karavane) am nächsten Tage nachfolgen und sich mit uns vereinigen solle.

So gut das Wetter beim Ausmarsch gewesen, so schlecht endete der Tag. Gerade mit Sonnenuntergang brauste plötzlich von Osten her ein Sandsturm heran, der die Luft völlig verfinsterte. Zum Glück befanden wir uns in unmittelbarer Nähe des Oertchens Hadj Hadjil und konnten dasselbe eben noch erreichen. An Aufschlagen der Zelte war natürlich nicht zu denken; wir legten uns, nachdem das Essen in einem Hause gekocht und verzehrt worden, zwischen Gepäckstücken auf die Erde nieder und waren, als wir morgens aufstanden, zollhoch mit Sand bedeckt.

Der Sturm tobte noch den ganzen Tag mit gleicher Gewalt, doch stellte sich gegen Abend Regen ein, der

wenigstens den argen Sandstaub niederschlug, sodass es möglich wurde, unsern Marsch wieder fortzusetzen. Anhaltender Regen ist allerdings eine aussergewöhnliche Erscheinung in Fesan, sie muss indess nicht gar zu selten vorkommen, denn auch andere Reisende berichten davon. Wir wateten anfangs durch tiefen Sand und kamen dann in einen Wald von wilden Palmen, in dem nach zweistündigem Marsche, da der Regen nicht nachliess, zur Nacht gelagert wurde. Hier traf uns Maina Adem's Karavane und nächtigte dicht neben der unserigen. Er selbst war noch in Mursuk zurückgeblieben.

Auch die Nacht durch regnete es in einem fort, daher meine Diener, die ihr Zelt nicht aufgeschlagen hatten, bis auf die Haut durchnässt wurden. Nachdem am Morgen ein tüchtiges Feuer und eine Tasse Thee ihre Lebensgeister wieder angefrischt, zogen wir um 8 Uhr weiter, ohne den Aufbruch der Tebu-Gofla abzuwarten. In 1½ Stunden war Bidan erreicht, ein aus wenigen Palmhütten und Gärten bestehendes Dörfchen. Ich liess halt machen und kaufte von den Bewohnern Datteln, um meine Kamele damit zu füttern, für die es auf dem Marsche durch den Palmenwald nichts zu fressen gab. Während wir hielten, zog die Tebu-Karavane an uns vorbei. Wir folgten ihr nachmittags und vereinigten uns wieder beim Bir Beranin, am Rande der Dünen, eine Stunde von Bidan entfernt. Immer noch blies ein heftiger Ostwind, der uns sehr belästigte, da er aus einem Striche, wo es nicht geregnet hatte, viel Sand herbeiwehte.

Die Gegend ringsum erhält ein eigenthümliches Gepräge durch zahlreiche „Neulinge", meist konisch geformte Hügel von 20—30 Fuss Höhe, die sich durch Anhäufung von Sand und Vermischung desselben mit Pflanzenstoffen, namentlich mit Ethel und Tamariske gebildet haben; aus manchen ragt sogar noch ein Ethelbusch hervor. Sie finden sich in der ganzen Sahara und sind wohl zu unter-

scheiden von den äusserlich gleich aussehenden „Zeugen“ (franz.: témoins). Diese entstanden nicht durch Anhäufung, sondern im Gegentheil dadurch, dass der lockere Sand um ein fest gefügtes Stück Erdreich herum vom Winde fortgeweht oder durch Wasser weggespült wurde und so ein vereinzelter Hügel als „Zeuge“ der frühern Terrainformation stehen blieb. Die „Zeugen“ kommen seltener vor als die „Neulinge“ und enthalten keine Wurzeln oder sonstige Pflanzentheile.

Eben hatten wir uns am Bir Beranin gelagert, als Maina Adem auf einem schönen Berberrosse angeritten kam und vor meinem Zelte abstieg. Ich verdankte diese Ehre wahrscheinlich dem Appetit des Fürsten nach einer Cigarette und einer Tasse Kaffee, denn er war, wie ich in Mursuk bemerkte, zu geizig, um sich Taback, Thee und Kaffee zu kaufen, obgleich er nach der Summe zu schliessen, die er in dem einzigen Jahre 1865 dem Kaimmakam als Abgabe für verkaufte Sklaven (circa 10 Frs. per Kopf) entrichtete, wol gegen 10000 Mariatheresienthaler bei sich haben mochte. In seiner Heimat Kauar vergräbt er das Geld, nur dann und wann vielleicht sein Auge am Glanz der blanken Silberstücke weidend. Das schöne Pferd, das er ritt, war zum Geschenk für seinen zukünftigen Schwiegersohn bestimmt, gemäss der bei den Tebu herrschenden Sitte, die erheischt, dass ein Vornehmer seiner Tochter bei ihrer Verheirathung ein Pferd als Aussteuer mitgibt.

Unser Weg führte jetzt beständig zwischen oft 100 Fuss hohen Sanddünen hin, bis wir nach anstrengendem Marsche die kleine Oase Mestuta erreichten, die sich zwei Stunden lang und eine halbe Stunde breit von Norden nach Süden erstreckt. Mestuta hat mehrere Brunnen mit leidlich gutem Wasser und im Norden die Ruinen eines alten Castells aus den Zeiten der Sultane von Fesan. Unter wilden Palmen ist der Boden mit einer dichten Pflanzendecke, meist gutem

Kamelfutter, überzogen, worin Kaninchen und Ratten in Menge hausen. Die Luft ist mit einigen Tauben, Sperlingen und Schwalben, mit letztern wol nur vorübergehend, belebt.

Auf dem Marsche fiel mir der Unterschied zwischen den Tebu-Kamelen und meinen arabischen recht in die Augen. Das Araber-Kamel, das wahrscheinlich durch die Araber oder Berber nach Nordafrika eingeführt wurde, hat plumpe Beine, einen dicken Hals, überhaupt einen schwerfälligen, gedrungenen Körper mit starkem Haarwuchs. Das Tebu- oder Borgu-Kamel hat einen dünnern lang gestreckten Hals, schmächtigere Beine und wird bedeutend grösser. Südlich von Kaura kommt das Araber-Kamel nicht mehr fort, vom Norden nach Bornu oder Sudan gebrachte Kamele sterben dort nach kurzer Zeit, sei es infolge der veränderten Nahrung oder aus andern Ursachen; umgekehrt kann das afrikanische Kamel ein nördlicheres Klima nicht vertragen. Da es nun, wie geschichtlich erwiesen ist, ein ursprünglich in Afrika einheimisches Kamel nicht gibt, so dünkt mich die auffallende Verschiedenheit des centralafrikanischen von dem nordafrikanischen Kamel eine augenscheinliche Bestätigung der Darwin'schen Theorie von der Entstehung der Arten. Das in der eigentlichen Centralsahara lebende Tebu-Kamel hat sich in der verhältnissmässig kurzen Zeit von etwa tausend Jahren den natürlichen Bedingungen der dortigen Gegend angepasst und zu einer ganz andern Rasse umgebildet. Und vielleicht ist dieser Umbildungsprocess noch nicht abgeschlossen, sodass nach abermals tausend Jahren unsere Nachkommen noch viel grössere Rassenunterschiede wahrnehmen werden. Wie ausserordentlich schnell das aus kalten Gegenden in die Sahara versetzte Schaf seine Art verändert, habe ich an anderm Orte hervorgehoben.

Wir verliessen Mestuta um 7 Uhr morgens in der

Richtung von 150° und hielten diese Richtung den ganzen Tag über inne. Jenseit der Oase dehnt sich eine Sserir bis zum Fusse des Gurt el-Kebir aus, bei dem wir um 11 Uhr vormittags anlangten. Der Gurt el-Kebir ist ein Ausläufer der südwestlich sich hinziehenden Dünen; er wendet sich, einen grossen Bogen nach Süden beschreibend, durch Osten nach Norden herum. Nach Uebersteigung desselben hatten wir eine weite, niedrig gewellte Sandebene vor uns; um 4 Uhr erblickten wir im Osten Um-el-Adam, um 5 Uhr tauchte in derselben Richtung Djufara auf, und um 7¼ Uhr erreichten wir Dekir. Hier musste erst ein Brunnen gegraben werden, womit indess die Tebu, die an solche Arbeit gewöhnt sind, rasch zu Stande kamen. Das gefundene Wasser war leidlich. Abends bei Mondschein boten die Palmen mit ihren vertrockneten Zweigen, die von der Krone bis zur Erde am Stamme herunterhängen, einen seltsamen Anblick dar. Niemand pflegt hier die herrenlosen Bäume, und die herabgefallenen Datteln werden von vorüberziehenden Reisenden aufgelesen oder von den Kaninchen, Gazellen und Schakalen verzehrt.

Am 31. März brachen wir um 7½ Uhr morgens von Dekir auf. In fast gerader Südrichtung immer im Thale und zwischen Palmen reitend, erreichte ich mit meinen Leuten um 12½ Uhr Gatron und lagerte auf einem von Palmen beschatteten Platze am Nordrande des Ortes. Es war dies ein Verstoss gegen den Karavanengebrauch, denn eine nach Süden ziehende Gofla soll immer an der Südseite eines Ortes oder Brunnens, eine nach Norden ziehende an der Nordseite lagern. Auch that Maina-Adem, als er mit der Tebu-Karavane, die unterwegs ihre Kamele hatte weiden lassen, vor Gatron ankam, höchst entrüstet darüber und liess sein Lager an der Südseite aufschlagen. Ueberhaupt kehrte er, seit wir uns nicht mehr im Bereich des türkischen Gouvernements befanden, immer mehr seinen

Fürstenstolz gegen mich heraus, während er in Mursuk dem Kaimmakam und auch mir gegenüber eine untergeordnete Rolle gespielt und man ihm dort nicht einmal die militärischen Ehren erwiesen hatte.

Ich fand bei den Marabutin in Gatron und ihrem Chef, dem Hadj Djafer, der zugleich Mudir des ganzen Gatron-Thales ist, die freundlichste Aufnahme und Bewirthung; mein Koch war vollkommen in Ruhestand versetzt. Es freute sie, Mohammed Gatroni in meinen Diensten zu sehen, denn war er auch nicht aus dem Orte selbst gebürtig, so zählten sie ihn doch zu den Ihrigen. Natürlich revanchirte ich mich für die genossene Gastfreundschaft mit entsprechenden Geschenken an Zucker, Thee, Essenzen, Messern und andern Kleinigkeiten. Der Hadj Djafer, ein Mann von mehr als 100 Jahren, — auch sein Sohn Hadj Mahmud ist schon ein weisshaariger Greis — ist derselbe, dessen Gastfreundschaft von Lyon wie von allen spätern Reisenden gerühmt wird.

Die Bewohner Gatrons, etwa 1000 an Zahl, sind sämmtlich Schwarze, doch nicht von reinem Tebublute, sondern von sehr gemischter Abstammung; selbst die Marabutin, die den geringern Theil der Bevölkerung ausmachen, haben keineswegs unvermischtes arabisches Blut in ihren Adern. Alle sprechen sowol die Teda- als die Kanuri-Sprache und verstehen auch arabisch. Ihre Wohnungen sind theils Erdtheils Palmenhütten, zwischen denen eine alte Djemma und eine jetzt leerstehende Kasbach, früher Sitz der fesanischen Statthalter, hervorragen. Man baut etwas Gemüse, Korn, Weizen, Gerste, Bischna, Ngafoli, Ksob und zieht vorzügliche Datteln. Aus den Blättern der Palme verfertigen die Frauen zierliche Körbchen und Teller, die in ganz Tripolitanien beliebt sind. In ihrer Tracht zeichnen sich die Gatroner nicht vor den übrigen Fesanern aus, nur wird hier namentlich zur Kleidung der Frauen schon mehr

Sudan-Kattun als europäisches Fabrikat verwendet. Ich hatte viel von der Schönheit der schwarzen und braunen Gatronerinnen und von ihrer grossen Gefälligkeit gehört, aber sei es dass mir die Sterne nicht günstig waren, oder dass in der gegenwärtigen Generation die gerühmten Reize verschwunden sind, ich entdeckte trotz alles Suchens nicht ein einziges hübsches Gesicht.

Am Tage unserer Ankunft gab es abends Musik und Tanz zur Feier der Wiederkehr des Mondes. In der Nacht vorher hatte nämlich eine Mondfinsterniss stattgefunden. Eigentlich soll der Mond im Augenblick, wo er wieder hervortritt, festlich begrüsst werden; da aber die meisten zur Zeit der Verfinsterung schon schliefen, war die Feier auf diesen Abend verschoben worden. Eine Gruppe von Männern führte, mit Stöcken bewaffnet, den bekannten Negertanz auf. Die jungen Mädchen bildeten einen dichten Kreis, in beiden Händen grosse Fächer von Palmzweigen schwingend, und sangen mit Begleitung der Musik, das heisst einer Trommel und gegeneinander geschlagener eiserner Handplatten. Innerhalb des Kreises gingen vier Knaben umher und wurden von den Mädchen gefächelt; auf ein gegebenes Zeichen aber begannen sie zu tanzen und zu springen und aus Leibeskräften in die Hände zu schlagen, während die Mädchen mit ihren Füssen den Takt dazu stampften. Bis lange nach Mitternacht dauerte der greuliche Lärm.

Im Laufe des folgenden Tages kam der Hadj Djafer mit seinem Sohne und vielen Marabutin zum Besuch zu mir heraus. Ich übergab ihnen einen meiner Diener, der marschunfähig geworden war, und bat sie, ihn mit nächster Gelegenheit nach Mursuk zu schicken. Dann stellten sich einige Tebu ein, welche mir ihre Miethkamele zur Weiterreise anboten. Als ich ihnen aber sagte, dass ich nach Tibesti wolle, zogen sie, obgleich in Tibesti zu Hause, unter

dem Vorgeben, den Weg dahin nicht gehörig zu kennen, das Anerbieten zurück, und ich merkte bald, dass Maina Adem seine Hand dabei im Spiele hatte. Die Sache verhielt sich so: Nach dem in Mursuk mit ihm verabredeten Reiseplan wollten wir uns in Tedjerri trennen; ich wollte von dort mit meinen Leuten unter Führung einer Anzahl zuverlässiger Tebu über Tao in Tibesti nach Bilma gehen, indessen er die gerade Strasse nach Kauar verfolgen und mein Gepäck, von Mohammed Gatroni und einem andern meiner Diener überwacht, dahin mitnehmen sollte. In Gatron empfing er nun die Nachricht: Tuareg, die um Salz einzuhandeln nach Kauar gekommen, hätten sich mit den Bewohnern veruneinigt, sie seien hierauf sammt ihren mitgebrachten Waaren grollend wieder abgezogen und nach einer zwischen Gatron und Kauar liegenden Oase gegangen. Obgleich es nicht zu offenen Feindseligkeiten gekommen war, fürchtete er doch, von ihnen angefallen zu werden, wenn er ohne meine Begleitung reiste. Deshalb spiegelte er den Tibesti-Tebu vor, ich sei ein türkischer Spion, damit sie abgehalten würden, mich in ihr Land zu führen. Ich musste somit den Plan, von Gatron nach Tibesti zu gehen, aufgeben und die Reise mit Maina Adem's Karavane fortsetzen, hoffte jedoch, noch von Tedjerri aus mein Vorhaben ausführen zu können.

Am 2. April um 6 Uhr morgens, nachdem der Hadj Mahmud mir noch ein splendides Frühstück geschickt, verliessen wir Gatron. Zwei Stunden eines palmenreichen Weges gen Süden brachten uns nach Bachi und weitere zwei Stunden nach Medrussa. Beide Dörfer haben meist aus Palmzweigen geflochtene Hütten, die viel netter und freundlicher aussehen als die von Erdklumpen errichteten Häuser. Ihre Bewohner, in beiden zusammen kaum einige hundert, sind durchweg schwarz und ebenso unschön wie die von Gatron. Doch führte mir Maina Adem zwei Tebu

aus Tao zu von stattlicher Gestalt und auffallend hellbrauner Gesichtsfarbe. Sie waren mit eisernem Spiess und Schwert, einem grossen Lederschild, dem Handdolch und dem Schangermangor[1] bewaffnet; trotz dieser martialischen Ausrüstung schien es aber mit ihrem Muthe nicht weit her zu sein, denn als ich mich anheischig machte, einen etwa 500 Schritt entfernten Palmbaum mit meinem Repetirstutzen zu treffen, liefen sie eiligst davon, und auch Maina Adem wollte das Resultat nicht abwarten.

Dicht vor Bachi stehen links am Wege die Ruinen von Serenibe, deren Mörtel, wie Beurmann behauptet, mit Schita oder Bornupfeffer gemischt ist. Zwischen Bachi und Medrussa erweitert sich das Thal, und man sieht eine Menge „Neulinge", durch Ethelbüsche gebildet. In Medrussa gab Maina Adem eine Probe seiner sultanischen Willkür, indem er vier Lakbi tropfende Palmen ungeachtet der Protestationen ihrer Eigenthümer ohne weiteres für sich in Beschlag nahm. Abends, als ihm der genossene Lakbi zu Kopfe gestiegen, liess er mir durch einen Diener sagen, ich solle meinen Hund anbinden, die Tebu, die ihn im Lager besuchen wollten, fürchteten sich vor dem bissigen Thiere. Da Mohammed Gatroni, dessen ich mich sonst als Vermittler zwischen mir und den Tebu bediente, das Wiederfinden einer früher von ihm verstossenen Frau ebenfalls durch zu reichlichen Lakbigenuss gefeiert hatte, schickte ich meinen Marokkaner Hamed Riffi zum Fürsten mit dem Bescheid, er möchte sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, und wenn ihm daran gelegen sei, dass mein Hund angebunden werde, so möge einer von

[1] „Schangermangor" ist kein Wort der Tebu-Sprache, in der Teda-Sprache heisst dies Wurfeisen „Medjri", die lange Lanze „Ediboi", der Wurfspiess „Editne", der Handdolch „Loi", das Schwert „Akassu", der Schild „Kiffi", der Pfeil „Kinnik", der Bogen „Neroa".

seinen Leuten kommen und es versuchen. Am andern Morgen früh besuchte mich der gnädige Herr selbst in meinem Zelte, erwähnte jedoch, obgleich von Mursuk nicht eben freundlich empfangen, mit keiner Silbe des gestrigen Vorfalls. Er brach mit seiner Karavane um 10 Uhr auf; ich folgte, da Mohammed Gatroni noch allerlei mit seiner ehemaligen Ehehälfte zu verhandeln hatte, erst um 11 Uhr.

Die Ruinen eines Dorfes links lassend, gelangten wir an das Ende des Palmenwaldes; von da ab bestand die Vegetation nur noch aus Dommrahn und einzelnen Attilabüschen. Eine Anzahl Tebu, bis an die Zähne bewaffnet, ritten auf ihren Meheri neben uns her, in der Hoffnung, dass ich in Tedjerri Kamele bis Kauar von ihnen miethen würde. Wir erblickten jetzt in der Entfernung von sechs bis acht Stunden östlich von unserm Wege den Djebel Ben-Gnemi, der nicht sehr hoch, aber von bedeutendem Umfang zu sein scheint. Um 2½ Uhr erreichten wir in südlicher Richtung den von einigen Palmen beschatteten Bir Ssuffra-Tedüssma, und fanden hier Maina Adem mit der Tebu-Gofla auf guter Kamelweide lagern. Gerade östlich davon in demselben Thale befindet sich, ebenfalls unter Palmen, der Bir Toal.

Am 4. April brach die vereinigte Karavane um 6¾ Uhr morgens auf. Der Fürst sass zu Pferde, von einer Schar Tebu umgeben, die zu seiner Begrüssung gekommen waren. Es kränkte seinen Stolz, dass ich meinen seidenen Sonnenschirm aufspannte; denn in Bornu und den Sudanländern haben allein die Sultane das Recht, einen Schirm zu tragen. Selbst in Fesan musste noch vor 20 Jahren ein Modjabra-Kaufmann, weil er mit aufgespanntem Sonnenschirm in Mursuk eingeritten war, 200 Mariatheresienthaler Strafe an Hassan Pascha, den damaligen Kaimmakam, bezahlen. Jetzt ist im ganzen türkischen Reiche das Verbot aufgehoben. Maina Adem hätte mir gern meinen Schirm abge-

kauft oder ihn noch lieber zum Geschenk erhalten, aber ich wollte ihm absichtlich auch bei dieser Gelegenheit zeigen, dass ich in keiner Weise von ihm abhängig sei. Unser Verkehr blieb äusserlich ein freundschaftlicher, doch hegten wir eine gegenseitige Abneigung: ich, weil er es war, der mein Vorhaben, über Tibesti nach Kauar zu gehen, vereitelte, er, weil ich mich seinen Befehlen nicht unterordnete.

Gleich nach dem Abmarsch kamen wir an den weitläufigen Ruinen von Bissilmi vorbei. Man konnte hier besonders gut die Formation der „Neulinge" bemerken, die, aus Wurzeln und vegetabilischer Erde gebildet, oben von Attila gekrönt, im Dorfe bis zur Höhe von 30 Fuss aufsteigen, nach Mohammed Gatroni's Behauptung aber erst ein Alter von höchstens 40 Jahren hatten. Nach 1½ Stunden passirten wir links am Wege Kasaraua, jetzt nur drei oder vier Hütten; der Ksor selbst liegt in Trümmern, und auch Palmen sind nur noch wenige stehen geblieben. In gerader Ostrichtung von Kasaraua, etwa 1½ Stunden entfernt, liegt am Rande des Thales der Djebel Ekema, die erste Station auf dem Wege von Medrussa nach Tibesti. Wir gingen in der Richtung von 200° im Thale weiter, das südlich von Kasaraua des Palmenwuchses ganz entbehrt, liessen um 12¾ Uhr die Ruinen von Tegüi-Frama links liegen und hatten um 1½ Uhr die Spitze des Ras Tedjerri, einer Erhebung des sonst flachen Thalrandes, die sich tief ins Innere des Thales selbst hineinschiebt, in gerader Ostrichtung vor uns. Den Sebcha von Tedjerri durchschreitend, erreichten wir um 3 Uhr den Ort selbst nach mehr als achtstündigem schnellen Marsche.

Tedjerri bildet die politische Südgrenze von Fesan und steht wie Bachi, Medrussa und Kasaraua unter dem Mudir von Gatron. Es hat 5—600 Einwohner. Die Häuser, niedrige kleine Thonhütten, sind um ein Castell herum

gebaut, das in gewöhnlichen Zeiten unbewohnt ist, in Zeiten der Bedrängniss aber als Zufluchtsort dient, weshalb jeder Hausbesitzer dort ein zweites Haus stehen hat. Unter der türkischen Regierung kommt es indess äusserst selten mehr vor, dass von unabhängigen Tuareghorden eine Rasia gegen Tedjerri unternommen wird. Der Ort liegt am Südrande einer ausgedehnten Sebcha, und selbst in der nächsten Umgebung finden sich noch Wassertümpel mit brackischem Wasser, doch gibt es auch Brunnen mit sehr wohlschmeckendem süssen Wasser.

Das Gatron-Thal, wie man füglich diese ganze Einsenkung zwischen Medjul und Tedjerri nennen könnte, läuft von Nordnordost nach Südsüdwest in einer Länge von circa 15 deutschen Meilen und 1—2 Meilen Breite. Der westliche Theil hat Sandformation, der östliche hammadaartiges Terrain. Vergebens forschte ich nach, welches der Ras oder das obere Ende des Thales sei, und ob überhaupt das Ganze sich als ein Flussbett darstelle. Von den Bewohnern halten die einen Tedjerri für den Ras oder Kopf des Ued, während die andern meinen, Medjul sei der höhere Theil. Auch barometrische Beobachtungen lieferten mir kein sicheres Resultat. Es scheint, dass von Dekir an, wo ich zuerst in das Thal eintrat, weder Senkung noch Hebung vorhanden ist, und wir müssen wol annehmen, dass diese muldenförmige Einsenkung einen Theil der grossen fesaner Niederung bildet, denn auch die Ufer des Thals, einige Stellen wie den Ras Tedjerri ausgenommen, erheben sich kaum einige Fuss über die Thalsohle. Wie wenig hier an der Südgrenze von Fesan an Regen zu denken ist, erhellt daraus, dass der Dattelvorrath nicht wie in Mursuk, im Schati u. s. w. in die Erde vergraben wird, sondern in Haufen auf den flachen Dächern der Häuser liegt.

Abends kam mein Diener Abd-el-Kader, ein Sokner,

voller Freude ins Lager gelaufen, auf einen Hahn in seiner Hand zeigend. „Woher hast du den Hahn?“ fragten ihn seine Kameraden. — „Ich bekam ihn als Lohn für meine Arbeit, ich habe eben einer Besessenen den Teufel ausgetrieben.“ — „Und der Teufel, wo blieb der?“ — „Ich konnte ihn nicht fangen, er ist ins Wasser gefahren.“ Dergleichen Wunder sind unter den unwissenden, leichtgläubigen Leuten nichts Seltenes, und Abd-el-Kader stand bei ihnen in besonderm Ansehen, sowol weil er von einem frühern Aufenthalt in Bornu her geläufig Kanuri spricht, als auch weil er zu den Aissauin gehört, einer Brüderschaft, von dessen Mitgliedern das Volk glaubt, dass sie Wunder verrichten können. Zum Beweise ihrer Wunderkraft pflegen die Aissauin bei öffentlichen Festen lebende Kröten, Schlangen, Skorpione, oder Nägel und zerhacktes Glas zu verschlingen.

Vier Tage unterhandelte ich in Tedjerri mit den Tebu-Rschade wegen Vermiethung von Kamelen nach Tibesti. Aber alle meine Bemühungen waren umsonst. Es blieb mir daher nichts übrig, als die Reise mit Maina Adem fortzusetzen. Und selbst nach Kauar konnte ich keine Thiere erhalten, sodass meine fünf Kamele über ihre Kräfte beladen wurden. Ausser dem gewöhnlichen Gepäck musste für 5 Tage Kamelfutter, ferner Datteln und Holz zum Kochfeuer für uns mitgenommen werden, denn die Wüste, die wir nun zu passiren hatten, bietet nicht ein Blatt, nicht einen Halm. Am 9. April morgens $7^3/_4$ Uhr wurde abmarschirt, und bald befanden wir uns am Aussenrande der Oase, die sich jedoch nach Südosten hin weiter erstreckt; noch um 10 Uhr hatten wir gerade östlich von uns den Bir Omah. Vor dem Eintritt in diese trostlose Oede halte ich inne, um ein allgemeines Bild von der Sahara zu entwerfen.

IX.

Die Sahara.

Umfang. Geschichtliches. Theorien über den Ursprung der Sanddünen. Sandanhäufungen und Sandwehen. Wüstengebirge. Hochebenen und Tiefebenen. Die Oasen. Flüsse und Seen. Winde. Fata morgana. Temperatur.

In den besten und neuesten geographischen Handbüchern wird der Flächeninhalt der Sahara planimetrisch zu 114600 deutschen Quadratmeilen[1] angenommen, das ist ein Gebiet dreimal so gross als das Mittelmeer, zehnmal so gross als Deutschland.[2] Rechnet man aber diejenigen Strecken ab, die noch regelmässig feuchten Niederschlag haben, also den breiten Saum längs des Atlantischen Oceans und im Süden die in die Sahara hineinspringenden Landzungen, so dürfte die obige Meilenzahl wol um ein Erkleckliches zu hoch gegriffen sein. Es muss daher vor allem erst festgestellt werden, was unter der Sahara zu verstehen ist, und ich halte für die richtige Definition: die Sahara ist das Gebiet, in dem kein, wenigstens kein regelmässiger feuchter Niederschlag stattfindet[3], wo deshalb

---

[1] „Geographisches Jahrbuch", herausgegeben von E. Behm. I. Band. 1866. — [2] G. A. von Klöden, „Handbuch der Erdkunde". [3] An andern Orten habe ich gesagt: die Grenze der Sahara wird

keine Pflanze wächst, die des Regens bedarf, und wo kein grosses vierfüssiges Raubthier lebt. So gehört Asben nicht zur eigentlichen Sahara, da nach Barth südlich vom 18° in der von Baghsem, Dogem und den Höhen von Auderes gebildeten Gebirgsmasse der mähnenlose Löwe und andere Raubthiere vorkommen; so würde der südliche Theil von Air schon zum Sudan zu rechnen sein; und wer weiss, ob nicht Borgu, wenigstens im Süden des Landes, dieselben Pflanzen und Thiere wie der Sudan besitzt. Aber auch alle diese, wie Halbinseln in die Sahara hineinragenden vegetationsfähigen Landstrecken abgerechnet, welch ungeheuerer Raum bleibt noch übrig für das Gebiet, das die Griechen ἡ ἔρημος, die Römer *desertum* nannten, und das wir heute mit den Arabern die Sahara nennen! Und dieses ganze Gebiet zwischen dem Mittelmeer und dem Sudan, dem Atlantischen Ocean und dem Rothen Meer, oder in Zahlen ausgedrückt zwischen dem 33½° und 16½° nördl. Breite und dem 1° und 50° östl. Länge von F.[1], ist doch nur ein Theil jenes grossen Wüstengürtels, der fast ununterbrochen durch Asien nach Nordosten bis zum circa 140° östl. Länge von F. sich hinzieht und erst im Osten der Mongolei seinen Abschluss findet. Wir haben es indess hier nur mit der afrikanischen Wüste der Sahara, oder der Grossen Wüste schlechtweg zu thun.

Die Kenntniss der Griechen von der Sahara war eine sehr mangelhafte. In den ältesten Zeiten leugnete man ganz, dass es Land im Innern von Libyen gebe, und erst

---

am sichersten angezeigt durch den Floh; wo dieses Thierchen davon absteht, die Reisenden zu begleiten, da beginnt die Sahara, die Region der absolut trockenen Atmosphäre.

[1] Natürlich nur annähernd zu verstehen; Cannabich z. B. rechnet zwischen 18° und 31° nördl. Breite, 1°—48° östl. Länge von F. und kommt so zu dem Resultate von 80—100000 Quadratmeilen für die Sahara.

Herodot erfuhr von Etearchus, dem Hohenpriester des Ammontempels, dass fünf nasomonische Jünglinge die Wüste durchzogen hätten; es wäre dies die erste geschichtlich erwähnte Karavane, die den Sudan und vielleicht auch den Niger erreichte. Die Karthager unterhielten höchstwahrscheinlich mit den Aethiopiern einen lebhaften Handelsverkehr, an dem auch die Garamanten als Vermittler betheiligt waren.

Als die Römer sich die Nordküste von Afrika unterworfen hatten, strebten sie danach, ihre Herrschaft so weit wie möglich ins Innere dieses Welttheils zu tragen, und zahlreiche noch erhaltene Baureste beurkunden ihr Vordringen in der Nordsahara. Dass sie aber, wie Duveyrier mit Vivien de St. Martin annimmt, bis Anai gekommen, und dieser Ort mit Agisimba regio identisch ist, möchte schwer zu erweisen sein. Duveyrier stützt seine Annahme einer römischen Expedition unter Septimus Flaccus und Julius Maternus von Garama nach Anai auf die Aussage von Eingeborenen, es sei noch eine fahrbare Strasse durch Telizzarhen, Anai und Tin-Telloust vorhanden. Doch ist dies Zeugniss keineswegs sicher, und ein anderes Anai als das an der nördlichen Grenze der Oase Kauar (Bilma) gibt es nicht; weder Mohammed Gatroni, noch Mulei Besserki, noch Hadj Mustafa-el-Rhati, lauter tüchtige Gewährsmänner, wissen etwas von einem andern Orte dieses Namens. Nach den Peutinger'schen Tafeln hatten allerdings die Römer eine Karavanenstrasse, die weit nach Süden bis zu dem heutigen Agades reichte; dass sie dieselbe aber regelmässig benutzten, ist schon aus dem Grunde kaum glaubhaft, weil ihnen das für lange Wüstenreisen unentbehrliche Kamel fehlte. Viel wahrscheinlicher ist, dass sie ihre Waaren nur bis zu den Garamanten brachten und diesen den Zwischenhandel mit den schwarzen Aethiopiern überliessen. Finden sich in jenen Gegenden Abbildungen

von mit Buckelochsen bespannten Wagen, so sagt das nicht mehr, als wenn ich in Tafilet oder Tuat rohe Bilder von Dampfbooten sah, die vermuthlich Mekkapilger malten, um ihren daheim gebliebenen Landsleuten die Gestalt eines „Feuerschiffs" zu versinnlichen. Ferner beruft sich Duveyrier darauf, Barth habe in Telizzarhen ähnliche Sculpturen wie die von Anai gesehen. Nun sagt aber Barth wörtlich: „Dass diese Darstellungen" — die Sculpturen von Teli-ssahe (Telizzarhen) — „nicht von einem Römer herrühren, scheint mir klar", und weiter: „Diese Sculpturen haben durchaus nichts von römischem Charakter." Indem ich hier Duveyrier in einzelnen seiner Behauptungen entgegentreten muss, nehme ich doch zugleich gern Veranlassung, sein Werk „*Exploration du Sahara*", das Kapitel „*Géographie ancienne*" nicht ausgenommen, für das beste zu erklären, das wir bisjetzt über die Sahara besitzen.

Dass die ganze Sahara einst vom Meere bedeckt gewesen, unterliegt wol keinem Zweifel. Die zahlreichen Versteinerungen und Muscheln, letztere zum Theil solchen Thieren angehörig, die heute noch in den angrenzenden Meeren leben, bestätigen es, und noch sicherer zeugen die kolossalen Sanddünen von der einstigen Ueberflutung des Bodens. Wegen der weiten Verbreitung dieser Sandanhäufungen pflegte man sich bis vor noch nicht langer Zeit die Sahara als ein einziges grosses Sandmeer vorzustellen: eine Vorstellung, von der man freilich jetzt zurückgekommen ist.

Vatonne, und nach ihm Duveyrier, Desor und andere, bekennt sich zu der Theorie, die Dünen seien weder durch Wasserfluten abgelagert noch durch Winde zusammengehäuft worden, sondern es habe an Ort und Stelle eine noch gegenwärtig fortwirkende chemische Zersetzung der Gesteine stattgefunden. Er sucht seine Meinung folgendermassen zu begründen. Erstens bringe der Wind im grossen

und ganzen sehr geringe Veränderungen in der Bildung und äussern Gestaltung der Dünen hervor; zweitens gebe es auch auf hohen Plateaux einzelne grosse Sandberge; und drittens bestehe der Sand immer aus den gleichen Stoffen wie das die Dünen umgebende oder unter ihnen befindliche Gestein.

Offenbar liegt zwischen der Theorie Vatonne's und seiner Begründung derselben ein Widerspruch. Denn ist der Sand, wie er meint, nicht vom Meere abgelagert, sondern durch Einwirkung der atmosphärischen Luft gebildet worden, so muss nothwendig der Wind das Hauptagens bei Aufhäufung der Dünen gewesen sein. Auch die eigenthümliche Formation der „Zeugen", die wie riesige Steinpilze dastehen, ist nur durch die Gewalt des Wassers oder des Windes zu erklären. Chemische Zersetzung der Felsen durch Licht, Elektricität, Hitze und Kälte mag mitgewirkt haben, aber sie allein war nicht im Stande, in dem kurzen Zeitraum, seit die Sahara besteht, so ausgedehnte und voluminöse Sandanhäufungen zu schaffen. Es ist dies um so unmöglicher, weil in der Wüste die beständige Trockenheit der Luft keine irgend bedeutende Stoffzersetzung zulässt. Eisen oxydirt z. B. in der Sahara so wenig, dass der Reisende nie nöthig hat, Waffen oder eiserne Werkzeuge durch Einölen gegen Rost zu schützen; Fleisch, der Luft ausgesetzt, fault nicht; Leichname trocknen in kurzer Zeit zu Mumien aus. Ich habe zwar in Fesan im März 1866 Regen gehabt; das war aber eine äusserst seltene Ausnahme, denn dort wie in Tafilet, Tuat, Rhadames, Audjila, Siuah sagten mir die Eingeborenen, es regne bei ihnen höchstens einmal in 20 Jahren, und in Kauar, im Centrum der Sahara, regnet es nie. Wenn Duveyrier von starken Regengüssen spricht, die er im Jahre 1861 am Fusse des Ahagar-Plateau erlebt, so darf man nicht ausser Acht lassen, dass gerade das hohe Ahagar-Plateau, auf dem

vielleicht noch höhere Berge sich erheben — wer kennt z. B. die Höhe des Uatellen? —, eine Insel in der Sahara, mit eigenem Klima, zu bilden scheint. Dennoch bemerkt auch Duveyrier weiter: „In Salah, am Fusse des Ahagar war, wie man mir sagte, eine Reihe von 20 Jahren ohne den mindesten Regen verstrichen."

Der zweite Grund, den Vatonne zu Gunsten seiner Meinung anführt, hat gar keine Beweiskraft. Wol gibt es auch auf Hochebenen dünenähnliche Sandhügel, doch erklärt sich deren Entstehung einfach dadurch, dass hier an einem hervorstehenden Stein oder Felsblock der Sand haften blieb und um diesen festen Halt herum sich nach und nach zu grösserer Masse sammelte. Was endlich die Behauptung anlangt, die Dünen enthielten einen Kern von Gestein und dieses sei der noch nicht in Sand aufgelöste Rest, so muss zunächst in Abrede gestellt werden, dass alle Dünen einen Fels zum Inhalt oder zur Unterlage haben, im Gegentheil dürfte dies bei den meisten nicht der Fall sein; wo es aber zutrifft, da hat eben der abgelagerte Sand an oder auf dem Felsen einen günstigen Halt- und Sammelpunkt gefunden. Hingegen kann man der von Desor aufgestellten Behauptung, alle Dünen hätten einen Kern von dichterm Sande, insofern unbedenklich beistimmen, als ja nach dem Gesetz der Schwere die obern Schichten auf die untern drücken und sie, je höher die Sandmassen übereinander gehäuft sind, desto stärker zusammenpressen und verdichten müssen.

Jedenfalls ist die Annahme, dass der Sand der Sahara ein Product des Meeres sei, die natürlichste und ungezwungenste Erklärung. Sehen wir doch, wie das Meer fortwährend noch Felsen in Sand zersetzt und ihn auf dem Lande ablagert, so an der Ostseeküste von Preussen, an der Mittelmeerküste Tripolitaniens, an der Atlantischen Küste von ganz Nordwestafrika. Auch haben sich andere

Forscher der Sahara für diese Annahme ausgesprochen. Bei Schilderung seiner Reise durch Fesan schreibt Beurmann aus Kuka 7. Sept. 1862 an Barth[1]: „Alle diese Sandmassen wurden durch Wasserfluten hier aufgehäuft, nicht durch den Wind."

So gewiss aber das Wasser den Sand der Dünen in die Sahara geschafft hat, ebenso gewiss ist es der Wind, der ihnen die äussere Form verleiht. Sie gleichen plötzlich starr gewordenen Wellen und Wogen im grossen Sandmeer der Wüste. Ihre Richtung geht meist von Südost nach Nordwest, sowie im allgemeinen die Sandstrecken der Sahara von Ost nach West oder umgekehrt sich ausdehnen und nirgends, soweit wir bisjetzt die Sahara kennen, von Norden nach Süden streichen. Manche Dünen haben eine Höhe von 3—400 Fuss. In der Regel ist die den herrschenden Winden abgekehrte Seite sehr steil, 35—40°, sodass man oft Stufen auswühlen muss, um mit den Kamelen hinaufzukommen, und an Dünen von compactem Sande hängt sogar stellenweis der Kamm oben über, gerade wie eine im Ueberstürzen begriffene Welle. Die andere, dem Winde zugekehrte Seite fällt dagegen flach und leicht gekräuselt ab. Eine Verschiebung des Standpunkts, ein Vorrücken der Dünen ist in der Richtung von Nord nach Süd nicht wahrzunehmen. Fände eine solche Vorwärtsbewegung statt, so würden die tief ausgetretenen Karavanenwege, welche, wie der von Ain-Ssala nach Rhadames, hart an den Südwänden hoher Dünen hinlaufen, schon unterm Sande verschwunden, oder die Seen der Oase des Jupiter Ammon von Dünensand zugeschüttet sein. Hingegen lässt sich ein langsames Fortrücken von Osten nach Westen (nach Duveyrier von Nordost nach Südwest) mit ziemlicher Sicherheit constatiren. In dem Sebcha von Ain-

[1] „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde."

Ssala z. B. ist ein Theil der Palmengärten bereits in Sand begraben, und allmählich wird der ganze Sebcha mit Sand überdeckt werden. Mein Tagebuch vom Jahre 1864 enthält über Igli am Ued Ssaura die Notiz: „Dieser Ksor ist gegenwärtig von etwa 1500 Seelen bewohnt. Früher war er stärker bevölkert, aber Unzulänglichkeit der Nahrung, weil der Boden hier immer mehr versandet, hat viele Einwohner zur Auswanderung gezwungen.“ Auch Duveyrier schreibt das Verlassen der Orte el-Menzeha im Südwesten von Ourgla und Es-Schoud im Westen von Rhadames dem Vordringen des Sandes zu.

So mannichfache und bedeutende Veränderungen aber der Wind in den Sandmassen, ihrer Formirung und Lagerung hervorzubringen vermag, so gehört es doch in das Reich der Fabeln, dass ein Wüstensturm, und sei er noch so heftig, die Gewalt habe, Karavanen unter Sand zu begraben. Menschen und Thiere, wenn sie genügend mit Wasser und Nahrung versehen sind, werden immer Kraft genug behalten, den angewehten Sand von sich abzuschütteln, und gegen das Eindringen desselben in Auge, Mund und Nase kann man sich durch Umhüllung des Kopfes mit Tüchern oder andern Kleidungsstücken schützen. Allerdings liegen im Sande der Sahara nicht blos einzelne Gerippe, sondern ganze Gruppen beieinander, aber nicht ein Orkan hat die Menschen und Thiere, denen sie angehörten, getödtet, sondern sie sind wegen Wassermangel an Durst und Erschöpfung umgekommen. Als geschichtlich beglaubigte Thatsache gilt, dass ein Heer, welches Kambyses, König der Meder und Perser, im Jahre 525 vor Chr. zur Eroberung des Jupiter-Ammon-Tempels aussandte, auf dem Marsch durch die Wüste zu Grunde ging. Wenn aber weiter berichtet wird, das Heer sei am achten Tage, nachdem es von Theben ausgezogen, durch die Sandwirbel eines gewaltigen Südsturms vollständig verschüttet worden, so muss

ich diese letztere Angabe, obgleich Desor und auch Ritter sie noch für wahr zu halten scheinen, meinerseits in Zweifel ziehen. Die Ursache des Untergangs wird eben Mangel an Lebensmitteln gewesen sein; die Armee hatte sich vielleicht verirrt, oder sie war absichtlich vom Wege abgelenkt worden. Belzoni will sogar in aufgefundenen Knochenhaufen die Ueberreste des Kambyses'schen Heeres erblicken; allein wie könnten die Knochen zu Tage liegen, wenn eine Sandüberwehung stattgefunden hätte! Ritter erzählt auch von der Verwehung einer Karavane von 2000 Menschen, die sich im Jahre 1805 ereignet habe; wogegen schon Minutoli schreibt[1]: „Das Heer des Kambyses und die Karavane von 2000 Mann, welche im Jahre 1805 verschüttet sein soll, erlagen vielleicht dem Chamsin (heisser trockener Südwind), oder dem Durste, und erst die Leichname wurden mit Sand bedeckt, wie dies in unserm sandigen Norden in viel kürzerer Zeit geschehen dürfte. Ich habe bei wiederholtem Bivuakiren im Sande während heftiger Stürme nie mehr als einen unbedeutenden Sandanflug bemerkt." Ich selbst bestand mit meiner Karavane tagelang wüthende orkanartige Sandstürme, ohne dass wir je in Gefahr kamen, zugeweht zu werden.

Im westlichen Theile sind die Sandanhäufungen bedeutender als im östlichen, weil aus Osten kommende oder mit Ostwind combinirte Winde in der Sahara vorherrschen. So bildeten sich auch wol jene flachverlaufenden Abdachungen nach dem Atlantischen Ocean zu durch die ungeheuern Staubmengen, die beständig von Osten her dort hingeweht werden, ja es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Westküste Afrikas an diesen Stellen, abgesehen von der allmählichen Hebung des Bodens, durch die Sandablage-

[1] Freiherr H. von Minutoli, „Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in den Jahren 1820 und 1821" (Berlin 1824).

rungen im Laufe der Jahrtausende bedeutend an Terrain gewonnen hat.

Dem Auge erscheinen die Dünen entweder hell weisslich, oder, wie z. B. sämmtliche Dünen nordwärts von der Karavanenstrasse zwischen Tuat und Rhadames, dunkler, meist röthlich gefärbt. Nach Vatonne rührt die rothe Farbe von kleinen Partikeln Eisenoxyd her, die dem Sande beigemischt sind. Gold hat Vatonne bei seinen Analysen des Wüstensandes nirgends gefunden.

In den verschiedenen Sprachen der Eingeborenen werden die Sandanhäufungen verschieden benannt. Im Westen heissen die Dünen „Igidi", „Gidi Idjidi", im Centrum „Erg", „Areg", im Osten „Rmel", „Remmel" oder „Remla". Der äussern Gestalt nach nennt man sie „Gurd" (hoher Sandberg), „Kelb" (Hund), „Kübsch" (Schaf) oder „chaschem-el-kelb", „chaschem-el-kebsch" (Hundsnase, Schafsnase); „sif" (Schwert) heisst der Kamm, der Grat, „Semla" oder „Cheit" (Faden) eine langgezogene Düne.

Felsen und Gebirgsmassen haben durchweg ein schwärzliches Colorit. Es würde aber irrig sein, deshalb bei allen auf vulkanischen Ursprung des Gesteins zu schliessen. So weit bisjetzt unsere Kenntniss der Sahara reicht, ist allerdings die vulkanische Natur ihrer Gebirge überwiegend, daneben findet sich aber fast überall auch Kalk und Sandsteinformation. Granitische Bildung erscheint erst südlich vom 17° nördl. Breite; nordwärts von dieser Linie tritt ja überhaupt nur auf den höchsten Spitzen des grossen Atlas der Granit zu Tage. Die schwarze, düstere Farbe des Gesteins, die seltsam unheimliche Gestaltung der Felsen, die vollkommene Nacktheit aller Bergwände, die nirgends eine Spur von Vegetation oder nur von Erdreich zeigen — alles das macht einen schauerlichen Eindruck auf den Reisenden und mahnt ihn viel mehr als die weitgestrecktesten Sanddünen daran, dass er sich in der grossen Wüste befindet.

An Höhe können sich die Gebirge der Sahara, soweit sie uns bisjetzt bekannt sind, nicht mit denen von Europa messen; dagegen stehen sie ihnen an Ausdehnung nicht nach. Das Harudj-Gebirge, namentlich wenn man das sogenannte Soda-Gebirge, das höchst wahrscheinlich nur eine westliche Verlängerung desselben ist, hinzurechnet, dürfte die gleiche Länge haben wie die Italien durchziehende Apenninenkette, das Ahagar-Gebirge in Verbindung mit den Adrar-, Tasili- und Muydir-Höhen ungefähr den gleichen Umfang wie die Alpen der Schweiz. Der höchste uns bekannte Punkt der Sahara ist Tusside im Gebirge des Landes Tu (Tibesti). Nachtigal, der den Hauptstock dieses Gebirges überschritt, hat die Passhöhe zu 6600 Fuss gemessen und schätzt den Tusside noch um mindestens 1000 Fuss höher.

Ausser den vielen Versteinerungen, Eindrücken und Schalen von Seethieren, die auch im südlichen Theile der Sahara vorkommen, finden sich hier zwei sehr eigenthümliche fossile Gebilde: Steinnüsse und Steinröhren. Die Nüsse oder Kugeln sind zoll- bis faustgross, schwärzlich grau, von glasigem Klange und inwendig hohl oder auch mit weissem Sande gefüllt, obgleich nirgends eine Oeffnung daran wahrzunehmen. Die Röhren [1], von bläulicher Farbe, haben eine Länge bis zu einem Fuss bei einem Durchmesser von ½ Zoll und darüber, aussen rauhe und inwendig glatte Wände und an beiden Enden, oder doch an einem, einen krausen nach aussen gebogenen Rand, ähnlich dem Capitäl einer korinthischen Säule.

Die gebräuchlichsten Wörter für Gebirge und zugleich für Berg sind „Djebel“ (arabisch), „Adrar“ (berberisch) und „Emi“ (teda); ferner „Ras“ für einen einzelnen hervorragenden Berg, auch Vorgebirge, „Kuddia“, „Chor“, „Gor“ [2]

[1] Höchst wahrscheinlich Blitzröhren.

[2] „Gor“ oder „Chor“ ist auch das keltische Wort für Berg.

für einen einzelnstehenden Hügel, „Fedj", „Tenia", „Tehe", „Gara" für Zeuge, „Kaf" für Felsen, „Erküb", „Okba", „Mnsel" für Seitenwand, „Chareb" für Grat oder Kamm des Gebirgs, „Chang", „Cheng" für Engpass.

Bei weitem den grössten Raum in der Sahara nehmen die fast oder ganz flachen Hochebenen ein. Eine mit scharfkantigen Steinen übersäete Hochebene heisst „Hammada" oder „Tanesruft", eine mit kleinen glatten Kieseln bedeckte „Sserir". Wegen der scharfkantigen Steine könnte es scheinen, die Hammaden seien nicht vom Meere überflutet gewesen, allein die auch hier vorhandenen zahlreichen Versteinerungen lassen keinen Zweifel daran zu. Beide, Hammada wie Sserir, haben Thonboden, der stellenweis beinah zu Stein verhärtet und meist infolge starker Beimischung an Eisenoxyd roth gefärbt ist, daher viele mit dem Beinamen „hamer", „hamra" (roth) bezeichnet werden. Beide sind völlig vegetationslos. Die Ebenen am Saume der Sahara, wo die ersten schwachen Anfänge von Vegetation erscheinen, werden „Sahel" genannt.

Entgegengesetzt den Hochebenen sind die Tiefebenen, Einsenkungen oder Depressionen, die man „Hofra" oder „Djof" nennt. Ihr Boden besteht aus Thon oder Sand, oft sind sie die wahren Reservoirs des Dünensandes. Eine wirkliche, das heisst tiefer als der Ocean gelegene Depression ist bisjetzt nur südlich vom sogenannten libyschen Wüstenplateau nachgewiesen; sie erstreckt sich nach Westen, Norden und Süden; ob und wie weit auch nach Osten, ist uns unbekannt. Das Gebiet des Schott el-Melchir ist ebenfalls eine Einsenkung, die sich vielleicht einst mittels des Schott Rharms und des Schott el-kebir bis zur Kleinen Syrte fortsetzte. Höchst wahrscheinlich liegen indess noch andere Einsenkungen, so im Westen der Sahara das auf den Karten mit „el Dschof" bezeichnete Gebiet, unter dem Niveau des Meeres. Viele von den Wüstenbewohnern als

„Hofra" bezeichnete Tiefebenen aber sind keine Depressionen in unserm Sinne, sondern nur relative Einsenkungen, nur tiefer als das sie umgebende Land. Die Einsenkungen mögen dadurch entstanden sein, dass an einer stattgefundenen Hebung des Bodens diese Stellen weniger oder gar nicht theilnahmen, was bei der ungeheuern Ausdehnung der Sahara sehr wohl denkbar ist. Ungleichmässige, das heisst stellenweise Hebung und Senkung des Bodens können wir heute noch an der Küste von Nordafrika beobachten. Die abessinische Küste und nordwärts beide Ufer des Rothen Meeres einschliesslich der Suesküste sind im Steigen begriffen[1], hingegen senkt sich der nordafrikanische Boden bis Tunis. Der See Mensaleh war einst Land, die Kleopatra-Bäder sanken unter den Wasserspiegel, die Ruinen der Cyrenaica rücken immer weiter ins Meer hinein. Leptis magna wird zum Theil unter Wasser gesetzt, zum Theil von ausgeworfenen Sanddünen verschlungen. Die Stadt Tripolis hatte früher einen breiten Strand am Meere, und noch mancher von der lebenden Generation erinnert sich, vom Hafen nach dem Casbah-Thore gegangen zu sein; jetzt wird sie unmittelbar von den Wogen bespült, sodass seit etwa 30 Jahren der Boden dort um mindestens 1 Fuss sich gesenkt haben muss. Auch von Sabratha steht ein Theil der Ruinen im Wasser. Die allmähliche Senkung scheint sich bis zum Golf von Gabes zu erstrecken, während an der tunesischen Küste wieder Hebungen zu bemerken sind. Wenn aber an dem Rande Nordafrikas gleichzeitig eine verschiedene Bewegung der Erdoberfläche stattfindet, so dürfen wir eine solche wol auch für das Innere des Continents annehmen. Desor hält die Ued Rhir-Depression

---

[1] Peschel, „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde." — Dr. Klunzinger in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde", Jahrg. 1872, Heft I.

für eine Auswaschung, wagt jedoch vorläufig nicht, seine Hypothese näher zu begründen. Nun ich meine, da der Rhein den Bodensee, der Rhône den Leman, andere Flüsse gleichfalls Seebecken mit ihrem Durchfliessen auswaschen konnten, warum sollten nicht der Ued Rhir und der Schott Melchir einst Durchgangsseen des Irharhar gewesen sein? Duveyrier's Forschungen und Buderba's Reisen haben festgestellt, dass der Irharhar in den Ued Rhir einmündet; begünstigt von andern topographischen und klimatischen Verhältnissen wälzte vielleicht früher der Irharhar bedeutende Wassermassen fort und die Rhir-Erosion war gleichsam der „Bodensee" dieses Flusses.

Die Mittelglieder zwischen den Areg, Djebel, Hammaden, Sserir, Djof und den Uadi, Irharhar, Sebcha bilden die Oasen. Wo immer in der Sahara Wasser den Boden tränkt, und sei es auch Brakwasser, da sprosst Grün hervor, da gedeihen Pflanzen, da entsteht eine Oase. Barth betont, dass selbst im anscheinend unfruchtbarsten Sande die Bewässerung sogleich ein mannichfaches Pflanzenleben erzeugt.

Man unterscheidet verschiedene Arten von Oasen, je nachdem sie natürliche oder künstliche Bewässerung haben. Die natürlich bewässerten theilen sich wieder in solche mit oberirdisch fliessendem und in solche mit unterirdisch fliessendem Wasser. Zu den erstern gehören z. B. die Oase des Ued Draa, die dem Draaflusse ihr Dasein verdankt, und die Oasen des obern Tafilet, welche der Sis durchfliesst; zu den letztern die des eigentlichen Tafilet südlich von Ertib, die meisten von der Oasengruppe des nördlichen Tuat und viele kleinere südlich vom Atlas. Die künstlich bewässerten sind entweder solche, die eine aus der Erde hervorsprudelnde Quelle besitzen, wie Rhadames und die Jupiter-Ammons-Oase; oder solche, wo sich nicht fliessendes Wasser schon in der Tiefe von nur 1—2 Fuss unter

dem Erdboden findet, z. B. die Oase Kauar und ein Theil der von Fesan; dann solche, wo aus einer Tiefe von 12—30 Fuss das Wasser heraufgefördert werden muss, wie in andern Oasen von Fesan und in denen von Suf; endlich solche, wo das Wasser aus der Ferne durch künstliche Leitung hingeführt wird, z. B. Tidikelt und mehrere andere südlich vom Atlas.

Oasen mit oberirdisch rieselndem Wasser gibt es nur an den Ausgängen grosser Gebirge, namentlich am südlichen Fusse des grossen Atlas. Sie sind die best situirten von allen. Denn der Fluss bietet nicht nur fast in jeder Jahreszeit genügende Wassermengen zur Bewässerung der Felder, er kühlt auch die Luft etwas ab und theilt ihr so viel Feuchtigkeit mit, dass Fruchtbäume der Mittelzone gedeihen können. Die Bewohner haben nur für Anlage und Unterhaltung von Kanälen zu sorgen, welche in ihrer Verästelung allen Stellen des angebauten Landes den nöthigen Wasserbedarf zuführen. Natürlich wird im weitern Verlaufe des Flusses infolge der starken Verdunstung, die er bei der austrocknenden Atmosphäre der Sahara erleidet, das Wasser desselben immer spärlicher. Selbst der Draa erreicht nur in Jahren, in denen aussergewöhnlicher Regenfall und geschmolzener Schnee aus dem Gebirge seine Flut verstärkt, zur Frühjahrszeit den Ocean; andere Flüsse bilden um diese Zeit, indem sie aus ihren Ufern treten, Sebcha, Sümpfe und Seen.

In minder günstiger Lage befinden sich die durch unterirdisch fliessendes Wasser entstandenen Oasen, denn trocknet auch der Grund in den Thälern nie gänzlich aus, so ist er doch nur im Frühjahr feucht genug, um die Bearbeitung des Bodens mittels der Hacke zuzulassen.

Wo das zur Berieselung dienende Wasser von einer oder mehrern hervorsprudelnden Quellen geliefert wird, da müssen die Felder durch Herausschaffung von Erdreich

vertieft werden, und zwar ist die Arbeit stets von neuem zu thun, weil der Dünger, besonders aber der vom Winde hingewehte Sand die Vertiefungen immer wieder ausfüllt. Gerade diese Oasen sind am stärksten bevölkert, es ist daher eine sparsame, genau nach der Zeit geregelte Vertheilung des Wassers nothwendig, wenn es für alle Ländereien hinreichen soll.

In Oasen, welche dicht unter der Erdoberfläche stehendes Wasser besitzen, wachsen in der Regel nur Palmen; will man dort auch Feldfrüchte bauen, so müssen Löcher in die Erde gegraben und die erforderlichen Wassermengen herausgeschöpft werden. Wenn aber das Wasser so tief unter der Erde steht, dass die Wurzeln der Palmen es nicht erreichen können, da ist die Anlage von künstlichen, mehr oder weniger tiefen Brunnen nöthig. In der algerischen Wüste haben die Franzosen artesische Brunnen angelegt, welche das Wasser wie eine natürliche Quelle aus der Tiefe von 500 Fuss hervorsprudeln. Bei gewöhnlichen, 20—50 Fuss tiefen Brunnen kommen verschiedene Verfahrungsweisen, das Wasser heraufzufördern, in Anwendung. Das einfachste Verfahren ist das, wo durch Menschenhände in Eimern aus Leder oder Holz das Wasser heraufgeholt wird. Complicirter sind die sogenannten Nuera- oder Noria-Brunnen, von den Mohammedanern in Spanien erfunden. Ein horizontales Rad greift durch Zähne in ein verticales ein; um letzteres läuft ein langes Tau, das an seinem Ende befestigte Töpfe herablässt und sie vollgeschöpft wieder heraufwindet. Die Räder werden durch Kamele oder durch Esel, Rinder, Pferde und Maulthiere getrieben. Gleichfalls eine Erfindung der Araber ist die Förderungsart mit Schläuchen, die an dem einen Ende eine weite, an dem andern eine enge Oeffnung haben. Von dem schräg geneigten Rande des Brunnens lassen Menschen, allein oder mit Hülfe von Thieren, den Schlauch hinabgleiten, und nachdem er

sich durch die weite Oeffnung vollgefüllt hat, ziehen sie ihn langsam und vorsichtig in wagerechter Lage herauf. Oben angekommen, wird er dann in eine Lage gebracht, bei welcher das Ende mit der engen Mündung sich senkt und durch diese der Inhalt herausfliesst. Das Heraufziehen der vollen Schläuche ist eine sehr anstrengende Arbeit, da manche bis zu 200 Liter Wasser halten, und doch muss sie das ganze Jahr hindurch fast Tag und Nacht fortgesetzt werden, um dem Wasserbedarf zum Tränken der Felder zu genügen. Am künstlichsten und sinnreichsten angelegt sind die namentlich in Tuat häufigen Fogara, oder wie sie Duveyrier nennt, Galeriebrunnen, welche in unterirdischen Kanälen von etwa 2 Fuss im Durchmesser und oft mehrere tausend Schritt Länge das nöthige Wasser herbeischaffen. Fand man nämlich Wasser an einer steinigen, uncultivirbaren Stelle der Wüste, so galt es, dasselbe dahin zu leiten, wo der Boden die Bildung einer Oase gestattete, und damit es nicht an der trockenen Luft verdunste, musste die Leitung unter der Erde hingeführt werden. Meist war aber das an einer Stelle gefundene Wasser nicht ausreichend für den Bedarf einer Oase, man suchte dann in der Nachbarschaft nach weitern Quellen und führte diese in Seitenkanälen dem Hauptkanal zu, daher die Fogara gewöhnlich aus einem ganzen Netz von unterirdischen Kanälen bestehen, einem Baume mit seinen Aesten und Zweigen vergleichbar. Selbstverständlich sind auch die Oeffnungen, in welche die Arbeiter beim Ausgraben der Gänge hinabstiegen, mit grossen Steinen zugedeckt, um den Zutritt der aufsaugenden Luft zu hindern.

Eine Quelle heisst arabisch „Ain“, berberisch „Tit“, teda „galle“; ein tiefer Brunnen „Bir“, ein künstlicher „Hassi“, ein zur Förderung mittels Schläuchen eingerichteter „Ssenia“; ein unterirdischer Kanal „Fogara“, ein oberirdischer „Seggia“. Das Wort „Oase“ ist den Bewohnern

der Sahara unbekannt. Nach Ritter wäre es von den Aegyptern den Griechen zugekommen, und vielleicht hängt die im Osten gebräuchliche Benennung „Uah", das koptische Wort für Wohnung, damit zusammen. Grössere Oasen wie Tafilet, Fesan u. s. w. heissen „Bled" (Land), kleinere „Rhabba" (Wald), „Rhout" (kleiner Wald). Auch „Ued", „Uadi" wird in der Bedeutung von Oase gebraucht.

In der ganzen Sahara gibt es kein einziges Flussbett mit beständig über der Erde fliessendem Wasser. Auch der Draa, wenn man ihn noch zur Sahara gehörig rechnen will, erreicht nur ausnahmsweise das Meer, in der Regel fliesst er nur bis zu dem Punkte, wo sein südlicher Lauf sich nach Westen umwendet. Unter der Erde dagegen versiegt sein Strom zu keiner Jahreszeit. Das im Norden aus zahlreichen Armen entstehende Flussthal, das die Oase Tuat gebildet, hat nur an ganz wenigen Stellen, der Mia und der Irharhar, dessen Bett stellenweis mehrere Stunden breit ist, haben fast nirgends oberirdisch fliessendes Wasser. Und doch konnten nur durch kolossale Wassermengen diese breiten und tiefen Flussbetten ausgewaschen werden. Wir sind somit zu dem Schlusse berechtigt, dass einst unter andern topographischen Verhältnissen das Klima in der Sahara ein ganz anderes gewesen, dass reichlicher Regen fiel, der die Flüsse mit Wasser füllte, und der eine Vegetation erzeugte, von welcher die vielen Versteinerungen ganzer Wälder uns deutliche Kunde geben. Alle Flüsse der Sahara haben zuerst eine starke Strömung, dann ein ausgebreitetes Armsystem und einen langen Lauf ohne Nebenflüsse: gemeinsame Eigenschaften derselben, die durch die jetzige Beschaffenheit des Landes nothwendig bedingt sind. Denn während sie in Gebieten mit bedeutendem atmosphärischem Niederschlag entspringen, auf dem Atlas, im Ahagar-Gebirge, oder, wenn man auch den Nil als einen Wüstenfluss ansieht, in dem feuchten Centralafrika, durch-

ziehen sie in ihrem Laufe weitgedehnte Ebenen, die alles Regens ermangeln, die ihnen also keine Zuflüsse liefern können. Der Name für Flussbett ist „Ued" oder „Uadi", für Fluss „Irharhar"; nach Duveyrier bedeutet im Targischen „Agheser" sowol Fluss als Flussbett; im Teda heisst „Hendere" Flussbett, „Foti" Fluss.

Auffallend ist der Reichthum der Sahara an Seebecken, ja an Seen selbst, und zwar nicht blos, wenn auch häufiger, in Depressionen, sondern noch auf höhern Theilen der Wüste, z. B. in Fesan. Wie massenhaft müssen hier die unterirdischen Zuflüsse sein, um bei der unausgesetzten Verdunstung einen See mit Wasser gefüllt zu halten! Der Boden ausgetrockneter Seen wird zu Sebcha, das heisst Sumpf und Schlamm bedecken sich mit einer harten Kruste von salzhaltiger Erde, bei manchen, wie bei dem Seeboden von Bilma, aus reinem Salz. Diese Oberfläche der Sebcha zerklüftet in regelmässigen, meist sechseckigen Polygonen, oder sie wirft sich, wo der Boden sehr salzhaltig ist, z. B. die der Sebcha von Tamentit, in unregelmässigen, oft senkrecht emporstehenden Schollen über- und durcheinander, ähnlich den Eisblöcken beim Aufbruch einer dick gefrorenen Stromdecke. Letztere Formation gehört zu den bei weitem seltnern; wahrscheinlich entsteht sie da, wo das Wasser unter der Erde sehr ungleich vertheilt ist, die Oberfläche daher nicht durchweg gleichzeitig, sondern hier rascher, dort langsamer austrocknet und sich verhärtet. Es gibt Sebcha von bedeutender Ausdehnung und mit inselartig darin eingestickten Oasen. Bis hoch im Norden der Sahara, auf den Hochebenen des Atlas kommt Sebcha-Bildung, dort „Schott" genannt, vor.

Grössere Wasserbecken nennt man „Behar", targisch „Adjetman", Tümpel „Rhadir", targisch „Abankor", Salzsümpfe targisch „Gurra", Süsswassersümpfe, die indess

äusserst selten sind, „Daya". Süsswasserseen hat man bisjetzt in der Sahara nicht gefunden.

Die jetzigen klimatischen Verhältnisse der Sahara weichen natürlich schon der abnormen Bodenbeschaffenheit wegen von dem Klima jeder andern Erdgegend, auch der gleichen Breitengrade, erheblich ab. Indess nicht der sterile Boden allein ist es, der die ausserordentliche Trockenheit der Luft verursacht, es sind vornehmlich die herrschenden Winde. Wie wir zur Erklärung der Gestalt und Lage der Sanddünen bemerkten, weht fast beständig Ostwind in der Sahara. Da aber dieser Wind nicht vom Meere her, sondern von dem grossen asiatischen Continent kommt, führt er keine Wolken bildende Feuchtigkeit mit sich. Und selbst wenn ausnahmsweise Westwind vom Atlantischen Ocean Wolken herbeiweht, so werden sie meist durch die vom Boden ausstrahlende Hitze aufgelöst und zerstreut, ehe sie sich zu Regen verdichten können.

Erreicht nun der über die Sahara streichende Ostwind die Küste Nordafrikas, dann weht er als Scirocco (Gebli oder Chamsin) über das Mittelmeer nach Europa hinüber. Die Verdichtung der Luft, welche man hier feuchten Nebeln zuzuschreiben pflegt, rührt im Gegentheil von den Massen feinen trockenen Wüstenstaubes her, die vom Scirocco aus der Sahara mitgebracht werden. Auf Malta zeigte während eines die Luft verdunkelnden Sciroccos mein Hygrometer einen sehr tiefen Stand: ein Beweis, dass die Atmosphäre nicht feucht, sondern ungewöhnlich trocken war. Ich machte damals auch Herrn Rosenbusch, den in Malta stationirten Telegrapheninspector, auf den tiefen Stand des Hygrometers aufmerksam. Gleichzeitige Beobachtungen würden ergeben, dass wenn in unserm Erdtheil heisser Wind mit oder ohne Staubfall auftritt, kurz vorher in der Sahara, besonders im nördlichen Theil derselben ein Gebli geweht hat. Der von Ehrenberg beschriebene Sci-

roccostaub vom 23.—24. März 1869 wurde von mir bei heftigstem Südsüdostwinde in Gai-Gab beobachtet. Der Wind drehte sich rasch durch Süd nach Südsüdwest, war am 24. März nachmittags West und am 25. nachmittags Nordwest. Die schnelle Drehung des Windes erklärt, dass der hochaufgewirbelte Staub am 24. März bei den Dardanellen aus Nordost niederfallen konnte. Auch die meist röthliche Färbung des Staubes spricht für seine Herkunft aus Afrika, der rothen Erde par excellence. Als am 10. März 1869 in Subiaco und Isola di Sora bei Neapel rother Staub fiel, hatte ich um dieselbe Zeit in Tolmetto (Cyrenaica) orkanartigen Sandsturm aus Südost. Selbst die rothe Farbe des Schnees, wie sie zuweilen in der nördlichen Zone gesehen wird, dürfte von rothem Wüstenstaub aus der Sahara herstammen. Wie weit die Luftströmung feine anorganische und organische Theilchen zu tragen vermag, zeigt unter anderm der im Juli 1869 beobachtete Höhen-, richtiger Moorrauch in Neapel, der vielleicht aus Norddeutschland dahin getrieben worden war; und nach der andern Seite hin wurde norddeutscher Moorrauch, wie Prestel berichtet, im Jahre 1857 vom 10.—19. Mai bis Krakau und tief in Russland hinein verbreitet. Hauptsächlich in der Centralsahara, zwischen dem 18° und 25° nördl. Breite, wirbelt die Luft, die dort am heissesten und trockensten ist, jene Staubmassen empor. Dreht sich nun plötzlich der Wind, der ursprünglich aus Ost oder Südost, z. B. über Uadjanga, sich erhob, so kann er sehr wohl über Fesan aus Süd, über Tripolis aus Südwest, über dem Mittelmeer aus Nordwest, über der Türkei aus Nord oder Nordost wehen, ohne bei der ungeheuern Geschwindigkeit und bei der Leichtigkeit der Sandtheilchen unterwegs schon allen Staub verloren zu haben.

In den Alpen der Schweiz stürmt der aus der Sahara kommende Ostwind als südlicher Föhn, welchem nach

Escher das Zurückweichen und Schwinden der Gletscher zu verdanken ist; Kuhn[1] behauptet sogar, die Wirkung der heissen Saharaluft erstrecke sich bis auf die arktische Region: warum sollte man also nicht dem schönen Worte Desor's zustimmen: „Die Sahara ist der grosse Regulator unsers Klimas"!

Ein Gebli kündigt sich meist schon mehrere Stunden vorher an, indem die Sonne, namentlich des Morgens, wenn sie noch tief am Himmel steht, glühend roth erscheint. Je näher die schreckliche Wolke kommt, desto mehr verfinstert sich der Himmel. Der Sturm bricht los, und nichts widersteht seiner Gewalt: aufgeschlagene Zelte, so fest sie durch eiserne Pflöcke befestigt sein mögen, zerreissen, handgrosse Steine rollen wie gejagte Papierfetzen über den Boden. Sandkörner werden so heftig gegen die Haut geschleudert, dass man einen stechenden Schmerz empfindet. Instinctmässig kehren sich Menschen und Thiere von der Windseite ab; die Kamele knien nieder, die Pferde suchen ängstlich Schutz bei den Menschen. In der Regel dauert der Orkan, mit einer Geschwindigkeit von wenigstens 30 Meter in der Secunde dahinbrausend, ein paar Stunden oder einen halben Tag; ausnahmsweise tobt er jedoch mehrere Tage mit gleicher Heftigkeit fort. Den stärksten und anhaltendsten Orkan erlebte ich östlich von Audjila im Jahre 1860; er dauerte vier Tage und Nächte vom 17.—20. April[2] und durchlief mehrmals die ganze Windrose, bis er an den letzten beiden Tagen vorwiegend die Richtung aus Nordwest innehielt. In meinem meteorologischen Tagebuche steht die Notiz: „Alles ein Staubmeer." Der Sandstaub

[1] „Ueber die Ursachen des eisfreien Meeres" u. s. w., von Freiherrn von Kuhn, im „Ausland", Jahrg. 1871, Nr. 21.

[2] Es wäre interessant zu erfahren, ob an diesen Tagen auch in Europa irgendwo Staubfall beobachtet wurde.

drang in doppelt verschlossene Kisten ein und machte meine sämmtlichen Uhren unbrauchbar. Sollte man diesen Sturm in Europa nicht verspürt haben, so muss es ein grossartiger localer Wirbelwind gewesen sein, wie dergleichen, wenn auch mit geringerer Heftigkeit, allerdings häufig in der Wüste vorkommen. Kleinere, 20—30 Fuss hohe Windhosen sah ich fast täglich; sie haben die Gestalt einer umgestürzten Rheinweinflasche und eine zweifache Bewegung: eine drehende um sich selbst und eine oft mit rasender Eile vorwärts schiebende nach der Richtung des Windes. Grössere Windhosen erreichen eine Höhe von mehrern hundert Fuss.

Der elektrischen Erscheinungen, welche im Gefolge von Südost- und Südwinden auftreten, habe ich bereits gedacht. Lyon und Duveyrier beobachteten sie ebenfalls. Von den drei Beobachtungen Duveyrier's sind zwei unmittelbar nach gewaltigen Stürmen angestellt, die dritte nach einem Tage, der in seinen meteorologischen Tabellen mit Westwind 3 notirt ist. Wie ich den Haaren meines Hundes durch Streicheln Funken entlockte, so sah Duveyrier, dass abends sein Pferd beim Schlagen mit dem Schweife elektrische Funken umherstreute.

Gewitter sind in der eigentlichen Sahara äusserst selten; desto häufiger wetterleuchtet der Himmel an den südlichen Rändern der Wüste. Bei vollkommener Windstille, die indess nur an sehr wenigen Tagen stattfindet, hat die Luft eine ungemeine Transparenz, sodass man entfernte Gegenstände viel deutlicher als in andern Gegenden wahrnehmen kann; für gewöhnlich aber ist der Horizont schmuzig blau oder verschleiert. Sehr oft hat der Mond einen Hof; es mögen dann des Nachts feuchtere Lüfte von Norden oder Westen her in den leeren Raum dringen, den die aufgestiegene heisse Luft gelassen hat. Doch sammelt sich die Feuchtigkeit nicht in solcher Menge, dass sie als Regen oder

Thau niederschlagen könnte; in der Centralsahara regnet es nie.

Wenn die Sonne einige Stunden geschienen hat, so erzeugt die heisse, ins Zittern gerathende Luft im Verein mit dem Reflex der Lichtstrahlen jene täuschenden Bilder, die unter dem Namen Luftspiegelung oder Fata morgana bekannt sind. Die aufgeregte Phantasie mancher Reisenden will darin prächtige Schlösser, lachende Baum- und Blumengärten, Reitergeschwader und dergleichen erblickt haben; mir sind sie immer nur wie ein grosser wellenbewegter See vorgekommen. Es wird vielfach geglaubt, die Erscheinung sei an gewisse Oertlichkeiten gebunden; jedenfalls ist sie aber nicht blos in der Ebene, wie Duveyrier meint, sondern auch in gebirgigen Theilen der Wüste wahrzunehmen.

So normal die barometrischen Schwankungen in der Sahara sind, so bedeutend variirt der Stand des Thermometers. Fallen oder Steigen desselben um 20° im Laufe eines Tages ist zu jeder Jahreszeit das Gewöhnliche. So kann im Winter das Thermometer in Fesan auf — 3° fallen, und noch am selben Tage nachmittags auf + 20° im Schatten steigen. — 3° bis 4° dürfte die stärkste Kälte sein, die überhaupt in der Sahara vorkommt. Dagegen steigt in Kauar z. B. während der heissen Jahreszeit das Thermometer nachmittags im Schatten regelmässig auf mehr als + 50° C., und selbst des Nachts kühlt sich die Luft so wenig ab, dass morgens vor Sonnenaufgang das Thermometer noch über + 20° C. zeigt. Die Durchschnittstemperatur der ganzen Sahara lässt sich noch nicht ermitteln, nur von einigen Districten konnte sie bisjetzt bestimmt werden. Trotz der in einzelnen Gebieten herrschenden grossen Hitze, der grössten, die in irgendeiner Gegend der Erde stattfindet, ist doch im allgemeinen das Klima ein gesundes. Die fast absolute Trockenheit der Luft — mein Hygrometer von Secretan in Paris zeigte oft, namentlich

bei heissen Sandstürmen, nur 30° Feuchtigkeit — übt keinen nachtheiligen Einfluss auf die Gesundheit des Menschen aus, sie scheint vielmehr wohlthuend auf die Lungen zu wirken, und sich sogar selbst bei vorgeschrittener Tuberkulose als besonders heilsam zu erweisen.

Sieht man, wie die Verbreitung der Pflanzen von Süden nach Norden im steten Fortschreiten begriffen ist, so hat es durchaus nichts Unwahrscheinliches, dass auch der Sandboden der Sahara sich einst in Humus umwandeln und mit Wäldern bedecken wird. Indem regelmässige feuchte Niederschläge von Centralafrika weiter nach Norden vorrücken, mögen auch noch Tausende von Jahren darüber hingehen, wird die grosse Wüste aufhören eine Wüste zu sein. Der Mensch selbst wird, wenn die Nothwendigkeit an ihn herantritt, das Seinige dazu beitragen, und — um mit einem Ausspruche Desor's zu schliessen — „dann wird die Sahara das sein, was sie niemals war: eine Grassteppe, eine mit Savanen bedeckte Ebene, oder ein Culturland; dann werden auch unsere Alpen erst zu ihrem wahren Klima gelangen, einem verhältnissmässig kältern als das gegenwärtige, aber doch mildern, als sie früher (zur Eiszeit) gehabt haben."

X.

Zwischen Fesan und Kauar.

Der Djuri-Fluss. Die Lágaba bóïa und die Lágaba kono. Das Tümmo-Gebirge. Der Lakakéno-Fluss. Die Niederung Máfaras. Am Tji-Grunto-Gebirge. Die Oasen Jat und Igjeba. Ankunft an der Grenze von Kauar.

Seit wir die Tedjerri-Oase an der Südgrenze von Fesan im Rücken hatten, gab es ringsum nichts als Sand, Kies und einzelne zerstreute Sandsteinblöcke. Wir verfolgten die Richtung von 175° und gelangten nachmittags $2^1/_2$ Uhr (9. April) an den Djuri-Fluss.

Der Djuri (Had), in südlichem Laufe vom Ben-Gnemi kommend, biegt hier nach Westen um und verliert sich 6 Stunden weiter bei dem Orte Djuri Ssürma im Sande. Die Araber nennen ihn Ued Had nach dem Kraute Had (Cornulaca monacantha, *Delille*), das in der Gegend wächst, wenn es geregnet hat, jetzt war freilich, da seit lange hier kein Regen fiel, nichts davon zu sehen; es ist stark bedornt, im übrigen dem Dommrahn nicht unähnlich, welches zusammen mit dem Beggel in Fesan seine südlichste Grenze erreicht.

Ich werde von hier an, da wir uns nun im Gebiete der Tebu befinden, die geographischen Namen nicht arabisch, sondern in der einheimischen Teda-Sprache nennen, schon deshalb, um mannichfachen Verwechselungen vorzu-

beugen; denn wie die Engländer, wohin sie kommen, Ortschaften, Bergen, Flüssen, Seen u. s. w. die Namen Victoria, Albert und Georg beilegen, ebenso machen es die Araber mit den Namen Mohammed, Ali und Fathma, die man überall wiederfindet.

Noch eine halbe Stunde östlich den Djuri entlang gehend, lagerten wir um 3 Uhr. Ich wurde hier mit den Tebu, die uns von Tedjerri aus gefolgt waren, um den Miethpreis eines ihrer Kamele einig; sie liessen zwar auf Zureden Maina Adem's etwas von ihrer übertriebenen Forderung nach, doch blieb der Preis immer noch sehr hoch. Allein es half nichts, ich musste das Thier haben, die Ueberlastung meiner Kamele hätte mich sonst genöthigt, den Weg meist zu Fusse zurückzulegen. Für meinen in Gatron entlassenen Diener hatte ich in Tedjerri Ersatz gefunden: ein Neger, der durch den Tod seines Herrn frei geworden, trat gern in meine Dienste, um auf diese Art in seine Heimat zu gelangen, obwol er sich derselben, da er schon als Kind nach Fesan gekommen war, kaum erinnerte und nicht wusste, ob er aus Bornu, Haussa oder Bágirmi oder einem andern der Negerländer herstamme.

Andern Tags wurde früh um 6 Uhr aufgebrochen. Ein wüthender Südostwind erfüllte die Luft mit Staub, der uns jede Fernsicht benahm, daher ich auch den Debássē-Berg, circa 6—8 Stunden gerade östlich vom Djuri entfernt, nicht wahrnehmen konnte. Nach Uebersteigung einer Hügelkette kamen wir um 2 Uhr in das Thal Dendal-Galadíma, um 4 Uhr in das Thal Meschru, die sich beide vom Debássē herziehen sollen, und um 6 Uhr zu dem Brunnen Meschru am nördlichen Abhang eines niedrigen Höhenzugs. In diesen Thälern gibt es zahlreiche, bis 50 Fuss hohe „Neulinge"; alle aus pflanzlichen Ueberresten, namentlich des Ethelbaumes bestehend, deuten sie darauf hin, dass der jetzt nur mit Sand und Kies bedeckte Boden früher eine nicht

unbedeutende Vegetation zu ernähren im Stande war. Dicht an unserm Wege lagen die Trümmer einer Marmorsäule. Meine Leute und die Tebu wollten in den Stücken versteinerte Menschenknochen erkennen. Ich habe in meinen Berichten an Dr. Petermann die Vermuthung ausgesprochen, man hätte es hier mit Resten eines von Garamanten bewohnt gewesenen Ortes zu thun, aber ich bin von der Ansicht zurückgekommen und glaube vielmehr, eine Säule von so schönen Proportionen und einer Höhe von etwa 20 Fuss verräth unverkennbar römische Arbeit. Jedenfalls muss das Werk, da sich nirgends in der Nähe Kalkformation oder Marmor findet, von weither dahin gebracht worden sein. Die Römer mochten hier, und das würde zu der Hypothese St. Martin's stimmen, eine Etappenstation nach dem Agisimba regio, das dieser Gelehrte mit Asben identificirt, besessen, oder vielleicht nur ein Denkzeichen ihres Vordringens errichtet haben. Indessen schliesst das nicht aus, dass auch die Garamanten eine Niederlassung in der Gegend hatten, für welche Annahme der aus behauenen Steinen aufgemauerte Brunnen spricht. Möglich, dass an der Stelle nach Agat und Chalcedon gegraben wurde.

Der an diesem und dem vorhergehenden Tage herrschende Sturm hatte solche Mengen Sand in den Brunnen getrieben, dass der Wasserspiegel mit einer dicken trockenen Schicht bedeckt war. Einige von unsern Leuten mussten 30 Fuss tief hinabgelassen werden, unten mit ihren Händen den Sand aufkratzen und ihn in Körbe füllen, welche dann die übrigen an Seilen heraufzogen. Nach zwei Stunden harter Arbeit erhielten wir endlich Wasser, zwar noch trübe, aber reichlich und gut. Rings umher lagen Massen von Kamel- und Menschenknochen, ein weites Knochenfeld: selbst in meinem Zelte stiess ich auf einen Schädel, den meine Leute in der Dunkelheit beim Abräumen des Bodens übersehen hatten. Die Menschengerippe sind

Ueberreste von verschmachteten Sklaven, deren Leichname man nicht der Mühe werth hält in Gräber zu verscharren, sondern da, wo sie gefallen sind, liegen lässt.

Nachdem wir am folgenden Morgen die Wasserschläuche gefüllt und unsere Kamele nochmals getränkt hatten, marschirten wir um $9\frac{1}{2}$ Uhr in der Richtung von 175° weiter. Zur Rechten wie zur Linken ziehen sich Gebirgsketten hin, nach Osten wol 10 bis 12 Stunden, nach Westen etwa 6 Stunden von der Strasse entfernt. Ueberall am Wege sieht man gebleichte Menschenknochen, an manchen noch Fetzen von dem blauen Kattun, den die Negersklaven tragen; man braucht nur diesen Gerippen zu folgen, so kann man den Weg nach Bornu nicht verfehlen. Um 6 Uhr abends stiegen wir über den Pass, der beim Berge Lágaba bóïa in die Lágaba bóïa (Tnie kebira), die Grosse Ebene, führt, unsere Kamele, da es schon dunkel geworden, langsam und vorsichtig hinableitend. Furchtbar ermüdet durch den heissen Wind, der uns zwei volle Tage gepeinigt hatte, erreichten wir um 8 Uhr den Lagerplatz. Das Wüstenreisen hatte mich bereits seine Strapazen tüchtig empfinden lassen und mir durch den steten Anblick von Gerippen umgekommener Menschen seine Gefahren vor Augen gestellt. Und es war noch ein weiter Weg bis zur nächsten bewohnten Oase!

Morgens $6\frac{1}{4}$ Uhr, nicht so früh als es bei der entsetzlichen Tageshitze wünschenswerth gewesen wäre, wurde am 12. April aufgebrochen. Mit geringen Abweichungen direct gen Süden marschirend, kamen wir um 9 Uhr an den Ausgang der Lágaba bóïa, dann über einen niedrigen Hügelzug in die nur 2 Stunden lange Lágaba kono (Tnie sserrira), die Kleine Ebene. Zu beiden Seiten des Wegs waren in einer Entfernung von etwa zwölf Stunden hohe, von Norden nach Süden laufende Bergketten sichtbar. Um 11 Uhr gelangten wir an den Nordrand der Hochebene

von Aloóta kiú, die sich in bedeutender Steigerung nach Süden zu erhebt. Die Hitze war zwar nicht so drückend wie an den beiden vorhergehenden Tagen, doch litten Menschen und Thiere sehr empfindlich von den Strahlen der Mittagssonne. Mein armer Hund hatte sich auf dem bis zu 70° erhitzten Boden die Füsse verbrannt und war unfähig zum Weiterlaufen; ich musste ihn auf ein Kamel setzen. Ich selbst konnte vor Erschöpfung den ganzen Tag nichts essen, trank aber alle fünf Minuten gierig eine Tasse mit etwas Tamarindensaft gesäuertes Wasser. Maina Adem, dieser Wüstensohn, fand die Morgen, obgleich das Thermometer vor Sonnenaufgang fast nie unter + 20° fiel, noch zu kalt zum Reisen. Er wäre daher gern am Abend etwas weiter marschirt, ich liess aber um 7 Uhr halt machen und bestimmte ihn so, mit seiner Gofla ebenfalls zu lagern.

Am andern Morgen, während er und die Seinigen noch in tiefem Schlafe lagen, brach ich mit meinen Leuten um 4½ Uhr auf. Wir erreichten nach einer Stunde den Südrand der Aloóta kiú und betraten um 9 Uhr das Tümmo-Gebirge, von den Arabern wegen seiner Zerklüftung Uar oder War genannt. Es besteht ganz aus schwarzem oder vielmehr an der Oberfläche geschwärztem nubischen Sandstein, wie die Schwarzen Berge des Had und Sokna, und umschliesst mehrere kesselartige Thäler, in deren südöstlichstem die Brunnen oder Wasserlöcher von Tümmo liegen. Die schwarze Färbung erhält das Gestein theils unter dem Einflusse der Witterung, theils von den beigemengten Eisenerzen, zum Theil aber bestehen die Felsen vielleicht auch aus wirklichem schwarzen Basalt. Die hier entspringenden Wässer fliessen meist nach West oder Südwest und verstärken wahrscheinlich die unterirdischen Flussadern, welche Djebádo ernähren. Im ganzen hat das Gebirge die Form eines Quadrats, sodass es wie ein riesiger vom Regen oder

Wind ausgefurchter „Zeuge“ erscheint. Oben sind die Berge abgeplattet, und alle haben ziemlich gleiche Höhe, woraus sich schliessen lässt, dass sie früher ein einziges Hochplateau bildeten. Denham sagt in seiner Reisebeschreibung, das Tümmo-Gebirge verbinde sich im Osten mit den Bergen Tibestis; allein wir wissen aus der Reise Nachtigal's nach Tibesti, dass es nicht mit dem Gebirge der Tebu Rschade zusammenhängt.

Ich bestieg einen Berg östlich vom Wege, der mir der höchste zu sein schien, und fand seine Höhe zu 900 Meter, während der Pass über das Tümmo an seiner höchsten Stelle 715 Meter hat. Um 1 Uhr traf ich wieder bei meiner Karavane ein, ging aber dann, während sie ihren Weg durch das Gebirge fortsetzte, nach einer fast zwei Stunden in südöstlicher Richtung entfernten Quelle, um mich an ihrem herrlichen frischen Bergwasser zu laben. Erst seit Menschengedenken ist diese Quelle den Karavanen bekannt, sei es dass sie durch Zufall von einer verirrten Karavane aufgefunden wurde, oder dass ein seinem Vaterlande ungetreuer Tebu ihr Vorhandensein den Arabern verrieth. Früher nahm man, den Djebel Uar östlich lassend, beim Berge Labrak im Südwesten der Aloóta kiú den Weg über den Djebel Tji-Grunto nach dem Bir Ahmer-er-Rharbi. Frisch ausgetretene Gazellenpfade und Haufen von Vogeldünger zeigen, dass täglich Hunderte von lebenden Geschöpfen die Quelle besuchen; aber vergebens sah ich mich nach Spuren von Vegetation um, kein Halm war zu erblicken, nur in einigen Thälern des Tümmo-Gebirges spriesst nach anhaltendem Regen etwas Gras und Kraut hervor. Desto widerlicher berührte mich der Anblick umherliegender Knochengerippe, darunter der halbe Leichnam eines Negerknaben, der zur Mumie vertrocknet war, ehe die von weit herkommenden Hyänen Zeit gehabt ihn ganz zu verzehren. Der Unglückliche hatte sich jedenfalls von einer Karavane,

während sie an der 2 Stunden entfernten Strasse lagerte, heimlich weggestohlen, um an der Quelle seinen brennenden Durst zu löschen, und war dann hier dem Hunger zum Opfer gefallen. — „Warum bindest du die Wasserschläuche stets so aufs Kamel, dass die Mündung nach vorn zu liegen kommt?“ fragte ich einst Mohammed Gatroni. — „Das habe ich den Sklavenkaravanen abgesehen; man lässt die Mündung nach vorn hängen, damit die Sklaven nicht heimlicherweise trinken können, denn das Kamel steht dann gleich still und verräth durch sein Brüllen, wenn einer den Schlauch öffnet.“ — Nirgends traten mir die Schrecken und Greuel des Sklavenhandels so auf Schritt und Tritt entgegen wie auf dem Wege von Fesan nach Bornu. Hierher sollten diejenigen kommen, welche immer noch behaupten, die Mohammedaner behandeln ihre Sklaven mit Menschlichkeit und schonender Milde; sie würden dann nicht mehr wagen, sich und die Welt durch solche Lüge zu täuschen!

Am 14. April erfolgte der Aufbruch um 6½ Uhr früh. Wir verliessen das Gebirge in gerader Südrichtung und durchschritten mehrere trockene nach Südwesten verlaufende Rinnsale. Von 9 Uhr an wurde die Richtung von 200° eingehalten. Um 12 Uhr hatten wir uns dem Grra-Berg bis auf eine Stunde gerade westlich genähert; etwa sechs Stunden von uns entfernt blieb das nordöstliche Ende der Gebirgskette Tji-Grunto-n-Mádema, die in einer Länge von ungefähr zwölf Stunden von Süden nach Westen zieht; gegen Osten breitet sich eine steinige Hochebene aus. Wir passirten auch ein durch zwei Hügel gebildetes Thor, aber von einer Bergpartie Namens Bab wussten unsere Tebu nichts. Ueber niedrige Felsen steigend, gelangten wir um 3 Uhr in die Ebene Emi-Mádema und lagerten in derselben um 6 Uhr. Der Tag war weniger heiss gewesen, obschon die Hitze immerhin des Nachmittags 40° im Schatten erreichte,

doch war ich von der am vorigen Tage unternommenen Bergbesteigung und dem Ausfluge nach der Quelle so ermüdet, dass mir Reiten wie Gehen gleich schwer wurde. Abends kamen nacheinander drei Spinnen in mein Zelt gekrochen, an Grösse bei weitem die Buschspinne übertreffend, denn die eine mass von den Kopfzangen bis zum Ende des Leibes 3 Centimeter, von den Spitzen der beiden ersten Vorderbeine, die länger als die zweiten waren, bis zu den Spitzen der ausgestreckten hintersten Beine 8,6 Centimeter; alle Beine waren stark behaart, die beiden vordersten schwarz, der ganze Leib hatte eine gelblich graue Farbe. Mohammed Gatroni nannte sie Agrab-er-rih (Luftskorpion) und sagte, die Art sei auch von Barth in seinem Zelte gefunden worden und sehr häufig in diesem Theile der Wüste. Ihr Biss soll giftig sein.

Folgenden Tags begannen wir um 6½ Uhr unsern Marsch. Immer südwärts gehend, hatten wir links den Tji-Grunto, rechts eine unabsehbare Ebene. Um 11 Uhr gelangten wir an den Lakakéño-Fluss, der hier von Osten nach Westen fliesst, und warteten an demselben unter Talha-Bäumen, den ersten, die ich seit Ueberschreitung der Grenze von Fesan sah, bis 2½ Uhr die Mittagshitze ab. Gegen 4½ Uhr kam der Berg Emi-Mádema eine Stunde gerade westlich von uns in Sicht. Wir erreichten um 6 Uhr den obern Lauf des Lakakéño, der, vom Emi-Mádema kommend, nachdem er östlich und nördlich geflossen, sich durch Westen nach Südwesten dem Bir Ahmer-er-Rharbi zuwendet, und lagerten um 6½ Uhr am Brunnen Emi-Mádema, von den Arabern Bir Ahmer-es-Schergi genannt. Die Brunnen des Landes, obgleich nicht tief, sind im schlechtesten Zustande und fast immer versandet. So lange das Gebiet von den Sultanen beherrscht war, sorgten diese für Instandhaltung der Brunnen bis zum Jat; die türkischen Paschas aber kümmern sich nicht um die Brunnen südlich von Tedjerri und lassen

selbst die in Fesan befindlichen verfallen. Gerade in der Umgebung der Brunnen liegen daher die meisten Gerippe von Menschen. Hat eine Karavane mit ihren durch Strapazen und Entbehrungen erschöpften Sklaven nach weiter Wanderung endlich einen Brunnen erreicht, dann findet sie ihn mit Sand gefüllt, und es muss oft erst tagelang gegraben werden, ehe man Wasser bekommt; unterdessen ist aber mancher der vom Durst Gepeinigten seinen Leiden bereits erlegen. Abends kamen wieder, wahrscheinlich durch das Kerzenlicht angelockt, mehrere Luftskorpione in mein Zelt.

Am 16. April morgens 6½ Uhr Aufbruch gen Süden. Bei völliger Windstille über eine kiesbedeckte ununterbrochene Ebene ziehend, ward mir schon um 8 Uhr die Hitze fast unerträglich. Um 12½ Uhr zeigte sich in der Entfernung von etwa acht Stunden der konisch geformte, doppelgipflige Berg Fesan, wahrscheinlich derselbe, den Vogel Pisa nennt, denn weder Maina Adem noch Mohammed Gatroni kannten einen Berg des letztern Namens. Um 2 Uhr passirten wir den Fluss Ssuffra-Sintal, der von Westen nach Osten fliesst und sich, nachdem er einen vom Fesan kommenden Arm aufgenommen, mit dem Lakakéño vereinigt. Um 3½ Uhr erreichten wir Búddema, einen grünen kräuterreichen Strich Landes, wo meine Karavane lagerte, um die Kamele weiden zu lassen, während Maina Adem mit seiner Gofla weiter marschirte. Aber schon nachts um 2 Uhr zog ich ihm nach, und um 6 Uhr morgens waren die beiden Karavanen wieder beisammen.

Immer die Richtung nach Süden einhaltend, gelangten wir mittags zu der ausgedehnten Niederung Máfaras, doch erst um 4 Uhr, ganz erschöpft von dem anstrengenden Marsche und der drückenden Hitze, an den mit einigen Talha- und Ethelbäumen beschatteten Brunnen. In seiner Nähe gab es reichlich Sbith und Had für die Kamele, und

da auch die Menschen dringend einer Rast bedurften, wurde an dem Tage nicht weiter gegangen. Es treten hier Kreidebänke, Gips, Marmor und Alabaster offen zu Tage, obwol im ganzen Sandsteinbildung vorherrscht.

Um die Glut der Tageshitze zu meiden, brach ich schon nachts 1½ Uhr auf, und diesmal liess sich auch Maina Adem zum gleichzeitigen Abmarsch überreden. Wir waren ungefähr eine Stunde unterwegs, auf einer grosssteinigen Hammada die südliche Richtung verfolgend, da riss der vordere Sattelgurt meines Kamels, und ich stürzte rücklings sammt der aus zwei Kisten bestehenden Ladung zu Boden. Glücklicherweise fiel ich mit dem Kopf auf meine mit herabgerutschte Matratze, ich hätte mir sonst das Genick brechen können; so kam ich mit einigen Quetschungen davon. Es verging aber viel Zeit mit dem Wiederaufladen und Befestigen der Kisten; die Karavane war unterdess weitergezogen, und in der Dunkelheit verlor ich ihre Spur; ich feuerte ein paar Nothschüsse ab, um sie zum Halten zu veranlassen, und es ergab sich, dass ich mich fast eine Stunde westlich von ihr verirrt hatte. Als der Tag anbrach, befanden wir uns am Ausgang der Máfaras. Wir bogen um den nördlichen Rand des Tji-Grunto-Gebirges (Tiggerandumma?) und traten in ein von Westen nach Osten laufendes Thal, in dem Had und einige Talha-Bäume wuchsen. Hier wurde um 8 Uhr zum Gielen gelagert. Jetzt bemerkte ich erst, dass mir bei dem Sturz vom Kamel nicht nur ein Aneroid und ein Doppelfernglas, die in einem ledernen Futteral am Sattel hingen, abhanden gekommen, sondern dass auch mehrere von den in den Kisten verpackten Gegenständen zerbrochen oder beschädigt waren; zum Glück blieben die auch darin liegenden Aneroide unversehrt. Um 2½ Uhr nachmittags setzten wir, obgleich die Sonne noch tüchtig brannte, den Marsch wieder fort. Unser Weg führte, immer am Rande des Tji-

Grunto-Gebirges hin, über stark gewelltes, daher für die Kamele sehr beschwerliches Terrain. Gegen Osten in einer Entfernung von sechs bis acht Stunden war der Horizont durch Sanddünen begrenzt. Der Boden wurde immer hügeliger, wir hatten mehrere Engpässe zu passiren, und da infolge des Sturzes meine Glieder mich noch schmerzten, liess ich um 9½ Uhr abends lagern.

Es war Mitternacht geworden, ehe die Leute mit dem Abkochen fertig waren und man sich zur Ruhe legen konnte. Daher geschah der Aufbruch am andern Morgen erst um 5½ Uhr. Nach zweistündigem Marsche auf einer Höhe angelangt, erblickten wir die grünen Dumpalmen der Oase Jat vor uns. Wir erreichten sie um 10 Uhr und machten um 10½ Uhr halt bei den nur einige Fuss tiefen Wasserlöchern. Eins von meinen Kamelen, dem man schon vor mehrern Tagen die Ladung hatte abnehmen müssen, war nur mit Noth noch bis zu der Oase mitgeschleppt worden; es frass nicht mehr, mit einem Wort, es war, wie die Araber sagen, bathal (eigentlich „umsonst" und adjectivisch „schlecht"), das heisst völlig untauglich zum Gehen und Lastentragen. Von einem Tebu-Rschade wurden mir 5 Real fesaner Währung, circa 20 Frs., dafür geboten; allein es ärgerte mich, dass ich das Thier, welches Consul Rossi in Tripolis unbegreiflicherweise — denn es war seines hohen Alters wegen sicher nicht mehr als 50 Frs. werth gewesen und schon ganz entkräftet, als es in Mursuk ankam — um den Preis von 250 Frs. für mich gekauft hatte, gegen einen so geringen Betrag losschlagen sollte. Nach einigem Zögern zog ich daher vor, es schlachten zu lassen und der Karavane zum besten zu geben. Der Jubel über das unverhoffte schwelgerische Mahl war gross. In das Fell theilten sich die Leute, um Sandalen daraus zu machen, obzwar das Kamelleder wenig dauerhaft ist. Ein kleiner Theil des Fleisches wurde in dünne Streifen geschnitten, getrocknet

und zum Mitnehmen bestimmt, alles übrige musste an Ort und Stelle verzehrt werden. Natürlich war aber die nur aus 30 Köpfen bestehende Mannschaft unserer vereinten Karavanen trotz ihrer ungeheuern Leistungsfähigkeit nicht im Stande, die ganze Quantität auf einmal zu vertilgen; es bedurfte dazu eines Ruhetags, den ich auch, gegen den Wunsch Maina Adem's, gern bewilligte. Dieser hatte grosse Eile, weil er vor dem Feste Aid-el-Kebir, das in einigen Tagen bevorstand, in Kauar eintreffen wollte. Am Abend des nächsten Tages war richtig von der mehrere Centner schweren Masse Fleisch sammt Magen, Lunge und allen Eingeweiden kein Quentchen mehr übrig. Um die Knochen hatte dann mein Hund noch einen nächtlichen Kampf zu bestehen, wie meine Leute meinten, mit einer Hyäne; da er aber das Feld behauptete, vermuthe ich, dass sein Gegner nur ein Schakal gewesen. Ich war an dem Tage eben mit Schreiben beschäftigt, als ein plötzlicher Windstoss aus Süden mir das Zelt über dem Kopfe fortschleuderte und mehrere Löcher hineinriss. Auch die Leute wurden bei ihrer Morgenmahlzeit unsanft gestört, indem der Sturm wahre Wolken von Sand und Staub darüber ausschüttete. Dabei stieg die Hitze auf 45° im Schatten. Nach einer guten Stunde liess indess die Gewalt des Windes nach, und mein Zelt konnte wieder aufgerichtet werden.

Die Oase Jat, von Westen nach Osten sich erstreckend, gewährt mit ihren Dum- und Talha-Bäumen und dem reichen Sbithwuchs den Wüstenreisenden einen höchst willkommenen Ruhepunkt. Für mich, der zum ersten mal so weit nach Süden vordrang, bot namentlich der Anblick der Dumpalme eine das Auge erfreuende Abwechselung, denn sie hat nicht, wie die Palmenarten, die ich bis dahin gesehen, nur eine Krone auf einem schlank emporsteigenden Stamme, sondern sie theilt sich in mehrere Aeste, deren jeder von einem Blätterdache gekrönt ist. Ihre Früchte

erreichen die Grösse eines Hühnereies; das grüne Fleisch, welches den Kern einen halben Centimeter dick umhüllt, ist für meinen Geschmack sowol frisch wie getrocknet ungeniessbar und wird auch von den Eingeborenen nur in Zeiten von Hungersnoth gegessen; der weisse, sehr harte Kern enthält, solange die Frucht grün ist, Milch wie die Kokosnuss. Wasser, meist vorzügliches, findet sich hier in der geringen Tiefe von 4 bis 5 Fuss. Der Brunnen gehört den Tebu-Rschade, welche sich von kleinern, schwach bewaffneten Karavanen für die Benutzung desselben 1 Real fesaner Währung = 1 Thaler auf jedes Kamel zahlen lassen. Von Maina Adem konnten sie aber natürlich den Zoll nicht erheben, und da ich in seiner Begleitung reiste, mussten sie auch meiner Karavane die unentgeltliche Benutzung des Brunnens gestatten.

Eine Stunde nach Mitternacht, 22. April, verliessen wir Jat. Die gewöhnliche Karavanenstrasse geht von hier südwestlich über die von den Arabern El Marra genannte Oase Ssiggedim; unsere Tebu führten uns aber einen kürzern Weg in der Richtung von 200° über eine hügelige, mit Steinen bedeckte Hochebene. Dabei wurde ein Kamel der beiden Ghorianer, die von Mursuk aus mit uns reisten, „bathal". Ausser diesem ihrem eigenen hatten sie nur noch ein gemiethetes, das auch schon mit vollem Gewicht belastet war, sie wussten sich daher keinen Rath, wie sie ihr Gepäck weiterschaffen sollten. Die Aermsten dauerten mich, und ich bat Maina Adem, er möge gestatten, dass man die Ladung ihres kranken Thieres mit auf seine Kamele vertheile, wozu er sich denn auch bereit finden liess. Von den Tebu-Rschade hatte keiner anders als gegen unverschämt hohe Bezahlung den Weitertransport übernehmen wollen. Nachdem das Kamel seiner Last entledigt war, setzte sich die Karavane wieder in Marsch, während ein Ghorianer und einer von meinen Leuten mit ihm zurückblieben und es

langsam weiterzutreiben suchten. Es zu schlachten war keine Zeit, auch hätten die Besitzer den Verlust nicht so leicht verschmerzen können. Wir nahmen um 4 Uhr, einen vor uns liegenden Berg umgehend, die Richtung von 290°, lenkten jedoch nach einer Stunde wieder in die frühere Richtung ein. Um 9 Uhr zwang uns die unerträglich gewordene Hitze, mitten auf der kahlen Hochebene Rast zu machen, und kurz ehe wir nachmittags 3 Uhr weitergingen, war das bathale Kamel mit seinen beiden Treibern wieder zur Karavane gestossen. Der Weg führte nun ohne jegliche Abwechselung durch tiefen Sand über völlig ebenes Terrain, bis um 7 Uhr abends ein Hügel sichtbar wurde, den die Tebu Gretebretmár oder Gretedétoa nannten. Er liegt westlich nah an der Strasse und dient den Karavanen als Wegweiser, gewöhnlich auch als Lagerplatz. Wir hielten nur an, um eine Partie der hier wie an allen Lagerplätzen reichlich vorhandenen trockenen Kameläpfel einzusammeln, die wegen ihres Fettgehalts ein gutes Brennmaterial abgeben, und marschirten noch eine Stunde weiter. Um 8 Uhr abends wurde am Wege gelagert.

Andern Tags begann die Reise um 5 Uhr, etwas vor Sonnenaufgang. Wir durchzogen in der Richtung von 205° eine grosssteinige Ebene, wobei uns die Hitze, durch heissen Südwind verstärkt, furchtbar zusetzte. Endlich um 3 Uhr nachmittags erreichten wir, das heisst der berittene Theil der Mannschaft, die Oase Igjeba, der zu Fuss marschirende war noch zurück. Ob der Pass, über den man von Ssiggedim kommend herabsteigt, der Nefássa-Pass ist, vermag ich nicht zu sagen; den Tebu ist der Name unbekannt, vielleicht aber nennen ihn die Araber so. Maina Adem, dem, wie gesagt, viel daran gelegen war, vor dem grossen Feste in seinem Wohnort Tiggemámi anzukommen, wollte, dass noch an demselben Abend die Reise fortgesetzt werde. In Rücksicht auf den erschöpften Zustand,

in dem sich meine Leute sowie die Kamele befanden, erklärte ich ihm jedoch, ich würde nicht eher als am folgenden Tage nachmittags weitergehen. Nun beschwor er mich mit allen Eiden, die er von den Arabern gelernt, ich möchte gleichzeitig mit ihm aufbrechen; denn es würde eine Schande für ihn sein und ihm von seinem Bruder dem Sultan nicht vergeben werden, mich in der Wüste zurückgelassen zu haben. Allein ich blieb standhaft. Hierauf beschloss er, seine Leute und die Tebu-Rschade vorauszuschicken und allein bei mir zu bleiben. Schliesslich aber gab er auch diesen Plan wieder auf und liess seine ganze Karavane ebenfalls bis zum folgenden Nachmittage in Igjeba lagern. Igjeba gehört schon zum Sultanat Kauar. Die Oase, kaum eine halbe Stunde breit, bietet wenig Reize, da die Dumpalme hier nur kümmerlich gedeiht und es daher an Schatten fehlt; doch findet sich überall süsses, reinschmeckendes Wasser in der Tiefe von nur 2 Fuss.

Ungeachtet der sengenden Hitze setzten wir uns am folgenden Tage nachmittags 1½ Uhr in Marsch. Die Gegend, welche wir in gerader südlicher Richtung passirten, hat kiesigen Boden und nirgends die geringste Erhebung. Abends bei Mondschein verschwammen der von Staub graue Himmel und die graue Bodenfläche in eins; es sah aus, als ob gar kein Horizont vorhanden wäre — eine höchst seltsame, beängstigende Erscheinung. Nach fast achtstündigem ununterbrochenen Marsche wurde um 9 Uhr halt gemacht.

Schon um 1¼ Uhr morgens, den 25. April, ging es weiter. Das Land wird von hier an etwas hügeliger; die Gesteinsmasse besteht vorwiegend aus weissgrauem Tuffstein. Um 5 Uhr sahen wir von einer Anhöhe herab die Oase Kauar vor uns liegen. Freudenschüsse wurden abgefeuert; Maina Adem warf ein fürstliches Prachtgewand

über seine Reisekleidung; dem Pferde, das er ritt, war schon Tags vorher ein reiches, goldgesticktes Geschirr und ein Sattel mit vergoldeten Steigbügeln aufgelegt worden. Bei dem Orte Anay angelangt, stieg er ab, um die Huldigungen der Bewohner entgegenzunehmen. Seine Leute aber schickte er weiter bis Annikímmi, wo sie ausruhen und dann nach ihrem Heimatsort abgehen sollten. Ich mit meiner Begleitung lagerte unter den Palmen von Anay, froh, mich endlich wieder an einem bewohnten Orte zu befinden.

XI.

Kauar oder Henderi-Tege.

Anay. Die Toilette der Tebu-Frauen. Ihr eheliches Verhältniss. Die Felsen Gummaganúmma. Annikímmi und Aschenúmma. Die frühere Residenz Kisbi. Die Orte Rabus und Schimmedrú. Ort und Berg Emi Mádema. Dorf Kalála bei der Hauptstadt Bilma. Der Sultan von Kauar. Die Salzminen. Die Bevölkerung.

Kauar ist der arabische, Henderi-Tege der echte Teda-Name des Landes, der aber nur noch bei den im Osten wohnenden Tebu gebräuchlich ist. Nachtigal sagt, den Namen Henderi habe er nie gehört; hingegen wird derselbe von Barth sowol hier als auch an andern Orten genannt, sodass ein Irrthum wol nicht anzunehmen ist. Die Grenze gegen Norden bezeichnet der zu Kauar gehörige Brunnen Jat.

Anay, der nördlichste Ort, liegt theils am Fusse eines Berges, theils auf der Höhe desselben und hat 100 bis 150 Häuser und Hütten mit über 500 Einwohnern. Die Häuser sind niedrig, sie haben nur eine Eingangsthür, aber mehrere Abtheilungen; die flachen Dächer bestehen entweder aus Palmzweigen oder aus Diss (Imperata cylindrica), einer Binsenart, die in Menge dort wächst.

Meinen Leuten zu Gefallen machte ich aus dem Festtag zugleich einen Rasttag in Anay. Ohnehin bedurften

alle der Ruhe; denn mehr noch als durch die Strapazen der langen Märsche waren durch die fürchterliche Hitze und die Elektricität der Luft unsere Kräfte erschlafft. Das Thermometer zeigte fast den ganzen Tag über zwischen 40 und 50° C., und die Sonnenstrahlen hatten so intensive Macht, dass eine Stearinkerze, die ihrer Wirkung ohne Schutz ausgesetzt war, bis auf den Docht zusammenschmolz. Gern hätte ich den Leuten auch eine Ziege oder ein Schaf zum Opfern gekauft, man verlangte aber unerschwingliche Preise dafür, und meine Messer, Spiegel, Nadeln, Mützen etc. fanden hier keine Liebhaber. Es war gut, dass ich mir von Fesan bedeutenden Vorrath Medra (Kautaback) mitgenommen hatte, denn hiergegen und gegen Medicin erhielt ich fast alles, was ich brauchte, in Tausch. Der Handel wurde meist mit den Frauen abgeschlossen, unter denen ich übrigens keine einzige hübsche sah. Ihre Hautfarbe ist ein entschiedenes Schwarz; nur bei einer, die einen Targi zum Vater hatte, war sie von hellerer Nuance. Des Festtags wegen erschienen alle in ihrem besten Kleide, viele auch mit frisch geflochtenem und butterbestrichenem Haar. Solche Frisur mag nicht wenig Zeit kosten: Flechten an Flechten, wol 60 bis 80, zwar nicht lang, aber sehr fein gewunden, hängen rund um den Kopf; nur die Stirn bleibt frei, aber von ihr aus zu beiden Seiten des Scheitels laufen wieder dichte Reihen der feinsten Flechten über den Schädel zum Hinterhaupte, und einige Frauen, wahrscheinlich besonders kokette, drehen noch einen Theil der Stirnflechten zu einer Wulst zusammen, die in Form einer Düte oder eines Horns hoch emporsteht. Die Arme waren mit acht oder zehn halbzollbreiten Spangen, theils von Elfenbein, theils von schwarzem Holz oder von Horn, die Füsse mit ein oder zwei dünnern Spangen von Messing oder Silber geschmückt. An den Fingern hatten die Vornehmern Ringe von Blei oder Silber, und allen hing im

rechten Nasenflügel ein Stückchen Koralle oder Knochen, worauf man besondern Werth zu legen scheint. Ein langer dunkelblauer Shawl, den manche recht graziös zu drapiren verstehen, umhüllte den Körper; darüber trugen die Reichen noch ein Hemd von blauem Sudankattun. Ich wunderte mich immer, warum dieser Stoff nicht in europäischen Fabriken gefertigt werde, denn er kommt weder über Marokko noch über Algerien, Tunis oder Tripolitanien nach Innerafrika; hier erfuhr ich nun, als ich den schön gearbeiteten und in echten Farben prangenden Haik einer schwarzen Tebu-Dame bewunderte, der Stoff sei Masseri, das heisst von Aegypten her eingeführte Waare.

Von dem Berge, an und auf welchem Anay erbaut ist, hat man durch eine tiefe Kluft einen Felsen abgetrennt. Derselbe dient als Zufluchtsort in Zeiten der Noth; er ist oben mit einer Mauer umgeben, die eine Anzahl bedeckter Kammern sowie Räume zur Unterkunft des Viehes einschliesst, und nur mittels einer Leiter zu ersteigen. Ich schickte mich an hinaufzuklimmen, wurde aber von zwei Wächtern daran verhindert; da rief ich Hammed zu, er solle mir Büchse und Revolver bringen, worauf sie von ihrem Widerstande abliessen, ja der Amo-bui-nemai (Ortsvorsteher) kam selbst, um mir alles zu zeigen. Es gab indess nichts Merkwürdiges zu sehen, auch nach Inschriften suchte ich vergebens. Die Einwohner erzählten mir, Anay sei ein neuer Ort, ihre Vorfahren hätten in Kisbi, das jetzt zerstört und verlassen ist, gewohnt.

Die Oase hat ausgezeichnetes Wasser, das sich an vielen Stellen dicht unter der Oberfläche des Bodens findet. Dattelpalmen gibt es in grosser Menge, doch erreichen sie hier nicht mehr die Höhe der Entwickelung wie in den nördlichen Oasen, und auch die Früchte sind von weit geringerer Qualität. Gemüse oder Getreide zu bauen, verwehren den Kauarern die in Air wohnenden Tuareg, welche

ihnen Getreide vom Sudan zuführen, um Salz dagegen einzutauschen, folglich ein Interesse daran haben, dass sich die Bewohner nicht mit Landbau, sondern mit der Salzgewinnung aus ihrem Sebcha beschäftigen. Das einzige Product, das ihnen diese Herren der Wüste zu cultiviren erlauben, ist Klee, der getrocknet ein treffliches Kamel-, Pferde- und Ziegenfutter abgibt. Für eine Hand voll Taback oder ein Brechmittel tauschte ich zwei Bündel davon ein; 24 solcher Bündel reichen hin, vier Kamele einen ganzen Tag reichlich zu füttern.

Von den andern mohammedanischen Völkern wird den Tebu vorgeworfen, sie seien so ungastlich wie die Christen; ich hatte mich jedoch in dieser Hinsicht nicht zu beklagen. Wir wurden vielmehr in Anay sehr gut bewirthet, und meine Leute delectirten sich besonders an mehrern Schüsseln Ngáfoli (Sorghum vulgare) mit Sauce aus Mlochía (Hibiscus exculentus nach Duveyrier, Corchorus clitorius nach Barth), dem Nationalgericht der Neger Innerafrikas. Für mich schickte der Amo-bui-nemai noch spät abends eine Schüssel Fleisch. Von wem die andern Schüsseln gekommen waren, erfuhren wir nicht; vielleicht von einigen Frauen, deren Wohlwollen ich mir beim Handel erworben. Denn die Tebu-Frauen führen die Herrschaft über ihre Männer, wie überhaupt das Volk, obgleich äusserlich sich zum Islam bekennend, im Familienleben noch vielfach seine alten Sitten beibehalten hat, wenn auch nicht ganz so hartnäckig wie die zum Mohammedanismus bekehrten Tuareg. Allerdings kommt es bei den Tebu jetzt schon vor, dass ein Mann zwei oder mehrere Frauen heirathet, und dass Frauen wegen Unfruchtbarkeit oder aus andern Gründen verstossen werden. Indess wissen diese auch ihrerseits die Männer durch List zu hintergehen. So kam eine Frau zu mir und verlangte Medicin, um ein Kind zu gebären, das seit vier Jahren in ihrem Leibe ruhe.

Denham mit seinen Gefährten war weiter westlich nach Kauar gekommen und hatte jene „kegelförmigen Hügel“ durchzogen, die er in seiner Reisebeschreibung Gummaganumma nennt. Ich besuchte diese Felskuppen im Nordwesten von Anay. Sie bilden einen der anziehendsten Punkte der Oase Kauar und waren ehedem bewohnt; doch wurden ihre Bewohner einst von den Tuareg ausgehungert, seit welcher Zeit sie verlassen sind. Eine kleine Besatzung würde von hier aus ganz Kauar in Schach halten können.

Nachdem uns am folgenden Morgen die Anayer noch einmal gastlich bewirthet hatten, brachen wir auf, ein gutes Andenken von ihnen mitnehmend. Ein halbstündiger Marsch in der Richtung von 150° brachte uns nach Annikímmi, einem kleinen nur halb so grossen Orte wie Anay, ebenfalls am Fusse des Gebirges gelegen, das die Oase im Osten begrenzt. Ungefähr in der Mitte zwischen Anay und Annikímmi steht ein Felsblock am Wege, in den arabische Namen und allerhand Zeichen eingekratzt sind; letztere scheinen indess keinen Sinn, wenigstens keine zusammenhängende Bedeutung zu haben. Auch Annikímmi hat oben auf dem Berge ein Castell, in das sich die Bewohner bei Kriegsgefahr zurückziehen. Wir lagerten etwas westlich vom Dorfe unter ein paar dürftigen, nur wenig Schatten gewährenden Palmen. Wieder handelte ich gegen Taback und Medicin getrockneten Klee zum Futter für die Kamele ein. Dann schickte ich Mohammed Gatroni mit der Karavane nach Aschenúmma voraus, während ich allein einen Abstecher nach Kisbi unternahm, der ältesten Stadt Kauars, die zur Zeit der Denham-Clapperton'schen Expedition noch Residenz war, jetzt aber ganz verfallen ist. Binnen zwei kleinen Stunden in der Richtung von 240° erreichte ich die Stätte. Kisbi bedeckte einen niedrigen Hügel am Westufer der Oase, das sich nicht wie das östliche zu einem Gebirge

erhebt. Es mag 1000 oder noch mehr Einwohner gehabt haben. Die Häuser waren nicht von Stein, sondern aus Erde oder Thon gebaut; manche stehen noch aufrecht. Dass sich keine Moschee darunter befindet, ist erklärlich, da der Islam erst in neuerer Zeit unter den Tebu eingeführt wurde und ein grosser Theil derselben ihn bis heute nicht angenommen hat. Bemerkenswerthes bietet Kisbi in seinem jetzigen Zustande nichts, es müsste denn wahr sein, was man in Kauar behauptet, dass unter dem Boden grosse Schätze verborgen liegen. Der Abend dämmerte schon, als ich mich wieder auf den Weg machte, um meine bei Aschenúmma lagernde Karavane aufzusuchen. Ich wusste zwar, dass der Ort in südöstlicher Richtung liege; da aber Kauar durchschnittlich drei Stunden breit ist, irrte ich lange umher, ohne die Strasse finden zu können. Da knallte aus der Ferne ein Doppelschuss, den der Gatroner vorsorglich als Signalschuss für mich abgefeuert. Er brachte mich auf die richtige Spur, und bald war nun die Strasse erreicht. Einer von den Leuten kam mir mit einer Girba entgegen, aus der ich meine vom Laufen ganz ausgetrocknete Kehle wieder anfeuchten konnte. Nach einer weitern Stunde Wegs langte ich endlich um 9 Uhr in Aschenúmma an. Man sagte uns hier, es seien eben Tuareg, die Salz abholen wollten, in Dirki und Bilma angekommen, und ich beschloss, ein Zusammentreffen mit ihnen wo möglich zu vermeiden. Innerhalb der Grenzen von Kauar ist zwar der Reisende vor ihren Anfällen gesichert; Karavanen mit schwacher Mannschaft aber, die darüber hinaus nach Süden ziehen, sind in Gefahr, von Tuareg-Horden überfallen und ausgeplündert zu werden. Damit sie unsere Anwesenheit im Lande nicht gewahr würden, verweilten wir den ganzen folgenden Tag vor Aschenúmma; später überzeugte ich mich freilich von der Nutzlosigkeit dieser Vorsichtsmassregel, denn die Kunde von der Ankunft eines

Europäers verbreitet sich in diesen Gegenden mit fast telegraphischer Geschwindigkeit.

Aschenúmma, wie die übrigen Orte an den westlichen Abhang des Mogodóm-Gebirges angelehnt, hat, nach der Anzahl der Hütten zu schliessen, wol nicht mehr als 200 Einwohner. Barth spricht von 120 Hütten, was eine bedeutend grössere Einwohnerzahl bedingen würde. Die Wohnungen, sowol die steinernen wie die Palmenhütten, sind sauberer und netter gehalten als die der Araber oder Tuareg und verrathen eine gewisse Wohlhabenheit. Leider entspringt diese jedoch daher, dass die Männer, deren nur drei im Dorfe anwesend waren, sich eifrig als Vermittler an dem Sklavenhandel zwischen Bornu und Rhat oder Fesan betheiligen. Auffallend dreist benahmen sich hier die Frauen; so gebrauchte eine die mit Wasser gefüllte Trinkschüssel meiner Diener, die vor meinem Zelte stand, ganz ungenirt als Waschbecken.

Morgens $5^1/_4$ Uhr wurde die Reise fortgesetzt. Immer am Fusse des Mogodóm-Gebirgs entlang gehend, erreichten wir nach zwei Stunden Elidja, nur einen guten Büchsenschuss von Tiggemami, dem Wohnort Maina Adem's, entfernt, und weiterhin Rabus, wo wir zur Nacht blieben. Dieser an sich schon hochgelegene Ort mit etwa 100 Einwohnern wird von einer Burg überragt, die ohne Anwendung von Belagerungsgeschütz uneinnehmbar sein dürfte. Drei Stunden davon in der Richtung von 235° liegt Dirki, der zweite Hauptort von Kauar.

Andern Tags kamen wir nach Schimmedrú, dem drittgrössten Ort der Oase, mit gegen 800 Einwohnern und einer von den Snussi gegründeten Sauya. Wir wurden hier von Weibern und Kindern haufenweis umlagert und aufs freundlichste zum Bleiben eingeladen; allein eben um uns der allzu grossen Liebenswürdigkeit zu entziehen, gingen wir noch abends nach dem eine gute halbe Stunde entfern-

ten ansehnlichen Doppelorte Emi Mádema. Auch hier ward uns eine sehr gastliche Aufnahme zutheil. Der Ortsvorsteher überwies uns sonderbarerweise ein Haus, das von einer vor kurzem verstossenen Frau des jetzigen Sultans von Kauar bewohnt war. Indess empfing mich die Dame ganz artig und gestattete ohne Widerrede, dass wir die Hälfte ihres Hauses in Beschlag nahmen. Sie erklärte zwar, nicht mit so vielen Männern unter einem Dache schlafen zu wollen, wahrscheinlich weil sie auf eine Wiederverheirathung speculirte, blieb aber trotzdem im Hause und schickte uns sogar ein Gericht von getrocknetem Gazellenfleisch. Von andern Seiten bewirthete man uns gleichfalls reichlich, und noch abends bei Mondschein liess der Ortsvorsteher öffentlich ausrufen, jede Familie solle zwei Kleebündel für die Kamele des Gastes hergeben, was auch alle bereitwillig thaten. Womit mögen die Tebu den Ruf der Ungastlichkeit, in dem sie stehen, sich zugezogen haben?

Am 1. Mai kam ein anderer Bruder des Sultans, begleitet von seiner Schwester, aus Dirki an, um mich zu begrüssen und mir eine Ziege als Gastgeschenk zu bringen. Die Prinzessin verlangte von mir Medicin, nach der sie einen Sohn gebäre; ich frug, ob sie verheirathet sei, worauf sie naiv erwiderte: jetzt nicht, aber sie werde sich nächstens verheirathen und dann von dem Mittel Gebrauch machen.

Am Abend zuvor hatte ich den Berg Emi Mádema (wörtlich „Rother Felsen") bestiegen, der nach meiner Messung eine relative Höhe von 114 Meter, eine absolute von 632 Meter hat. Dies ist zugleich die durchschnittliche Höhe des ganzen Mogodóm-Gebirges. Oben eröffnete sich mir eine weite Fernsicht: nach Osten zu eine endlose Hammada; nach Westen über das Thal hinaus eine ebenso ausgedehnte Sandebene, mit niedrigen Dünen besetzt; gerade

im Westen ein isolirter Berg von durchschnittlicher Höhe der Wüstenberge, im Südwest ein anscheinend eine Tagereise lang von Norden nach Süden streifendes Gebirge von gleicher Höhe, beide wol 8 bis 10 Stunden entfernt. Man wusste mir weder für den einzelnen Berg noch für das Gebirge einen Namen zu nennen; die Tebu scheinen im allgemeinen auf geographische Benennungen nicht viel zu halten, während Araber und Tuareg gewiss keinen in ihrem Bereiche liegenden Punkt unbenannt lassen. Später erfuhr ich, dass die Bergreihe Ingissommi-Gebirge heisst, es ist vermuthlich dieselbe, welche Barth's englischer Begleiter durch sein Fernrohr gesehen hat.

Von Schimmedrú an haben die Häuser zum Theil eine andere Bauart. Sie bestehen aus einer niedrigen runden Steinmauer von 10, 15 bis 20 Fuss im Durchmesser, über die ein grosses deckelförmiges Dach gestülpt ist, sodass sie von weitem den ledernen Dosen gleichen, welche die Tuareg verfertigen. Eine Wand, ebenfalls aus Stein, trennt das Innere in zwei Hälften, deren vordere wieder durch aufgehängte Matten in zwei Räume getheilt wird. Alle Wohnungen sind sauber, wie überhaupt die Tebu in Bezug auf Reinlichkeit von den übrigen Wüstenbewohnern eine lobenswerthe Ausnahme machen. So oft unsere Karavane an einen Brunnen kam, wuschen sich die Tebu-Rschade den ganzen Körper, wogegen die andern Leute, meine städtischen Diener nicht ausgenommen, das Wasser nur zum Trinken benutzten. Aussen um das Wohnhaus herum laufen noch mehrere runde Höfe, welche die Küche, die Viehställe, die Aborte u. s. w. einschliessen.

Zum ersten mal sah ich hier Buckelochsen mit den langen gewundenen Hörnern; sie werden von Bornu hierher gebracht und vertragen, wie es scheint, den Ortswechsel recht gut.

Am 2. Mai abends verliessen wir Emi Mádema, gingen

aber nur eine halbe Stunde weit bis zu dem Dorfe Muschei und lagerten westlich vor demselben beim Brunnen. Seine Bewohner, einige Rschade-Familien, sind als Diebe berüchtigt. In der Nacht näherten sich zwei von ihnen dem Lager, jedenfalls in diebischer Absicht; mein wachsamer Hund machte jedoch sofort Lärm, und als sie unsere Flintenschlösser knacken hörten, beeilten sie sich, uns „l'afia", den Friedensgruss, zuzurufen. Dann entschuldigten sie ihre Annäherung damit, dass sie zu viel Lakbi getrunken und im Dusel den Weg verfehlt hätten.

Andern Tags wurde früh 5¼ Uhr das Lager abgebrochen. Wir zogen gerade südwärts, vom Gebirge ablenkend, das nun in der Richtung von 165° verläuft, und traten um 7 Uhr in einen dichten Wald von Dum- und andern Palmen; es liegen mehrere Tebu-Dörfer darin, an deren südöstlichstem und bedeutendstem, Agger, wir um 8 Uhr vorbeikamen. Von 9 Uhr an gielten wir bei einem Brunnen. Das Thermometer wies nachmittags in den Sand gestellt + 63° C., in der Sonne + 74° C. und im Schatten + 43°. Abends marschirten wir noch eine Stunde und lagerten dann unweit Bilma (Gáru), der Hauptstadt des Landes. Ich war unterwegs benachrichtigt worden, dass der Sultan augenblicklich nicht in Bilma selbst, sondern eine halbe Stunde nordwestlich von der Stadt in dem Dorfe Kalála residire. Dorthin nahmen wir bei Tagesanbruch unsern Weg, und nach kurzem Marsch hielt die Karavane, während meine Leute Flintenschüsse in die Luft feuerten, vor dem Palais des Sultans von Kauar.

Durch einige seiner Diener wurde mir eine elende Hütte neben der königlichen Residenz zur Wohnung angewiesen, und bald erschien Seine Majestät in höchsteigener Person. Die üblichen Begrüssungsformeln wurden gewechselt, halb in Arabisch, das der Sultan nur sehr unvollkommen sprach, halb in Teda; dann entfernte er sich wieder.

Die Baracke, in der wir wohnen sollten, erwies sich als viel zu klein; es war unmöglich, meine Leute und das Gepäck darin unterzubringen. Ich machte mich daher auf, um den Sultan zu bitten, er möge uns eine passendere Unterkunft verschaffen. Seine Majestät empfing mich vor seinem Hause im Sande hockend. Indem ich meine Bitte vortrug, überreichte ich zugleich den Empfehlungsbrief des Kaimmakam. Der Sultan nahm ihn verkehrt in die Hand, warf einen Blick hinein und sagte, er verstehe nicht Türkisch. Ich bemerkte, der Brief sei arabisch geschrieben, worauf er ihn zusammenfaltete und mit wichtiger Miene erklärte, er werde das Schreiben mit seinem Thaleb, der übrigens, wie ich später erfuhr, auch nicht lesen konnte, einer genauen Durchsicht würdigen. Indess stand er auf und ging mit mir durch das Dorf, bis ein geräumigeres, aus Salzklumpen errichtetes Haus für uns gefunden war. Vergebens warteten wir hier bis zum Abend auf ein Mahl, wir mussten uns endlich selbst etwas zum Essen zubereiten. Um den Sultan günstiger zu stimmen, schickte ich ihm, obgleich es nicht Sitte ist, die Geschenke sofort abzugeben, gleich am folgenden Morgen zwei Hüte Zucker, zwei Rasirmesser, einen Turban, einen Dolch, Rosenöl, sechs Taschentücher, eine Harmonika und 10 Thaler in Geld, was zusammen einen Werth von reichlich 20 Thaler repräsentirte. Barth hat ihm, wie mir Mohammed Gatroni sagte, nur eine Bornu-Tobe im Werthe von 3 bis 4 Thaler geschenkt; auch war mir in Mursuk versichert worden, zwei Hüte Zucker allein sei ein genügendes Geschenk für den Fürsten der Tebu. Dies mag seine Richtigkeit haben, wenn man mit einer starken Araberkaravane ankommt, deren 40 oder 50 Flinten dem Sultan den nöthigen Respect einflössen. Da ich aber nur wenige Leute bei mir hatte und er mich ganz in seiner Gewalt wusste, verhöhnte er die Diener, die ihm mein Geschenk überbrachten, stiess es zurück und

liess mir sagen, wenn ich nicht 100 Thaler und einen Tuchburnus gäbe, dürfte ich weder in seinem Lande bleiben, noch werde er gestatten, dass ein Tebu mich nach Bornu geleite; Vogel und Beurmann, behauptete er, hätten ihm auch jeder 100 Thaler gegeben. Was war dem feigen Räuber gegenüber zu thun? Auf keinem andern Wege als durch Kauar konnte ich hoffen ins Innere Afrikas zu gelangen, ich musste mich also mit dem Beherrscher des Landes abfinden, und so fügte ich meinem Geschenke einen dunkelblauen mit Gold gestickten Tuchburnus im Werthe von 30 Thaler hinzu. Jetzt nahm er das Geschenk an, er gab mir die Erlaubniss, so lange ich wolle in Kauar mich aufzuhalten, und versprach sogar, er werde eine Karavane nach Bornu zu Stande bringen, oder mir wenigstens einen Führer dahin miethen.

Der Sultan, nach meiner Schätzung ein Mann von 45 Jahren, hiess Maina Abadji. Seine Gesichtsbildung hatte weniger von dem europäischen Typus wie die seines Bruders Maina Adem; die Hautfarbe war schwarzbraun, auch an der innern Fläche der Hand ganz dunkel. Letzteres ist als ein Zeichen von Vornehmheit anzusehen, denn bei den Geringern entfärben sich infolge des hantirenden Gebrauchs die Handflächen sowie die Fusssohlen und werden schmuzigweiss. Die Sultanswürde in Kauar ist gleichzeitig in zwei verschiedenen Familien erblich, so zwar, dass nicht dem Vater sein Sohn, sondern immer dem Herrscher aus der einen Familie der älteste Prinz der andern Familie auf dem Throne folgt. Beim Regierungsantritt muss der Fürst auf alle seine Besitzthümer Verzicht leisten, damit er nicht die Mittel habe, Sklaven anzukaufen und mit deren Hülfe das Volk zu unterdrücken. In der That ist der Sultan nichts weiter als der höchste Schiedsrichter bei innern Streitigkeiten und der Anführer im Kriege gegen einen äussern Feind; er darf keine Abgaben von seinen Unter-

thanen erheben und hat nicht das Recht über Leben und Tod derselben. Und das gleiche Verhältniss wie in Kauar findet auch in den übrigen Reichen der Tebu statt, während sonst die Völker der schwarzen Rasse ihren Fürsten mit Leib und Gut sklavisch unterworfen sind.

Ich blieb vorläufig in Kalála, um meine Vorräthe zu erneuern, da Ngáfoli und Butter hier billiger zu haben waren als in den nördlichern Orten und ich hoffen durfte, in dem benachbarten Bilma einiges von meinen Waaren verkaufen zu können. Bilma, der südlichste bewohnte Ort von Kauar, hat über 1000 Einwohner und ist hauptsächlich wichtig und berühmt wegen der in seiner Nähe befindlichen Salzminen. Die Stadt ist mit einer Mauer umgeben, im Innern aber einer der schmuzigsten Orte, die ich je gesehen habe; die niedrigen, unregelmässigen Häuser aus kothigen Salzklumpen machen namentlich auf den Reisenden, der eben die reinlichen Dörfer am Mogodóm-Gebirge passirt hat, den widerwärtigsten Eindruck.

Uebrigens muss ich hier einen sonderbaren Irrthum berichtigen, der, wie andern Reisenden, auch mir begegnet ist. Der Ort heisst nämlich nicht Bilma, sondern Gáru, er liegt nur in der Provinz Bilma. Veranlasser dieses Irrthums sind die Araber, welche sehr ungenau in ihren geographischen Bezeichnungen zu sein pflegen, indem sie z. B. oft Mursuk für Fesan, Stambul für die Türkei, Fes für Marokko, und umgekehrt den Namen des Landes oder der Provinz für einen einzelnen Ort gebrauchen. Man kann von ihnen die Frage hören: Wie weit ist es von Deutschland nach der Türkei? Denn sie glauben gleich allen Wüstenbewohnern, jedes Land müsse durch eine Wüste oder durch das Meer von andern getrennt sein, und können sich nicht vorstellen, dass ein Punkt Deutschlands ziemlich nahe an der türkischen Grenze, ein anderer viele Tagereisen davon entfernt ist.

Die Salzminen zwischen Gáru und Kalála sowie nördlich von letzterm Orte bestehen aus weiten, von 20 bis 30 Fuss hohem Salz- und Erdschutt eingefassten Gruben, in deren Tiefe Wasser, wahrscheinlich über Steinsalzlager, von Osten nach Westen hindurchfliesst. Dieses Wasser ist so salzhaltig, dass sich, begünstigt durch die starke Verdunstung hier im Centrum der Wüste, binnen einigen Tagen eine mehrere Zoll dicke Kruste auf dem Wasser bildet, die dann durchstossen und abgefischt wird. Während man das Meersalz, z. B. in Capo d'Istria, erst gewinnt, nachdem alles Wasser theils verdunstet, theils durch die Erde aufgesogen ist, überzieht hier das Salz wie eine Eisdecke die Oberfläche des Wassers, und vermöge der schnellen Krystallisation produciren diese gar nicht so umfangreichen Minen solche Quantitäten, dass sie einen grossen Theil Centralafrikas mit Salz versorgen. Die Tuareg aus Air führen es von hier nach dem Sudan, die Tebu und Araber nach Bornu und Bágirmi. Den Tuareg-Kelui ist es durch ihre numerische Uebermacht nach und nach gelungen, die Bewohner Kauars in völlige Abhängigkeit von sich zu bringen; sie erlauben ihnen weder Ackerbau noch sonst irgendeine einträgliche Beschäftigung, mit Ausnahme des Sklavenhandels, zu treiben, damit sie zur Bearbeitung der Salzminen gezwungen sind. Dagegen bringen ihnen die Tuareg Getreide und Kleidungsstücke sowie Sklaven vom Sudan, für welche sie aber den Preis entrichten müssen, den ihnen ihre Herren, die Tuareg, abverlangen. Hierher kommen denn auch die grössten Karavanen, die überhaupt die Wüste durchziehen; die Einwohner sprachen von 3 bis 4000 Kamelen, und wenn es auch diese Völker bei Zahlenangaben mit den Hunderten oder Tausenden eben nicht genau nehmen, so mögen immerhin Karavanen von gegen 1000 Kamelen der Wirklichkeit entsprechen. Das Salz wird zum Transport theils in Pulver zerrieben, theils in

Formen von Tellern oder Säulenkapitälen gegossen; das in Tellerform ist unrein und mit vielen erdigen Theilen vermischt.

Ausser Salz liefert Kauar keine Producte. Die Dattelpalme trägt hier nur wenige und schlechte Früchte, denn sie bedarf zu ihrem Gedeihen einer jährlichen Durchschnittstemperatur von 21° R., die in Kauar, wie zusammenhängende Beobachtungen ergeben würden, wahrscheinlich schon um einige Grade überschritten wird. Als Gemüse dienen den Bewohnern Kürbisse und Wassermelonen, sowie ein Gemisch von Klee- und Mlochiablättern. Kleine Schafe ohne Wolle, verkrüppelte Ziegen, etliche von Bornu eingeführte Rinder bilden nebst dem afrikanischen Kamel den ganzen Hausthierbestand. Nur einige Vornehme halten sich Pferde; Grauschimmel, die vom Norden her eingeführt werden, zieht man den von Bornu kommenden Füchsen oder Braunen bei weitem vor.

Die sesshafte Bevölkerung von Kauar wird nicht über 3000 Seelen stark sein. Es lassen sich zwei Hauptgruppen in ihr unterscheiden: die eine leitet ihren Ursprung von den Kanúri her, die andere behauptet von den Teda, dem Volke von Tibesti, abzustammen. Kanúri nennen sich die Einwohner von Gáru, Kalála, Dirki[1]; Tebu die Ansiedler in den am Fusse des Mogodóm-Gebirges gelegenen Dörfern. Letztere führen sogar ihre Abstammung auf einzelne Familien der Teda zurück: die zeitweise des Salzhandels wegen in Bilma und Dirki sich Aufhaltenden zählen sich zu den Tamára oder Temaghéra, die Bewohner von Aschenúmma zu den Etmáda, die von Annikímmi und Anay zu den Gunna (Gunda oder Gonda) und Tauia.[2] Die Ab-

[1] Kanúrischer Abstammung sind auch die schwarzen Bewohner der Oasen Agram und Djado sowie die Ureinwohner von Tedjérri.

[2] Die Bewohner von Agger sind Abkömmlinge der Tebu-Desa aus Kanem.

kömmlinge der Kanúri wohnen in schmuzigen Häusern aus Erd- oder Salzklumpen, die der Teda in verhältnissmässig saubern aus Stein gebauten Häusern. Uebrigens sind beide Rassen vielfach miteinander vermischt, und beide sprechen gleich geläufig die Teda- wie die Bornu-Sprache.

Während ich in Kalála war, begab sich der Sultan nach dem Norden, um auch die andern Mitglieder der Karavane, mit der ich gekommen, zu brandschatzen. Mit seinem Bruder Maina Adem gerieth er in heftigen Streit, wobei es sich wahrscheinlich auch um Geld handelte. Die beiden armen Gorianer mussten ihm jeder 5 Thaler bezahlen; im Jahre vorher hatte der eine von ihnen die Reise nach Bornu mit einer starken Karavane gemacht und deshalb beim Durchzuge durch Kauar nur 2 Baschlik (ungefähr $^1/_3$ Thaler) zu entrichten gehabt. Um mich bekümmerte sich der Sultan weiter nicht mehr, als dass er mir seine Abreise und Wiederankunft melden liess. Ohnehin fand ich mich bald veranlasst, von Kalála aufzubrechen, da in der Provinz Bilma das Kamelfutter schlecht und theuer ist. Ich ging nach Schimmedrú zurück, bei welchem Orte oder vielmehr in der dazu gehörigen Hattie vorzügliches Agolkraut wächst, das die Kamele sehr lieben.

XII.

Die Tebu.

Name. Abstammung. Gesichtsbildung. Wohngebiet. Bekehrung zum Islam. Stände. Industrie. Behausungen. Kleidung. Begrüssungsformeln. Staatswesen. Länder- und Völkernamen. Ueber die Zukunft des Volks.

Ist auch die Zahl der in Fesan sich aufhaltenden Tebu keine geringe, so können sie doch dort noch nicht als heimisch betrachtet werden; erst mit Kauar hatte ich das Wohngebiet der Tebu und zwar dessen westlichste Grenze erreicht. Es dürfte deshalb hier der Ort sein, etwas näher auf die Eigenthümlichkeiten dieses Volksstamms einzugehen.

Der Name Tebu, wie ihn Barth schreibt, hat sich am meisten bei uns eingebürgert, obwol Nachtigal's Schreibung Tibbu der Aussprache nach richtiger sein mag und die Betreffenden selbst sich weder Tebu noch Tibbu, sondern Teda nennen. Behm äussert darüber in „Land und Volk der Tebu" (Petermann's Mittheilungen, Ergänzungsheft Nr. 8): „Alles dies sind nur Varianten eines und desselben Wortes, die sich im Munde verschiedener Volksstämme gebildet haben." Auch ist es ganz irrelevant, ob das Wort Tibbu oder Tebu von Teda, wie Barth will, oder von Tu, wie Nachtigal will, abgeleitet wird; letzterer sollte consequenterweise daher Tubu schreiben.

Mit ziemlicher Gewissheit können wir annehmen, dass in dem Gebiete, welches das heutige Fesan umfasst, die Garamanten des Herodot und Plinius wohnten, aber weder diese Schriftsteller noch Strabo oder Tacitus, der im IV. Buche seiner „Annalen" einer garamantischen Gesandtschaft erwähnt, sagen uns, ob dieses Volk zur weissen oder zur schwarzen Rasse gehört habe. Ebenso wenig geben die Geographen des Mittelalters, Edris und Leo, hierüber zuverlässige Auskunft. In meinen aus Afrika eingesandten Berichten (Petermann's „Mittheilungen", Ergänzungsheft Nr. 25) habe ich mich dahin ausgesprochen, dass die Tebu der schwarzen Rasse zuzuzählen und mit den Kanúri nahe verwandt seien. Ich kam zu diesem Schlusse durch meine Vergleichung der Sprache beider Völker sowie durch die Beobachtung ihrer Sitten und Gebräuche, zwischen welchen ich mehr Aehnlichkeit fand als zwischen denen der Tebu und Berber. Ausserdem waren mir weit mehr Tebu von dunkler als von heller Hautfarbe zu Gesicht gekommen, und selbst die wenigen hellen Individuen, die ich sah, hatten stets einige entscheidende Merkmale der Neger: krauses Haar und gelbliche Bindehaut der Augen. Gleichwol finde ich mich veranlasst, meine damals ausgesprochene Behauptung zu modificiren. Nachtigal, der die Tebu am genauesten kennen gelernt und im Herzen ihres Landes war, ist geneigt, sie mehr für Berber als für Neger zu halten; er hat, wie es scheint, unter den Bewohnern von Tibesti besonders viel hellfarbige mit sogenannter kaukasischer Gesichtsbildung gesehen. Das Richtige aber dürfte Mannert[1] getroffen haben, indem er sagt: „Die Garamanten sind ehemals wie jetzt eine Vermischung von Negern und Libyern und eben daher von brauner, ans Schwarze gren-

[1] *Mannert*, Geographie der Griechen und Römer, X, 573.

zender Hautfarbe." Auch der gelehrte Waitz[1] erklärt die Tebu für ein Mischlingsvolk, und derselben Ansicht neigt sich Duveyrier zu, dieser ausgezeichnete Forscher der Sahara, der jedenfalls darin recht haben mag, dass die schwarze Bevölkerung ehemals bedeutend weiter nach Nordafrika hinaufreichte als jetzt.

Der gegenwärtige Stand der Forschung und Beobachtung über die Tebu lässt sich in folgende Punkte zusammenfassen: 1) Es unterliegt wol keinem Zweifel, dass die Tebu dasselbe Volk sind, das von den alten Autoren Garamanten genannt wird. 2) Ob die Garamanten der weissen oder der schwarzen Rasse angehörten, wissen wir nicht. 3) Die heutigen Tebu sind zum Theil von weisslichgelber, überwiegend aber von rothbrauner bis ganz schwarzer Hautfarbe, bei manchen ist sogar die innere Handfläche dunkelschwarz. 4) Alle Tebu haben krauses Haar und gelbliche Bindehaut der Augen, mir wenigstens sind weder Männer noch Frauen mit langem schlichtem Haar, wie es die Berber haben, vorgekommen. 5) Die Teda-Sprache ist aufs engste mit dem Kanúri verwandt. 6) Wir haben also in den heutigen Tebu, will man sie nicht als besondere Rasse gelten lassen, ein aus den Negern Centralafrikas durch Verkehr mit den weissen Bewohnern des nördlichen Afrika entstandenes und entstehendes Mischlingsvolk.

Diesem Mischlingscharakter entspricht auch die Gesichtsbildung der Tebu. Feine europäische oder kaukasische Züge sieht man nicht selten mit tiefschwarzer Hautfarbe vereint. Lyon spricht von Adlernase, schönen Zähnen und Lippen gleich denen der Europäer bei glänzendschwarzer Haut. Hornemann sagt: „Die Tibbo sind nicht ganz schwarz; ihr Wuchs ist schlank, ihr Gliederbau fein, ihr Gang leicht und schnell; sie haben lebhafte Augen,

[1] *Waitz*, Anthropologie der Naturvölker, II, 14 u. 15.

etwas starke Lippen, kleine aber nicht aufgeworfene Nasen, und ihr Haar ist kurz, aber nicht so kraus wie das der Neger.“ In dem Reisewerke von Denham und Clapperton[1] finden sich sehr verschiedene Schilderungen. Während von den Tibboos in Kisbi gesagt wird: „die Nase glich einem Fleischklumpen, der ins Gesicht geklebt war, und die Nasenlöcher sind so geräumig, dass sie die Finger mit Taback so weit sie wollen hineinstecken können“, heisst es von den Tebu in Bilma p. 94: „sie waren von besserem Aussehen als die aus den kleinen Städten, einige konnte man schön nennen: die regelmässigen Zähne, weiss wie Perlen, stechen sehr ab gegen das dunkle Schwarz ihrer Haut: die dreieckigen Flechten ihrer Haare, die auf beiden Seiten ihres Gesichtes herabhingen und von Oel trieften, die Korallen in der Nase und die Halsbänder von Bernstein geben ihnen ein verführerisches Ansehen.“ Und bei den Gunda Tibboos wird bemerkt: „einige Mädchen waren wirklich hübsch gegen die hässlichen Männer“; gleich darauf aber: „Kein Gunda Tibboo war über Mittelgrösse, sie sind schlank, gut gebildet, haben scharfe, kluge, kupferfarbene Gesichter, grosse, vorliegende Augen, flache Nasen, grossen Mund und grosse Zähne, die regelmässig aber dunkelroth von dem vielen Taback sind.“ Nachtigal betont als vorwiegend die Bronzefarbe der Tebu (Rschade) und fährt fort: „Die Nasen sind wohlgebildet, meist gerade, von mässiger Länge, und wenn sich Stumpfnasen finden, so gibt es auf der andern Seite fast ebenso viele Adlernasen, die ich zumal bei den Frauen nicht selten sah. Der Bartwuchs ist spärlich, das Haar länger und weniger wollig und hart als bei den Negern.“ Er glaubt deshalb sie eher zu den Berbern als zu den Kanúri rechnen zu müssen, steht aber mit dieser Annahme allein. Nach den Beobachtungen aller übrigen

[1] Deutsche Ausgabe (Weimar 1827).

Reisenden, die mit Tebu in Berührung gekommen, zeigt ihre Physiognomie weit mehr negerische als berberische Elemente. Ebenso herrscht in ihren Sitten und Gebräuchen grössere Uebereinstimmung mit den Negern als mit den Berbern. Sie tätowiren sich nicht farbig wie diese, sondern machen gleich den Negern Einschnitte in die Haut; der Pflug, dessen sich die Berber beim Feldbau bedienen, hat bei den Tebu, wie bei allen Negervölkern, keinen Eingang gefunden. Dass ihre Sprache mit dem Kanúri-Idiom nahe verwandt ist, wurde schon oben erwähnt.

Das Wohngebiet der heutigen Tebu liegt südlich von Fesan, nördlich vom Tschad-See, östlich von Kauar einschliesslich dieser Oase, und westlich von der sogenannten Libyschen Wüste. Ob sie auch die Oase Kufra, welche seit einigen Jahren wieder bewohnt ist, innehaben, konnte bisjetzt nicht constatirt werden, wie sich überhaupt sichere Kenntniss des Landes nur durch eigene Anschauung europäischer Reisenden gewinnen lässt, denn die Eingeborenen begegnen allen Erkundigungen mit zurückhaltendem Mistrauen. Zudem haben die Tebu viel weniger Sinn für Geographie wie die Araber und Berber: sie wissen viele Berge nicht zu benennen, welche sie jahraus jahrein mit ihren Karavanen passiren, und geben selbst Thälern und Ebenen, Bergen und Uadi in ihrer nächsten Umgebung keinen bestimmten Namen. Noch schwieriger ist es, über die frühern Wohnsitze der Tebu-Stämme etwas zu ermitteln, da sie keinerlei historische Ueberlieferungen, weder schriftliche noch mündliche, besitzen. In Betracht des unleugbar gemeinsamen Ursprungs der Teda- und der Kanúri-Sprache könnte vielleicht eine genauere Erforschung des Kanúri-Stammes auf die Spur leiten. Bei den Tebu wie bei den Kanúri heisst „ialla“ Nord, „anum“ (kanúri) oder „onum“, „enom“ (teda) Süd. (Die Angabe in Barth's Vocabularien, „ialla“ bedeute im Teda West, muss auf einem Irrthum

beruhen, denn West nennen die Tebu „di".) Hingegen bezeichnen die Kanúri Osten mit „gedi", die Tebu aber mit „foto" oder „futu", und dasselbe Wort „foto" oder „fute" brauchen die Kanúri für Westen. Nun ist bekannt, dass manche Völker, die ihre alten Wohnsitze verliessen, in den neuen trotz der veränderten Himmelsgegend die frühern Worte zur Bezeichnung der Ortslagen beibehielten; so sagen z. B. die Bewohner von Tidikelt, wenn sie sich nach Timbuktu begeben, sie gingen nach dem Schirg, d. h. nach Osten, während doch Timbuktu südlich von Tidikelt liegt. Vergleichende Forschungen der Art wären möglicherweise geeignet, einiges Licht über die Frage zu verbreiten.

Alle Teda in Tibesti (Tu) sind jetzt äusserlich zum Islam bekehrt, doch haben sie vom Wesen der mohammedanischen Religion wenig oder gar nichts in sich aufgenommen. Die unter den vorgeschriebenen Verbeugungen hergeplapperten Gebete bleiben ihnen unverständlich, denn kaum zehn Teda dürften des Arabischen mächtig genug sein, um die Sprache des Koran verstehen zu können. Selbst ihre Thaleb und Fakih wissen nichts weiter, als auswendig gelernte Gebete herzusagen und ein paar Suraten ohne Kenntniss des Sinnes mechanisch zu schreiben; einen Brief selbst zu verfassen oder auch nur zu lesen sind sie nicht im Stande. Dagegen wurde die bevorzugte Stellung, welche die Frauen bei den Tebu einnehmen, von den Snussi schlau zur Einführung des Islam benutzt, indem sie zuerst an diesen ihr Bekehrungswerk vollzogen und sie dann, um durch das Uebergewicht derselben auf die Männer einzuwirken, lesen und schreiben lehrten. Daher kommt es, dass noch jetzt die Schulen mehr von Mädchen als von Knaben besucht sind. Natürlich geht der Unterricht nicht über die allerersten mechanischen Anfangsgründe hinaus, die Teda-Frau aber ist stolz darauf, eine Schriftgelehrte zu sein, und trägt zum Zeichen dess stets ihre Schreibtafel

mit sich, obwol sie bei der Aussprache des Arabischen arge, oft höchst lächerliche Verstösse macht. So sprach unsere Hausfrau in Schimmedrú, die sich für die gelehrteste Frau des Ortes hielt, بسم الله „Bi'sm Allah" (im Namen Gottes) wie بسمن الله „Bi smin Allah" (in der Butter Gottes) aus, zum grossen Gaudium meiner arabischen Diener. Mohammedanische Vielweiberei gehört hier noch zu den seltenen Ausnahmen. Man verheirathet sich in sehr jugendlichem Alter und schliesst die Ehe vor einem Fakih, hier „Mallem" (Meister) genannt, durch mündliche Erklärung. Ein schriftlicher Heirathscontract wird nicht aufgesetzt. Auch sonst finden bei der Hochzeit keine besondern Ceremonien statt, so wenig wie bei den Geburten und Begräbnissen.

Der socialen Geltung nach ist das Volk in drei Klassen geschieden. Die erste Klasse bilden die Maina, d. h. die Edeln. Aus ihr gehen die Sultane hervor. Die Maina nehmen ungefähr denselben Rang ein wie die Schürfa und Marabutin bei den Arabern, besitzen aber nicht so grossen Einfluss wie diese, bei welchen mit dem Geburtsadel sich noch der religiöse Nimbus verbindet. Zur zweiten Klasse gehört das ganze übrige Volk mit Ausnahme der „ássebaitóbi" und „duti" (nach Barth „āsé" und „duti"), d. h. Waffenschmiede. Letztere machen eigenthümlicherweise für sich allein die dritte Klasse aus. Wie die Juden in Marokko ganz abgesondert von der übrigen Bevölkerung lebend und sich nie durch Heirathen mit ihr vermischend, stehen sie einerseits in einem gewissen Ansehen, während sie andererseits tief verachtet sind. Wenn in Krankheitsfällen der Mallem (Fakih) keinen Rath mehr weiss, dann nimmt man seine Zuflucht zum Schwertfeger, und auch die Frau desselben (nach Barth „āsélū") wird als Orakel befragt; einen Schmied schlagen oder tödten gilt für ein schweres Verbrechen, oder vielmehr für einen Act grösster Feigheit. Aber kein Tebu würde mit einem

Waffenschmied aus einer Schüssel essen, oder unter seinem Dache schlafen, oder gar seine Tochter heirathen; ja, einen Tebu „ásseba-itóbi“ heissen ist eine infamirende Beleidigung, die nur mit Blut gesühnt werden kann. Ich habe vergebens nach den Ursachen dieser sonderbaren Verhältnisse geforscht. Wären die Schmiede vor langen Zeiten eingewanderte Fremdlinge, etwa Juden, welche die Erinnerung an ihre Religion verloren haben, so müssten sie sich doch äusserlich von den Tebu unterscheiden, was aber nicht der Fall ist, und weder sie selbst noch andere Eingeborene nehmen an, dass sie von fremder Abkunft seien.

Die Schmiede verfertigen nicht blos Waffen: Degen, Spiesse, Schangermangore (Wurfeisen), Bogen und Schilde, sondern auch Schmucksachen in Silber und Gold, freilich von roher, kunstloser Arbeit. Von sonstiger Industrie kann bei den Tebu wol kaum die Rede sein. Die Frauen flechten einfache Matten aus Palmblättern; die Männer bereiten aus Knochen und Dattelkernen Theer und gerben mit der Rinde der Geredh-Akazie die Felle zu ihrer Kleidung wie zu den Wasserschläuchen; auch die Kamel- und Pferdesättel verfertigen sie sich selbst. Vortheilhaft zeichnen sich die Tebu vor den Arabern und Berbern durch die Reinlichkeit in ihren Wohnungen aus. Der Fussboden ist mit frischem Sand bestreut und wird nie von Ziegen oder Schafen betreten. Nach Nachtigal gibt es in Tibesti dreierlei Behausungen: Höhlen im Sandsteinfels, die aber licht und luftig gemacht werden; runde, von Steinen geschichtete und mit Mimosen- oder Palmzweigen bedeckte Häuser, wie sie in Kauar am gebräuchlichsten sind; drittens die sogenannten Kabei, 10 Fuss lange und 4—5 Fuss breite Hütten aus Talha-Stäben, mit Matten von Dumpalmzweigen behängt.

Die Kleidung sowol der Männer wie der Frauen ist äusserst einfach. Die wohlhabenden Männer tragen Hosen

von Sudankattun, darüber die sogenannte Tobe, oder auch nur ein Kattunhemd, und auf dem Kopfe den rothen Fes, oder sie wickeln einen Turban derart um Kopf und Gesicht, dass nur ein schmaler Spalt für die Augen frei bleibt. Somit gehören die Tebu zu den Völkern, welche die alten arabischen Schriftsteller „Melathemin", das heisst Schleiertragende nennen. Melathemin sind alle Bewohner der Grossen Sahara: die Tuareg, die Bewohner von Rhadames, von Ain-Salah, von Rhat, auch die nomadisirenden Araber von Tuat, wogegen die Araber und Berber, welche sich nicht dauernd dort aufhalten, keinen Schleier vors Gesicht zu nehmen pflegen. Wahrscheinlich zuerst als nothwendiger und wirksamer Schutz bei heftigen Sandstürmen angewendet, wurde das Verschleiern zur beständigen Gewohnheit. In diesem Ursprung der Sitte mag auch der Grund zu suchen sein, warum die Tebu-Frauen, welche fast nie ihre Männer auf den Reisen durch die Wüste begleiten, das Gesicht unverschleiert lassen. Unter der armen Bevölkerung gürten die Männer blos ein Ziegen- oder Schaffell um die Lenden. Knaben bis zu zehn Jahren, das heisst bis zur Pubertät gehen ganz nackt. Allgemein und in grosser Menge werden Ledersäckchen mit Koransprüchen als Amulete getragen, am Turban oder Fes, an den Armen und Beinen, um den Hals, am Schwert, Spiess und Bogen, kurz wo man sie nur immer anbringen kann; sogar die Pferde und Kamele behängt man damit zur Wahrung gegen den bösen Blick oder sonstigen Schaden.

Das Hauptkleidungsstück der Frauen ist ein längliches meist blaues, doch auch buntgestreiftes Stück Kattun, welches sie derart um den Körper schlingen, dass der Kopf mit verhüllt wird, die Arme und Unterbeine aber sowie ein Theil des rechten Busens entblösst bleiben. Zwei bis drei Spangen aus Elfenbein oder Horn, Achat oder Kauri-Muscheln zieren den Arm, Metallringe aus Silber oder

Kupfer die Knöchel der Füsse, und eine Schnur europäischer Glasperlen umgibt den Hals. In dem durchbohrten rechten Nasenflügel hängt ein cylindrisches Stück Koralle von 1 Centimeter Durchmesser und 5—6 Centimeter Länge, oder in Ermangelung von Korallen ein Stück Elfenbein oder Knochen, ja wie Nachtigal erzählt, begnügte sich die Gemahlin des Sultans von Tibesti mit einem Dattelkern.

Ganz eigenthümlich ist die Begrüssungsceremonie der Tebu. Begegnen sich zwei Bekannte auf der Strasse, so sitzen sie in zehn Schritt Entfernung nieder, den Spiess aufrecht in der Hand haltend. Der eine ruft: „Lahin kennaho", der andere erwidert: „Getta inna dünnia", worauf beide gleichzeitig „Lahá, Lahá, Lahá" ausrufen, je höflicher sie sein wollen, desto öfter. Endlich gehen sie aufeinander zu und drücken sich stark die Hand, ohne sie jedoch, wie es bei den Arabern Sitte ist, zu küssen. Dabei sagt der vorhin Angeredete: „Getta inna dünnia", während der andere versetzt: „Lahin kennaho", und wieder folgen von beiden Seiten unzählige „Lahá, Lahá, Lahá". Der Abschiedsgruss lautet: „Temesches" (wol aus dem Arabischen), die Erwiderung: „Killa-hade". Im Hause grüsst der Eintretende mit „Labarako" (arabisch), was mit „Labara-Lahá" beantwortet wird. Ausserdem werden häufig einzelne Höflichkeitsworte, wie „Killahá, Killahenni, Killa-Allahá" u. s. w., in die Rede eingeschoben.

Unter den Waffen verdient der Medjri oder Schangermangor, mit welchem Namen er uns zuerst durch die Araber bekannt geworden, besondere Erwähnung. Er gleicht einem Fleischermesser von etwa 1 Fuss Länge, aus dem noch ein oder zwei spannlange Klingen hervorstehen, und wird sowol als Wurf- wie als Hauwaffe benutzt. Verfertigt wird er nach Nachtigal in Borgu, Uadai und Ennedi, sowie er auch nur bei den ostafrikanischen Völkern im Gebrauch ist. So fand ihn Schweinfurth bei den Munbuttu und

Bongo, ebenso Heuglin, Hartmann und andere bei den Stämmen der östlichen Negerländer. Bei den Kanúri findet er sich noch häufig in den östlichen Gebieten, seltener in den westlichen, und bei den Haussa verschwindet er schon ganz. Es scheint also der Gebrauch dieser Waffe bei den Tebu darauf hinzudeuten, dass sie einst östlich vom Tschad-See ansässig gewesen. Mit den Tuareg und andern Wüstenvölkern haben sie den Armdolch gemein, der, ohne Griff 3—4 Zoll lang, mit der Spitze nach oben, mit dem Griff gegen die Hand geneigt, an der innern Seite des linken Vorderarms getragen wird. Ausserdem haben sie ein breites, gerades Schwert mit Kreuzgriff, meist solinger Fabrikat, eine 8—9 Fuss lange Lanze von Akazienholz mit eiserner Spitze von ½—1 Fuss Länge, einen 5—6 Fuss langen Wurfspeer und einen runden oder ovalen Lederschild. Die Bemitteltern sind selbstverständlich auch im Besitz von Schiesswaffen.

In Ermangelung irgendwelcher geschriebener Gesetze beruht die gesellschaftliche Ordnung zusammt der Rechtspflege lediglich auf Herkommen und Ueberlieferung. Seit Einführung des Mohammedanismus hat sich neben den weltlichen Richtern die Geistlichkeit eines Theils der Gerichtsbarkeit zu bemächtigen versucht, doch dürfte noch geraume Zeit vergehen, ehe die Geistlichen hier zu der Macht gelangen, die sie in andern mohammedanischen Staaten ausüben. Die Sultane, welche den Titel Derde (pl. derda, nach Barth dirdē-buī) führen, werden auf Lebenszeit aus der Klasse der Maina gewählt. Ihre Machtvollkommenheit ist eine beschränkte, grösser oder geringer je nach den persönlichen Eigenschaften des jedesmaligen Regenten. Sie dürfen keine Reichthümer besitzen und haben keine andern Einkünfte als einen Antheil an der Beute der Rasien, an dem von durchziehenden Karavanen erhobenen Zoll und an den Geschenken der

Reisenden. Steuern werden im Lande nicht entrichtet. Nach Nachtigal schenkt das Volk dem neugewählten Derde als Aussteuer ein Zelt, einen Teppich, einen Burnus und einen Tarbusch.

Herodot sagt von den Garamanten: „Sie fliehen vor jedem Menschen, meiden jedermanns Gesellschaft, und da sie keine Kriegswaffen besitzen, wissen sie sich nicht zu vertheidigen.“ Den muthmasslichen Nachkommen der Garamanten, den Tebu, fehlt es nun zwar, wie oben gezeigt worden, keineswegs an Waffen, aber auch sie werden allgemein der Feigheit beschuldigt. Und ebenso feig wie vor dem Feinde sollen sie grausam gegen Wehrlose sein; man sagt, dass Sklaven, die an Tebu verkauft waren, sich lieber den Tod gaben, als solchen Herren in die Hände fielen. Ihre diebischen Gelüste heben Mohammed Tunesi, Hornemann, Lyon und andere Reisende hervor.

Nachtigal, der die intimste Bekanntschaft mit ihnen gemacht, entwirft („Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde“, Band V) folgendes Bild ihres Charakters: „Sie sind energisch, ausdauernd, mässig, gewandt und waffenkundig, rastlos reisend oder raubend; verständig, berechnend, egoistisch, habsüchtig, geizig, lügnerisch, verrätherisch, wild, gefühllos und grausam; ungemüthlich, eitel, stolz, zanksüchtig und zornmüthig; aristokratisch, ungebunden, ja zügellos, mistrauisch und fanatisch. Diesen schönen Eigenschaften könnte man noch die Feigheit hinzufügen, denn diese ist hervortretend bei ihnen.“

Ueber die Geschichte der Tebu, soweit eine solche geschrieben werden kann, gibt die vortreffliche Monographie von Dr. Behm: „Land und Volk der Tebu“ (Petermann's „Mittheilungen“, Ergänzungsheft Nr. 8), erschöpfende Auskunft, und bezüglich der Topographie des von ihnen bewohnten Landes sei auf meinen Bericht in Petermann's „Mittheilungen“, Ergänzungsheft Nr. 25 und auf Nachtigal's

Ergänzungen und Berichtigungen dazu verwiesen. Hier führe ich einige Länder- und Völkernamen an, deren sich die Tebu in ihrer Sprache bedienen. Fesan nennen sie „Djela“ (wahrscheinlich aus Zuila, wie die frühere Hauptstadt Fesans hiess, entstanden), die Fesaner „Kíkena“, die Berber „Amo-Túggui“, die Tuareg „Ibórde“, die Araber „Jogóda“, die Türken „Türko“ oder „Erdi“ (d. h. Heide, Feind), die Christen ebenfalls „Erdi“ oder mit dem arabischen Namen „Nssara“ (Plur. von „Nsrani“, der Nazarener), die nördlich von Tu wohnenden Völker, eigentlich wol nur die Bewohner der Oasen von Djalo und Audjila, „Amo-Mogatna“, Kauar Hénderi-Tege (nach Nachtigal „Enneri-Tuge“) und die Bewohner „Amo-Tege“, Uadjanga „Enneri“ und die Bewohner „Amo-Anno“, die Bewohner von Kanem „Amo-Konem“, die von Borgu „Amo-Borgu“ (nach Nachtigal „Amo-Ano“), die Haussaner „Amo-Afono“ („áfono“, wahrscheinlich ein berberisches Wort, das in Sokna und in ganz Fesan sehr gebräuchlich ist und sich auch ins Arabische eingebürgert hat, bedeutet „schlecht“; نس عفنين, „Nas afnin“, schlechte Leute, ist ein in ganz Tripolitanien oft gebrauchter Ausdruck), die Uadaier „Amo-Morka“. Nach Nachtigal nennen sie die Bornuer wie die Berber „Amo-Tugui“, auch „Tuguba“ oder „Anna-geni“.

Die Tebu haben sich bisher durchaus unfähig bewiesen, eine Nation oder einen Staat zu bilden. Sie wohnen zwar in Ortschaften beisammen, aber nirgends entwickelte sich ein festes, geordnetes Gemeinwesen, und auch wo, wie in Kauar, mehrere Ortschaften unter einem gemeinsamen Herrscher stehen, ist doch der Verband ein so lockerer, dass man kaum den Begriff einer staatlichen Organisation darauf anwenden kann. Noch trostloser gestalteten sich die Verhältnisse in der jüngsten Zeit durch Einführung der mohammedanischen Religion, welche den letzten schwachen Rest von staatlicher Autorität untergräbt, ohne

etwas anderes an die Stelle zu setzen. Denn der Mohammedanismus will keine Nation, er will nur Gläubige und überlässt den Fakih oder Mallem, durch Nährung von Unwissenheit und Aberglauben die Leute zu beherrschen. So scheint es, dass auch der Zukunft dieses Volkes kein günstiges Prognostikon zu stellen ist.

XIII.

Das Ende der Grossen Wüste.

Abreise von Kauar. Der Brunnen Muskatnu. Die Tinger-Tinger-Ebene. Sau gana und Sau kora. Beginn der Vegetation. Die Dibbela-Oase. Versteinerungen. Die Oase A'gadem. Die Tintümma-Steppe. Jagd auf Antilopen. Verrath eines Búlguda. Am Brunnen Belkaschífari.

Vergebens hatte ich in Schimmedrú auf den Abgang einer Karavane gewartet; seit fünf Monaten war kein Mensch, keine Nachricht von Bornu in Kauar angelangt. Ich entschloss mich endlich, einen Führer nach Kuka zu dingen und dem Manne, der sich dazu bereit finden liess, Namens Maina Jusko, den geforderten hohen Preis von 60 Mariatheresienthaler zu bewilligen. Am 21. Juni war alles zur Abreise gerüstet. Ausser den vier Dienern, die ich von Fesan mitgebracht, hatte ich einen freigelassenen etwa 17jährigen Sklaven bei mir, der flehentlich bat, mich bis in sein Vaterland begleiten zu dürfen, was ich ihm unter der Bedingung gestattete, dass er stets eine Doppelflinte tragen sollte, und den türkischen „Memfi" (so heissen die von den Türken nach Fesan verbannten Sträflinge) Ali, der in Mursuk von mir befreit worden war. Ferner schlossen sich mir an: ein Marabut und Sklavenhändler aus Gatron mit zwei Dienern und ein vornehmer Tebu, Namens Kalli, ebenfalls ein Menschenverkäufer, mit zwei

Dienern. Mit mir und dem Führer zählte also unsere Karavane im ganzen 13 Köpfe.

Der Aufbruch konnte erst bei vorgerückter Tageszeit erfolgen. Wir kamen daher nur bis Gobódoto, einem kleinen Ort der Tebu-Desa in Agger, und lagerten dort zwischen Talha-, Geredh-, Dum- und Palmbäumen. Auf einen der angenehmsten Mondscheinabende folgte in der Nacht ein Sturm, der uns die Zelte über dem Kopfe wegriss.

Noch ganz mit Staub bedeckt setzten wir andern Tags unsern Marsch fort und erreichten nach vier Stunden Kalála, wo ich in meine alte Wohnung einkehrte. Kaum waren wir angekommen, als der Sultan mich mit seinem Besuch überraschte. Er entschuldigte sich wegen der frühern Vorkommnisse und behauptete, mein Diener Abd el Kader habe ihn bei mir verleumdet, er sei stets bereit gewesen, mir Dienste zu erweisen. Abd el Kader nahm jedoch diese Anschuldigung nicht schweigend hin, sondern replicirte heftig und nannte den Sultan in Gegenwart seiner Unterthanen, welche der für ihn so erniedrigenden Scene mit grösster Gleichgültigkeit beiwohnten, einen Lügner und Wortbrecher. Schliesslich ersuchte mich der Sultan, ihm eine schriftliche Bescheinigung auszustellen, dass mir in seinem Reiche nichts Uebles widerfahren sei. Ich schrieb einen Schein in deutscher Sprache, worin ich erklärte, von seiten seiner Unterthanen seien meiner Reise keine ernstlichen Hindernisse in den Weg gelegt worden, er selbst aber habe sich grob und ungeschliffen gegen mich benommen. Zufrieden steckte er das, wie er natürlich glaubte, sehr belobigende Zeugniss ein, jedenfalls mit der Absicht, es durch seinen Sohn in Tripolis überreichen zu lassen, wenn er diesen das nächste mal zum Sklavenverkauf dorthin senden würde.

Die übrige Zeit des Tages wurde zu allerhand Einkäufen benutzt, namentlich liess ich einen tüchtigen Vor-

rath Salz anschaffen, da weiter nach Süden diese unentbehrliche Würze gar nicht mehr zu haben ist. Früh am folgenden Morgen fand sich der Sultan abermals vor unserer Wohnung ein, um mir noch Zündhölzchen, Spiegel, Nadeln u. s. w. abzubetteln. Meiner Weisung gemäss liessen ihn aber die Diener nicht eintreten; ja sie verhöhnten ihn, als er mit leeren Händen abziehen musste, den Gatroner ausgenommen, der vor einem König, auch einem ohne Reich und Macht, stets grossen Respect bezeigte.

Nachmittags 4 Uhr brachen wir auf, und bald lag das grüne Kauar hinter uns. Im Osten, am Südende des Mogodóm, erblickten wir den Ort Alt-Garo, jetzt nur noch aus dem Brunnen Gíssidi bestehend, und weiter östlich, etwa sechs Stunden entfernt, die Felsen von Braun, an deren Westabhange der Brunnen gleiches Namens sich befindet. Nachdem wir vor Muskatnu drei von Osten nach Westen streichende Sanddünen überstiegen hatten, erreichten wir um 7½ Uhr diesen Brunnen und lagerten an demselben. Sein Wasser steht 2—3 Fuss unter der Oberfläche des Bodens.

Schon um 3 Uhr morgens marschirten wir am 24. Juni ab, im allgemeinen die Richtung von 160° einhaltend. Ungeheuere Sandmassen, steile, oft 100 Fuss hohe Dünen, die auch hier mit bald mehr nördlicher, bald mehr südlicher Abweichung von Westen nach Osten ziehen, machten den Marsch für die Kamele äusserst beschwerlich. Indess darf man sich andererseits vom Sande der Wüste keine übertriebenen Vorstellungen machen, wie sie durch die phantastische Schilderung mancher Reisenden in Europa verbreitet worden sind. So heisst es in dem Reisewerk von Denham und Clapperton S. 93: „Ist man an dem Hügel vorbei, der ihn (den Fussgänger) den Blicken verbarg, so richtet man das Auge angestrengt nach dem Flecke, wo er verschwand, um sich zu überzeugen, dass er nicht in dem

verrätherisch überschüttenden Sande begraben wurde." Das ist pure Erfindung. In Sebcha-Boden kann allenfalls jemand versinken und begraben werden, aber nie im Sande, der je tiefer desto fester liegt. Bei dem gewöhnlichen grobkörnigen Sande ist schon ein Einsinken bis an die Knie unmöglich, aber auch in trockenen Kalkstaub könnte ein Mensch nur da versinken, wo darunter sich Sebcha oder vom Wasser durchtränkter Triebsand befindet. — Der Sandstein ist hier reich an Fossilien, namentlich sah ich viele Abdrücke von Ammonshörnern sowie eine Unmasse geschwärzter glasiger Steine von der Grösse einer Erbse bis zu Faustgrösse, inwendig hohl, theils leer, theils mit feinem weissen Sand gefüllt, obgleich keine Oeffnung wahrzunehmen ist. Um 6 Uhr morgens ward in der Entfernung von zwei bis drei Stunden östlich der Kudofússo-Berg sichtbar, und um $7\frac{1}{2}$ Uhr betraten wir die Tinger-Tinger-Ebene, einen platten, in meist regelmässige Fünf- oder Sechsecke zerklüfteten Boden. Als wir sie überschritten hatten, rief uns der an der Spitze des Zugs marschirende Führer zu, es sei eine Gofla in Sicht. Beim Näherkommen ergab sich, dass es eine kleine von Kuka kommende Karavane der Tebu-Desa war, nicht stärker als die unserige, die Getreide, Fische, Fleisch, Butter nach Kauar zu Markte brachte. Ich wollte einiges davon einhandeln, aber man forderte zu enorm hohe Preise; überdies haben die getrockneten halb faulen Fische aus dem Tschad-See nichts Verlockendes für einen europäischen Magen, während die Tebu, wie auch Barth erwähnt, sie sehr lieben. Die Tageshitze nöthigte uns, von 9 Uhr bis 3 Uhr nachmittags zu gielen. Ich musste jetzt den tiefen Sand zu Fusse durchwaten, denn mit einem Reiter auf dem Rücken hätte mein Kamel die steilen Sanddünen nicht herauf- und hinabzuklimmen vermocht. Um 6 Uhr zeigte sich gerade westlich von uns in circa sieben Stunden Entfernung der vereinzelte

Tschu-Berg, und durch eine schmale Rinne gelangten wir um 7 Uhr in das vegetationsreiche Sau gana (Kleines Sau), dessen von der Strasse abliegender Brunnen bisweilen auch von Karavanen aufgesucht wird. Wir marschirten aber noch zwei Stunden weiter über die Sanddünen bis in das Sau kora (Grosses Sau) und lagerten um $9^1/_2$ Uhr in der Nähe des Brunnens. Auch hier stand das Wasser 2—3 Fuss unter der Bodenfläche. Nachts kreisten eine Menge Hyänen mit entsetzlichem Geheul um unser Lager, doch hielt mein braver wachsamer Hund die trotz ihrer Wildheit sehr feigen Bestien durch sein Bellen und Anspringen in respectvoller Entfernung. Es war mir ein willkommenes Zeichen, dass wir aus demjenigen Theil der Sahara, der von aller Flora und Fauna entblösst ist, in eine belebtere Region eintraten. Man kann in dieser Beziehung von Kauar südwärts drei ziemlich scharf gesonderte Zonen unterscheiden: 1) die fossilienreichen Ade-Dünen, im Norden vom Mogodóm-Gebirge, im Osten von der hohen Hammada, im Süden von dem eigenthümlichen Geisigger Gebirge begrenzt; 2) die weiten krautreichen Ebenen am Ausgang der Sahara, von denen die Tintümma die grösste ist; 3) den grossen Mimosenwald, der sich bis an den Tschad-See ausdehnt und auf dessen Boden auffallenderweise nicht das kleinste Steinchen zu finden ist.

Die Vegetation, die hier beginnt, hat einen ganz andern Charakter als die, welche der von Norden kommende Reisende bisher gesehen. Vor allem erfreut der Suak- oder Siuakbaum (Salvadora persica *L.*, oder Capparis sodata, von den Kanúri „tigi", von den Teda „ami" genannt) das Auge mit seiner grünen saftigen Blätterfülle. Seine Früchte haben einen angenehmen säuerlich süssen Geschmack. Wie Duveyrier erzählt, wird nach den religiösen Büchern der Mohammedaner den aus seinem Holze gefertigten Zahnstochern eine besondere heilbringende Wirkung zugeschrieben, wäh-

rend die Blätter für ein Antisyphiliticum gelten und unter dem Namen „ras el hanut“ (Kopf der Bude) in den Handel kommen.

Am 25. Juni verliessen wir um 3 Uhr nachmittags den Lagerplatz. Wir hielten uns noch etwas mehr östlich, etwa in der Richtung von 150° und hatten wieder Dünen und Sandberge in grosser Menge zu überwinden, wobei ein Kamel des Tebu Kalli den Anstrengungen erlag. Inmitten dieses Sandmeeres sprosst indess hier und da ein einzelner Grashalm auf, zum Beweis, dass dieser Theil der Wüste doch bisweilen durch Regen befeuchtet wird. Der ganz oder fast ganz regenlose Theil ist die Strecke zwischen Sokna und Sau; dort zeigt sich allerdings, die Oasen ausgenommen, nicht die schwächste Spur von Vegetation.

Folgenden Tags früh 4½ Uhr ging es in der Richtung von 210° weiter, immer noch durch Sand und über zahlreiche Dünen. Um 8 Uhr erblickten wir 1½ Stunden östlich von uns den Aschtedáua-Berg, und um 9½ Uhr wurde bei dem vereinzelt wie ein „Zeuge“ aus dem weiten Sandmeer hervorragenden Etjúkoï-Felsen halt gemacht. Er besteht wie alle diese Berge aus geschwärztem Sandstein und dient den Reisenden als Wegweiser, indem er die Hälfte des Weges zwischen Sau und Dibbela bezeichnet. Als die heissesten Tagesstunden vorüber waren, setzten wir um 3½ Uhr unsern Marsch in gerader Südrichtung fort. Die Vegetation wird nach und nach merkbarer, schon erscheinen ganze Flächen von weitem gesehen wie mit grünem Rasen bedeckt. Allein Sand und Dünen nehmen noch keineswegs ab, und schon um 7¼ Uhr waren Menschen und Thiere so ermüdet, dass wir beim Etjúkoï-tilo, einem gleichfalls einzeln stehenden Berge, ein paar Stunden Rast halten mussten. Um 1 Uhr nachts gingen wir in der Richtung von 190° wieder vorwärts. Nun endlich verloren sich nach und nach die Dünen, und wir kamen in die sandige, jedoch

nicht vegetationslose Ebene Ndaláda. Nach viertägigem Waten und Stampfen im Sande konnte ich um 7 Uhr morgens zum ersten mal wieder mein Kamel besteigen, eine Wohlthat für mich, denn meine Kräfte hätten kaum länger standgehalten. Um 8 Uhr sahen wir östlich von uns den Géisigger-Tjinti-Berg (bei Denham „Gaisgae" genannt), wo die von Dibbela kommenden Karavanen zu lagern pflegen, und bald darauf nöthigte uns die Hitze zum Gielen.

Der Tebu Kalli und der Marabut aus Gatron gingen voraus, um den nicht mehr fernen Dibbela-Brunnen zu recognosciren. Wir andern folgten um 2 Uhr 20 Minuten. Nachdem wir die Tetráska-Felsen in einem Bogen nach Süden zu umgangen, gelangten wir zur Dibbela-Oase und lagerten um 5½ Uhr bei den Wasserlöchern. Das Wasser, in 2—3 Fuss Tiefe, ist in den Löchern unmittelbar am Gebirge etwas brakisch, in den mehr nach Westen gelegenen süsser. Die Vegetation von Dibbela gleicht der von Sau, doch gibt es hier viele Dum-Palmen, und ein hohes Gras bietet gute Kamelweide. Alle die einzelnen Berge ringsum, von der gewöhnlichen gleichen Höhe, bildeten sicher ehedem ein zusammenhängendes Ganzes, indem die jetzigen Zwischenräume mit Sand ausgefüllt waren, und haben deshalb mit Recht einen gemeinsamen Namen: das Géisigger-Gebirge. Ich sah hier den ersten Granit in der Wüste, vorherrschend aber bleibt Sandstein und Kalkformation. Unter den zahlreichen Bildungen fielen mir zwei Formen besonders auf: weisse, graue und schwarze, 1—2 Decimeter lange glasige Röhren, von aussen rauh und körnig, inwendig glatt, an einem Ende mit einem Wulste gleich einem korinthischen Säulencapitäl versehen; und grobkörnige Blätter von 4—5 Centimeter Breite und 6—7 Centimeter Länge, in deren Mitte ein Stiel erkennbar zu sein scheint, sodass ich sie, wären die Stücke nicht von oben bis unten gleich breit, für versteinerte Farrn halten möchte. Denham sagt

in seinem Reisewerke von diesen Versteinerungen: „Wir fanden im Sande einige röhrenartige, hohle, korallenförmige Formationen, sie schienen erst kürzlich gebildet und sind offenbar entstanden durch die Einwirkung von Wind und Regen auf den Sand.“ Ich theile jedoch nicht seine Ansicht, glaube vielmehr entschieden, dass solche Gebilde nur unter Wasser oder durch Feuerkräfte entstehen konnten. Zittel hält diese in der ganzen Sahara häufig vorkommenden Bildungen für nichts anderes als Blitzröhren.

Am nächsten Morgen nahm ich in einem der vielen, freilich nur den Umfang einer mässigen Tonne habenden Wasserlöcher ein Bad, ungeachtet der zahllosen Mücken, die sich tagsüber darin aufhalten. Während unsere Hausfliege zwischen Kauar und Bel Kaschífari ganz fehlt und auch in Kauar bei weitem nicht so häufig ist wie in den nördlichen Oasen Fesan, Tuat, Tafilet und Draa, wo sie durch die süssen Datteln herbeigelockt wird, finden sich Mücken noch südlich von Kauar in allen Brunnen, aus denen sie nachts herausschwärmen und Menschen wie Thieren mit ihren Stichen den Schlaf rauben. Zum Schutz gegen sie hatte ich mir aus einem Turban, der ja gegen 40 Ellen dünnen Florgewebes enthält, eine namussía zusammengenäht, ein Netz, mit dem ich des Nachts den ganzen Körper umschloss.

Nachmittags $3^1/_2$ Uhr zogen wir in gerader Südrichtung, die Tjigrin-Felsen, die letzten Ausläufer des Geisigger-Gebirges, links lassend, durch eine grossgewellte, zwar sandige, doch nicht ganz vegetationslose Ebene weiter, und um $9^1/_2$ Uhr abends wurde gelagert.

Auch am folgenden Tage, an welchem wir morgens $4^1/_4$ Uhr aufgebrochen waren, ging der Marsch gerade südwärts. Der gewellte Boden ist schon dichter mit Gras bedeckt, auch die Had-Pflanze tritt häufig auf. Und nicht allein das Pflanzenreich fängt an sich zu entfalten, zahl-

reiche Spuren von Antilopen, Gazellen und Hyänen, einzelne Raben, Aasgeier und kleine Singvögel deuten an, dass wir uns am Ausgang der Grossen Sahara befinden. Nachdem wir von 9 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags gerastet hatten, marschirten wir noch bis abends 9 Uhr und lagerten dann angesichts der Berge von A'gadem. Unterwegs hatte ich wieder haufenweis Versteinerungen und Muscheln gesehen, desgleichen einige korkzieherartig gewundene Antilopenhörner von 2—2½ Fuss Länge.

Die Gegend wird durch Tebu, die hier jagen, bisweilen auch durch räuberische Tuareg unsicher gemacht. Meinem Diener Abd el Kader, dem Teufelaustreiber, erschien deshalb unsere gewöhnliche Nachtwache kein genügender Schutz, er zog, allerlei Gebete murmelnd, mit seinem Zauberstabe einen weiten Kreis um das Lager. Solche Beschwörung, arabisch „ihelgu", يحلقو (sie beschwören), hält nicht blos, glaubt man, Räuber und Diebe, böse Geister und wilde Thiere vom Lager fern, dasselbe soll dadurch sogar unsichtbar werden. Von Räubern, Dieben und Geistern wurden wir nun allerdings nicht behelligt; gegen Bestien aber muss der Zauber wirkungslos geblieben sein, denn trotz des magischen Kreises kamen die Hyänen dicht an das Lager heran und störten uns durch ihr unaufhörliches Geheul. Im Süden wetterleuchtete es zur Nacht, ein sicheres Zeichen, dass in den Tropen die Regenzeit eingetreten war.

Am 30. Juni langten wir nach einem vierstündigen gerade südwärts gerichteten Marsch am Fusse der Berge an, welche die Oase A'gadem in Nordost und Ost begrenzen. Wir überschritten den Pass, gingen ohne Aufenthalt am Nordbrunnen vorbei und lagerten nach zwei weitern Marschstunden um 10 Uhr am Südbrunnen zwischen dichtem Suakgebüsch. Durch die frischen Fussspuren mehrerer Menschen und eines Kamels zur Vorsicht gemahnt, schickten wir den Führer Maina Jusko auf dem Pferde Kalli's

als Kundschafter aus. Er kehrte nach ein paar Stunden zurück in Begleitung einiger Tebu, die sich Búlguda nannten und angaben, sie hätten sich, acht Mann stark, beim Bergbrunnen eine Hütte gebaut, um eine Zeit lang in der Oase zu jagen und Fleisch an durchziehende Karavanen zu verkaufen; auch uns wollten sie Antilopenfleisch liefern, soviel wir brauchten, wenn wir einen oder zwei Tage dablieben. In der That hatten wir schon mehrere grosse Heerden weisser schnellfüssiger Antilopen gesehen.

A'gadem ist wegen seiner reichen Vegetation ein anziehender Ruhepunkt für Karavanen, aber zugleich, wie schon bemerkt, wegen der herumschweifenden Tuareg und Tebu ein gefährlicher Aufenthalt. Auch Denham schreibt: „A'gadem ist viel besucht, doch kleine Kafila (Gofla, Karavanen) und Reisegesellschaften fürchten dies Thal, da Freibeuter aller Art dorthin kommen." Had in Fülle nebst verschiedenen Grasarten, darunter Akresch, geben den Kamelen ausgezeichnete Weide. Ferner wachsen hier Geredh-, Talha-, Dum- und Suak-Bäume. Von vierfüssigen Thieren gibt es Hyänen, Antilopen und Gazellen in beispielloser Menge; von Vögeln sind ausser kleinen Singvögeln, die jedoch nur kurz vor und nach Sonnenuntergang singen, Raben, Aasgeier und Falken häufig. Da die Karavanen seit Jahrhunderten immer auf denselben Plätzen zu lagern pflegen, haben sich dort Massen von Thierüberresten und von Kamelunrath angehäuft, und infolge dessen wimmelt es an solchen Orten von Insekten, die auch uns sehr lästig wurden; Scharen weisser Ameisen drangen in alle unsere Sachen und Essvorräthe ein, und die Mistkäfer waren nicht aus den Zelten zu verbannen. Der Südbrunnen, wie alle Brunnen A'gadems 12 Fuss tief, hat sehr süsses, aber trübes Wasser. Man erzählte mir, im Winter zuvor seien zwei Sklaven, die, mit einer Karavane aus der Tintümma-Steppe kommend, von Durst gefoltert zu dem Brunnen

vorauseilten, hineingestürzt und todt darin gefunden worden. Etwas weiter nördlich ist eine Natrongrube, und keine durchziehende Tebu-Karavane unterlässt, Vorrath daraus mitzunehmen, denn die Tebu kauen leidenschaftlich gern Taback und Natron. Für mich waren die Abende in der A'gadem-Oase die angenehmsten, die ich in der Sahara verlebte. Das steil ansteigende, romantisch zerklüftete Gebirge erscheint in der Dämmerung bedeutend höher, als es in Wirklichkeit ist; im Vordergrunde tauchen aus dichtem Suakgebüsch malerische Gruppen von Dumpalmen auf, während den Boden ein grüner Teppich von Had- und Sbith-Pflanzen bedeckt. Man athmet hier zuerst wieder eine reinere, vom Sudan her etwas angefeuchtete Luft und sieht statt des grauen staubigen Horizonts einen tiefblauen Himmel mit klar funkelnden Sternen über sich. Sobald sich die Sonne gesenkt hat, ertönt aus dem Gebüsch, hier von einer Akazie, dort von einer vielwipflichen Dumpalme, das zarte Gezwitscher der Vögel, die erst mit der Abendkühle zum Leben zu erwachen scheinen. Und auch wir lebten erst auf, nachdem die Sonne hinter den Sanddünen im Westen verschwunden war. Ein Teppich wurde aus dem Zelte geholt, die Theemaschine summte, zu dem Mahle von Brot und Fleischextract mit Linsen oder Erbsen gemischt lieferte ein Kaninchen oder eine Gazelle den Extrabraten. So schwelgten wir in lang entbehrten Genüssen und sanken erst spät dem Schlaf in die Arme.

Am 2. Juli nachmittags 4 Uhr aufbrechend, nahmen wir die Richtung von 160°, worüber ich sowol wie der Marabut unsere Verwunderung äusserten, dieser, weil er von seinen frühern Reisen her sich erinnerte, die Tintümma immer in gerader Südrichtung durchschnitten zu haben, ich, weil auf meiner Karte ebendiese Richtung vorgezeichnet war. Kalli fand zwar auch, dass wir zu weit östlich gingen, er meinte jedoch, der alte Maina Jusko verdiene

unbedingtes Vertrauen, da er schon zum sechzehnten male den Weg zwischen Kauar und Bornu zurücklege. Wir durchzogen eine hochgewellte Ebene, verloren gegen Abend die Berge von A'gadem aus dem Gesicht und lagerten um 10 Uhr.

Andern Tags ging es von 4 Uhr morgens an in der östlichen Richtung weiter. Nach Aussage der Leute hatten wir nun erst die eigentliche Tintümma vor uns; die Gegend unterschied sich indess nicht im geringsten weder durch Terrainformation noch durch Pflanzenwuchs von der, aus welcher wir eben herkamen. Als wir um 9 Uhr der Hitze wegen anhielten, da bekannte Jusko offen, dass wir uns verirrt hätten. Auf unser Andringen musste er sogleich das Pferd Kalli's besteigen und fortreiten, um weiter westlich nach dem Wege zu suchen. Von einem Wege kann man freilich in diesem nördlichen Theil der Tintümma kaum reden; nur Kamelunrath, Knochen gefallener Thiere, zerbrochene Gefässe u. s. w. bezeichnen die einzuschlagende Richtung auf dieser weiten Steppe, in der kein Berg, kein Baum sich als Merkmal darbietet. Da Jusko nach Verlauf mehrerer Stunden noch nicht zurück war, ritt ihm Kalli auf dem Pferde des Marabut nach. Beide kamen aber wieder, ohne den Weg gefunden zu haben, und es ergab sich nun evident, was ich übrigens schon verschiedentlich wahrgenommen hatte, dass der alte Jusko nicht mehr fähig war, durch so unwegsames Gebiet und nach so entferntem Ziele als Führer zu dienen. Wir berathschlagten, was zu thun sei. Ich erbot mich, die Karavane mit Hülfe des Kompass durch die Steppe zu leiten, überzeugt, dass ein fortgesetzter mehr nach Westen statt nach Osten gerichteter Marsch uns nach Belkaschífari bringen müsste; allein niemand traute dem Instrument, und selbst meine Diener, besonders der Gatroner, verweigerten den Vormarsch. Es wurde also beschlossen, umzukehren und zu sehen, ob einer der in A'gadem jagenden Búlguda

sich uns als Führer verdingen wolle. Noch denselben Tag wurden fünf Stunden rückwärts marschirt, und am folgenden Tage langten wir nach siebenstündigem Marsch wieder am Südbrunnen von A'gadem an.

Auf die Kunde von unserer Rückkehr erschienen die Búlguda im Lager. Sie brachten uns Fleisch von ihrer Jagdbeute als Gastgeschenk und legten es zu drei gleichen Theilen dem Marabut, Kalli und mir jedem vor sein Zelt. Da ich aber erklärte, bei so unrichtiger Vertheilung — Kalli und der Marabut waren nur je drei Mann, ich hingegen sieben Mann stark — das Geschenk nicht annehmen zu wollen, hoben sie die Portionen wieder auf und vertheilten nun das Ganze nach der Kopfzahl. Ausserdem kaufte ich von ihnen für 2 Marietheresienthaler 50 Pfund ausgezeichnetes getrocknetes Antilopenfleisch. Die Búlguda wie die Tebu überhaupt betreiben die Jagd mit abgerichteten Hunden von der Grösse unserer Spitze, röthlich braun und wahrscheinlich zur Windspielrasse gehörig, welche das Wild anfallen und festhalten, bis der herankommende Jäger es mit einem Spiesse tödtet. Vier solcher Hunde werden zum Erjagen einer Antilope gebraucht. Unsere Búlguda hatten deren zwölf bei sich. Wandernde Tebustämme führen oft eine grosse Menge Jagdhunde mit, woraus bei den Arabern die Sage entstanden ist, die Männer der Tebu-Frauen seien Hunde, die nur des Nachts Menschengestalt annehmen, bei Tage aber dem Wilde nachlaufen, um die Familie mit Fleisch zu versorgen.

Einer der Búlguda ging ohne langes Handeln auf unsern Antrag, gegen 5 Thaler Lohn die Karavane bis Belkaschífari zu führen, ein. Sein Kamel mietheten Kalli und der Marabut zum Transport von Wasser für ihre Pferde.

Schon seit mehrern Tagen war mir ein Wechsel in der Windrichtung aufgefallen; statt Ost-, Nordost- oder Südostwind herrschte jetzt Südwestwind vor, der abends ge-

wöhnlich in reinen Süd- oder Westwind überging. So blieb es nun auch bis Bornu, ja sogar als ich später in der Region der tropischen Regen verweilte, fand ich den Südwestwind als herrschenden, während die Regenwolken aus Südost kamen, also, wie man zu sagen pflegt, gegen den Wind zogen.

Barth nennt die Tintümma „eine ausgedehnte, leblose und schreckhafte Wüste", und auch Vogel spricht von der „Wüste" Tintümma. Hingegen wird in dem Denham'schen Reisewerke die Gegend nördlich von Belkaschífari mit den Haiden Englands verglichen, und ein so sorgfältiger Beobachter wie Nachtigal sagt: „Den endlichen Uebergang zu fruchtbarern Regionen bildet die grosse Steppe Tintümma"[1]. In der That besitzt sie alle wesentlichen Merkmale einer Steppe; sie ist eine unabsehbar weite Ebene, hier mehr dort weniger gewellt, hier mehr dort weniger mit Gras und Kraut bewachsen, doch fast nirgends ganz ohne Vegetation. Als Bedeutung des Wortes „Tintümma" gibt Nachtigal an: „Wer in ihr zurückbleibt (von der Karavane), sieht seine Mutter nicht wieder." Sprachlich liesse sich dies wol nur dann erklären, wenn man zugeben wollte, das Wort sei durch eine Zusammensetzung des Targischen und Arabischen gebildet. Im Targischen heisst nämlich „tin" Auge; im Arabischen „am" oder „um" Mutter, und „ma" ist ein arabisches Verneinungswort. Tin-um-ma würde danach heissen: „das Auge der Mutter nicht", was man dann allenfalls ergänzen könnte: du siehst deine Mutter nicht wieder (wenn du zurückbleibst).

Am 5. Juli machten wir uns, von dem neuen Führer geleitet, wieder auf den Weg und marschirten 4½ Stunde ziemlich genau in derselben Richtung, aus der wir tags zuvor gekommen waren. Vom folgenden Morgen an aber

[1] „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde", VI, 137.

[illegible] fast 5 Stunden lang mit geringen Abwechselungen gerade südwärts, worauf der Sonnenhitze halber unter einigen vereinzelt stehenden Tumtum-Bäumen gerastet wurde. Der Tumtum-Baum, von der Höhe unserer Kernobstbäume, hat an Stelle der Blätter lange grüne Dornen und soll geniessbare Beeren tragen; ich sah ihn ausser in der Tintümma auch in Kanem häufig, sehr selten schon in Bornu. Der Boden unter den Bäumen war mit Kamelunrath, zerbrochenen Töpfen, vielen Gerippen und Hörnern von Antilopen bedeckt, hatte also offenbar schon öfter als Lagerplatz gedient. Als wir nachmittags 2 Uhr weiterzogen, schlug der Búlguda eine fast ganz südöstliche Richtung ein, in der er uns noch 6 Stunden fortmarschiren liess. Heerden von Antilopen und Gazellen, auch einige Strausse jagten flüchtigen Fusses über die grasbewachsene Steppe. Hier und da lag noch ein Sandsteinfels zu Tage; es war die letzte Steinbildung, der ich nach Süden zu begegnete, weiterhin bis an den Tschad-See hinunter fehlt jede Spur von Steinen.

Schon nachts um 2 Uhr setzten wir uns wieder in Marsch. Zu meinem Befremden wurde bald die südöstliche, bald die südwestliche Richtung verfolgt, bis wir um 9 Uhr vormittags in einer kesselförmigen Einsenkung, in der einige Tumtum-Bäume standen, halt machten. Jetzt erklärte unser Búlguda, diese Bäume seien ihm unbekannt, wir müssten den Weg verfehlt haben; er wolle sich sogleich mit seinem Kamel aufmachen, um den richtigen Weg, der nicht fern sein könne, zu suchen, und wenn er ihn gefunden, uns von hier abholen. Mir erschien es im höchsten Grade unwahrscheinlich, dass ein Mann, der auf seinen Jagdzügen die Steppe nach allen Richtungen durchstreifte, sich verirrt haben sollte; das ganze Benehmen des Búlguda bestärkte mich vielmehr in dem Verdacht, er habe uns absichtlich vom Wege abgelenkt, damit wir durch Wasser-

mangel umkämen und dann die Karavane ihm und seinen Spiessgesellen als Beute in die Hände fiele. Daher widersetzte ich mich seiner Entfernung; wenigstens müsse er, sagte ich, sein Kamel als Pfand zurücklassen. Allein ich wurde überstimmt und man liess ihn davonreiten. In der sichern Erwartung, noch vor Abend Belkaschífari zu erreichen, hatten wir sehr geringen Wasservorrath mitgenommen; nur ein einziger Schlauch voll blieb uns, als der Tag zu Ende ging. Unsere Lage war somit in der That eine höchst gefährliche. Von A'gadem, hätten wir zum zweiten mal dahin umkehren wollen, trennte uns ein Weg von 28—30 Stunden, und führerlos ohne Wasser in der Irre umherzuziehen, hiess dem sichern Tode entgegengehen.

Die Nacht brach herein, aber der Búlguda kam nicht, wir mussten die Hoffnung auf seine Wiederkehr aufgeben und versuchen, ob wir nicht selbst den Weg entdecken könnten. Zu dem Zweck ritt Kalli zu Pferde, begleitet von seinem Diener auf einem Mehéri, in westlicher Richtung, der Gatroner mit Maina Jusko, beide auf Kamelen, in östlicher Richtung fort. Letztere kehrten jedoch nach kurzer Zeit unverrichteter Sache zurück. Morgens gegen 9 Uhr vertheilte ich an jeden eine Tasse Wasser; schon am Tage vorher hatten wir nichts mehr gegessen, um den Durst nicht zu vermehren. Ein Versuch, Wasser aus der Erde zu graben, blieb erfolglos; der Boden war zwar angefeuchtet, aber nur vom Regen, bis zu einer Wasserschicht hätte man mindestens 15—20 Fuss tief graben müssen. So kam der Mittag heran, die Hitze steigerte unsere Qualen. Ich rief alle Leute zusammen und theilte unser letztes Wasser aus, nachdem ich es stark mit Citronensäure versetzt hatte. Dem kleinen Neger Noël gab ich noch einen Theil von dem meinigen und that ihm auf seine Bitte etwas Mehl hinein. Rührend war es mir, dass die sonst so gefühllosen Mohammedaner darauf bestanden, auch Mursuk, der wie todt in

meinem Zelte lag, müsse den letzten Trunk mit ihnen theilen.

Noch schreckliche Stunden vergingen. Meine Eingeweide fingen an mich zu schmerzen, es war mir als träten die Augen weit aus dem Kopfe. Bei all dem war es ein Glück, dass wir uns in der südlichsten Zone der Sahara befanden, in gerader Richtung kaum mehr als 18 deutsche Meilen vom Tschad-See entfernt, denn die Luft enthält hier schon einige Grade Feuchtigkeit; zwischen Kauar und Fesan oder noch weiter nördlich wären wir unbedingt dem Durste erlegen. Bereits an der Aussicht auf Hülfe verzweifelnd, sahen wir gegen Abend im Südost schwarze Wolken aufsteigen. Nach einem heftigen Donnerschlag fielen einzelne dicke Tropfen, dann strömte ein förmlicher Platzregen herab. Eiligst wurde, was nur an Töpfen, Tassen und sonstigen Gefässen vorhanden war, hingestellt und der vom Himmel kommende Segen darin aufgefangen. Wir schlürften am Boden liegend alle Pfützen aus, um die Wette mit den Kamelen, die sofort ihre Bande zerrissen hatten, um sich an dem kostbaren Nass zu laben. Nachdem wir uns satt getrunken, konnten noch zwei grosse Schläuche mit Wasser gefüllt werden. Merkwürdigerweise blieb der Regen auf die Niederung, in der wir lagerten, beschränkt, rings umher war kein Tropfen gefallen. Kurz vor Einbruch der Nacht traf ein Schuss von Westen her unser Ohr. Es war das Signal Kalli's. Nach wenigen Minuten kam er angesprengt, schon von weitem uns zurufend, er habe den Weg gefunden und bringe uns Wasser mit. Bald folgte sein Diener auf dem Mehéri, das mit vier Schläuchen voll Wasser beladen war. Sie waren, nachdem sie endlich den Weg entdeckt, bis zu dem Brunnen von Belkaschífari geritten und deshalb so lange ausgeblieben. Die Spur des Búlguda hatten sie eine kurze Strecke verfolgt, dieselbe bog aber dann gleich direct nach Norden

um; somit bestätigte sich mein Verdacht, dass er das Lager nur verliess, um nach A'gadem zurückzueilen und wahrscheinlich mit seinen Raubgenossen die Habe der unterdess verschmachteten Reisegesellschaft zu erbeuten. Man kann sich unsere Freude über die glückliche Rettung aus so entsetzlich drohender Todesgefahr vorstellen. Da es an Brennholz nicht fehlte, wurde ein tüchtiges Feuer angezündet und eine Portion Antilopenfleisch daran gekocht, mit der wir unsere hungerigen Magen befriedigten.

Am andern Morgen, den 9. Juli, um 6 Uhr brach die Karavane auf, und um 10 Uhr erreichten wir unter Kalli's Führung den nach Süden gehenden Weg. Die gewellte, krautreiche Gegend wird von Antilopen, Gazellen und Straussen in grosser Zahl durchstreift. Hoch in der Luft wiegte sich eine Art Aasgeier, von der Grösse des Königsadlers, also wenigstens dreimal so gross wie der gewöhnliche Aasgeier der Wüste. Auch eine Meute wilder oder verwilderter Hunde, deren es hier und in Kauar viele geben soll, jagte mit lautem Gebell vorüber. Von neu auftretenden Pflanzen bemerkte ich den Hadjilidj-Baum, das Kadschin bultu (Hyänenkraut), die Raië, eine Klette mit langen widerhakigen Stacheln, und Ertém, das im mittlern Theile der Wüste gar nicht vorkommt, von hier an nach Süden zu aber in Fülle wächst. Nach vierstündigem Marsch auf dem gut ausgetretenen Wege kamen wir nachmittags 2 Uhr bei dem Brunnen Belkaschifari an und lagerten in seiner Nähe. Wir priesen uns glücklich, nun die Sahara im Rücken zu haben, die sich am vorigen Tage noch in ihrer schrecklichsten Gestalt gezeigt, als wolle sie sich mit unverlöschlichen Zügen unserm Gedächtniss einprägen. Doch vermissten wir leider einen Mann aus der Karavane: den Diener Kalli's, der ihn auf seiner Erkundigungsexpedition begleitet hatte. Es wurden zwei Leute nach dem Verlorenen ausgeschickt, sie kehrten aber ohne ihn wieder.

Den folgenden Tag verbrachten wir noch bei dem Brunnen Belkaschífari, der 25 Fuss tief ist und von den Tebu Beduaram genannt wird. Ein anderer Brunnen, Bela-Beduaram, 1½ Stunden östlich von ihm, soll jetzt ausgetrocknet sein. Alle Stauden und Kräuter der Umgegend waren schwarz von kleinen Heuschrecken, die hier an der Südgrenze der Sahara ihre Kindheit verleben und, sobald sie ausgewachsen sind, ihre verheerenden Wanderzüge antreten. Ich verlangte jetzt von Maina Jusko die Hälfte des ihm gezahlten Führerlohns zurück, da er sich durchaus untauglich erwiesen und wir durch seine Schuld beinah ums Leben gekommen wären. Allein so sehr ich in meinem Rechte war, konnte ich doch nichts gegen ihn ausrichten, denn wohl wissend, dass ich ihn wegen der bewiesenen Unfähigkeit in Anspruch nehmen würde, hatte er das Geld in A'gadem vergraben.

XIV.

Bis nach Kuka, der Hauptstadt von Bornu.

Der grosse Mimosenwald. Die Brunnen Kufē und Asi. Ngígmi. Erster Anblick des Tschad-Sees. Thierleben am Tschad. Ueber den Komádugu Waube. Jo. Ankunft vor Kuka.

Früh 5¼ Uhr verliessen wir am 11. Juli Belkaschífari. Der Weg, gut ausgetreten, führt direct nach Süden. Die Vegetation auf dem immer noch grosswelligen Boden gewinnt nach und nach an Mannichfaltigkeit. Zunächst treten neue Gräser auf, darunter manche, die geniessbares Korn tragen, wie das sehr langhalmige ambra; dann schmücken sich die Wiesen mit Buschwerk; weiterhin werden die Büsche zu einzelnen Wäldchen; endlich folgt der grosse Mimosenwald, der wie ein Band, an manchen Stellen vier bis fünf Tagereisen breit, den afrikanischen Continent von der Westküste bis an das Rothe Meer zu durchziehen scheint. Natürlich darf man dabei nicht etwa an einen jener undurchdringlichen Urwälder denken, wie ich sie später an der Küste von Guinea kennen gelernt. Der Mimosenwald gleicht vielmehr einer lichten, luftigen Parkanlage mit ausgedehnten Grasflächen zwischen den Gebüschen und Baumgruppen, in denen ich ausser verschiedenen Mimosenarten, Akazien und Hadjilidj den unserer Myrte ähnlichen,

dornenlosen Scherra- oder Ingissíri-Baum bemerkte. Vielen Mimosen, vorzugsweise den Talha- und Geredh-Bäumen pfropft sich ein Schmarotzer auf, der unserm Geisblatt ähnliche Burungo-Baum, indem dessen Same durch den Wind oder durch Vögel auf die Stelle, wo die Mimose Gummi ausschwitzt, getragen wird; für sich allein sah ich den Burungo nirgends stehen. Bis in die jüngste Zeit wohnten hier mehrere Tebustämme, sie wurden aber von den Tuareg vertrieben, ohne dass diese selbst sich in den verlassenen Wohnsitzen niederliessen. Dagegen hat die Thierwelt in grossartigem Massstabe von dem Walde Besitz genommen, auch die Giraffe, die früher hier nicht vorkam, hat sich jetzt eingebürgert. Ungeheure Schwärme von Vögeln haben hier ihre Brutstätten; auf einem einzigen Baume sind zwanzig, dreissig bis funfzig Nester, und an die dünnen Zweige hängt der Webervogel sein schwebendes Nestchen.

Gegen 2 Uhr nachmittags machte Kalli mich darauf aufmerksam, dass von fern her ein Mensch der Karavane folge. Wir marschirten langsamer, damit er uns einholen könne, und erkannten in dem Näherkommenden den vermissten Diener. Er war ganz von Kräften, denn drei Tage lang bildeten nur Heuschrecken, Insekten und dergleichen seine Nahrung; zum Glück fand er ab und zu eine Wasserlache, um den brennenden Durst zu löschen. Auf unsere Frage, wie es geschehen sei, dass er sich von der Karavane verloren, erwiderte er in allem Ernst, der Teufel habe ihn entführt. Wahrscheinlich hatte er geschlafen, während der Zug weiterging, und dann, um uns nachzukommen, einen kürzern Weg einschlagen wollen, denselben aber, da er ihn immer weiter von der Strasse abführte, wieder zurückgehen müssen. Hierdurch lange aufgehalten, erreichte er den Brunnen Belkaschífari erst nachdem wir schon wieder aufgebrochen waren; von dort aus konnte er indess unsere frische Spur nicht verfehlen. Seinetwegen lagerten wir

bis zu dem Brunnen Asi, dessen Wasser ich besonders wohlschmeckend fand. Ueberhaupt fehlte es uns nun nicht mehr an gutem Trinkwasser, und wir brauchten keinen Vorrath in Schläuchen davon mitzunehmen, da es überall volle Lachen und Regenlöcher gab. An diesem und dem folgenden Tage wimmelte unser Weg von zahllosen Myriopoden, die wie Raupen aus Erdlöchern hervorkrochen, sodass die Kamele bei jedem Schritte einige zertraten. Die Thiere sind braun, bis zu einem Decimeter lang und haben an beiden Seiten etwa 130 Füsse; sie nähren sich von Pflanzen, auch ist ihr Biss nicht giftig, was ich, der Annahme mehrerer Naturforscher entgegen, hiermit ausdrücklich bezeuge. Wie Nachtigal berichtet, werden diese Tausendfüssler in der Kanúri-Sprache „dingeli" genannt und von den Eingeborenen, nachdem sie ihnen den Kopf abgerissen, ausgesaugt als Heilmittel gegen Skorpionen- und Vipernstiche.

Am 14. Juli verfolgten wir von $5^1/_4$ Uhr morgens an die Strasse weiter, die in geradester Richtung nach Ngígmi führt, während rechts und links abzweigende Wege östlich über Kibbo und westlich über Bir el-Hammam gehen. Um 9 Uhr kam uns eine verdächtige Gofla, von neun Reitern begleitet, entgegen, lenkte aber, sowie sie unserer ansichtig wurde, ins Dickicht des Waldes ein. Wir machten halt und setzten unsere Waffen in Bereitschaft; es liess sich indess nichts wieder blicken, und so zogen wir, nachdem das Frühstück abgekocht war, unbehelligt weiter. Der Wald ist hier häufig von grünen Wiesen unterbrochen, auf denen ich Spuren des Flusspferdes, dann Unrath und Knochen dieses Thieres entdeckte, ein Zeichen von der Nähe des Tschad-Sees. Hier und da steht eine wasserliebende Dum-Palme. Weithin verbreitet der Suakbaum einen senfartigen oder, wie Denham sagt, einen strengen narkotischen Geruch; seine Blätter, besonders aber die reifen Früchte, von

stehendes Wasser in der Nähe sein. Zahlreiche Brunnen, bald rechts, bald links vom Wege, geben Zeugniss, dass der Wald, wie erwähnt, früher von Menschen bewohnt gewesen ist; es waren Desa und Búlguda, die erstern haben sich nach dem nördlichen Bornu, die letztern nach Kanem verzogen. Die Gegend behält ihren waldigen Charakter, doch wird das Terrain jetzt mehr und mehr eben. Als wir um $7^1/_2$ Uhr den Brunnen Kufē erreichten, überraschten wir einen Löwen bei seinem Frühstück, einer Kargum-Antilope. Unsere Ankunft verscheuchte ihn, und sofort schwebten Hunderte von Raben und Geiern herab und stürzten sich auf das erwürgte Thier. Um den Brunnen herum, der 25 Fuss tief und mit Holz ausgedielt ist, standen grosse Wasserlachen, aus denen unsere Kamele getränkt wurden. Ohne die Zelte aufzuschlagen, lagerten wir unter Talha-Bäumen, während die darauf sitzenden Singvögel und Lachtauben sich durch unsere Anwesenheit in ihrem Concert nicht stören liessen. Auf den drei hohen Bäumen, welche den Brunnen beschatten, nistete eine Art Reiher in grossen Nestern, selbst ihre Kronen schienen voll Nester zu sein. An vielen Stellen des Bodens waren noch Sprossen von ksob (Negerhirse, Pennisetum typhoideum), von den Bornuern argum moro genannt, Ueberbleibsel des frühern Anbaues. Auffallenderweise berichtet Nachtigal, der vier Jahre nach mir Kufē passirt hat, der Brunnen sei „seit Jahren" verschüttet. Da ich ihn noch in vollkommen gutem Stande gefunden, muss er seitdem gewaltsam zerstört worden sein. Gern hätte ich ein saftiges Stück Fleisch aus der fast noch zuckenden Antilope geschnitten und es meinem Frühstück hinzugefügt, aber die Mohammedaner, so sehr sie selbst heimlich danach verlangen mochten, erklärten das Fleisch für „djiffa", unkoscher, und um ihnen kein Aergerniss zu geben, entsagte ich ebenfalls dem Genuss.

Von Kufē zogen wir noch $4^1/_2$ Stunde gerade südwärts

bis zu dem Brunnen Asi, dessen Wasser ich besonders wohlschmeckend fand. Ueberhaupt fehlte es uns nun nicht mehr an gutem Trinkwasser, und wir brauchten keinen Vorrath in Schläuchen davon mitzunehmen, da es überall volle Lachen und Regenlöcher gab. An diesem und dem folgenden Tage wimmelte unser Weg von zahllosen Myriopoden, die wie Raupen aus Erdlöchern hervorkrochen, sodass die Kamele bei jedem Schritte einige zertraten. Die Thiere sind braun, bis zu einem Decimeter lang und haben an beiden Seiten etwa 130 Füsse; sie nähren sich von Pflanzen, auch ist ihr Biss nicht giftig, was ich, der Annahme mehrerer Naturforscher entgegen, hiermit ausdrücklich bezeuge. Wie Nachtigal berichtet, werden diese Tausendfüssler in der Kanúri-Sprache „dingeli" genannt und von den Eingeborenen, nachdem sie ihnen den Kopf abgerissen, ausgesaugt als Heilmittel gegen Skorpionen- und Viperstiche.

Am 14. Juli verfolgten wir von $5^1/_4$ Uhr morgens an die Strasse weiter, die in geradester Richtung nach Ngígmi führt, während rechts und links abzweigende Wege östlich über Kibbo und westlich über Bir el-Hammam gehen. Um 9 Uhr kam uns eine verdächtige Gofla, von neun Reitern begleitet, entgegen, lenkte aber, sowie sie unserer ansichtig wurde, ins Dickicht des Waldes ein. Wir machten halt und setzten unsere Waffen in Bereitschaft; es liess sich indess nichts wieder blicken, und so zogen wir, nachdem das Frühstück abgekocht war, unbehelligt weiter. Der Wald ist hier häufig von grünen Wiesen unterbrochen, auf denen ich Spuren des Flusspferdes, dann Unrath und Knochen dieses Thieres entdeckte, ein Zeichen von der Nähe des Tschad-Sees. Hier und da steht eine wasserliebende Dum-Palme. Weithin verbreitet der Suakbaum einen senfartigen oder, wie Denham sagt, einen strengen narkotischen Geruch; seine Blätter, besonders aber die reifen Früchte, von

der Grösse unserer Johannisbeere, schmecken ganz nach Senf; getrocknet nehmen sie einen etwas süsslichen Geschmack an. Bis zum Abend marschirten wir noch fünf Stunden und lagerten dann am östlichen Abhang einer kleinen Anhöhe. Ich erstieg dieselbe bei Sonnenuntergang und blickte zu meiner Ueberraschung nach Westen zu in ein kesselförmiges, dichtbewaldetes Thal. Aus dem Baumdickicht ragten stolz zwei Dattelpalmen empor, an denen ich Früchte zu erkennen glaubte. Als ich wieder ins Lager kam, schickte ich sogleich zwei meiner Diener nach den Datteln aus, es erwies sich aber als unmöglich, ohne Axt in das Dickicht einzudringen. Der Ort, wo wir lagerten, mag früher bewohnt gewesen sein, denn ein gut ausgetretener Pfad führt von da auf die Strasse.

Ein Marsch von $2^1/_2$ Stunden brachte uns am andern Morgen nach Ngígmi, dem ersten bewohnten Orte an der Nordgrenze von Bornu. Wer sich den Tschad-See als einen blanken Wasserspiegel vorstellt, wird bei dessen Anblick sehr enttäuscht sein, denn nur stellenweise sieht man offenes Wasser in der unendlichen, mit Rohr und Schilf bedeckten Fläche. Eine sehr angenehme Musik war mir das Brüllen der Rinder, die in Heerden an uns vorüberzogen. Wie lange hatte mein Ohr diesen heimatlichen Laut nicht mehr gehört! Wir schlugen unsere Zelte dicht vor dem Dorfe auf, und bald kamen die Bewohner, welche Kanembu sind, neugierig heraus. Sie hielten uns für den Vortrab einer grossen Karavane, waren daher sehr verwundert, als wir ihnen sagten, dass niemand weiter folge, da, wie sie uns mittheilten, Tuareg, mit Uled Sliman verbunden, Kanem nach allen Richtungen raubend und plündernd durchzögen. Von den Frauen wurden mir Esswaaren: frische und getrocknete Fische, Butter, Taback, Argum moro, Argum moro-Mehl, etwas Gerste und Weizen, zum Kauf oder zum Tausch gegen Glasperlen und Nadeln angeboten. Ihre For-

derungen waren indess nach dortigen Preisverhältnissen keineswegs bescheiden, später kaufte ich in der Hauptstadt Kuka alles viel billiger. Ich bezahlte ihnen für frische Fische, ein Lamm, 20 Pfund Butter und etwas Mehl 2 Mariatheresienthaler. Abends badete ich an einer offenen Stelle, wo die Kühe getränkt zu werden pflegen, im Tschad, nachdem mir die Eingeborenen auf meine Erkundigung versichert hatten, es komme hier äusserst selten vor, dass ein Mensch von einem Krokodil angefallen werde. Nicht weit von der Badestelle sah ich dann vier Hippopotamen ihre plumpen Köpfe aus dem Wasser strecken, und da mich Kalli und der Marabut gebeten hatten, ich möge vor den Bewohnern Ngígmis meinen Repetirstutzen abfeuern, benutzte ich die Gelegenheit, ihnen von der Wirksamkeit unserer Waffen eine Probe zu geben. Ich schoss unmittelbar hintereinander vier Schüsse auf die Flusspferde ab und hatte das Glück, dass zwei davon tödlich getroffen wurden. So viele Kugeln fast gleichzeitig aus ein und demselben Rohre kommen und auf so weite Entfernung wirken zu sehen, flösste den Leuten natürlich keinen geringen Respect vor uns ein. Eine solche Einschüchterung war aber allerdings unserer Sicherheit wegen nöthig, denn erst tags zuvor hatten zwanzig Búdduma, Inselbewohner vom Tschad, eine kleine Tebu-Gofla hier ausgeplündert und ihr drei Kamele weggeführt. Wir mussten ihnen also die Lust benehmen, sich etwa auch an unserer schwachen Karavane zu vergreifen.

Ngígmi ist ein offener, aus oben zugespitzten Rohrhütten bestehender Ort. Die Einwohner, gegen 1500 an Zahl, sind Kanembu, d. h. Bewohner von Kanem, die sich äusserlich in nichts von den Tebu oder Kanúri unterscheiden und auch wie diese die Bornu-Sprache reden. Nachtigal sagt, sie nennten sich Tomagheri; danach würden sie zum Stamme der Tomagheri in Tibesti gehören. Sie nähren sich von Viehzucht, Fischfang und Ackerbau, werden

jedoch bisweilen von plündernden Tuareg und andern Nomadenstämmen heimgesucht. An ihrer Spitze steht ein Aeltester, der einen jährlichen Tribut von getrockneten Fischen an den Sultan von Bornu zu entrichten hat. Nur zur Regenzeit ist der Ort vom See umgeben; sonst liegt er einen guten Büchsenschuss vom Ufer entfernt. Barth fand ihn noch näher am See liegen, der seitdem infolge einer Ueberschwemmung mehr zurückgewichen ist. Von dem Walde ist Ngígmi durch eine niedrige, mit Kräutern und Strauchwerk bewachsene Sand- oder Dünenkette getrennt.

In der Nacht überraschte uns ein furchtbarer, von Sturmwind begleiteter Regen. Dem Sturme hielt mein gut befestigtes Zelt wacker stand, aber das Wasser flutete von unten mit solcher Gewalt herein, dass ich glaubte, der Tschad sei ausgetreten. Vergebens rief ich nach Hülfe; meine Leute, deren Zelt der Sturm weggerissen, hörten mich nicht. Doch gelang es mir mit eigener Anstrengung, die Säcke mit Zucker und andern Waaren, welche durch das Wasser beschädigt werden konnten, auf die Kisten zu retten. Wie immer in der tropischen Region zog das Unwetter rasch vorüber, und kurz nach Mitternacht hatte sich der Himmel wieder völlig aufgeheitert. Obgleich unser Lager in der unmittelbaren Nähe eines bewohnten Ortes stand, wurden wir doch bis zum Morgen durch Hyänen, eine grössere Art als die in der Wüste, beunruhigt; vor dem Gebell meines Hundes zeigten sie keine Scheu, nur durch öfteres Abfeuern der Gewehre liessen sie sich zurücktreiben.

Als wir am nächsten Morgen 6½ Uhr aufbrachen, schlossen sich die Tebu, die hier beraubt worden waren, und einige Bewohner von Ngígmi mit Lastochsen unserer Karavane an, um in möglichst starker Begleitung das Bereich der räuberischen Búdduma zu durchreisen. Wir zogen immer hart am Rande des Sees entlang, der durch

hohes Schilfrohr, in dem zahlreiche Wasservögel sich tummelten, kenntlich war. Um 10 Uhr kamen wir an den Hütten von Silólo und um 10½ Uhr an denen von Udi vorbei. Diese Hütten standen augenblicklich leer; sie werden nur zeitweise von den Leuten bewohnt, die hierher kommen, um aus der Asche des Suak-Baumes ein Surrogat für Salz zu gewinnen. Sowie kein Steinchen, so findet sich nämlich in der ganzen Gegend auch kein Salz, und die hier wachsenden Pflanzen sind so arm an Salzgehalt, dass den Kamelen, Rindern, Schafen und Ziegen von Zeit zu Zeit, wie man behauptet, Salz gegeben werden muss. Ich selbst habe indess nur einigemal gesehen, dass den Kamelen Natron gereicht wurde. Salz ist daher hier der begehrteste Artikel, und wollte ich von den Bewohnern etwas kaufen, so war es immer vor allen Dingen Salz, was sie dagegen einzuhandeln wünschten. Wenn nun die Karavanen von Bilma länger als gewöhnlich ausbleiben, dann sucht man aus der Asche einiger Bäume, namentlich des Suak, durch Auskochen einen nothdürftigen Ersatz zu produciren.

Von Udi an, das wir um 2 Uhr verliessen, wendet sich der Tschad von Südwesten nach Süden und nach einer halben Stunde, bei den Hütten von Berdóa, südöstlich. Um 4½ Uhr passirten wir Kinsángale, einen gerade von Aschensiedern bewohnten Ort, aus hundert Hütten bestehend. Gegen Abend entfaltete sich in der Landschaft ein ungemein reges und mannichfaltiges Thierleben. Schmetterlinge und Libellen gaukelten von Blume zu Blume, Singvögel flogen aus dem dichten Gebüsch, das die Wiesen am Tschad-Ufer umsäumt, und erhoben sich über uns in die klare Luft, während die Wasservögel, weisse und schwarze Störche, Pelikane, Enten, Gänse u. s. w., auf den Wiesen ohne Scheu ihr Futter suchten; Antilopen- und Gazellenheerden eilten zur Tränke an den Tschad, Wildschweine durchwühlten den Boden nach Wurzeln und stürzten bei unserer Annäherung

entweder geraden Weges in den Wald zurück oder verbargen sich in das hohe Röhricht; hier ging ein Flusspferd, unbekümmert um uns, schnaufend seiner Nahrung nach, dort verschwand ein 4—5 Fuss langer Kaiman erschreckt im Sumpf oder Schilf des Ufers. Alles war mir fremd und neu, bei jedem Schritte bot sich etwas nie Gesehenes meiner Betrachtung dar. Leider wurden aber unsere Kamele von Fliegenschwärmen bis aufs Blut gepeinigt, sodass sie kaum zu halten waren und immer ihre Ladung abzuwerfen suchten, um sich am Boden zu wälzen. Um 6 Uhr kamen wir nach Kindjigalía, einem grossen Orte, wo viele Sklaven aus Ngígmi mit Aschesieden beschäftigt waren, die sich sofort in unverschämter Weise an uns herandrängten. Ich musste einige Schüsse über ihre Köpfe weg abfeuern, ehe wir sie los wurden. Später indess, nachdem die Zelte aufgeschlagen waren, handelten wir sehr wohlschmeckende Fische gegen Salz von ihnen ein.

Andern Tags, den 17. Juli, führte uns der Weg von den Gestaden des Tschad hinweg durch einen nicht sehr dichten, gleichwol aber von Thieren reich belebten Wald. Nach einem Marsch von $4^3/_4$ Stunden erreichten wir den Ort Bárua und beschlossen, daselbst zu bleiben. Bárua, etwa so gross wie Ngígmi, ist mit einer Erdmauer umgeben. Ringsum sah ich angebautes Land, mit Argum, Bohnen, Baumwolle und Taback bepflanzt. Die Einwohner verkauften uns Lebensmittel gegen Salz, wovon ich zum Glück grossen Vorrath aus Bilma mitgenommen hatte.

Am folgenden Morgen $5^1/_4$ Uhr ging es in der Richtung von 170° wieder vorwärts. Durch einen luftigen Wald, dessen Bäume mit Nestern der kleinen Singvögel wie mit Birnen behängt waren, gelangten wir nach einigen Stunden an die Sümpfe und Hinterwässer des Waube-Flusses. Das Passiren derselben nahm viel Zeit in Anspruch und war mit grossen Beschwerlichkeiten verbunden, indem wir die

Sümpfe auf weiten Umwegen umgehen, die Wasserlachen mit den störrigen Kamelen durchwaten mussten. Für alle Beschwerden entschädigten mich aber reichlich die entzückenden, stets wechselnden Landschaftsbilder, welche die tropische Sonne im Bunde mit der Wirkung des Wassers auf diesem jungfräulichen Boden erzeugt. Ueber den saftiggrünen Wiesenteppich sprengte flüchtigen Fusses die Gazelle und das grosshornige Kargum, gravitätisch spazierten Störche, Pelikane und andere langbeinige Wasservögel darauf umher, Schwärme von wilden Enten und Gänsen rauschten plötzlich auf, Perl- und Rebhühner flohen gackernd ins Gebüsch zu ihren tief versteckten Nestern. An trockenen Stellen bauen die Ameisen, Ngitkum genannt, 3 Fuss hohe Termitenhügel, die ganz wie kleine Negerhütten aussehen. Hier wiegt auch wieder die Dumpalme ihre vielfältige Fächerkrone in der blauen Luft, als Vorbote des Flusses erscheint der herrliche Temssuko oder Tamarindenbaum, und gruppenweis tritt der Téfila-Strauch auf mit geniessbaren, gerade jetzt reifen Beeren.

Endlich um 3 Uhr erreichten wir das Ufer des Komádugu Waube. Wenn Nachtigal bemerkt, der Name Waube sei gar nicht gebräuchlich, so ist das nur ein neuer Beleg dafür, wie schnell in den Negerreichen die geographischen Benennungen wechseln. So fand Barth die Ortschaften Lari und Wudi (Woodie), welche noch Denham und Clapperton besucht haben, nicht mehr vor und konnte nur mit Mühe ihre Stätte erkunden; nach wenigen Jahren werden auch ihre Namen vergessen sein. Drüben am andern Ufer sahen wir im Schatten von Tamarindenbäumen den Ort Jo liegen. Mehrere von dessen Bewohnern kamen, die blaue Tobe über dem Kopfe haltend, zu uns herübergeschwommen. Sie sagten uns, der Vorsteher des Orts müsse jede hier ankommende Karavane durch einen Boten dem Sultan von Bornu anmelden, und wir könnten dem Boten Briefe nach

Kuka mitgeben. Ich schrieb einige Zeilen an den Sultan, womit ich ihn von meiner bevorstehenden Ankunft benachrichtigte und um gute Aufnahme bat, indem ich den Empfehlungsbrief des Kaimmakam von Fesan beischloss. Unterdess war von Südosten her eine schwarze Wolkenmasse mit furchtbarer Geschwindigkeit herangezogen, und kaum hatten die Diener mein Zelt aufschlagen und befestigen können, als das Unwetter über uns losbrach. Weder Kalli noch der Marabut wurden mit dem Aufstellen ihrer Zelte fertig, beide suchten unter dem meinigen Schutz gegen den strömenden Regen. Bis der Himmel sich wieder klärte, war es Abend geworden, sodass an Uebersetzen über den Fluss nicht mehr gedacht werden konnte. Zum Glück schwammen von drüben noch einige Weiber mit Mehl und andern Lebensmitteln herbei, die sie uns gegen Salz verkauften.

Am Morgen wurde über acht leeren Kürbisflaschen ein luftiges, aber sicheres Floss zusammengebunden und darauf in drei oder vier Fahrten unser Gepäck ans andere Ufer geschafft. Ein Theil meiner Leute ritt auf unsern Kamelen durch den Fluss, der in der Mitte so tief war, dass die Thiere schwimmen mussten. Ich selbst zog es vor, hinüber zu schwimmen, und nahm auch meinen Hund, der wie seine Landsleute, die Araber, sehr wasserscheu ist, an einem Schwimmgürtel mit mir. Der Marabut setzte sich inmitten seiner Siebensachen auf das nicht mehr als 6 Fuss lange und 3 Fuss breite Floss: so kam er zu unserm Ergötzen wie eine Ente in ihrem Neste angeschwommen. Da es zu spät geworden war, noch weiter zu gehen, lagerten wir nicht fern vom Ufer an einem viereckigen, von hohen Erdwällen eingefassten Platze, der dem Sultan, wenn er hierherkommt, zum Lagerplatz dient und deshalb das Schloss des Sultans genannt wird. Seit 40 Tagen hatte es hier geregnet, und seit 27 Tagen war der Waube in Fluss.

Jo liegt am rechten Ufer, der Ort ist mit Mauern umgeben. Seine Bewohner, deren Zahl sich auf 800 belaufen mag, ernähren sich von Ackerbau und Viehzucht, und zur Zeit wenn der Komádugu (d. i. der Fluss) Wasser genug hat, was freilich nicht länger als vier Monate im Jahre währt, auch vom Fischfang. In dieser Zeit findet die Communication mit dem jenseitigen Ufer durch Schwimmen statt; wer aber des Schwimmens unkundig ist, wie die Ankömmlinge aus dem Innern des Landes, der bedient sich zum Uebersetzen eines leeren Schlauchs oder eines zwei leere Kürbisflaschen verbindenden Stockes, auf dem er rittlings sitzend sich mit Händen und Füssen hinüberrudert.

Man brachte uns reichlich Lebensmittel, darunter Brot aus Korna-Beeren, das im Geschmack an unsern Honigkuchen erinnert, aber so trocken ist, dass ich es nur mit Mühe herunterwürgen konnte; ferner Koltsche (Erdmandeln, Arachis hypogaea), bekanntlich jetzt ein bedeutender Ausfuhrartikel aus Senegambien und von der Guineaküste. Hier wird die Frucht, obwol sie wie in ganz Bornu vorzüglich gedeiht, nur für den eigenen Bedarf der Einwohner gebaut; die Bereitung des Arachis-Oels, das in Europa dem Olivenöl Concurrenz zu machen beginnt, ist ihnen, wie es scheint, unbekannt. Dagegen haben sie Butter in Ueberfluss; ich kaufte bisweilen 20 Pfund Butter für 140 Pfund kleiner Muscheln, l'oda genannt, die den Werth eines Mariatheresienthalers repräsentiren.

Am 20. Juli morgens $7^1/_2$ Uhr verliessen wir die Ufer des Waube. Anfangs der Sümpfe und Hinterwasser wegen uns etwas westlich haltend, erreichten wir um 10 Uhr Beggel, zwei Dörfer, deren Hütten kaum aus den hohen Argum-Feldern herausragten. Im ganzen ist indess die Gegend nur dünn bevölkert. Nachdem wir von $10^1/_2$ Uhr an gerastet, ging es von $1^1/_2$ bis $5^3/_4$ Uhr in südlicher Richtung weiter. Wilde Thiere werden nun, je mehr der

Mensch sich angesiedelt hat, seltener, aber Vögel, namentlich Wasservögel, wie Enten, Störche und Pelikane, sind auch hier sehr zahlreich. Von neuen Pflanzen sah ich den Kabla-Strauch mit rothen essbaren, Ndórnu genannten, Beeren, frisch genossen gleich der Stachelfeige ein ausgezeichnetes und zugleich wohlschmeckendes Heilmittel gegen Diarrhöe; den Melbúrta-Strauch, unserm Weissdorn ähnlich, doch ohne Stacheln; und den Ngáŋga-Strauch, der im Laub unserm Ligustrum gleicht, mit einer Kernfrucht von der Grösse und dem Aussehen unserer Aepfel, die aber ihres äusserst bittern Geschmacks wegen ungeniessbar ist.

Am andern Morgen wurde um 5½ Uhr aufgebrochen und wie bisher die Richtung von 160° verfolgt. Je näher wir der Hauptstadt kamen, um so dichter wurde die Bevölkerung, wobei man freilich nicht den Massstab europäischer Länder anlegen darf. Um 8 Uhr sahen wir eine halbe Stunde westlich vom Wege das Dorf Seggē und um 10 Uhr Komágendum (Elefanten-Ort oder vielleicht Honig-Ort, denn „komágen" heisst im Kanúri Honig, während der Elefant „komäun" heisst und nur in der Volkssprache „komágen" genannt wird). Um 10½ Uhr passirten wir die angebauten Felder von Goláro, einem ebenfalls etwas westlich vom Wege gelegenen Dorfe, und um 11 Uhr wurde gelagert. Hier trennten sich Kalli und der Marabut von mir, da sie noch denselben Tag die Stadt erreichen wollten. Ich hingegen wollte absichtlich nicht abends in Kuka ankommen, denn ich wusste nicht, ob man ein Haus für mich in Bereitschaft gesetzt, und es ist überhaupt Sitte, dass Fremde morgens in eine Stadt einziehen. Um indess so weit wie möglich mich der Stadt zu nähern, liess ich, sobald unser Frühstück zubereitet und verzehrt war, um 2 Uhr wieder aufbrechen. In der Richtung von 155° marschirend, durchschritten wir 3½ Uhr die Argum-Felder von Aleihéro und befanden uns um 4½ Uhr etwa drei

Stunden östlich von Ngrútua (Flusspferd-Ort), das nahe am Tschad-See liegt. Um 5¾ Uhr hatten wir unmittelbar rechts am Wege den kleinen, nie austrocknenden See Ngaldjim — so wird im Kanúri jeder kleine See genannt —, und um 6 Uhr wurde zwischen den beiden Dörfern Daurgo, vier Stunden in Ostsüdost von der Hauptstadt entfernt, zur Nacht gelagert.

Frühmorgens zogen meine Diener neue Kleider an, die ich zu diesem Behufe gekauft hatte; dann wurde abmarschirt. Vormittags 9 Uhr hielt meine Karavane an dem Nordthore von Kuka.

XV.

Empfang und Aufenthalt in Kuka.

Der Einzug. Gastgeschenke. Besuche. Erste Audienz bei Sultan Omar. Meine Geschenke. Das Christenhaus. Prinz Bu-Bekr. Empfang am Milud-Feste. Militärparade. Absendung eines Kuriers an den Sultan von Uadaï. Ein Schreiben der englischen Regierung. Aufnahme eines Darlehns.

Obwol ich nicht der erste Europäer war, der die Hauptstadt Bornu besuchte, hatte doch die Kunde von meiner Ankunft eine grosse Menge Neugieriger vor das Thor gelockt, die den Christen, den Weissen mit den hellen Augen und dem blonden Haar, sich in der Nähe betrachten wollten. Die zu meinem Empfange bestimmte Ehren-Eskorte erwartete mich jedoch am Westthore, durch welches die Karavanen gewöhnlich in die Stadt einziehen, und dort hatte sich eine ebenso grosse Volksmenge versammelt. Meine Leute luden ihre Flinten mit dreifacher Ladung und liessen sie tüchtig knallen, sodass die Kukaer verwundert meinten, die Flinten der Christen knallen so stark wie Kanonen. Hauptgegenstand der Neugier bildeten aber natürlich ich und mein Hund. „Seht den Christen, seht seine Kleider, seine Schuhe (ich hatte europäische Halbstiefel an, war überhaupt europäisch gekleidet) — Er hat Augen wie eine Katze, der Ungläubige, der Heide — Wo mag er her sein? Ist er ein Engländer oder ein Deutscher? — Und seht doch sein Thier, es soll eine Hyäne sein oder der Sohn einer

Hyäne — Ob seine Diener auch Christen sind?“ So schwirrte es in dem Haufen durcheinander. Dazwischen rief man mir auch von vielen Seiten ein Willkommen zu: „Sei gegrüsst in Bornu! — Gott Lob, dass du angekommen bist! — Ist es dir gut gegangen in der Wüste? — So Gott will hast du keinen Durst gelitten! — Friede sei mit dir!“ Jetzt kam ein Reiter, ein Beamter des Sultans, vom Westthore her angesprengt. Ich stieg von meinem Kamel und ging auf ihn zu oder wurde vielmehr von dem mich umdrängenden Volke zu ihm hingeschoben. Wir begrüssten uns auf Kanúri: „L'afia — ndo tegē — afi l'abar — hamd' ul Lahi“[1] (Friede! — Wie ist deine Haut? — Was gibt es Neues? — Gott sei gelobt!). Hierauf erklärte er mir, er sei beauftragt, mich zu dem mir angewiesenen Hause zu geleiten.

Gefolgt von dem ganzen Volkshaufen, aus dem ich zwar noch öfter die Worte „Ungläubiger“ und „Heide“ vernahm, der mir aber keineswegs feindselig gesinnt zu sein schien, gingen wir durch mehrere Strassen und traten dann zunächst in das Haus eines gewissen Tittaui. Derselbe, ein Bruder des Chasnadár von Mursuk und das Factotum aller Europäer, die Kuka besuchen, nahm mich, wahrscheinlich als willkommene Beute, äusserst freundlich und zuvorkommend auf. Ich traf bei ihm einen Bekannten aus Mursuk, den reichen Tripolitaner Scherif Haschęschi, der einige Monate früher als ich von dort nach Bornu abgereist war. Beide begleiteten mich nach dem zu meiner Wohnung ausersehenen, nichts weniger als comfortable eingerichteten Hause. Auf meine Beschwerde entgegneten indess sowol Tittaui als der Beamte des Sultans, ein wohl-

[1] Ein anderer sehr gebräuchlicher Gruss ist: „Ussē-ussē“, Willkommen; der Niedere begrüsst den Höhern mit: „Allah kábondjo“, oder „Ngúbbero degá“, was ungefähr dem Arabischen „Allah ithol amrek“, Gott verlängere dein Leben, gleichkommt.

beleibter Neger mit verschmitzter Miene und einem zweistöckigen spitzen Strohhut auf dem Kopfe, der ihm fast das Aussehen eines Chinesen gab: ein anderes sei nicht verfügbar, ich dürfte überhaupt in Kuka keine Häuser wie in Tripolis oder Stambul erwarten. Da ich hierauf nichts weiter erwidern konnte, gebot ich meinen Dienern, das Gepäck herbeizuschaffen.

Das Haus enthielt zwei Zimmer, eins von 10 Fuss und eins von 6 Fuss im Geviert, die durch einen kleinen Hof verbunden waren. Letztern liess ich, um doch etwas mehr Wohnraum zu gewinnen, mit einem Mattendache überdecken. Für die Diener war eine Art Vorzimmer da, und hinter dem Hause befand sich ein geräumiger Hof, dessen Umfassungsmauern aber eingestürzt waren; an ihrer Stelle wurden auf Tittaui's Anordnung Wände von Matten errichtet und mittels Stangen befestigt. Ehe sich der Beamte entfernte, versicherte er wiederholt, der Sultan sei über meine Ankunft sehr erfreut, er biete mir ein herzliches Willkommen und werde es mir, als seinem Gaste, an nichts fehlen lassen; Tittaui insbesondere habe Befehl, alle meine Wünsche zu erfüllen. Ich fragte ihn noch, wann ich dem Sultan meine Aufwartung machen könne, und erhielt zur Antwort, ich möge nur erst ausruhen, der „Mai“ (König oder Sultan) werde mich schon benachrichtigen, zu welcher Zeit er mich empfangen wolle.

Im Laufe des Tages überbrachten zuerst Diener Tittaui's das Gastgeschenk ihres Herrn: ein Schaf, ein Becken voll Reis und ungefähr 20 Pfund Butter; sodann schickte der Sultan eine Kamelladung Reis, eine Kamelladung Weizen (zu je 3 Centner), eine lederne Büchse voll Butter (circa 100 Pfund), zwei Töpfe Waldhonig, zwei Kürbisse, Gänseeier (von den wilden Gänsen des Tschad) und 30 Hühner. Der Grossvezier, in Bornu Dug-ma oder Dig-ma genannt, sandte mir eine Kuh, der Scherif Hascheschi ein Schaf,

und auch von einzelnen Privatpersonen wurden mir Hühner und anderes Essbare ins Haus geschickt. Leider mussten alle diese Gastgeschenke honorirt, das heisst den Dienern, welche sie überbrachten, hohe Trinkgelder gezahlt werden. In Fesan beruht das Trinkgeldergeben wenigstens auf Gegenseitigkeit, hier in Kuka aber war davon keine Rede. Für die Geschenke, welche ich dem Sultan sowie den ersten Beamten und Vornehmen des Landes zuschickte, erhielten meine Diener nichts, während ich für jedes geschenkte Huhn, für jede Schüssel Reis eine fest normirte Trinkgeldsteuer zu entrichten hatte. Sicher wäre ich weit besser gefahren, wenn ich die Speisen für mein Geld hätte kaufen können.

Bald empfing ich auch Besuche von Kaufleuten aus Tripolis, Mursuk, Masser, Mekka, Kano und von andern vornehmen Weissen, die neugierig waren, den so lange vorher angekündigten Christen zu sehen, und sich überzeugen wollten, ob alles wahr sei, was man über ihn berichtet hatte. „Bist du wirklich in Fes gewesen? — Hast du Abd ul-Asis gesprochen? — Bist du Consul? — Ist es in der That jetzt gänzlich verboten, mit Sklaven zu handeln? — Schickt dich dein König hierher? — Hast du wirklich einen Firman-ali? — Bist du wirklich in Tuat gewesen?“ Diese und ähnliche Fragen hatte ich immer von neuem zu beantworten, denn bis zum Abend löste ein Besuch den andern ab. Als endlich das Haus leer wurde, brachten wieder Diener des Sultans sechs grosse Schüsseln voll Speisen, von denen jede für zehn Mann genügt hätte. Zugleich kam Tittaui, um mir mitzutheilen, dass der Sultan mich am folgenden Tage erwarte.

Durch einen starken Gewitterregen ward ich verhindert, mich am Vormittage zum Sultan zu begeben. Als nachmittags das Wetter sich aufklärte, holte mich Tittaui zu Pferde ab, auch für mich ein Pferd mitbringend, da das

Residenzschloss fast eine Stunde von meiner Wohnung entfernt war. Ich hatte mir noch kein Pferd kaufen können, sondern musste damit bis zum nächsten Markte warten, der nur ein mal in der Woche abgehalten wird.

Vor dem Schlosse angekommen, wurde ich zuerst dem Dug-ma, Namens Ibrahim, vorgestellt, der kein Wort arabisch versteht, und dann durch mehrere Vorhöfe nach einem überbauten, von zwei Höfen eingeschlossenen Platze geführt. Er war von Eunuchen, Hofleuten und Beamten angefüllt. Auch mehrere Söhne des Sultans befanden sich darunter, noch unerwachsen und deshalb in einfache blaue Toben, nicht so reich wie die Eunuchen gekleidet. Der Dug-ma hiess mich hier niedersitzen und warten, doch waren weder Teppiche noch Matten zu sehen. Kaum hatte er uns verlassen, so ergingen sich die Eunuchen im Verein mit den Beamten und den Kindern des Sultans in den albernsten und beleidigendsten Spötteleien: „Sind die Christen nicht Heiden? — Haben sie eine Idee von Gott? — Können sie lesen und schreiben? — Warum kommen die Hunde hierher? — Der Sultan sollte sie umbringen lassen, wie es der Sultan von Uadaï macht.“ Ich schwieg und that als verstände ich ihr Kanúri nicht, denn man hatte mir gesagt, dass nirgends die Eunuchen so angesehen sind wie am Hofe von Bornu. Obgleich der Sultan auf meinen Besuch vorbereitet war, musste ich über eine halbe Stunde in dem höchst unbehaglichen Raume verharren. Endlich kam der Dug-ma zurück und winkte uns, ihm zu folgen. Ich trug mit Ausnahme des Fes ganz europäische Kleidung: Hosen, Weste und Rock aus grauem Sommerzeug und Halbstiefel, während alle Reisende vor mir sich als Mohammedaner vermummt hatten, ohne dass sie sich indess die Demüthigungen, denen jeder Christ hier ausgesetzt ist, dadurch ersparen konnten. Ueber einen zweiten Hof gelangten wir in eine Art grossen, durch Erdsäulen gestützten Saal, und

in einem Winkel desselben, auf einer mit Teppichen belegten Erhöhung sah ich den Sultan Omar sitzen. Diese erste Vorstellung hatte den Charakter einer Privataudienz und nur den Zweck, die Neugier des Sultans zu befriedigen. Bei officiellem Empfang, der immer des Morgens stattfindet, erscheint der Sultan inmitten des versammelten Rathes und von seinen Söhnen und nächsten Anverwandten umgeben. Ich begrüsste den Herrscher, und er hiess mich willkommen, indem er mit der Hand auf den Boden deutete, der aber ebenfalls nicht mit Teppichen oder Matten belegt war. Nachdem ich mich gesetzt oder vielmehr hingehockt hatte, begannen die gewöhnlichen Fragen nach der Gesundheit, wie ich das Reisen vertrage, u. s. w., die von mir in gleicher Weise erwidert wurden, wobei ich nicht unterliess, nach arabischem Sprachgebrauch — der Sultan versteht sehr gut Arabisch, und die ganze Unterredung wurde in arabischer Sprache geführt — hier und da einzufügen: „Gott erhalte die Seele des Sultans! — Gott verlängere das Leben unsers gnädigen Herrn! — Gott gebe dem Sultan Segen und Frieden." Sodann aber frug er mich: „Wie befindet sich dein Sultan? Bringst du mir einen Brief von ihm? Ist es der, der über halb Deutschland im Norden regiert?" — Und ich erwiderte: „Mein Sultan[1] befindet sich sehr wohl. Da ich als Privatmann reise, konnte er mir keinen Brief für

[1] So verbreitet die bremer Flagge auf allen Meeren und so bekannt der Name Hanseaten bei den handeltreibenden Völkern ist: im Innern Afrikas weiss man begreiflicherweise nichts von einem Staate Bremen. Deshalb nannte ich dort immer Preussen als mein Heimatland. Der arabische oder türkische Schriftausdruck für „Preussen": بروسيه, Prussia, oder نمسا, Nemsa (Deutschland, eigentlich aber Oesterreich), ist übrigens den Centralafrikanern gleichfalls unbekannt. Von meinen Vorgängern reiste Beurmann als Deutscher, Barth als Engländer, Vogel wie Overweg abwechselnd als Deutscher oder als Engländer.

dich mitgeben, was er sicher gethan haben würde, wenn seine Regierung selbst mich zu der Reise abgesandt hätte!“ — „Wie geht es Abd el-Kerim (Heinrich Barth)? Der war ein grosser Freund von mir, er war Engländer.“ — „Er ist leider todt, doch er war kein Engländer, sondern ein Deutscher wie ich.“ — „Nicht möglich; wir kannten ihn hier nur als Engländer. Wann ist er gestorben? Gott habe Erbarmen mit ihm!“ — „Als ich in Mursuk war, brachte mir der Kurier noch einen Brief von ihm; mit dem nächsten Kurier aber erhielt ich durch meinen Bruder die Nachricht von seinem Tode. Das sind jetzt ungefähr acht Monate her.“ — „Hast du einen Brief vom Sultan von Stambul? Wie geht es Abd ul-Asis? Ist er in Frieden mit den Christen? Hat er keinen Krieg mit Musku (Russland)?“ — „Abd ul-Asis befindet sich ganz wohl. Ich habe einen Firman-ali von ihm. Mit den Christen, auch mit Musku, war er in Frieden, als ich Mursuk verliess.“ — „Wohin gedenkst du zu gehen? Willst du nach Uadaï, nach Bágirmi? Ich will dich sicher hinbringen lassen. Sei mir willkommen! Aber ehe die Regenzeit aufhört, kannst du nicht reisen. Es soll dir hier an nichts fehlen.“ — „Mein Wunsch ist, über Bágirmi nach Uadaï zu gehen, und ich erflehe den Segen Gottes auf dein Haupt, wenn du mich dahin geleiten lassen willst.“ — „Wir werden sehen. Sei nochmals willkommen! Alles, was du wünschest, soll geschehen.“ Mit diesen Worten und einer Handbewegung, wie sie ein Ludwig XIV. nicht königlicher hätte machen können, verabschiedete er mich. Ich stand auf, grüsste militärisch, indem ich den Fes aufbehielt, und verliess mit Tittaui den Saal, während der Dug-ma noch darin zurückblieb. Die Kleidung, welche der Sultan bei dieser Gelegenheit trug, war ganz die eines reichen tripolitaner Kaufmanns: schwarzer Tuchburnus, weissseidener Haik, Kaftan von rothem Tuche, weisser Turban; seine weiten Beinkleider konnte ich, da er mit untergeschlagenen Beinen

sass, nicht sehen; die gelbledernen Pantoffeln standen vor ihm auf dem Boden. Daneben lag zu seiner Rechten ein Säbel in kostbarer silberner Scheide, ein Geschenk der Königin von England, das ihm von Vogel überbracht worden war, zur Linken ein Paar reich ausgelegte Pistolen. An der Wand hinter dem erhöhten Sitze hingen einige Bilder, neben dem Porträt des Sultans Abd ul-Asis zu Pferde auch ein gewöhnlicher Bilderbogen mit Soldaten. Der Saal hat keine Fenster, sondern erhält sein Licht ausser durch die Hauptthür durch eine kleinere hinter dem Sitze des Sultans und eine an der Decke befindliche Oeffnung; auch sonst entbehrt er jeden Zieraths. Matten und Teppiche fehlen wahrscheinlich deshalb, damit die Unterthanen, wenn sie vor dem Sultan erscheinen, ihr Gesicht in den Staub drücken und Sand auf ihr Haupt streuen können.

Aus dem Schlosse führte mich Tittaui zur Wohnung des Dug-ma. Obgleich wir wussten, dass er nicht anwesend war, musste der Etikette genügt werden, welche vorschreibt, dass man ihm zunächst nach dem Sultan die Aufwartung mache. Sodann stattete ich dem Anführer der Cavalerie und dem Befehlshaber der Infanterie meinen Besuch ab. Beide waren zu Hause und empfingen mich ohne viele Ceremonien. Ich fand in ihnen zwei Neger von grosser und fetter Statur, deren Anzug durchaus nichts Militärisches hatte, sodass sie eher wie wohlgenährte Thürsteher aussahen als wie Höchstkommandirende der bewaffneten Macht des Landes. Vor dem Hause des Generals der Infanterie standen 15 Kanonen verschiedenen Kalibers und 1 kleiner Mörser. Tittaui sagte mir, sie seien in Kuka selbst fabricirt, und in Anbetracht der unvollkommenen Hülfsmittel konnte ich dem Fabrikat, obgleich es natürlich mit unsern Geschützen neuer Construction keinen Vergleich aushält, meine Anerkennung nicht versagen. Schliesslich besuchte ich noch den Mallem (Schriftgelehrten, eigentlich Meister)

Mohammed, einen sehr einflussreichen Mann, und ritt dann nach meinem Hause zurück.

Wie tags zuvor schickte mir der Sultan wieder eine Menge Speisen. Auch füllte sich der beschränkte Raum wieder mit lästigen Besuchern an. In der Nacht fiel ein starker Gewitterregen, und da das Haus, wie ich zu meinem Leidwesen bemerkte, keineswegs wasserdicht war, wurden meine Sachen, ja ich selbst arg durchnässt.

An einem der nächsten Tage kam eine Sklave zu mir, der sich Duncas nannte und in schlechtem Arabisch erzählte, mein Vetter Abd el-Uahed (Eduard Vogel) habe ihn als Knaben gekauft und bei seiner Abreise einem angesehenen Beamten Namens Alamino zur Verwahrung übergeben; er betrachte mich also als seinen Herrn, und ich möchte nicht unterlassen, ihn von Alamino zurückzufordern. Ich vermuthete jedoch gleich, dass er es nur auf eine Bettelei oder Gelderpressung abgesehen habe. Und ich hatte mich nicht geirrt. Denn als ich später Alamino besuchte, sagte dieser zwar, es sei richtig, dass ihm der Sklave von Vogel übergeben worden sei, und er erkenne mein Besitzrecht an denselben an, Duncas selbst aber bezeigte durchaus keine Lust, mir als seinem Herrn zu folgen. Uebrigens würde ich ihn in keinem Fall genommen haben, denn ich mochte mir nicht einen so hohen und mächtigen Beamten wie Alamino zum Feinde machen.

Es war nun Zeit, dass ich dem Sultan meine Geschenke überreichte. Ihr Werth belief sich im ganzen auf ungefähr 180—200 Thaler, und Tittaui, dem ich sie vorher zeigte, hatte sie gut und würdig befunden. Das Hauptstück bildete der amerikanische Repetirstutzen, womit ich die zwei Flusspferde erlegt hatte. Dem Sultan war die Kunde von dem wunderbaren Schusse hinterbracht worden, und er wünschte das Gewehr zu sehen, das heisst zu besitzen; ich konnte also nicht umhin, es ihm anzubieten. Statt dessen

behielt ich einen sehr schönen Revolver in Mahagonikästchen, der eigentlich für ihn bestimmt gewesen. Ich hoffte, das seltene Gewehr, das alle Waffen im Arsenal des Sultans verdunkelte, werde mir dessen volle Zufriedenheit eintragen. Das war indess nicht der Fall. Wie sehr ich auch immer betonen mochte, dass ich kein Gesandter des Königs von Preussen sei, sondern als einfacher Privatmann reise, schien er doch etwas ganz Besonderes von mir erwartet zu haben. Darum würdigte er die übrigen Geschenke: Burnusse, Seidenstoff, einige schön gearbeitete Messer, Zucker, Essenzen, Thee u. dgl., kaum eines Blicks, freilich alles Dinge, die er sich von Tripolis oder Kairo kommen lassen konnte und die ihm alljährlich von den Arabern und Berbern gebracht wurden. Selbst eine Sonnenuhr erregte nur in geringem Grade seine Aufmerksamkeit. Da kam ich auf den Einfall, ein etwas schadhaft gewordenes Aneroïd, das für mich nicht mehr ganz brauchbar war, hinzuzufügen, und nachdem ich ihm den Gebrauch desselben erklärt, hatte ich endlich den gewünschten Eindruck hervorgebracht. Er war stolz auf den Besitz eines Instruments, welches das Wetter vorher anzeigte. Wenn er nun morgens in der Rathsversammlung sah, dass die Nadel seines Aneroïd um einige Striche abwärts schwankte, prophezeite er mit wichtiger Miene für den Nachmittag Regen und Sturm, und da während der Regenzeit in Bornu fast jeden Nachmittag Gewitter losbrechen, traf seine Prophezeiung regelmässig ein.

Dem Dug-ma sandte ich Geschenke im Werthe von circa 60 Thalern, worunter ein grüner, mit Gold gestickter Tuchburnus das Kostbarste war. Auch Tittaui wurde mit Sachen von geringerm Werthe beschenkt, wobei ich ihm, wenn er mir in allem behülflich wäre, bei meiner Abreise das Dreifache zu geben versprach. Als Douceur für die mir überbrachten Speisen und Esswaaren verausgabte ich in den ersten zwei Tagen meines Aufenthalts in Kuka mehr

als 18 Dutzend Taschentücher, 2 Dutzend Messer und ungefähr 5000 Nadeln. Sehr bald kam ich dahinter, dass Tittaui nicht nur seine Dienste sich möglichst theuer bezahlen liess, sondern obendrein die Kukaer gegen mich aufzureizen suchte, indem er ihnen heimlich sagte, ich sei gekommen, um dem Sklavenhandel entgegenzuwirken. Es galt daher, mich durch einen raschen Schritt von seiner Protectorschaft zu emancipiren.

Ich liess mich beim Dug-ma melden und ersuchte ihn in der bereitwillig gewährten Audienz, er möge das sogenannte Christenhaus (fato issara be), das diesen Namen erhielt, weil es von Barth, Overweg und Beurmann und, wie ich glaube, auch von Denham, Clapperton und Dr. Oudney bewohnt worden war, auch mir zur Wohnung einräumen. Der Dug-ma wunderte sich zu hören, dass ich nicht darin wohnte, da seines Wissens der Mai eben dieses Haus für mich einzurichten befohlen hätte. Natürlich hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mit Sack und Pack aus meiner Wohnung nach dem Christenhause überzusiedeln. Eine Negerfamilie, die sich in letzterm jedenfalls ohne Wissen des Sultans eingenistet, wurde in die dazu gehörige Nebenhütte verwiesen, und ich nahm mit meinen Dienern das hinlänglich geräumige Hauptgebäude in Besitz. Von der Strasse trat man durch eine schwere aus dicken Baumästen und Dornen zusammengeflochtene Thür zuerst in ein Vor- oder Dienerzimmer, um dessen Wände rings eine thönerne Bank lief. Die Thür gegenüber führte auf einen weiten Hof. Hier breitete ein hochstämmiger Gummibaum, von Hunderten kleiner Webervögel bevölkert, seine dunkelgrünen fleischigen Blätter aus; sie dienten als Schutz- und Regendach des aus Matten hergerichteten Stalles für die zwei Pferde, die ich mir als in Kuka unentbehrlich gekauft hatte. In einer auf der andern Seite dieses Hofes befindlichen Kammer wurde mein Reisegeräth, die Zelte, Stangen, Kamelsättel,

Eimer, Schläuche u. s. w. aufbewahrt, und als Wächter wie Conservator der Sachen quartierte sich mein Diener Hammed Tandjaui darin ein. Wenn auf dem Marsche der alte Mohammed Gatroni die Hauptperson war, so stand bei kürzerm oder längerm Aufenthalt Hammed an der Spitze des Dienstpersonals; er hatte Sinn für Reinlichkeit, verstand zu waschen und zu bügeln, das Zelt oder Zimmer wohnlich herzurichten, und war, im Gegensatze zu dem mürrischen Gatroner, immer lustig und guter Dinge. Durch seine Rüstkammer kam man in einen kleinern mit Matten überdachten Hof, den Mittelpunkt des Hauses, denn auf ihn mündeten mein Schlaf- und Wohnzimmer nebst einem anstossenden Kabinet für die Waaren und sonstigen Werthgegenstände und noch drei Zimmer, von denen eins als Küche benutzt wurde, die andern beiden aber, weil sie in zu verfallenem Zustande waren, zu nichts verwandt werden konnten. Im Osten grenzte an das Haus ein grosser ummauerter Garten, in dem die vielen Thiere, die ich geschenkt bekam, Platz fanden. Man brachte mir nämlich nicht blos essbares Gethier, sondern auch Perlhühner, verschiedene Wasservögel, ein Ichneumon, Gazellen, Igel und sogar zwei Strausse. Letztere, bekanntlich zu den gefrässigsten Thieren zählend, umkreisten stundenlang mit Blitzesschnelle den ganzen Garten, denn nur durch fortwährende rasche Bewegung sind sie die Masse der herabgeschluckten Gegenstände zu verdauen im Stande. Kam ihnen aber bei diesen Schnellläufen etwa mein Hund Mursuk in den Weg, so versetzten sie ihm einen so derben Schlag mit der Klaue, dass er sich winselnd zurückziehen musste.

Absichtlich hatte ich Tittaui, weil ich seine Intriguen fürchtete, von dem Umzuge nicht in Kenntniss gesetzt. Er war daher, wie man sich denken kann, höchlichst erstaunt, als er meine bisherige Wohnung leer fand und, zum Christenhause eilend, von dessen Dache bereits meine bremer Flagge

lustig flattern sah. Den Aerger, dass ich dem Netze seiner Habgier entschlüpft war, suchte er unter dem heuchlerischen Bedauern zu verbergen, ich würde nun ohne Schutz und Sicherheit sein, worauf ich jedoch erwiderte, in der Hauptstadt des Schichs Omar glaubte ich einen besondern Schutz nicht nöthig zu haben.

Der Schmuz in den vom Regen aufgeweichten Strassen machte es mir mehrere Tage unmöglich, aus dem Hause zu gehen, schützte mich aber nicht vor den Besuchen von Neugierigen und Bettlern. Als die Wege wieder einigermassen passirbar geworden, machte ich dem ältesten Sohne des Sultans, Bu-Bekr, meinen Besuch. Zwar verwundert, dass ich allein zu ihm käme, d. h. ohne Begleitung Tittaui's, welcher den gesammten Verkehr christlicher und arabischer Besucher mit dem Hofe von Kuka vermittelt, empfing mich doch der Prinz und muthmassliche Thronfolger recht zuvorkommend, und die Geschenke, die ich vor ihm ausbreitete, ein blauer mit Gold gestickter Tuchburnus, ein Turban, eine Harmonica, ein Rasirmesser, ein Dolch, mehrere Hüte Zucker, Essenzen u. dgl., stimmten ihn augenscheinlich immer freundlicher. Es fiel mir auf, dass er kein Wort Arabisch sprach, während ich ihn bei spätern Zusammenkünften das Arabische, wenn auch nicht sehr geläufig, reden hörte. Noch mehr verwundert als der Prinz war Tittaui selbst darüber, dass ein Christ es gewagt, ohne ihn eine zum Hofe gehörige Person zu besuchen. Zugleich gab ich ihm ein weiteres Zeichen meiner Unabhängigkeit, indem ich mir nicht durch ihn, sondern durch den ersten Diener des Dug-ma ein Pferd kaufen liess.

Am Milud-Feste musste ich der Sitte gemäss vor dem Sultan erscheinen. Da aber den ersten Tag die Menge der Gratulanten zu gross war, begab ich mich erst am zweiten Festtage ins Schloss. Ich hatte die Ehre sofort vorgelassen zu werden, ungeachtet wieder in den Höfen und Galerien

viele Hunderte des Augenblicks harrten, wo sie sich vor ihrem Herrscher würden in den Staub werfen und ihr Haupt mit Sand bestreuen können. Diesmal waren in dem grossen Empfangssaal die Wände und die das Gebälk tragenden Erdsäulen mit buntem Kattun behangen, den erhöhten Sitz des Sultans schmückte ein kostbarer weisser Teppich, und die Wand dahinter war bis auf Mannshöhe durch schwarzes mit rother Seide und durch rothes mit gelber Seide und an den Rändern mit Goldarabesken gesticktes Tuch verkleidet. Das Ganze machte einen recht guten Effect. Der Sultan trug reiche Kleider von Tuch und Seide, seinen Thron aber bildete ein plumper westfälischer Bauernschemel, über dessen Strohsitz ein rothseidenes Kissen lag. Wie dieses seltsame Möbel dahin gekommen sein mochte, war mir unerklärlich, und ich nahm mir vor, bei nächster Gelegenheit mich darüber belehren zu lassen. Nach Beendigung der kurzen Empfangsceremonie zeigte mir der Sultan seine Revolver, fünf an der Zahl, alle neuesten Fabrikats und mit doppelten Springfedern; vermuthlich waren die von Beurmann darunter. Beim Abschiede sagte er, ich möge nicht versäumen, seine Gärten zu besichtigen.

Vor dem Schlosse waren die Soldaten in Parade aufgestellt. Sie hatten ein Quarrée von etwa 100 Mann auf jeder Seite formirt; innerhalb desselben stand der Höchstcommandirende, angethan mit zwei goldgestickten Tuchburnussen und mehrern weissen und blauen Toben. An den Aussenfronten liefen die Hauptleute hin und her; auf ein Zeichen des Befehlshabers commandirten sie jetzt: „Hasdur!“ (türkisch, Das Gewehr über), dann „Isalam-dur!“ (Präsentirt das Gewehr), welche Griffe in sehr wenig exacter Weise ausgeführt wurden. Sechs Fahnenträger mit zwei weissen, zwei rothen und zwei grünen Fahnen von Seide standen in der Mitte der dem Schlosse zugekehrten Front. Die Kleidung der Soldaten bot eine wahre Musterkarte der

buntesten Verschiedenheit dar. Einen langen Tuchkaftan trugen zwar fast alle, aber er war bei dem einen blau, bei dem andern grün, beim dritten gelb; einige hatten Westen darunter, andere Toben, einige enge Hosen von Tuch, andere weite von Kattun, noch andere gar keine; als Kopfbedeckung hatte der eine den rothen Fes, der andere den Turban, der dritte eine weisse Mütze, während die Mehrzahl barhäuptig war. Ihre Gewehre, durchgängig mit Bajonnet versehen, waren zum Theil ausgediente französische und deutsche Steinschlossgewehre, zum Theil alte arabische. Obwol die Anführer und der Höchstcommandirende, wie Böcke umherspringend, sich bemühten, die Leute in Ordnung zu halten, herrschte doch die lächerlichste Confusion, und als gar eine Art Tanz begann, indem die Mannschaften der einen Front, in ihrem langen Tuchkaftan, den Oberkörper taktmässig verneigend, mit gefälltem Gewehr langsam auf die der gegenüberstehenden zuhüpften, da fürchtete ich, das Lachen nicht länger unterdrücken zu können, und entfernte mich eiligst. Dem Adjutanten des Generals, der mir als Erklärer zur Seite gewesen, hatte ich gesagt, ich fände alles ganz wie bei den Türken: ein Urtheil, das ihm aus dem Munde eines Rumi und Christenhundes, also eines Kenners in militärischen Dingen, äusserst schmeichelhaft erschien; er theilte es sogleich seinem Chef mit, und dieser wird sicher nicht verfehlt haben, dem Sultan das seinen Truppen zutheil gewordene Lob zu hinterbringen.

Der vorm Ostthore gelegene königliche Garten, den ich zunächst besuchte, ist klein und unansehnlich. Etwas grösser und besser gehalten ist der in der Stadt selbst; in letzterm stehen einige vom Norden her eingeführte Citronen-, Feigen- und Granatäpfelbäume, die einzigen, die ich in Bornu sah. Jeder der Gärtner steht unter der Aufsicht eines Eunuchen, der über eine Menge Sklaven und Arbeiter gebietet.

Obwol der Sultan, seit ich ihm meine Geschenke überreicht, freundlich gegen mich war, hatte er mir doch das übliche Gegengeschenk, ein Pferd, noch nicht zukommen lassen, und ich merkte, dass die Kognaua oder, wie Barth übersetzt, Hofräthe, deren Würde in den reichen Familien erblich ist, doch von dem jedesmaligen Sultan bestätigt werden muss, diese Säumniss als Ungnade auslegten und infolge dessen anfingen mir mit Misachtung zu begegnen. Und wie am Hofe raunte man sich, nach den Berichten meiner Diener, auch in der Stadt einander zu: der Sultan begünstigt den Christen nicht mehr, er wird ihn wol aus dem Lande jagen oder vielleicht tödten. Ich benutzte deshalb die Audienz am Milud-Feste, um die Angelegenheit in geziemender Weise zur Sprache zu bringen. Sultan Omar entschuldigte sich sehr und versicherte, er habe nur aus dem Grunde so lange gezögert, weil er mir ein recht passendes Pferd schenken wolle; falls sich aber binnen drei Tagen kein solches fände, würde ich eins seiner eigenen Reitpferde erhalten. Schon am Abend des folgenden Tages führte mir der Oberste der Eunuchen einen prächtigen Araberhengst, einen Schimmel, aus dem Marstall des Sultans zu. Nun kamen alle die Höflinge und Schmarotzer, um mir mit heuchlerischer Miene ihre Glückwünsche zu dem kostbaren Geschenk darzubringen, im Herzen aber mochten sie denken: O, ein Christ besteigt des Sultans Pferd! Was sagt dazu unser gnädiger Herr Mohammed im Paradiese, Gruss und Friede über ihn, und Fluch über alle Christen!

Nicht ganz blieb ich von den gefährlichen Krankheiten verschont, denen namentlich die Weissen zur Regenzeit (ũíngeri) hier ausgesetzt sind, und nur grosse Dosen Opium und Chinin konnten dem Durchfall und Fieber, womit der gewöhnliche Sumpftyphus beginnt, Einhalt thun. Da die Wände meiner Wohnung aus blosser Thonerde bestanden, sogen sie wie ein Schwamm die Nässe ein, und bei starken

Regengüssen gewährte das platte Dach auch von oben keinen genügenden Schutz. Während in der Wüste der Psychrometer mittags 35—40° (Unterschied zwischen nasser und trockener Kugel), selbst morgens fast nie unter 20° hatte, zeigte er hier mittags an heitern Tagen nie mehr als 15°, morgens aber meist 0°. Der rasche Uebergang aus so trockener in so feuchte Luft muss natürlich angreifend auf den Körper wirken, um so mehr, als die Hitze, weil der grosse Feuchtigkeitsgehalt der Luft die Ausdünstung des Körpers verhindert, hier viel lästiger ist wie in der Wüste. Indess waren die Regen, je näher das Ende der Regenzeit heranrückte, wenn auch noch reichlich, doch weniger von Gewittern begleitet als zu Anfang und in der Mitte derselben, wo fast kein Regenschauer ohne Gewitter kommt und oft tagelang der ganze Horizont in Feuer und Flammen zu stehen scheint. Früher schon habe ich bemerkt, dass die Gewitter selten vormittags, meist nachmittags und in der Nacht sich entladen. Solange die Regen dauerten, war aber an Excursionen ausserhalb der Stadt nicht zu denken, musste man doch in der Stadt selbst weite Umwege machen, um die oft mehr als 3 Fuss tiefen Wasserlachen zu umgehen, ja der Verkehr mit der Hauptstrasse im Westort blieb von Anfang August an ganz unterbrochen wegen zwei breiter und tiefer Lachen, die selbst für Pferde schwer passirbar waren. Während der Zeit beschäftigte ich mich mit Schreiben von Briefen und Berichten in die Heimat, um sie der grossen Sklavenkaravane mitzugeben, die sich zur Reise nach dem Norden rüstete. Ueber 4000 Sklaven sollten den Schrecken der Wüste, Hunger, Durst, Ermattung und Hitze entgegengehen und, wenn sie denselben nicht erlagen, in fernen Ländern ihr Dasein mit harter Dienstbarkeit hinbringen, ohne Aussicht, je ihr Geburtsland wieder zu sehen. Eine so grosse Karavane, im ganzen aus mehr als 6000 Menschen nebst der nöthigen

Zahl von Lastthieren bestehend, konnte natürlich nicht an Einem Tage abmarschiren, es dauerte fast funfzehn Tage, bis sämmtliche Abtheilungen Kuka verlassen hatten.

Sultan Omar hatte mir in öffentlicher Audienz versprochen, ein Schreiben von mir an den Sultan von Uadaï durch einen Kurier befördern zu lassen, und in meiner Gegenwart einen Ḳogna Namens Hammed ben Ibrahim, dessen Vater aus Uadaï gebürtig war und in den Diensten des Schich el Kanemi el Kebir, des Vaters des jetzigen Sultans von Bornu, sich emporgeschwungen hatte, mit der Abfertigung des Kuriers beauftragt. Er hatte noch hinzugefügt: „Ich werde dein Gesuch durch einen Brief von meiner Hand unterstützen, die ich dir bis l'asser (ungefähr 4 Uhr nachmittags) senden werde; nachdem du ihn gelesen, siegele ihn zu und bringe ihn mit dem deinigen zu Hammed ben Ibrahim." Darauf ging ich nach Haus und schrieb meinen Brief an den Sultan von Uadaï. Ich ersuchte ihn darin, er möge erlauben, dass ich seine Hauptstadt Uara betrete, und mir im Namen Gottes und seines Gesandten Sicherheit (aman) für meine Person zusagen; falls er aber nicht geneigt sei, meinem Gesuch zu willfahren, möchte er mir die Papiere, Bücher und Effecten Abd el Uahed's (Eduard Vogel's) sowie diejenigen Ibrahim Bei's (M. v. Beurmann's), die, wie ich erfahren hätte, in seiner Verwahrung seien, mit dem zurückgehenden Kurier zukommen lassen. Gegen Abend begab ich mich, obgleich Sultan Omar seinen Brief noch nicht geschickt hatte, zu Hammed ben Ibrahim. Er war derselbe, dessen Barth als eines Friedensboten des Sultans von Uadaï erwähnt. Der Herr Hofrath empfing mich äusserst höflich und eröffnete mir im Laufe des Gesprächs, ich hätte ein Pferd für den Kurier zu kaufen sowie den Botenlohn zu bezahlen, zugleich mit der Frage herausrückend, wieviel ich zu geben gesonnen sei; Tittaui habe ihm gesagt, ich würde, was den Geldpunkt betrifft,

keine Schwierigkeiten machen. Ich antwortete ausweichend, ritt aber sogleich zum Dug-ma, der inzwischen, da ich ihn ärztlich behandelte, mein warmer Freund und Beschützer geworden war. Diesem stellte ich vor, der Sultan habe doch dem Kogna Ibrahim befohlen, in seinem Namen den Kurier abzufertigen; es sei ja auch wider alle Sitte, dass der Sultan einen eigenen Brief durch den Boten eines Untergebenen oder Fremden überbringen lasse, und in Uadaï würde dies gewiss einen schlechten Eindruck machen u. s. w. Nachdem mich der Dug-ma ruhig angehört, sagte er, ich möge unbesorgt sein, er werde selbst mit dem Sultan reden und sei überzeugt, dass sich die Sache zu meiner Zufriedenheit ausgleichen werde. Andern Tags wurde mir der Brief des Sultans behändigt, und als ich ihn Hammed ben Ibrahim übergab, erwähnte derselbe nichts mehr von dem Pferde und dem Botenlohn für den Kurier. Nur äusserte er den Wunsch, irgendetwas Besonderes aus meinem Vaterlande zu sehen, worauf ich erwiderte, sobald ein Antwortschreiben des Sultans von Uadaï eintreffe, gleichviel ob günstigen oder abschlägigen Bescheid enthaltend, könne er auf ein hübsches Geschenk von mir rechnen. Mit diesem Versprechen für die Zukunft begnügte er sich indess nicht; er meinte, es würde kein Segen bei der Sache sein, wenn ich ihm nicht vorher etwas schenkte. Da war allerdings nicht länger zu widerstehen; ich sandte ihm denn ein Goldstück (die Goldmünzen werden hier durchbohrt und von den Favoritinnen an einer Schnur um den Hals getragen), einen tuneser Fes, ein Stück leichten Kattun, ein Fläschchen Rosenöl und ein Messer, zusammen etwa 12 Thaler an Werth.

Einige Tage nach dem Abgange des Kuriers wohnte ich der öffentlichen Audienz bei, welche der Sultan fast jeden Morgen abzuhalten pflegt. Als ich wie gewöhnlich dem Sultan gegenüber Platz genommen, liess sich derselbe ein

Schreiben bringen, das die englische Regierung aus Anlass der beendigten Barth'schen Expedition an ihn gerichtet hatte, das er aber, da keine arabische Uebersetzung beigegeben war, nicht lesen konnte, und bat mich, es arabisch vorzulesen. Ich überflog den Inhalt und las dann, in möglichst wortgetreuer Wiedergabe, mit lauter Stimme. Unter den Zuhörern befanden sich viele arabische und berberische Kaufleute aus Mekka, Masser, Tripolis, Tunis, Haussa u. s. w. Deshalb betonte ich namentlich die Stelle, in der es hiess, der Sultan möge auch künftig nicht fremden Einflüsterungen Gehör schenken, sondern stets seinen eigenen Intentionen folgen. Die Mahnung bezog sich darauf, dass man Barth hatte in Bornu zurückhalten wollen. Hier unterbrach mich der Sultan und sagte wörtlich: „Das war nie meine Absicht; ich habe Abd el-Kerim nur gerathen, der ausgebrochenen Kriege und Unruhen wegen noch eine Zeit lang hier zu bleiben; ich folge keinem Antrieb anderer, sondern nur meinem Kompass, denn wenn ich thäte was die andern wollen, dann würde Bornu morgen nicht mehr bestehen." Es folgte nun in dem Briefe die Aufzählung der Geschenke, welche ihm die Königin Victoria als Anerkennung für seine freundliche Aufnahme der europäischen Reisenden Richardson, Vogel, Barth und Overweg übersandte. Nachdem ich sie verlesen, richtete er die Frage an mich: „Wird dein Sultan meine Freigebigkeit gegen Ibrahim Bei (v. Beurmann) ebenso vergelten?" — und ich stand nicht an, die Frage mit Ja zu beantworten. Mehrmals schon hatte er mir nämlich zu verstehen gegeben, ich möchte doch über sein gutes Benehmen gegen Beurmann an den König von Preussen schreiben und hinzufügen, dass er sich einen Wagen, eine Schlaguhr und einen Thronsessel zum Geschenk wünsche. Da nun in der That Beurmann die gastfreundlichste Aufnahme in Kuka gefunden, ausserdem mit zwei Pferden, mit Kamelen, mit 100 Toben, jede im Werthe von

4 Thalern und sogar mit 100 Thaler in baarem Gelde beschenkt worden war, schien es mir im Interesse aller späterñ europäischen Reisenden geboten, dass ich an die preussische Gesandtschaft in Konstantinopel darüber berichtete und ihr dabei von den Wünschen des Sultans Kenntniss gab.

Bei einer andern Audienz legte mir Sultan Omar seine zerbrochenen Uhren vor und bat mich, sie wieder ganz zu machen, in der Meinung, jeder Christ verstehe sich selbst auf die Anfertigung aller Erzeugnisse, die aus den Christenländern nach Afrika kommen; ich bedauerte, seinem Wunsche nicht entsprechen zu können. Ferner zeigte er mir ein Fernglas, in dessen Futteral die Etikette „Schmidt-Halle" klebte, angeblich ein Geschenk Beurmann's, eine Bussole von ausgezeichneter Arbeit und ein astronomisches Teleskop, das im Besitze Vogel's gewesen war.

Unterdessen fingen meine Geldmittel an auf die Neige zu gehen. Der Haushalt nebst dem baaren Lohn für die Diener und Arbeiter, der Ankauf eines Pferdes und der Geschirre für zwei, das Honorar an die Sprachlehrer, besonders aber die Trinkgelder und Geschenke nahmen meine Kasse weit mehr, als ich berechnet hatte, in Anspruch. Auch in der Erwartung, einen Theil meiner Waaren in Kuka vortheilhaft zu verkaufen, sah ich mich getäuscht; vieles ursprünglich zum Verkauf Bestimmte war als Geschenk in die Hände der unersättlichen Höflinge gewandert, und für das übrige: Spiegel, Nadeln, Messer, Ringe, gelang es mir nicht die rechten Käufer zu finden. Eine Anzahl Burnusse, die zwei Revolver in Mahagonikästchen, die ich noch besass, und anderes der Art musste zu Geschenken an Negerfürsten, deren Söhne, Brüder, Mütter, Onkel, Minister und Hofgesinde aufbewahrt bleiben. An baarem Gelde hatte ich zwar noch eine kleine Reserve in Gold, allein dieses letzten Nothpfennigs durfte ich mich nicht entäussern, da

ich nicht wissen konnte, welches der Endpunkt meiner Reise sein würde, und ob ich nicht mit meinen Dienern in einem Hafenort würde verweilen müssen; zudem hätte man hier die Goldmünzen kaum zum halben Werthe genommen. Unter diesen Umständen war ich genöthigt, mir von einem Kaufmann 200 Thaler zu leihen und für fünf Monate 100 Procent Zinsen zu bewilligen, d. h. einen Schuldschein über 400 Thaler auszustellen. Der Darleiher hiess Mohammed Sfari; er war mit Barth aus dem Sudan nach Bornu gekommen und betrieb hier als Geschäftsführer des ehemaligen englischen Consuls Gagliuffi einen schwunghaften Sklavenhandel, namentlich mit jungen Pullo-Mädchen, die er für 50 bis 60 Thaler pro Kopf verkaufte. Mit der nächsten Gofla sandte ich dann Schreiben an den Senat von Bremen und an die londoner Geographische Gesellschaft, in denen ich um weitere Reiseunterstützung ersuchte, und schrieb zugleich an Dr. Petermann, falls von diesen Seiten auf keine Subvention mehr zu rechnen wäre, möge er mit dem Honorar für meine im Druck befindlichen Tagebücher die Anleihe zurückerstatten. Ich füge hier gleich hinzu, dass sowol der bremer Senat als auch die londoner Geographische Gesellschaft bereitwilligst auf mein Gesuch eingingen, und dass ausserdem der König Wilhelm von Preussen, ohne dass ich selbst darum nachgesucht, aus reinem Interesse an dieser Forschungsreise eines Norddeutschen, mir auf zwei Jahre je 800 Thaler aus seiner Privatchatoulle huldvollst gewährte. Meine Schuld an Mohammed Sfari wurde später durch den Consul Rorri in Tripolis zu Händen des Herrn Gagliuffi ausbezahlt.

XVI.

Der Tschad-See.

Ausflug an den See. Der Ort Kaua. Am Ufer. Rückweg. Umfang, Lage, Gestalt, Zuflüsse, Abfluss, Name des Sees. Die Búdduma-Inseln und ihre Bewohner.

Endlich war das Ende der Regenzeit herbeigekommen, und ich benutzte den ersten heitern Tag zu einem Ausflug an den Tschad-See, um denselben noch bei hohem Wasserstande zu sehen. Der Sultan hatte mir eine zahlreiche Bedeckung angeboten, ich bat aber nur um einen der Landschaft kundigen Führer, da ich denselben Abend wieder in Kuka zurück sein wollte. Er schickte mir seinen Vorreiter Almas (d. h. Perle). Dieser Mann, Sohn eines Vornehmen in Uándala (Mandara), aber schon als Kind von den Türken in die Sklaverei geschleppt und später an Reschid Pascha in Tripolis verkauft, war nach seiner Freilassung mit Eduard Vogel nach Kuka gekommen und, als Vogel nach Uadaï abreiste, von Sultan Omar mit dem Amte des Vorreiters betraut worden. Da er türkisch und arabisch spricht und viel von Stambul und dem Blad en Nassara (Christenlande) zu erzählen weiss, wobei er freilich seiner Phantasie freien Spielraum gestattet, vor allem aber wol weil er ein Meister in der Schmeichelei und kriechenden Unterwürfigkeit ist, hat sich der ehemalige Sklave eine brillante Stellung am Hofe von Bornu verschafft. Im Besitz von Haus, Hof und Gärten, mehrern Sklaven und Sklavinnen, drei oder vier

Reitpferden, lebt er herrlich und in Freuden auf Kosten des Sultans wie der Grossen des Reichs; sein respectables Bäuchlein ist ein sichtbares Zeugniss, wie wohl das gute Leben ihm bekommt. Unserm leider so früh verlorenen Landsmann bewahrt er ein treues Andenken und spricht mit warmer Verehrung von ihm. Bald machte er sich auch mir auf mancherlei Weise nützlich, und ich glaube, er wäre gar nicht ungern, wenigstens für einige Zeit, in meine Dienste getreten, hätte er sich von der goldgestickten englischen Consulsuniform mit dem stolzen Dreimaster zu trennen vermocht, in der er, jedesmal wenn er dem Sultan vorreitet, paradiren darf. Sie gehörte zu den von Vogel hier zurückgelassenen Sachen und war so, gleich dessen Teleskop, Sextant, Theodolit, Prismenkreis und den andern astronomischen Instrumenten, in den Besitz des Sultans gekommen.

Begleitet von Almas und meinen Dienern ritt ich morgens 6½ Uhr aus dem östlichen Stadtthore. Der Weg nimmt die Richtung von 80°. Zu beiden Seiten ward durch Argum- und Ngáfolifelder, deren Halme die fast unglaubliche Höhe von 20 Fuss erreichten, die Stadt unsern Blicken entzogen. Einzeln dazwischenstehende Hütten bezeugen die Sicherheit des Eigenthums, denn an den Grenzen des Landes können die Leute nur in Dörfern beisammen wohnen, um räuberischen Anfällen gewachsen zu sein. Der Boden ist abwechselnd sandig oder schwarzer Humus, doch auch der sandige war, wol mit Hülfe von Dünger, gut angebaut. Nach 1½ Stunden traten wir in einen lichten Wald von Dum-Gebüsch, Korna-, Hadjilidj- und Tamarinden-Bäumen, dessen Grund jetzt, dank dem vielen Regen, mit verschiedenen Gräsern bedeckt war, während äusserst selten eine Blume dazwischen auftauchte. Einige links und rechts vom Wege liegende Dörfer waren des Gebüsches halber nicht zu sehen. Um 9½ Uhr aber kamen wir an den bedeutenden Ort Kaua, der gegen 1500 Hütten zählt, folglich,

auf die Hütte einschliesslich der Sklaven sieben Bewohner gerechnet, eine Bevölkerung von etwa 10000 Seelen haben muss. Nur die Spitzen der Dächer ragten aus den Korna-Bäumen und dem hohen Grase hervor, das uns Reitern bis an die Brust reichte und durch das wir uns zur Wohnung des Fugo-billa-be, des Ortsvorstehers, hindurcharbeiten mussten. („Fugo" heisst Oberhaupt, „billa" Ort, nicht Stadt, wie Barth und andere übersetzt haben; Stadt heisst im Kanúri „birni", daher Birni-Kuka, Birni-Gasérgomo, die frühere Hauptstadt, die aber auch, ebenso wie die jetzt zerstörte Stadt Káfila, südwestlich von Ngornu, schlechtweg Birni genannt wurde.) Wir meldeten unsere Ankunft durch einen Schuss und stiegen dann vor dem Haupteingange der weitläufigen Wohnung ab. Dieselbe bildet einen mit einer hohen Mattenwand umfassten Complex grösserer und kleinerer Hütten, welche wieder durch Mattenwände voneinander geschieden und von dichtbelaubten Hadjilidj- oder Korna-Bäumen beschattet sind. Der Fugo-billa-be empfing uns sehr höflich und lud uns ein, in einem der Höfe zu verweilen, wohin er uns dann das Frühstück: Brot, Honig, Milch und frische Butter, bringen liess. Er sagte mir, es sei unmöglich, vom Tschad-See noch abends wieder nach Kuka zu gelangen, und ich schickte deshalb den Gatroner von hier zurück, damit meine Wohnung die Nacht über nicht ganz ohne Schutz bleibe. Die andern Diener in Kaua lassend, ritt ich allein mit Almas, jeder mit einer Doppelflinte versehen, um 2 Uhr nachmittags weiter. Ein Mann aus dem Orte war vorausgesandt worden, um die am Ufer beschäftigten Búdduma zu verständigen, dass ich in freundlicher Absicht käme. In gerader Ostrichtung ritten wir noch $1^1/_2$ Stunden in scharfem Trabe. Der Wald wurde immer lichter und endete mit einzelnen Dum-Palmen. Von seinem Saume an erstreckte sich eine hochgrasige Wiese bis unmittelbar an die Lagunen des Sees. Kaum erblickten

uns die Búdduma, als sie vor den zwei mit Flinten bewaffneten Reitern eiligst die Flucht ergriffen und mit ihren Booten in den See hinausruderten. Alles Zureden, sie möchten an das Ufer zurückkommen, half nichts; ich sei, meinten sie, einer von des Sultans Leuten, und mit denen wollten sie nichts zu thun haben. Vergebens auch stellte ihnen der Mann aus Kaua vor, dass ich kein Uosseli (Araber), sondern ein Christ wäre, ein Vetter des Fremden, der vor zehn Jahren ihr Land besucht habe (Overweg); sie waren nicht zur Umkehr zu bewegen. Schade, dass ich ihre mit Natron beladenen langen Boote, die je 15 Mann fassen, nicht näher in Augenschein nehmen konnte.

Der Tschad hatte noch lange nicht (am 31. August) seinen höchsten Wasserstand erreicht, denn manchmal tritt das Wasser bis dicht an Kaua heran. Freilich liegt dieser Ort wol nicht höher als 18 Fuss, und selbst Kuka nicht höher als 24 Fuss über dem niedrigsten Wasserspiegel des Tschad, was ich daraus schliesse, dass in Kaua 18 Fuss, in Kuka und der nächsten Umgebung 24 Fuss die gewöhnliche Brunnentiefe ist, die in der Regenzeit, je nachdem der See sich füllt, bis auf etwas über 12, resp. 18 Fuss steigt. Sonach dürfte Kaua 12 Fuss über dem höchsten, 18 Fuss über dem tiefsten, Kuka ungefähr 18 Fuss über dem höchsten und 24 Fuss über dem niedrigsten Niveau des Sees liegen. Ich fand das Wasser des Tschad süss schmeckend und von grünlicher Farbe; in die Hand genommen, erschien es ganz klar. Die Temperatur war 25° R. bei einer Luftwärme von 26°. Obgleich der Uferrand mit hohem Schilf bewachsen ist, sah ich an dieser Stelle sehr wenig Wasservögel; vielleicht waren sie durch die Búdduma und die zahlreich anwesenden Natronkäufer verscheucht. Dagegen wälzten sich die Flusspferde, dann und wann Wasser wie Staubwolken aus ihren Nasenhöhlen emporblasend, furchtlos in den Wellen.

Die Sonne war bereits untergegangen, als ich wieder in der Wohnung des Ortsvorstehers von Kaua eintraf, und so musste ich von dessen freundlichem Erbieten, uns Nachtquartier zu geben, Gebrauch machen. Um einigermassen vor den Bissen der Flöhe geschützt zu sein, legte ich mich auf das gebrechliche, nur aus Holzwerk und Matten bestehende Dach der Veranda, wurde aber durch ein Gewitter, das plötzlich von Osten heraufzog, von meiner Lagerstatt vertrieben. Man schlug nun in einer geräumigen Hütte ein 2 Fuss hohes Rohrbett für mich auf, und ich hatte hier nur zu reichlich Gelegenheit, von der Unwahrheit der Behauptung, die Flöhe in Bornu könnten nicht springen, mich auf Kosten meiner Nachtruhe zu überzeugen; die bornuer Flöhe sind ganz ebenso fertige Springer wie ihre Verwandten in Europa.

Um 3 Uhr morgens liess ich die Pferde satteln. Der Rückweg wurde über Bender, eine Stunde südwestlich von Kaua, genommen, und kurz nach Sonnenaufgang betrat ich wieder meine Wohnung in Kuka. Als fatale Ueberraschung fand ich die Decke der Küche und des anstossenden Zimmers, durch einen nächtlichen Platzregen erweicht, am Boden liegen. Diese aus Erde und Thon gebauten Häuser vermögen eben dem nassen Element nur schwachen Widerstand zu leisten; die strohbedeckten Hütten der Sudan-Neger schützen viel besser sowol gegen den Regen wie gegen die brennenden Sonnenstrahlen, sie sind auch die eigentlich nationale, weil den Witterungsverhältnissen angemessenste Behausung in jenen Ländern.

Ich schliesse den Bericht über meinen kurzen Ausflug mit einer Darstellung des Tschad-Sees, soweit eine solche auf Grund der bisherigen Untersuchungen und Beobachtungen gegeben werden kann.

Denham, Clapperton und Oudney waren die ersten Europäer, welche den Tschad besuchten, die ersten, welche über dessen hydrographische Verhältnisse wissenschaftliche

Untersuchungen anstellten. Bis dahin wusste man von diesem grossen centralafrikanischen Becken nichts als was Burkhard, Hornemann, Jackson und Ali Bey nach den Aussagen der Eingebornen und der Araber darüber berichtet hatten. Diese Aussagen waren aber nicht nur äusserst mangelhaft, sondern auch voller Widersprüche. So leiten die Araber den Namen Bornu von „Bir", Land, und „Noh", Ueberschwemmung, her; und während die Bornuer jeden Fluss ohne Unterschied Komádugu nennen, sehen die ost- und nordafrikanischen Araber in jedem grössern fliessenden Wasser den ägyptischen Nil. Etwas genauer wurde der See dann bei der Barth'schen Expedition durch Overweg erforscht, der ihn in einem von Malta mitgebrachten zerlegbaren Boote befuhr. Aber noch sind wir weit von einer gründlichen Kenntniss des Tschad entfernt. Es müssten die Beobachtungen einer langen Reihe von Jahren über den niedrigsten Wasserstand während der trockenen Jahreszeit und den höchsten während oder gleich nach der Regenzeit vorliegen, um danach seinen mittlern Umfang und seine mittlere Tiefe zu bestimmen. Da die trockene Zeit den weitaus längern Theil des Jahres füllt, ist der niedrige Wasserstand, mithin auch der kleine Umfang des Sees als der normale anzusehen. Diesen schätze ich auf etwa 200 Quadratmeilen, in der nassen Jahreszeit aber mag der Umfang wenigstens das Fünffache betragen. Er reicht im Norden fast bis zum 15°, im Süden, Ngala als südlichsten Punkt gerechnet, bis 12° 30′ nördl. Br., im Westen ungefähr bis zum 13°, und im Osten bis 15° 30′ östl. L. von Greenwich. Die Gestaltung ist im allgemeinen eine kreisförmige, doch läuft das westliche Ufer ziemlich gerade von Norden nach Süden mit etwas östlicher Abweichung, steigt dann von Ngígmi nordöstlich bis Beri und biegt von da nach Südosten um, wogegen das südliche Ufer infolge der

starken Delta-Anschwemmungen des Schari sich nach Norden in den See hineinbuchtet.

Nach den Beobachtungen von Vogel liegt der Tschad 800 Fuss über dem Meere, nach meinen eigenen, von Dr. Hann berechneten Messungen, die für Kuka 1168 Fuss ergeben, beträgt seine Höhe etwa 1150 Fuss. Er ist, wie wir jetzt mit Bestimmtheit aus den Nachtigal'schen Untersuchungen wissen, nicht das tiefste Becken im nordcentralafrikanischen Continent, aber jedenfalls dasjenige, welches das meiste Flusswasser in sich sammelt. Im Westen, wo sich sein Gebiet bis zum 8° nördl. Br. erstreckt, empfängt er alle am Nordrande des Goro entspringenden Flüsse, darunter den Komádugu Waube[1], dessen Länge der des deutschen Rhein nichts nachgibt. Vom Süden fliesst der sehr bedeutende Schari-Fluss, verstärkt durch den fast ebenso grossen Logeme, in den See, und sollte es sich bestätigen, dass der von Schweinfurth entdeckte Uelle-Fluss ebenfalls zum Schari-System gehört (Barth sagt in seiner „Flussschwelle": „Der Schari war am 20. März 1852 schon im Steigen, gross und tief; ein höchst beachtenswerther Umstand für sein entferntes südliches Herkommen."), dann würde die Wassermasse, welche dem Tsad zugeführt wird, eine so gewaltige sein, dass man sich kaum denken kann, sie werde allein durch Verdunstung und mittels Durchtränkung des Bodens absorbirt, vielmehr zu der Annahme

[1] Nachtigal schreibt in der „Zeitschrift für Erdkunde", Bd. 1871: „Ich bezweifle sehr, dass der Fluss den Namen Komadugu «Waube» führt, wenigstens ist es mir bisher nur gelungen, die Benennung Komadugu Yoóbe zu constatiren, und scheint mir diese, d. h. der Fluss von Yoo, viel natürlicher und conformer den Gewohnheiten des Landes." Nachtigal sah eben den Fluss nur bei Yoo, wo er allerdings den Namen Yoobe haben mag. Hingegen berichtet Overweg unterm 13. September 1853: „Die Hauptresultate meiner Reise sind, dass ich den Komadugu, der nirgends Yo heisst, nach Osten habe fliessen sehen."

kommt, er müsse irgendwo einen Abfluss haben. Zwar schreibt Barth Bd. II, S. 409 seines Reisewerks: „Ich kann bestimmt versichern, dass der Tsad keinen Abfluss hat, und dass sein Wasser doch süss ist.“ Zu einer solchen Behauptung war er aber um so weniger berechtigt, als er keineswegs den See rings umgangen hat. Ich selbst sprach mich in einem von Bornu aus an Dr. Petermann gerichteten Briefe dahin aus: unmöglich könnten so kolossale Wassermengen blos durch Evaporation und Infiltration verloren gehen, es sei daher wahrscheinlich, dass der Tschad-See durch das Behar el Rhasal abfliesse. Und schon Denham und Clapperton liessen sich von den Eingeborenen erzählen: „Früher ergoss sich der Tschad durch einen Strom, in den Behar el Ghazal; das trockene Bett desselben ist noch sichtbar, es ist aber jetzt voll von grossen Bäumen und Kräutern. . . . Ein Tebu erinnerte sich, von seinem Grossvater gehört zu haben, dass das Wasser dort sich allmählich in einen unermesslichen Sumpf oder See verlöre, jetzt sei alles aufgetrocknet. . . . Sidi Barka, ein heiliger Mann, ward von den Biddomahs (Búdduma) an der Mündung dieses Flusses ermordet, von dem Augenblick fing der Behar el Ghazal an auszutrocknen und das Wasser hörte auf zu fliessen. . . . Ein Bergoo Tibbo erzählte uns zu Mursuk, dass der Behar el Ghazal ursprünglich von Süden herströmte und das Wasser des Tschad aufnahm; jetzt aber sei er ganz trocken, und man fände Knochen von ungeheuern Fischen in dem trocknen Bette des Sees.“ Durch Nachtigal's Untersuchungen ist es nun unzweifelhaft festgestellt, dass der Tschad-See in der südöstlichsten Ecke durch das Behar el Rhasal abfliesst, dessen Wasser sich von da nach Nordosten über die weite Niederung von Bodele ausbreitet. Ob auch die Oase Uadjanga und andere vom Tschad-See aus gespeist werden, lässt er vorläufig unentschieden, weil seine Vermuthung, dass die tibestinischen Gebirge sich nach Süd-

osten fortsetzen, erst noch des Erweises bedürfe. (Aus einem Briefe Nachtigal's an den Verfasser.) Allerdings wird der Abfluss nicht immer sichtbar sein, sondern meist unter der Erde vor sich gehen, wie ja derartige unterirdische Abflüsse in der Wüste häufig sind: aus den Ued Knetsa, Figig, Ger und andern Zuflüssen entsteht der Ued Ssaura, der unter ganz Tuat hinfliesst; unter dem Boden von Tafilet fliesst der Sis-Fluss mit seinen Verzweigungen, aus dem nach sehr starken Zuflüssen südlich von Tafilet sich der Daya el Daura bildet.

Mit Ausnahme einiger Stellen am Ufer, wo das dort sich findende Natron der nächsten Umgebung einen bitter salzigen Geschmack mittheilt, hat der Tschad-See durchweg süsses Wasser, wie es nicht anders sein kann, da sowol der Boden weit umher alles Salzes entbehrt, als auch die Zuflüsse aus Süden und Westen — vom Norden und Osten her erhält der Tschad keine Zuflüsse — in Gebieten entspringen und Länder durchströmen, in denen Salz ganz und gar mangelt.

Ein See in der vollen Bedeutung des Worts kann der Tschad eigentlich nur zur Zeit des Hochwassers genannt werden. Im Monat August beginnt er sich zu füllen, und dann steigt sein Niveau in gewöhnlichen Regenjahren wol um 20 Fuss, wie auch Vogel beobachtete, in andern um 30 Fuss und noch mehr. Natürlich dringt die Hochflut des Sees alsdann auch in die Mündungen des Waube und des Schari, ja weit stromaufwärts in deren Betten ein, und die Araber liessen sich dadurch zu der Annahme verleiten, dass der Tschad durch den Komádugu Waube abfliesse. In der trockenen Jahreszeit bietet der See vom Ufer aus gesehen viel mehr den Anblick eines ungeheuern Sumpfes. Die schilf- und graslosen Stellen heissen „ŋki bul" (weisses Wasser), die tiefen Stellen „ŋki tsilim" (schwarzes Wasser). Die tiefsten Stellen scheinen im Südosten zu sein; Overweg fand als

grösste Tiefe 25 Fuss, doch sind die Untersuchungen hierüber noch nicht abgeschlossen.

Was den Namen des ganzen Sees betrifft, so legt Barth grosses Gewicht darauf, dass er „Tsad" geschrieben werde. Mir scheint jedoch „Tschad" die richtigere Schreibart, denn von den arabischen Schriftgelehrten wird das Wort häufiger mit einem ش als mit einem س geschrieben, und die Kanúri sowie die andern umwohnenden Völker haben keine Schriftsprache, sie sprechen das Wort verschieden aus; ich habe häufiger „Tschad" als „Tsad" gehört. Daher schreiben auch die europäischen Reisenden verschieden, Hornemann: „Zad"[1], Lyon: „Tsad", Denham: „Tchad", Overweg: „Tschad", Vogel wie Barth: „Tsad", Nachtigal: „Tsade". Ich habe nicht nach dem Vorgange Barth's „Tsad" geschrieben, da ich die Schreibart „Tschad" mindestens für gleichberechtigt halte. Erwähnt sei noch, dass von den Búdduma der See nicht Tsad, sondern „Kolo" genannt wird — offenbar dasselbe Wort wie „Kulla", das zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts die seltsame, in Ritter's „Afrika" S. 484 ausführlich besprochene Combination des Niger mit dem Nil veranlasste. Auf den ältern Karten, z. B. auf der zu Hornemann's Reisen, findet sich an der Stelle, wo wir jetzt den Tschad-See hinzeichnen, der Name Behar Kulla.

An den meilenweit in den See hinein mit Schilf und Papyrus bewachsenen Ufern ist die Heimstätte des Hippopotamus, das man hier in Heerden von 100 Stück und darüber sehen kann. Seltener sind Elefanten und Rhinocerosse, erstere sollen am westlichen und nördlichen Ufer nach Aussage der Eingeborenen gar nicht mehr vorkommen. Selbstverständlich fehlt der Kaiman nicht in diesen schilfigen Sümpfen. Wasservögel von allen Arten gibt es in solcher

[1] *Hornemann*, „Reise in das Innere von Afrika" (Weimar 1803).

Menge wie wol an keinem andern Orte der Welt, und der ausserordentliche Reichthum an Fischen ist von allen Reisenden, die den Tschad besuchten, hervorgehoben worden.

Wenn der See gefüllt ist, vom Monat August bis gegen Ende Januar, bildet er eine Gruppe kleiner Inseln, die aber im Sommer wieder unter sich und mit dem festen Lande, wenn auch durch sumpfiges Terrain zusammenhängen. Nach Barth heissen die bedeutendsten derselben: Gúriā, Yina Dōdji, Huschéa-Bikān, Purrām, Madbuluā, Fidda, Kollca-Dellaborme, Turbo-Dakkabelaia, Fudjiō-Tschīlim und Brédjarē; jede besteht aus einer, die grössern, wie Dōdji oder Doji, aus zwei bis drei bewohnten Ortschaften. Overweg hat sie besucht, doch gelangte der Bericht, den Barth an das englische Ministerium darüber abgestattet, bis jetzt nicht zur Veröffentlichung, wenigstens schreibt mir Dr. Petermann unterm 28. Juli 1873: „Overweg's Tagebuch seiner Befahrung des Tsad-Sees ist nirgends gedruckt; was ich aus den Fetzchen der Papierfragmente seiner Notizen entziffern konnte, habe ich für die Foreign office in London sorgfältig ausgeschrieben und ihr nebst den Originalen seinerzeit übergeben, ausserdem hier eine ihr ebenfalls übergebene Karte benutzt, die am ausführlichsten auf Blatt 5 meiner zehnblättrigen Karte von Innerafrika ausgebeutet ist."

Die Bewohner dieser Inseln nennen sich Yadina (nach Barth Yedina), während sie von den Tebu und Kanúri Búdduma genannt werden. In ihrem Aeussern ist der Negertypus entschiedener als bei den Bornuern ausgeprägt: die Lippen sind wulstiger, die Backenknochen treten stärker hervor, die Hautfarbe ist dunkler. Ihre vollen Körperformen mit ausgebildeter Muskulatur sowie ihre Sprache und ihre Sitten lassen auf eine enge Verwandtschaft mit den Kanúri schliessen. Barth meint, sie seien mit einem Stamme der Kotóko, den Bewohnern von Nghala, verwandt, und sagt dann weiter: „Ob wir uns unter den Yedina im

allgemeinen die Nachkommen der Telala oder Tetala vorzustellen haben, eines Stammes der Sīo, die sich unter der Regierung des Edris Alaoma auf diese Inseln zurückgezogen, wage ich nicht zu entscheiden."

Begünstigt durch die insulare Lage, welche sie wenigstens den grössten Theil des Jahres ganz vom Festlande trennt, haben sich die Búdduma von Bornu unabhängig gemacht. Sie bilden ein Schiffer- und Fischervolk von etwa 20000 Seelen, das in Kriegszeiten von einem Katschella (Kriegshauptmann) befehligt wird. Zu Friedenszeiten ist der Katschella — der damalige hiess Kamē — mit geringer Macht bekleidet, und eben dies, nämlich dass die Búdduma keinen eigenen „Mai" (König) haben, obgleich ihre Sprache ein Wort für König: demho-belá, besitzt, scheint dafür zu sprechen, dass sie ursprünglich mit den Kanúri vereinigt waren und sich später erst unter ihrem Katschella auf den Inseln niederliessen. Der Gebrauch der Feuerwaffen ist ihnen zwar bekannt, doch bedienen sie sich derselben nicht, sondern ausschliesslich noch der Spiesse, Bogen und Pfeile, ohne welche Bewaffnung keiner, auch nicht zum friedlichsten Handel, nach Bornu herüberkommt.

Zu bewundern sind die grossen Schiffe (Pum), manche von 50 Fuss Länge und 8—10 Fuss Breite, deren sie nach ungefährer Schätzung gegen 250 haben sollen. An Gestalt den Frachtschiffen auf der Oberweser ähnlich, entbehren diese Fahrzeuge des Kiels, gehen daher ganz flach auf dem Wasser. Das Hintertheil ist breit, das Vordertheil hoch und spitz, die Planken werden durch Taue aus Palmbast zusammengehalten, mit Bast werden auch die Ritzen und Löcher kalfatert. Der Anker besteht aus Stein (arim), der gewiss, da es in der Umgebung des Tschad-Sees keine Steine gibt, von sehr weit her geholt werden muss. Statt mit Rudern, die man nirgends bei den Negern findet, wird das Schiff mit Schaufeln (óremi) fortbewegt; doch fehlt auch

nicht das Steuerruder (hakane), Mastbaum (dahisch) und Segel (gabaga, Kattunstreifen). An den Seiten sind Bänke (derhan) zum Sitzen angebracht, und eine Art Kajüte (derahá-pum-eddai) aus Zweigen und Matten gewährt Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Das Bauholz zu ihren Schiffen holen die Búdduma aus dem Lande der Kotóko, worin Barth einen Beweis für die enge Verwandtschaft der beiden Volksstämme erblickt, was wol aber darin seinen natürlichen Grund hat, dass die nähern Gestade von Bornu und auch die Wälder von Kanem keine grossen und tauglichen Bäume liefern. Bis zu welchem Grade das Schiffswesen bei den Búdduma entwickelt ist, geht schon aus dem Reichthum ihrer Sprache an darauf bezüglichen Wörtern hervor: sie unterscheiden das Kriegsschiff (Luggu-kaggara) von dem Handelsschiff (Pum-kalai-dibbua) und benennen sogar eine Flotte (Pum-dibbu); der Kapitän heisst Luggudemmo-pum, der Steuermann Kademhan, ein Pilot ndjerr. Einen Matrosen, der zwangsweise arbeiten muss, nennen sie verächtlich Musku; es scheint also, dass sie mit dem Musku-Volke in Feindschaft leben. Viele Wörter sind zwar dem Kanúri entlehnt, andere scheinen aus dem Logone hergeleitet, im ganzen aber dürfte die Búdduma-Sprache überhaupt eine der reichsten centralafrikanischen Sprachen sein.

Das Hauptgewerbe der Inselbewohner ist die Fischerei. Frische und getrocknete Fische werden von ihnen nach Kuka und den kleinern Orten des Landes zum Verkauf gebracht. Ausserdem betreiben sie den Handel mit Natron, das besonders auf der Insel Perom (Overweg schreibt „Berom", Barth „Purräm") gefunden wird, und gelegentlich gehen sie auch an das Nord- oder Westufer des Sees, um aus der Asche des Suakholzes Salz zu kochen. Ihre Nahrung besteht natürlich grösstentheils in Fischen; den Bedarf an Ngáfoli und Massakúa wie an Zwiebeln, Karess, Mlochia u. s. w. müssen sie in Bornu kaufen. Einige Hadji-

lidj-, Korna-, Geredh- und Talha-Bäume wachsen nur auf den südlichen Inseln. Der Viehstand beschränkt sich auf Hühner, etliche Pferde und Rinder, die zur Regenzeit nach Kanem auf die Weide geschickt werden.

Nach der Sitte aller Negervölker heirathen die Búdduma in sehr jugendlichem Alter. Der Mann darf so viele Frauen nehmen, als ihm seine Vermögensverhältnisse gestatten, aber von keiner Frau sich wieder trennen. Die Mädchen werden nicht durch Geschenke von ihren Aeltern erkauft, sondern durch freie Uebereinkunft von dem Manne geworben. Bei der Hochzeit muss der Bräutigam oder dessen Aeltern die Verwandten der Braut sieben Tage lang bewirthen. Ihre Todten beerdigen sie auf eigenen Begräbnissstätten, den Kopf nach Süden mit gen Osten gewendetem Angesicht. Macht sich hierin wie in manchen andern Gebräuchen der Einfluss ihres Umgangs mit den mohammedanischen Kanúri, den Kanembu und Arabern bemerkbar, so sind sie doch in ihren Religionsanschauungen Heiden geblieben. Sie verehren und fürchten als oberste Gottheit den Nadjikenem, der gleichsam das böse Princip vertritt, indem er die Wasser aufregt und die Schiffe zertrümmert. Nebengötter sind der Bétziromaïno und die Bakomamaïn, gute Geister, welche sie in Gefahren, namentlich bei stürmischem Wetter um Schutz anflehen. Fetische, welche Opfer verlangen, scheinen sie nicht zu haben. Der Begriff von einer Fortdauer nach dem Tode, von Himmel und Hölle geht ihnen ab; in ihrer Sprache finden sich zwar die Worte „hau“ für Himmel und „au“ für das arabische „nar“, Hölle, doch verstehen sie unter ersterm wol den sichtbaren Himmel, nicht das Paradies der Mohammedaner, und unter letzterm das Feuer, da „nar“ im Arabischen auch zugleich Feuer bedeutet.

XVII.

Die Hauptstadt Kuka und ihr Markt.

Name der Stadt. Bauart. Lebensweise der Bewohner. Die Nokna. Geld. Die Hochschule. Der grosse Markt. Zollfreiheit. Import und Export. Preise der Producte und Waaren. Bedingungen für Herstellung eines directen Handelsverkehrs von Europa nach Centralafrika.

Das heutige Kuka wurde erst in neuester Zeit, von dem Vater des jetzt regierenden Sultans, dem Schich Mohammed el kanemi erbaut. In Bornu wird die Stadt nie anders als „Kuka" genannt, wogegen man im Sudan, vorzugsweise in Kano, ausschliesslich den Namen „Kukaua" hört. Sie erhielt den Namen Kuka von einer einzelnen Adansonie („kuka" heisst im Kanúri der Riesenbaum, Adansonia digitata), welche, weil der Baum sonst in dieser Gegend noch nicht vorkommt, als besonders merkwürdig erschien, und es ist daher falsch, Kukaua mit „die an Kukabäumen reiche Stadt" zu übersetzen. Kukaua, die Pluralform von Kuka, bedeutet vielmehr: „die zwei Kuka".

In der That besteht die Stadt aus zwei Theilen, zwei länglichen Vierecken, die durch eine zehn Minuten breite Ebene voneinander getrennt sind. Die langen Seiten liegen gegen Nordwesten und Südosten, die kurzen gegen Nordosten und Südosten. Der westliche, grössere Theil heisst Garfote oder Billa-Futebe, der östliche Gergedi oder Billagedibe, eine dazwischen befindliche Gruppe von Häusern

und Hütten hat den Namen Ngimsegeni. Ausserdem stehen ringsumher zerstreut viele einzelne Häuser und Gehöfte.

Gergedi ist der Sitz der Regierung; hier residirt der Sultan, hier wohnen seine Söhne und Brüder sowie die obersten Beamten des Reichs, und auch die meisten Soldaten und Eunuchen sind hier einquartiert. Garfote hat mehr den Charakter einer Handelsstadt; es ist Wohnort der fremden Kaufleute aus Tripolis, Fesan, Kairo u. s. w., und in seinen Mauern befindet sich die Hauptmoschee. Beide Stadttheile sind mit ungefähr 20 Fuss hohen und an ihrer Basis fast ebenso breiten Erdmauern umschlossen, die von aussen gerade, von innen aber, damit bei einer Belagerung die Vertheidiger bequem zu den oben angebrachten Schiessscharten gelangen können, treppenförmig aufsteigen. Thore hat Garfote fünf: eins nach Norden oder vielmehr Nordnordwesten, zwei nach Westen, eins nach Süden und eins nach Osten; Gergedi vier: zwei nach Westen und zwei nach Osten.

Die Bauart von Kuka weicht wesentlich von derjenigen der nordafrikanischen Städte ab, indem hier die Nationalbehausung der Neger vorherrscht. Es ist dies eine kunstvoll von dünnen Baumästen gefügte Hütte mit spitzem, regendichtem Strohdach, die auf einer runden Basis von 15—20 Fuss Durchmesser sich 10—15 Fuss hoch erhebt. Um die Wände rankt sich im Sommer, das heisst während der Regenzeit das grüne Laub der Kürbisse oder Melonen, und nie unterlässt man, die Dachspitze mit einem, manchmal mit mehrern Strausseneiern zu schmücken. Als Eingang und zugleich als Lichtzulass dient eine niedrige mit Matten zu schliessende Oeffnung. Das Innere enthält nichts als ein paar Kürbisflaschen, Töpfe, Lederbüchsen, Matten und in einigen ein breites mannslanges Rohrbett. Gekocht wird meistens im Freien unter einem gegen Sonne und

Regen schützenden Dache. Zur Wohnung einer Negerfamilie, einem sogenannten Fato, gehören in der Regel drei bis vier solcher Hütten, die innerhalb einer Umzäunung von Thon oder Matten zusammenstehen. Die Häuser des Sultans, der Vornehmen und der fremden Kaufleute aber sind aus Erdklumpen errichtet und haben flache Dächer, von denen der Regen nicht genügend ablaufen kann, sodass sie nach jedem starken Regengusse der Reparatur bedürfen.

Von weitem gleicht Kuka, da es der Thürme und sonstiger hoher Gebäude ermangelt, hingegen fast alle Höfe und Hütten mit Bäumen beschattet sind, eher einem Walde als einer Stadt. Unter den Bäumen zeichnen sich aus: der Djedja-Baum, eine Feigenart, mit langen Luftwurzeln und grossen glänzenden Blättern, der Gunda-Baum mit schön gezackten Blättern und saftigen Früchten von der Grösse eines Kindskopfs, und die Akazie, deren gelbe Blüten heliotropähnlichen Wohlgeruch verbreiten. Natürlich nisten auf den Bäumen Schwärme von Vögeln. An die Zweige des Korna-Baums und der Akazie hängt der kleine Webervogel, der unermüdliche muntere Sänger, sein beutelförmiges Nestchen; über funfzig dergleichen kann man nicht selten an einem einzigen Baume sehen. Turteltauben und graue Waldtauben beleben die höchsten Baumwipfel. In der Regenzeit kommen die Wasservögel von den Ufern des Tschad-Sees hierher, und stets, bei Tage wie bei Nacht, schweben über den Strassen und Plätzen die Aasgeier, ohne welche, da sie rasch alle Fleischabfälle vertilgen, Kuka ein Herd der Pest sein würde.

Beide Stadttheile haben nur eine breite und ziemlich gerade Strasse, den „Dendal", von Barth sehr passend mit „Königsstrasse" übersetzt. Links und rechts von ihr ist ein Labyrinth enger und krummer Gassen. Steine zum Pflastern gibt es nicht, die Strassen bilden daher in der trockenen Jahreszeit ein Staubmeer und in der nassen

Lachen, Sümpfe und Seen, die oft selbst zu Pferde nicht zu passiren sind.

Das Leben in der Hauptstadt beginnt des Morgens nicht eben sehr zeitig. Zuerst durchziehen die Bauern aus der Umgegend die Strassen und bieten, laut schreiend: „kiám, kiám“ (Milch, Milch), „kandágo, kanda-a-a-a-a-go“ (Butter, Buttttttrrrr), „ngóbbel koki be“ (Eier) u. s. w., ihre Producte feil. Alle, auch die schwersten Lasten, werden auf dem Kopfe getragen; Negerfrauen und Mädchen balanciren Gefässe, die 40—50 Liter Wasser halten, auf dem Kopfe und verlieren infolge des Drucks vorzeitig das Haupthaar an den betreffenden Stellen.

Wenn die Stadtbewohner sich vom Lager erhoben haben, waschen sie sorgfältig Gesicht und Hände, versäumen auch nicht den Fussboden auszukehren, denn im Punkte der Reinlichkeit unterscheiden sich die Kanúri auf das vortheilhafteste von den Berbern und Arabern Nordafrikas. Nach eingenommenem Frühstück geht es an die Arbeit. Die meisten Hantierungen werden im Freien betrieben, und auch die Handwerker: Baumwollenweber, Sattler, Waffenschmiede, Schuster, schlagen ihre Werkstätten auf der Strasse, vor der Thür ihrer Wohnungen auf.

Am belebtesten ist der östliche Stadttheil vormittags um 10 Uhr. Da sprengen die hohen Würdenträger, die Prinzen und Anverwandten des Sultans auf feurigen Rossen, gefolgt von einer Schar keuchender Sklaven zu Fuss, den Dendàl entlang, um sich in die Rathsversammlung (Nokna) zu begeben. Jener Reiter dort in reicher arabischer Tracht ist Aba Bu-Bekr, der älteste Sohn des Mai; aber vor dem Eingang des Schlosses angekommen, muss auch er so gut wie alle andern seine gelben Stiefel und den seidenen Turban ablegen, denn niemand, hoch oder niedrig, darf anders als barhaupt und barfuss vor dem Sultan erscheinen; auch er muss sich zur Begrüssung auf den Boden werfen, das

Gesicht platt an die Erde drücken und mit der Rechten eine Handvoll Sand aufs Hinterhaupt streuen. Die Rathsversammlung dauert ungefähr eine Stunde, die meist mit Stadtklatsch und Besprechung der unwichtigsten Vorfälle hingebracht wird. Wer dem Sultan die frischeste und pikanteste Neuigkeit mitzutheilen weiss, ist der erklärte Günstling des Tages. Solange ich in Kuka weilte, war meine Person der beliebteste Gegenstand des Gesprächs. Dass der Weisse selbst auf den Markt gegangen und dies oder jenes gekauft habe, dass der Christ, ohne dass man wisse warum, spazieren geritten, kurz jeder Schritt, den ich that, wurde beobachtet und als ein Ereigniss weitläufig durchgesprochen. Gegen das Ende der Versammlung bringen Sklaven des Sultans kolossale hölzerne Schüsseln voll Speisen in den Saal — an einer einzigen solchen Schüssel haben 6—8 Mann zu tragen —, womit die Anwesenden bewirthet werden.

Sind die Theilnehmer an der Rathsversammlung nach Hause zurückgekehrt, dann erstirbt das Leben auf den Strassen; alles zieht sich in das Innere der Wohnungen zurück, um während der heissen Tagesstunden der Ruhe zu pflegen oder zu schlafen. Aber zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags entwickelt sich wieder ein anderes Bild. Heerden von Kamelen, Schafen und Rindvieh werden durch die engen Gassen getrieben, und der tägliche Markt beginnt, der bis zum Abend sowol in dem westlichen Stadttheil als vor den Thoren der Oststadt abgehalten wird. Auch in der Stadt selbst liegen in Buden oder auf freiem Raum Butter, süsse und sauere Milch, Eier, Knoblauch, Erdnüsse, Zwiebeln, gesäuerte Brote aus Argum moro, Hühner und täglich frisches Rindfleisch zum Verkaufe aus.

Die grosse Münze bildet auch hier wie in ganz Centralafrika der Mariatheresienthaler mit der Prägung vom Jahre 1780. Als Kleingeld cursiren zumeist die Muscheln einer

Cypraea-Schnecke von der Grösse einer kleinen Haselnuss, die vom Ostindischen Archipel, namentlich durch den Golf von Guinea an die Südostküste Afrikas gebracht und von da weiter ins Land eingeführt werden. Sie heissen bei den Arabern kauri (englisch cowry), bei den Kanúri kungena, bei den Haussa-Negern kerdi. Früher gab es nach Barth Kupfergeld in Bornu, daher noch jetzt die Benennung: ein Rtl für 32 kungena gäng und gebe ist. Das Werthverhältniss der kauri zum Bu-Thir (Mariatheresienthaler) stellt sich an den verschiedenen Orten verschieden; es steigt, je tiefer man von der Küste in den Continent eindringt. Doch suchen auch die Herrscher und die Grossen des Landes den Curs, je nachdem es ihr Vortheil mit sich bringt, künstlich hinaufzutreiben oder herabzudrücken. So schreibt Barth: „Das Verhältniss des österreichischen Thalers zum kleinen Gelde blieb ein äusserst unbestimmtes in Bornu, was, wie ich gestehen muss, den Speculationen der herrschenden Männer und namentlich denen meines verstorbenen Freundes Hadj Beschir zuzuschreiben ist... Im allgemeinen schwankt der Werth eines Thalers zwischen 3—4000 Muscheln.“ Vor noch nicht langer Zeit waren auch noch die hier gewebten langen und schmalen Streifen Baumwollenzeug, Gabaga genannt, als Geld im Gebrauch, 4 Spannen Gabaga galten einen Rtl. Uebrigens findet allerorten mehr oder weniger Tauschhandel statt.

Mit Sonnenuntergang nimmt der Kanúri seine Hauptmahlzeit ein. Nach derselben versammeln sich in Kuka die Männer auf den öffentlichen Plätzen, wo sie unter einem mächtigen Gummibaum einander mit Neuigkeiten unterhalten, während die Damen, die sich hier von der mohammedanischen Sitte des Verschleierns emancipirt haben, Besuche machen, oder in Begleitung ihrer cavalieri serventi promeniren, oder geradezu auf Liebesabenteuer ausgehen. Von ehelicher Treue haben sie, freilich auch

die Männer, äusserst laxe Begriffe. Besonders zeichnen sich durch Sinnlichkeit aus die Pullo- oder Fellata-Frauen, deren Hautfarbe, ein helles Bronze (französisch basané), eine eigene Nuance bildet zwischen dem Weiss der Kaukasier, dem Gelb der Malaien und dem Roth der amerikanischen Indianer. Selbst Jünglinge von 15 und Mädchen von 12 Jahren nehmen an dem nächtlichen Treiben theil, und dass es dabei an unschuldigem Spiel und Gesang nicht sein Bewenden hat, ist bei dem heissen Temperament und der luftigen Bekleidung kaum anders zu erwarten.

Unter der Regierung des jetzigen Sultans hat Kuka weit und breit in den Negerländern den Ruf einer vorzüglichen Hochschule erlangt, und es mögen wol 2—3000 junge Leute im Alter von 20—25 Jahren daselbst studiren. Ihr Studium besteht aber in nichts weiter, als dass sie die zum Beten nothwendigen Surate auswendig und die arabische Schrift mechanisch lesen und schreiben lernen, ohne von dem Inhalt nur ein Wort zu verstehen. Statt aller Bekleidung tragen sie ein Ziegenfell um die Hüften geschlungen; eine hölzerne Tafel, ein kleines irdenes Tintenfass, ein paar Schreibfedern von Rohr und eine Kürbisschüssel machen ihre ganze Habseligkeit aus. So ziehen sie bettelnd und namentlich die Lebensmittelverkäufer brandschatzend den Tag über durch die Strassen, denn nur ein Theil erhält Wohnung und Beköstigung in den Häusern der Vornehmen, bei denen es Sitte ist, ihre Söhne mit einigen Studenten zusammen unterrichten zu lassen. Nicht viel mehr Verständniss als die Schüler haben die Lehrer vom Arabischen, und da die Kanúri keine eigene Schriftsprache besitzen, ist eine fortschrittliche Bildung des Volkes fast unmöglich. Für den Gelehrtesten der Gelehrten galt damals der Mallem Mohammed Komami, weil er ziemlich correct arabisch schreiben, wenn auch nicht sprechen konnte. Allein obgleich er sich fast mit jeder Karavane aus Tunis, Tripolis

und Aegypten Bücher schicken lässt, dürfte er doch den Ruf der Gelehrsamkeit mehr seinem Reichthum, den er durch lucrative Geschäfte zu vermehren weiss, als seinen Büchern verdanken. Zur Medressa wird die Hauptmoschee in der Weststadt benutzt. Hier sitzen die weisen Mallem, umlagert von ihren gähnenden Schülern, und disputiren über den Bart Mohammed's; hochmüthig sehen sie auf das unwissende Volk herab, das nicht lesen kann, mit Verachtung betrachten sie jeden Musgu, denn sie allein haben den rechten Glauben, und Flüche murmeln sie auf den verhassten Christen, den ungläubigen Hund.

Jeden Montag wird der grosse Markt vor den Westthoren von Garfote abgehalten. Er übertrifft an Bedeutung weit den von Abuam in Tafilet und soll nur dem Markte von Kano etwas nachstehen. Zunächst am Thore werden vor einem Schuppen Pferde verauctionirt. Den Pferden von Bornu gibt man im ganzen Negerlande den Vorzug, und in der That lassen es sich die hiesigen Händler angelegen sein, durch Kreuzung mit von Norden eingeführten Pferden immer die Rasse wieder aufzufrischen und kräftig zu erhalten. Ich erstand ein brauchbares, aber kleines und kurzgebautes Reitpferd für 20 Thaler; ehe ich Kuka verliess, sank der Preis für dieselbe Qualität auf 10 bis 6 Thaler herab. Grosse Staatspferde und Grauschimmel, die in Tripolitanien mit 20 bis 30 Thaler zu haben sind, erzielten Preise von 100 bis 150 Thaler. Durch eine lange Reihe von Verkäufern der gröbern Matten, die zur Einfriedigung der Höfe, zur Dachbedeckung oder, mit Dornen zusammengeflochten, zum Verschluss der Thüröffnungen dienen, gelangt man auf den Platz, wo die Kamele, die Rinder und Esel zum Verkauf stehen. Dicht daran stösst der Sklavenmarkt. Weisshaarige Greise und Matronen, Säuglinge, an fremden Brüsten saugend, junge Mädchen und kräftige Männer, Leute aus Bornu, Bágirmi, Haussa,

Logon, Musgu, Uadaï und noch entferntern Landstrichen werden zur Auswahl feilgeboten. Die einen sind ganz nackt, andere haben einige Lumpen um die Hüften geschlagen; die Leute aus Musgu sind daran kenntlich, dass ihre Ober- und Unterlippe, mit einem grossen Stück Kupfer, Zinn oder Kürbisschale durchwachsen, wie ein Rüssel vorstehen und beim Sprechen geräuschvoll aufeinander klappen. Tätowirungen am Körper haben mehr oder weniger alle, auch die Bornuer, Haussaner und Tebu pflegen sich mit drei Längsschnitten die Wangen zu tätowiren. Zwischen den Gruppen der Sklaven gehen die Käufer umher, messen mit der Hand deren Höhe (man spricht von vier-, fünf-, sechs-, siebenspannigen Knaben oder Mädchen), besehen die Zähne, erkundigen sich nach dem Appetit, denn Hunger haben hält man für gleichbedeutend mit gesund sein, und gefällt ihnen die Waare, so wird der Handel abgeschlossen. Junge Burschen kosteten damals 15 bis 30 Thaler, junge Mädchen, unter denen die Fellata die gesuchtesten sind, 30 bis 60 Thaler, betagte Männer und Frauen, desgleichen kleine Kinder 3 bis 10 Thaler. Auf den Montagsmarkt werden manchmal Tausende von Sklaven zum Verkauf gebracht, Partien von Hunderten gibt es schon auf dem täglichen Markte.

Nun folgen die Getreidehändler mit grossen Ledersäcken voll Weizen, Gerste, Argum, Ngáfoli, Reis und andern Körnerfrüchten; hinter ihnen stehen ihre Lastochsen oder Kamele. In guten Jahren erhält man für 1 Mariatheresienthaler 4 Kamellasten Argum oder 6 bis 8 Kamellasten Sorghum (1 Kamellast = circa 3 Centner); ich erhielt anfangs für 1 Thaler 1 Last Argum, später 2, und vor der Ernte für denselben Preis 3 Lasten Ngáfoli. Auf einem grossen Platze wird Vieh geschlachtet und das Fleisch in Stücken verkauft, auch gleich von Garköchen an einem auf Sandhaufen brennenden Feuer geröstet. Eine von hier abbiegende Strasse enthält die im Lande gefertigten Kunst-

arbeiten: zierliche Matten aus Dum, von denen die feinsten, nur 5 Fuss langen und 2½ Fuss breiten mit ½ Thaler bezahlt werden; einfache und buntbemalte Thürvorhänge von Stroh zum Schutz gegen das Eindringen der Fliegen; elegante Deckel und Untersätze, ebenfalls aus Dum geflochten, die mit der Leichtigkeit der Pappe die Dauerhaftigkeit des Leders verbinden; Schüsseln in jeder Grösse, aus Kürbisschalen oder aus Holz geschnitzt, manche schön bemalt und auf drei oder vier Füssen ruhend, die Deckel mit verzierten Handgriffen versehen; endlich Töpfe, Schüsseln und Krüge von gebranntem Thon, letztere so gross, dass sie gegen 200 Liter Wasser fassen. In der nächsten Strasse ist der Fischmarkt. Frische und getrocknete Fische vom Tschad-See liegen hier aus, von 6 Fuss Länge bis auf Handgrösse; die grössten kauft man zu 10 bis 15 Pfund l'oda (ungefähr 2 Silbergroschen) das Stück. Diese Strasse mündet auf einen Platz, wo hohe Stösse Brennholz aufgeschichtet stehen und daneben Körbe voll Holzkohlen. In der unmittelbaren Nähe haben die Grobschmiede ihre Werkstätten aufgeschlagen, indem sie zwei Schläuche als Bälge gebrauchen und das Feuer in einem Erdloche damit anblasen. Sie verfertigen Beile, Hacken und gröberes Eisenzeug. Weiterhin halten die Feinschmiede an Gestellen oder in Buden ihre Arbeiten feil: Spiesse, Wurfeisen, Bogen, Schilde und Pfeile; messingene und eiserne Fuss- und Armringe für die Frauen; Scheren, Messer und Zangen. Die Zange ist ein sehr wichtiger Artikel in Bornu, jedermann trägt eine kleine Zange im Lederfutteral bei sich, um die Dornen der Kaië damit aus den Füssen zu ziehen, welche überall in Feld und Wald den Boden bedeckt. Nach den Schmieden kommen die Lederarbeiter. Ausser Getreidesäcken und Wasserschläuchen liefern sie die mannichfachsten Erzeugnisse von Leder: Büchsen, Schächtelchen, Kisten, gelbe und rothe Pantoffeln mit und ohne Stickerei, San-

dalen, Sporen, Pferdegeschirre. Auch eine kleine Auswahl von Löwen- und Leopardenfellen findet man bei ihnen. Hieran reihen sich die zahlreichen Verkaufsstände für fertige Kleider. Baumwollene Gewänder, einfache wie kunstvoll gestickte, im Lande gefertigte weisse Toben, Kulga genannt, feinere dergleichen aus Kano, Beinkleider von fabelhafter Weite, weisse Kattunmützen, dunkelblaue Frauentücher und Frauenhemden sind in grosser Menge und jedem Bedürfniss genügend zu haben. Den Fruchtmarkt fand ich, da es zur Winterszeit war, nicht sehr reichlich versehen. Es gab Datteln, aber fast so theuer wie in Europa, Hadjilidj, Koltsche (Erdmandeln), eine Art Tomate, grösser als die unserigen und von bitterm Geschmack, Fukus (eine Gurkenart) und verschiedene essbare Waldbeeren.

Die europäischen, überhaupt nicht bornuschen Kunst- und Naturproducte lagern in Zelten. Es sind weisse und bunte Kattune, Tuche, meist grob und von ordinären Farben, Seidenzeuge, weisswollene Burnusse, rothe Mützen, Spiegel, Rasirmesser, englische und deutsche Nadeln, Glasperlen, Korallen, Bernstein, Antimon, Blei, Pulver (eine geringe Sorte Pulver wird in Bornu selbst bereitet), Flintensteine, Schwefel, Salz, sowol aus Asche gekochtes wie von Bilma her eingeführtes, Gewürznägelchen, indischer Pfeffer, Schita oder Sudan-Pfeffer, der indess auch in Bornu gut gedeiht, Räucherharze aus Arabien und dem Sudan, abgesehen von verschiedenen weniger gangbaren Handelsartikeln. Einige Zelte sind zu Wechslerstuben eingerichtet, in denen man Thaler gegen Muscheln umsetzen kann. Gold hat hier gar keinen Curs, und spanische wie französische Thaler sind nur mit Verlust anzubringen. In allen Strassen stehen Verkäufer von Trinkwasser, die aus grossen Krügen jedem, der Durst hat, gegen wenige Muscheln einen Trunk reichen. Ueberall herrscht geschäftiges Treiben, und obgleich weder Polizei noch Militär sich blicken lässt, kommt es doch nie

zu störenden Unordnungen; Streitigkeiten oder kleine Diebstähle werden auf der Stelle vom Marktrichter abgeurtheilt.

Dass der Markt von Kuka eine solche Ausdehnung erlangt hat und mit dem von Kano rivalisiren kann, verdankt er der vollkommenen Handels- und Gewerbefreiheit, die der Einheimische wie der Fremde in Bornu geniesst. Kein Gewerbe unterliegt einer Steuer, und alle Waaren gehen zollfrei ein. Selbst die grossen Karavanen aus dem Sudan, aus Tripolis und den übrigen Berberstaaten haben keinen andern Zoll zu entrichten als eine kleine Abgabe, welche die Thorwächter der Stadt für sich in Anspruch nehmen, die aber so geringfügig ist, dass sie gar nicht in Betracht kommt. Die einzigen baaren Einnahmen, die der Sultan aus dem Markte bezieht, sind die Summen, für welche die beeidigten Versteigerer der Pferde und Kamele ihre allerdings sehr einträglichen Stellen erkaufen müssen; für jedes versteigerte Pferd oder Kamel erhält der Auctionator 1 Thaler. Sogar die Geschenke an den Sultan und an seine Beamten, die sonst in allen Negerländern von den fremden Kaufleuten verlangt werden, kommen hier in Wegfall. So erzählte mir mein Reisegefährte, der Marabut von Gatron, ein wohlhabender Kaufmann und Sklavenhändler, er habe, obgleich er schon dreimal die Reise von Fesan nach Bornu gemacht, Sultan Omar noch nie gesehen, und er gedenke auch künftig nicht an den Hof zu gehen, weil man dort allerdings nicht mit leeren Händen erscheinen könne. Wenn andere Kaufleute dem Sultan Geschenke darbringen, so geschieht es aus Speculation, denn dieser pflegt, zumal wenn die geschenkten Gegenstände seine Neugier und Aufmerksamkeit erregen, die Gabe durch ein Geschenk von einem oder zwei Sklaven oder einem Pferde zu erwidern. Freilich kosten ihm die Sklaven nichts; wenn er deren bedarf, so wird irgendwo eine Menschenrasia ange-

stellt und die benöthigte Anzahl für ihn eingefangen. Der Scherif Hascheschi, der kurz vor mir von Tripolis angekommen war, erhielt für ein Geschenk im Werthe von etwa 150 Thalern mehrere Sklaven und Sklavinnen, die er in Aegypten zu je 200 bis 300 Thaler verkaufen kann, und ebenso wurde einem christlichen Kaufmann aus Tripolis, der einen grossen Spiegel, Tuch und Seidenstoffe überreicht hatte, von Sultan Omar ein bedeutend werthvolleres Gegengeschenk verehrt.

Bisjetzt ist der einzige sichere Weg von der Küste des Mittelländischen Meeres nach Bornu der, welcher von Tripolis aus durch die Sahara über Fesan und Kauar geht. Auf diesem Wege aber, der mit beladenen Kamelen nicht in kürzerer Zeit als in 6 bis 8 Monaten zurückzulegen ist, werden europäische Kaufleute nie mit den Arabern und Berbern zu concurriren vermögen, denn die letztern, an die Strapazen der Wüstenreise gewöhnt, bringen Zeitverlust, Gefahr und Beschwerden nicht in Anschlag. Ganz anders wäre es, wenn England, Deutschland und Frankreich, welche Länder Innerafrika hauptsächlich mit Waaren versorgen, es unternehmen wollten, einen directen Weg von der Küste über Jola herzustellen. Würde derselbe auch vorerst nur bis Jola geführt, so wäre dies schon ein ungeheuerer Gewinn für den europäischen Handel, da die Bornuer, Bagirmier, Haussaner und andere Völker Innerafrikas sehr bald gewahr werden müssten, um wieviel vortheilhafter es für sie sei, die Waaren dort von den Europäern selbst einzutauschen, als sie sich von den Arabern und Berbern auf dem weiten Wege durch die Wüste bringen zu lassen.

Producte, die aus Bornu in Masse exportirt werden könnten, sind: Pferde, Rinder, Esel, Schafe, Ziegen, Wildpret, Elfenbein, Straussfedern, getrocknete Fische, Honig und Wachs, Häute, Löwen-, Panther-, Leoparden- und andere Thierfelle, ferner Getreide, Koltsche und sonstige

Bodenerzeugnisse, deren Cultur die Einwohner bei entsprechendem Absatz fleissiger betreiben würden. So liesse sich der Anbau von Baumwolle, Taback und Indigo sehr erweitern, sowie Gummi aus dem grossen Mimosenwalde nördlich vom Tschad zu einem wichtigen Exportartikel machen.

Die Durchschnittspreise stellten sich auf dem Markte von Kuka wie folgt: ein dauerhaftes, wetterhartes Pferd, Hellbrauner oder Fuchs, 20 Thaler, ein Lastochse oder eine Kuh im einzelnen 3 Thaler, in Heerden noch billiger, eine Ziege $^1/_3$ Thaler, ein Schaf $^1/_2$ Thaler, ein solches von einer besonders grossen Rasse 1 Thaler; eine Ochsenladung (2—2$^1/_2$ Centner) Ngáfoli (Sorghum) und Argum moro (Negerhirse, Pennisetum typhoideum) 1 Thaler, Weizen und Reis 2 Thaler; 5, 8 oder 10 Rindshäute, je nach der Grösse, 1 Thaler, ein schönes grosses Panther-, Leoparden- oder Löwenfell 2 Thaler, ein kleineres 1 Thaler, ein Straussenbalg je nach der Güte 1 bis 3 Thaler (in Tripolis 40—60 Thaler); der Centner Elfenbein von kleinen Zähnen 20 Thaler, ein Zahn im Gewicht von 1 Centner 35 bis 40 Thaler. Zu Barth's Zeiten waren die Preise noch bedeutend billiger; drei Ochsenladungen Getreide kosteten 1 Thaler, ein Ochs 1$^1/_2$ Thaler, ein Pferd 6 bis 8 Thaler u. s. w. Im Innern des Landes werden auch heute noch die meisten landwirthschaftlichen Producte viel wohlfeiler verkauft, z. B. 40 bis 50 Pfd. Butter für 1 Thaler, während man in Kuka denselben Preis für 20 Pfd. bezahlt.

Von europäischen Waaren brauchen die Bornuer Kattun, Tuch, Papier, Rasirmesser, Steinschlossflinten, Nadeln, kleine Spiegel, Glaskorallen, echte Korallen, Bernstein, Weihrauch, Benzoë, Pulver, Blei, Schwefel, Salpeter, Salz und, vorläufig nur als Luxusartikel der Reichen, auch Zucker. Kaffee und Thee sind den Bewohnern von Bornu ganz entbehrlich, sie kauen dafür den ganzen Tag die

Bohne der Goronuss. Dass die nach Centralafrika eingeführten Waaren, namentlich Spiegel, Nadeln, Messer, Schwerter, Büchschen, Papier, zum grossen Theil deutsches Fabrikat sind, habe ich an anderer Stelle bereits hervorgehoben.

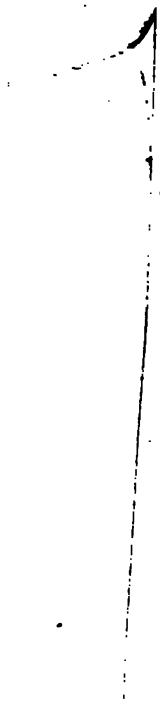
Was die Preise betrifft, welche für europäische Waaren in Kuka bezahlt werden, so kommt es darauf an, ob man die Waare gegen Sklaven in Tausch gibt oder Geld dafür haben will, und im letztern Falle wieder, ob man sie auf Credit gibt oder baare Zahlung verlangt. Ich kann nur mittheilen, was ich selbst für meine eigenen Waaren in Kuka gelöst und was mich dieselben bei den jüdischen und christlichen Händlern in Tripolis, die doch gewiss ihre 100 Procent daran verdienten, gekostet haben. Für einen Tuchburnus (Einkaufspreis in Tripolis 10 bis 12 Thaler) 35 bis 40 Thaler, für ein 70 Ellen langes Stück Mahmudi, weissen englischen Kattun, (Einkaufspreis 5 Thaler) 10 bis 12 Thaler, für ein Stück andern Kattun, hier Cham, im westlichen Afrika Malte, in Marokko Ameriken, in Algerien und Tunis Hamburgese genannt, (Einkaufspreis 3 Thaler) 7 bis 8 Thaler, für ein Packet Glaskorallen (Einkaufspreis $1^1/_2$ Thaler) 4 Thaler, für zwei Rasirmesser, die mich $^1/_2$ Thaler gekostet, 2 Thaler, und für 3000 bis 5000 Nadeln 1 Thaler, soviel als ich in Tripolis für 20000 bezahlt hatte. Der Gewinn wäre also bedeutend, allein man darf nicht vergessen, abgesehen von den Entbehrungen und Gefahren, die Fracht sowie den Unterhalt für Menschen und Thiere auf einer viermonatlichen Reise durch die Wüste zu den Kosten hinzuzurechnen. Die Miethe für ein Kamel, das 3 Centner tragen kann, beträgt von Tripolis bis Sokna 6 Thaler, von Sokna bis Mursuk ebenfalls 6 Thaler, von Mursuk bis Tedjerri 1 Thaler, von Tedjerri bis Kauar 5 Thaler, von Kauar bis Bornu wieder 5 Thaler, demnach im ganzen 23 Thaler; der Unterhalt kostet wenigstens

6 bis 7 Thaler, sodass eine Kamelladung von Tripolis nach Bornu auf 30 Thaler zu stehen kommt. Angenommen nun auch, dass sich bei grössern Transporten von zwanzig und dreissig Kamelen die Kosten einer Ladung bis auf 20 Thaler ermässigen, so wird doch ein lohnender Gewinn an den Waaren immer nur dann zu erzielen sein, wenn Sklaven, Elfenbein und Straussfedern dagegen eingetauscht werden. Man meint vielleicht, es wäre vortheilhafter, nicht gemiethete, sondern eigene Kamele zum Transport zu verwenden; allein durch die Länge des Weges und das Passiren von Strecken wie südlich von Fesan, wo gar kein frisches Futter zu finden ist, kommen die Thiere vollständig von Kräften, und nur wenige sind im Stande, mit 3 Centner Last, wozu oft noch gegen 2 bis 3 Centner Wasser und Lebensmittel kommen, in Einer Tour von Tripolis bis Kauar zu marschiren. Endlich in Bornu angekommen, erliegen dann auch die stärksten, wenn sie nicht bald wieder zurückgeführt werden, dem dortigen Klima, das dem nordafrikanischen Kamel verderblich ist; von 18 Kamelen, die der Scherif Haschescht von Tripolis nach Bornu gebracht, starben 14 in den nächsten vier Monaten, auch meine vier Kamele, obgleich sie stets leichte Last zu tragen und keine sehr anstrengenden Märsche zu machen hatten, überdies während meines Aufenthalts in Kauar sich genügend ausruhen konnten, magerten zusehends ab, und niemand wollte mir die vom Norden gekommenen Thiere abkaufen.

Genug, Europäer werden sich nicht eher an dem Handel nach Bornu betheiligen können, als bis ein directer Weg vom Ocean nach dem Tschad-See eröffnet ist. Die den Tschad-See umgebenden Länder: Kanem, Bornu, Uadaï und Bágirmi, gehören zu den productionsfähigsten der Erde, und ihre Bewohner zu den tolerantesten und umgänglichsten Afrikas. Wenn in neuerer Zeit einige ihrer

Herrscher sich feindselig gegen die Christen gezeigt haben, so ist dies lediglich den Einflüsterungen der fanatischen Araber und ihrer Zöglinge der Berber zuzuschreiben. Von hier, aus dem Herzen Afrikas, wäre dann leicht eine fahrbare Strasse anzulegen, auf der Waarentransporte in dreissig Tagen den Golf von Guinea erreichen würden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



QUER DURCH AFRIKA.

ZWEITER THEIL.

QUER DURCH AFRIKA.

REISE

VOM MITTELMEER NACH DEM TSCHAD-SEE

UND

ZUM GOLF VON GUINEA

VON

GERHARD ROHLFS.

IN ZWEI THEILEN.

MIT ZWEI LITHOGRAPHIRTEN KARTEN

ZWEITER THEIL.

LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.

1875.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Inhalt.

I.

Das Reich Bornu.

Seite

Die Dynastie. Titel. Eunuchen. Hof- und Staatsbeamte. Das Heer. Bewaffnung. Des Sultans Leibgarde. Vasallenfürsten. Die Kanúri (Körperbau, Familienleben, Religion). Feldfrüchte. Baumwolle und Taback. Obst 1

II.

Reise nach Uándala.

Ein Sumpfland. Begleitung und Ausrüstung. Abreise. Hadj Aba. Regen. Waldbäume. Heuschrecken. Die Dörfer Fórtua und Solúm. Sumpfluft. Gáloa und Galegéro. Der Buddumásseli-Wald. Die Stadt Mai-dug-eri. Der Ngádda-Fluss. Mai-schig-eri. Die Schua-Araber. In Kuintaga. Ueber den Jádsaram-Fluss. Escorte bis zur Grenze. Berg und Dorf Grea. Ankunft vor Doloo 12

III.

Der Sultan von Uándala.

Officieller Empfang. Vertrauliche Audienz. Besteigung des Berges Sremarda. Begehrlichkeit des Sultans. Seine Todesfurcht. Ritt nach der frühern Hauptstadt Mora. Abschiedsgeschenke. Die Unterthanen und die politische Lage 40

IV.

Rückreise nach Kuka.

Ausmarsch aus Doloo. Von Buendjē nach Díkoa über die Dörfer Adjabína, Tjétjele, Abénde, Konomengúddua und Maidjigíddi. Der Ngúrrum-Fluss. Die Städte Díkoa, Ala, Jédē und Ngórnu 64

V.

Noch zwei Monate in Kuka.

Seite

Ein Wühler. Nutzen des Chinin. Prächtiger Aufzug. Näheres über Eduard Vogel's und Moritz von Beurmann's Ermordung in Uadaï. Veränderter Reiseplan. Das Klima von Bornu. Briefe aus der Heimat. Abschied von Sultan Omar 77

VI.

Von Kuka nach Magómmeri.

Ausmarsch. Nachtlager in Kasaróa und Mulē. Willkommen in Magómmeri. El Alamino. Eine Straussenzucht. Die Zibethkatze 94

VII.

Durch das südwestliche Bornu.

Zwei Fakih als Reisebegleiter. Provinz und Ort Karágga-Uora. Walddörfer. Weihnachten in Uassáram. Der Ort Mogodóm. Ein See. Die Städte Gudjba, Mutē und Gebē. Schlimme Lage der Grenzbewohner 109

VIII.

Eintritt ins Reich der Pullo.

Der Fluss Góngola. Im ersten Pullo-Dorfe. Die Doppelstadt Birri. Sendung Hammed's nach Tapē an den Sultan von Kalam. Ueber die Abstammung der Pullo. Durch Duku nach der Hauptstadt Gombē 124

IX.

Im Reiche Bautschi (Jacoba).

Ueberschreitung der Grenze. Burriburri. Die Bolo-Neger. Ein Pseudo-Scherif. Ankunft in der Hauptstadt Garo-n-Bautschi. Ritt nach Keffi-n-Rauta. Besuch beim Lámedo. Oeffentliche Audienzen. Die Lagerstadt Keffi-n-Rauta 137

X.

Herrscher und Volk von Bautschi.

Gründung des Reichs. Aufstände der Heiden. Oberhoheit des Sultans von Sókoto. Titel und Hofchargen. Täglicher Markt in Garo-n-Bautschi. Tracht der Bewohner. Arbeiten der Männer

Seite

und Frauen. Klima. Der Islam als Haupthinderniss für das Vordringen ins Innere von Afrika. Nachrichten über die Niam-Niam-Kannibalen 151

XI.

Uebersteigung des Gora-Gebirges.

Das Dorf Meri. Berg und Ort Saránda. Der Ort Djaúro. Ueber das Gebirge nach Goa. In Badíko. Feier zum Schluss des Ramadhan. Am Fusse des Gora und Uebergang über die Passhöhe 168

XII.

Nach und in Keffi Abd-es-Senga.

Die Orte Ungu-n-Bodo und Garo-n-Kado. Die Kado-Neger. Markt in Ja. Sango-Katab. Mokádo und Madákia. Abenteuer in Konúnkum. Der Marktort Kantang. Ein schwarzer Adam. Das Walddorf Amáro. Hádeli. Ankunft in Keffi. Dynastie, Einwohnerschaft und Handel von Keffi 177

XIII.

Von Keffi bis an den Bénuē.

Ausmarsch. Der Kogna-Fluss. Ssinssínni und Omaro. Dorf Ego im Ego-Gebirge. Götzenbilder und Götzendienst. Die Städte Atjaua und Udíni. Eine Kunststrasse. Sultan Auno von Akum. Ankunft am Bénuē 195

XIV.

Die Sókoto-Länder.

Gestaltung des Terrains. Höchste Erhebungen. Gestein. Sebcha-Salz. Zinn, Eisen und Antimon. Das Flusssystem. Die Flora und Fauna. Negerstämme. Fellata oder Pullo. Religion . . 205

XV.

Fahrt auf dem Bénuē.

Nichtexistenz des Ortes Dagbo. Ueber geographische Namen. Die Insel Loko bei Udjē. Die Bassa-Neger. Gewinnung des Palmöls. Abfahrt. Die Flussufer. Dorf Amára. Fischfang. Die Stadt Imáha (Um-Aíscha). Landung in Lokója 215

XVI.

Die englische Factorei Lokója.

Seite

Empfang. Geschichte der Gründung. Elfenbeinhandel. Die christliche Gemeinde und ihr Gottesdienst. Klima. Mr. Fell und Mr. Robins. Neue Reisedisposition. Ausrüstung und Begleitung. Abschied 230

XVII.

Im Königreich Nyfe (Nupe).

Das Steigen und Fallen des Niger. Stromauffahrt. Station Egga. Des Königs Kriegsflotte. Die Stadt Rabba. Ritt ins Heerlager am Eku. König Mássaban. Ein Zug durchs Lager. Titel und Würden. Misverständnisse. Die Dynastie. Sprache und Rasse des Volks. Producte 238

XVIII.

Eintritt in die Jóruba-Länder.

Im Lager zu Fánago. Verlassene Orte. Ankunft in Saráki. Rasse der Jorubaner. Bauart ihrer Häuser. Schweinezucht. Ueber die Flüsse Oschi und Assa. Die Handelsstadt Ilori. Bei König Djebéro. Die Bevölkerung von Ilori. Abreise ohne Erlaubniss 251

XIX.

Von Ilori bis an den Golf von Guinea.

Das Dorf Jara. Der Ort Ogbómoscho. Goro- und Kola-Nuss. In der englischen Mission zu Ibádan. Grenze zwischen Jóruba und Jabu. Zwei Nächte im Walde. Der Ort Ipára. Grenzen des Jabu-Landes. Die Orte Odē und Pure. An der Lagune. Eintreffen in Lagos 263

Botanischer Anhang.

I. Verzeichniss der zwischen Tripolis und Mursuk 1865 gesammelten Pflanzen. II. Verzeichniss der in Kanem und Bornu 1866 gesammelten Pflanzen. III. Alphabetisches Verzeichniss der in diesem Werke vorkommenden Pflanzennamen 277

I.

Das Reich Bornu.

Die Dynastie. Titel. Eunuchen. Hof- und Staatsbeamte. Das Heer. Bewaffnung. Des Sultans Leibgarde. Vasallenfürsten. Die Kanúri (Körperbau, Familienleben, Religion). Feldfrüchte. Baumwolle und Taback. Obst.

Omar, der jetzige Beherrscher von Bornu, ist der erste Sultan aus der Familie der Kanemîin; eigentlicher Gründer der Dynastie aber war sein Vater, der Schich Mohammed el Kanemi. Dieser hatte sich in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts neben den schwachen Sultanen der Ssaefua-Dynastie eine ähnliche Machtstellung zu verschaffen gewusst, wie sie etwa der Major domus bei den merovingischen Königen besass, nur mit dem Unterschiede, dass er seiner Würde, um die Unterstützung der Araber und Kanemba gegen das zum grössten Theil noch aus Kerdi (Heiden) bestehende Volk zu gewinnen, einen geistlichen Charakter verlieh und einen religiösen Nimbus um sich verbreitete. Deshalb führte er den Titel Schich, der bei den Mohammedanern dem Vorsteher einer Sauya oder dem Obern einer religiösen Genossenschaft beigelegt wird. Auch sein Sohn Omar, der Erbe seiner Macht, nannte sich noch Schich, bis er, nachdem im März 1846 der letzte Ssaefua-Sultan und kurz darauf in der Schlacht bei Minarem des-

sen Bruder getödtet worden, als Alleinherrscher den Thron von Bornu bestieg. Nun nahm Omar den Titel „Mai", d. h. König oder Sultan, an; indess pflegen ihn die Araber, Tebu und Tuareg aus alter Gewohnheit immer noch Schich zu nennen.

Obgleich der „Mai" jeden Vormittag seine Brüder und Söhne, die hohen Staatsbeamten und die Kognaua (Hofräthe) zur Nokna (Rathsversammlung) beruft, regiert er doch thatsächlich ganz so absolut und unbeschränkt wie jeder andere mohammedanische Despot. Er vereinigt in seiner Person die weltliche und geistliche Gewalt, ist Herr über Gut und Leben seiner Unterthanen, setzt die Beamten ein und ab und kann auch die Rechtssprüche der Kadhi nach Gutdünken umstossen. Der muthmassliche Thronfolger, gleichviel ob Sohn, Bruder oder Vetter des Sultans hat den Titel Yeri-ma (nach Barth Tschirōma, nach Denham und Clapperton Cheroma), doch scheint er dem jetzigen Kronprinzen Aba-Bu-Bekr, des Sultans ältestem Sohne, nicht beigelegt zu werden. Ein besonderer Titel: Kabiskema, kommt auch dem Sohne der ältesten Schwester des Sultans zu, was an die Thronfolgeordnung in den Berberstaaten erinnert, nach welcher nicht der Sohn, sondern der Schwestersohn des Herrschers demselben folgt. Die übrigen männlichen Verwandten des Mai heissen Maina und werden gewöhnlich „Aba" (mein Herr) angeredet. Diejenige von den rechtmässigen Frauen des Sultans, welche den Vorrang vor allen andern hat, wird Gúmssu, seine Mutter Mágera titulirt.

Grossen Einfluss am Hofe von Bornu, wie an jedem mohammedanischen Hofe, haben die Eunuchen (Adim). Sie werden vom Sultan mit Gunstbezeigungen und Reichthümern überhäuft, sie gehen am reichsten gekleidet, besitzen die schönsten Pferde, wohnen in den stattlichsten Häusern und schwelgen in Prunk und Wohlleben. Kein Wunder

daher, dass sie sich durch hochmüthiges, insolentes Wesen auszeichnen; es ist gefährlicher, einen Adim als einen Kogna zu beleidigen. Freilich fällt ihr Vermögen, da sie als von der Fremde eingeführte Neger keine Verwandten im Lande haben, bei ihrem Tode wieder an den Sultan zurück. Der Oberste sämmtlicher Eunuchen ist der Yura-ma, der Aufseher über die Weiber der Mistre-ma, dem Kislar-Agha am türkischen Hofe entsprechend. In den Händen eines Verschnittenen befindet sich auch das wichtige Amt des Schatzmeisters, des Mala (wahrscheinlich aus dem Arabischen von „mel", Schatz).

Zu den einflussreichsten Hofbeamten gehören ferner: der Ssintal-ma, Obermundschenk, welcher den Sultan stets begleitet und ihm das Trinkgefäss und das Waschbecken reicht (Barth leitet den Titel von der Provinz Kanem ab, wie den des Thronfolgers, Yeri-ma, von der Provinz Yeri); der Mainta, Oberküchenrath oder Truchsess; endlich der Marma kullo be (in Barth's Vocabularien Kária marma kullo be, „karia" heisst im Kanúri der männliche Sklave), der Oberaufseher über die durchschnittlich mindestens 4000 Sklaven des Sultans, der zu bestimmen hat, wieviel und welche zum Verkauf kommen und wann wieder zur Ausfüllung der Lücken ein neuer Kriegszug unternommen werden soll.

An der Spitze der Staatsbeamten steht der Dig-ma oder Dug-ma, eigentlich Minister des Innern, in Wirklichkeit aber, wenigstens zu meiner Zeit, der alleinige Minister und erste Rathgeber des Sultans. Unter ihm fungiren der Ssiggibáda, Ministerialdirector, und der Ardjino-ma, sein Geheimsecretär. Fugo-ma, Oberst-Scharfrichter, ist der Stadtcommandant von Ngornu, nicht der Statthalter von Ghaer-Eggomo, dem Barth diesen Titel gibt, Kasal-ma der Stadtcommandant von Jo, während Barth schreibt: „Der Kassalma oder Kádjelma ist der Statthalter der öst-

lichen Provinzen Kanems", und Nachtigal: „Der Statthalter von Yō führt den Titel Schétima (Setima), wie alle Chefs der bedeutendern am Wasser gelegenen Districte." So lange die Ssaefua-Dynastie regierte, gab es zwölf höhere Beamte, die man mit dem gemeinsamen Namen Buya dérdayē, d. h. die Grossen des Königs, bezeichnete; jetzt gehören die Würdenträger zu den Kognaua, und mit den Titeln sind meist andere Functionen als damals verbunden. Besoldung vom Staate empfangen die Kognaua nicht, aber der Sultan verleiht ihnen einträgliche Ländereien oder Statthalterschaften von Provinzen und Städten, aus denen sie so viel zu ziehen wissen, dass sie ihrerseits dem Sultan jährlich bedeutende Geschenke machen können.

Die bewaffnete Macht des Reiches, der eine militärische, wennschon sehr mangelhafte Organisation nicht abzusprechen ist, besteht aus etwa 1000 Mann mit Flinten bewaffneter Fusssoldaten, aus ebenso viel gleichfalls mit Flinten und aus 3000 mit Bogen und Pfeilen, Lanzen und Schangermangern bewehrten Reitern. Ausserdem aber hält jeder Grosse, Kogna und Katschella je nach seinem Vermögen eine grössere oder geringere Zahl unregelmässiger Truppen zu Fuss und zu Pferde, sodass Bornu im ganzen wol 25—30000 Kämpfer ins Feld stellen kann. An Artillerie verfügt der Sultan über ungefähr 20 in Kuka selbst gefertigte metallene Kanonen verschiedenen Kalibers, auf schlechten Lafetten oder rohen Holzklötzen ruhend, sowie über 2 Mörser, die aber im Kriege kaum verwendbar sein möchten. Der Höchstcommandirende der Fusstruppen ist der Katschella Nbursa, der mit Flinten bewaffneten Reiter der Katschella blall oder Kaiga-ma (nach Barth's Schreibung Kaighámma, gleich dem türkischen Seraskier), der Bogenschützen und Lanzenträger der Katschella Nbanna oder Yalla-ma; der Hauptmann einer Compagnie von 100 Mann heisst einfach Katschella. Die Soldaten erhalten

wie die Civilbeamten keinen Sold, sondern Stücke Land, von dessen Anbau sie ihren Lebensunterhalt gewinnen müssen.

Eine echt afrikanische Waffengattung sind die bornuer Bogenschützen, etwa 1000 Mann stark. Ausser Bogen, Pfeil und Köcher haben sie 2 bis 4 Wurfspiesse, eine lange Lanze, den gefährlichen Schangermanger und den Schild, und ein über die Schulter geworfenes Tigerfell gibt ihnen ein wirklich martialisches Aussehen. Der Bogen ist von festem, biegsamen Holze, die Sehne von gedrehtem Leder, als Pfeile dienen $1\frac{1}{2}$ Fuss lange Rohrstäbe mit 3 Zoll langer, meist in Gift getränkter Eisenspitze, der lederne Köcher hängt an Riemen auf dem Rücken. Zum Schaft der Wurfspiesse und Lanzen nimmt man das sehr zähe und dauerhafte, aber verhältnissmässig leichte Holz von der Wurzel des Ethelbaums. Leicht sind auch die Schilde, theils aus Büffelleder, theils aus getrockneter Rhinoceros-, Hippopotamus- oder Elefantenhaut, theils aus dickem Schilfrohr, das vor dem Kampfe durch Anfeuchten zäher gemacht wird; ein Schild, der den ganzen Mann deckt, wiegt nur 4—5 Pfund. Den Schangermanger, dessen Gebrauch im Sudan westlich über Bornu hinaus unbekannt zu sein scheint, in der Sahara aber bis zum Ocean verbreitet ist, habe ich schon früher beschrieben; in Bornu sah ich deren auch aus Holz, zum Theil mit künstlicher Schnitzerei verziert.

Des Sultans berittene Leibgardisten tragen unter ihrer Tobe einen Maschenpanzer, der den ganzen Leib nebst Armen und Beinen umschliesst, und auf dem Kopf eine kupferne oder eiserne Platte, von der ringsum ein gleiches Netz bis auf die Schultern herabfällt, sodass nur ein kleiner Theil des Gesichts frei bleibt. Auch der Sultan, die Prinzen und Vornehmen legen im Kriege, um gegen das Eindringen der Pfeile und Wurfspiesse geschützt zu sein,

solche Panzerkleider an, die zu sehr theuern Preisen aus Aegypten bezogen werden. Brustpanzer aus Eisenplatten für weniger Bemittelte liefern die einheimischen Waffenschmiede. Wie schwer müssen die Pferde an diesen gepanzerten Reitern zu tragen haben, zumal man auch die Thiere selbst zum Schutz gegen Pfeile und Spiesse bis an die Knie in dickwattirte baumwollene Decken hüllt und ihre Köpfe vorn und an den Seiten mit messingenen oder silbernen Platten behängt!

So wenig das bornuer Kriegsheer sich mit einer europäischen Armee zu messen vermag, so ist es doch stark genug, nicht blos die Landesgrenzen vor feindlichen Einfällen zu sichern, sondern auch die Fürsten der umliegenden Staaten zu Vasallen des Herrschers von Bornu zu machen. Mehrern derselben, wie dem Sultan von Dikoa und dem von Ala, wurde ihre Selbständigkeit bereits vollständig genommen und nichts als der leere Titel noch gelassen. Andere, wie die Sultane Mussa von Múnio, Abdo von Gummel, Slimann von Mátjena, sind in ihrer Souveränetät sehr eingeschränkt und verpflichtet, einen jährlichen Tribut an Sklaven und Erzeugnissen des Landes nach Kuka zu senden. Etwas mehr Unabhängigkeit haben sich bisjetzt die Sultane Abd-el-Kader von Logon und Mohammed von Kótoko bewahrt, dank der eigenen, mit dem Kanúri nur entfernt verwandten Sprache ihrer Völker, die eine Scheidewand bildet zwischen ihnen und den Bewohnern von Bornu, doch sind auch sie schon lange tributpflichtig. Sinder, jetzt noch ein ziemlich selbständiger Staat, wird wahrscheinlich nach dem Tode des gegenwärtigen Sultans Tánemon als reif für die Annexion befunden werden; Mándara (Uándala) aber, das zur Zeit als es Vogel besuchte, noch seine volle Souveränetät besass, ist heute bereits nichts mehr als eine Provinz des Kanúri-Reiches. Immerhin gebieten indess alle diese Vasallenfürsten unumschränkt

über Freiheit und Leben ihrer Unterthanen, sowie sie auch Rasias gegen die benachbarten Negerstämme auf eigene Faust vollführen dürfen.

Die Eingeborenen von Bornu, die Kanúri, sind eine im ganzen wohlgestaltete Menschenrasse. Ihr Körperbau hält ungefähr die Mitte zwischen den vollen plastischen Formen der Haussa-Neger und der sehnigen Magerkeit der Tebu; unter den Vornehmen gibt es allerdings auch viele fette und corpulente Gestalten. Die Beine stehen in richtiger Proportion zum Oberkörper und entbehren nicht, wie bekanntlich bei den meisten Negerstämmen, der Waden. An Grösse erreichen die Männer das europäische Durchschnittsmaass, während das weibliche Geschlecht ziemlich weit hinter demselben zurückbleibt. In der Kopfbildung prägt sich entschiedener als im Wuchs der echte Negertypus aus: krauses wolliges Haar, rundes Gesicht, vorstehende Backenknochen, wulstige Lippen; nur tritt die Nase mehr als sonst bei den Negern aus dem Gesicht heraus, ich sah äusserst selten ganz platte, häufig vielmehr wirkliche Adlernasen. Drei Längsschnitte auf der Wangenhaut fehlen nie. Der Ausdruck in den Gesichtszügen, namentlich im Blick verräth bei den meisten Gutmüthigkeit und Wohlwollen und hätte mich noch sympathischer berührt, wenn nicht durch die gelbliche Bindehaut des Auges die vortheilhafte Wirkung etwas abgeschwächt würde. Das Kopfhaar wird von den Männern glatt abgeschoren, und tagelang lassen sie die heissen Strahlen der Tropensonne auf den kahlen Schädel brennen, nur die Wohlhabendern bedecken das Haupt mit einer weissen baumwollenen Mütze, die Vornehmen mit dem rothen Fes. Hingegen verwenden die Frauen Sorgfalt auf ihre freilich nicht langen Haare, indem sie dieselben entweder in eine Menge kleiner Zöpfe flechten, die rund um den Kopf herabhängen,

oder in eine helmartig von hinten nach vorn über dem Kopf liegende Wulst zusammenbinden.

In Betreff der geistigen Fähigkeiten stehen die Kanúri den Nachbarvölkern keineswegs nach; ihre natürlichen Neigungen sind vorwiegend dem Guten zugewendet, daher Völlerei und andere Laster, denen sich z. B. die Maba von Uadaï oder die Abessinier hingeben, in Bornu selten oder gar nicht vorkommen. Die mohammedanische Sitte der Vielweiberei haben nur die Fürsten und Grossen angenommen, der Mann aus dem Volke führt ein geordnetes Familienleben mit einer Frau, und manche Ehe ist mit einem Dutzend Kinder gesegnet. Obwol die Mädchen meist schon mit zwölf Jahren die geschlechtliche Reife erlangen, heirathen sie selten vor dem sechzehnten Jahre; freilich gestatten sich die Töchter der Reichen vor ihrer Verheirathung grosse Freiheiten im Umgang mit Männern, ohne dass der Bewerber um ihre Hand daran Anstoss nimmt. Nach der Verheirathung aber ist die Frau Eigenthum des Mannes, und Ehebruch wird in Kuka, wie es scheint, nach den strengen Gesetzen des Koran bestraft. Indessen, wenn auch die Frau dem Manne fast wie eine Sklavin unterthan ist und erst als Mutter zahlreicher Nachkommenschaft zu einer etwas geachtetern Stellung gelangt, so hat sie doch hier nicht wie sonst bei den Bewohnern Centralafrikas die Last der Arbeit allein zu tragen. Vielmehr machen die Kanúri unter den Negern, denen im allgemeinen mit Recht Trägheit und Arbeitsscheu vorgeworfen wird, eine rühmliche Ausnahme. Mann und Frau bebauen gemeinschaftlich das Feld und bringen gemeinschaftlich die Producte oder Waaren zum Verkauf; die Frauen spinnen und weben die Baumwolle, die Männer nähen die langen Streifen Zeug zu Kleidungsstücken zusammen, welche sie oft mit fleissiger Handstickerei bedecken. Von andern Handwerkern, den Schuhmachern, Schmieden, Töpfern, Korb- und Matten-

flechtern u. s. w., haben wir schon bei der Schilderung des kukaer Markts gesprochen, genug, die Bornuer sind unstreitig das betriebsamste und civilisirteste von allen Negervölkern. Und diese Betriebsamkeit ist dem Volke um so höher anzurechnen, da leider die Fürsten und Grossen ihm kein gutes Beispiel geben, im Gegentheil Arbeiten für etwas Erniedrigendes ansehen und sich beschimpft glauben würden, wenn sie zu Fuss gehen, auf dem Markt etwas einkaufen oder gar Feld- und Handarbeit verrichten sollten.

Neben den gewerblichen Hantierungen versäumen aber die Frauen auch nicht die Pflege und Erziehung ihrer Kinder; Schulen, in welche die Knaben geschickt werden, um einen äusserst dürftigen Unterricht zu empfangen — die Mädchen sind ganz davon ausgeschlossen — gibt es nur in den wenigen grössern Städten. Welch wichtigen Factor die Familie im Leben der Kanúri bildet, davon zeugt unter anderm die Reichhaltigkeit ihrer Sprache an Bezeichnungen für die verschiedenen Verwandtschaftsgrade. Sie haben z. B. ein eigenes Wort für den ältern Bruder, gaya, und für den jüngern Bruder, kerami, für den Oheim von väterlicher und von mütterlicher Seite, für eine eben erst Witwe gewordene Frau und für eine Witwe, wenn sie sich wieder verheirathen darf.

Als Staatsreligion in Bornu gilt seit Jahrhunderten der Mohammedanismus. Die Dynastie, alle Vornehmen und die Bewohner der grössern Ortschaften bekennen sich dazu. Dennoch hat der Islam im Volke keine Wurzel geschlagen und wird es auch nie, er scheint in Afrika über eine gewisse Grenze nicht hinaus zu können. Man nahm den Eingeborenen ihren uralten Fetischdienst, ohne dass sie für die Idee des Monotheismus gewonnen wurden, nicht einmal ein Wort besitzen sie in ihrer Sprache für Gott, denn kéma-nde, womit sie das Fremdwort Allah übersetzen,

heisst Herr im bürgerlichen Sinne; gebetet aber wird ausschliesslich in arabischer Sprache, die weitaus den meisten unverständlich ist. Früher verehrten sie einen Waldteufel, Koliram, und einen Wasserteufel, Ngámaram; jetzt feiern sie gar keine Gottheit mehr, und ihre ganze Religion besteht in allerlei Aberglauben und einigen äusserst verworrenen Vorstellungen von Paradies und Hölle der Mohammedaner. Daher haben auch die religiösen Feste keine tiefere Bedeutung für sie, sondern werden nur mit wiederkehrenden Naturerscheinungen, wie Vollmond, Eintritt der Regenzeit und dergleichen, in Verbindung gebracht.

Ich habe bereits mehrfach erwähnt, dass die Bornuer fleissige Ackerbauer sind. Natürlich bauen sie vorzugsweise Getreide, und zwar massakúa (Holcus cernuus), ngafoli (Sorghum) und argum moro (Pennisetum typhoidum, Negerhirse). Etwas Weizen wird bei Kuka, ausschliesslich für den Sultan gebaut. Reis wächst auf wasserreichem Boden wild oder bedarf nur geringer Pflege. Gemüse und Hülsenfrüchte zieht man ebenfalls auf offenem Felde, nicht in Gärten; es sind: koltsche (Arachis hypogaea, Erdmandeln), ngalo (Bohnen), ngangala, eine Erdmandel, die botanisch noch nicht näher bestimmt wurde, Gurken, Melonen, süsse Kartoffeln, Zwiebeln, Knoblauch, Bamien. Das beliebteste Gemüse aber sind die jungen zarten Blätter des Andasonienbaums, die gekocht einen unserm Braunkohl ähnlichen Geschmack haben.

Für eine in Afrika einheimische Pflanze ist wol zweifellos die Baumwollstaude anzusehen; wenigstens spricht dafür ihre weite Verbreitung über den afrikanischen Continent sowie die Reichhaltigkeit an Worten für Baumwolle, die sich fast in allen Negersprachen findet. Das Wort kalkutta, dessen sich die Kanúri bedienen, scheint, ebenso wie unser Wort Kattun, aus dem Arabischen zu stammen. Ob auch der Taback ein einheimisches Gewächs, oder von

Amerika eingeführt sei, darüber sind die Meinungen getheilt; seine Verbreitung ist gleichfalls sehr allgemein, ja es gibt kaum eine Negerhütte, in deren Umgebung nicht einige Tabackstauden angepflanzt wären. Uebrigens wird der Taback von den Bornuern nicht geraucht, sondern in Vermischung mit Natron gekaut.

Im Gegensatz zum Feldbau ist die Baumzucht in Bornu gänzlich vernachlässigt. Die Datteln, die hier verspeist werden, kommen von Kanem oder noch weiter vom Norden her; die äusserst bitter und unangenehm schmeckende Frucht des Bito oder Hadjilidj (Balanites aegyptiaca) kann für die Dattel in keiner Weise Ersatz leisten. Auch die Feigen taugen hier nichts, und die Früchte des Tamarindenbaums wie die der Adansonie lassen sich nur zu Limonade benutzen, da die Bornuer keinen Zucker haben, um durch Versetzung damit die Tamarindenpulpe essbar zu machen. Schmackhafte Früchte liefern nur die Banane und der Gundabaum, doch treten beide erst an der Westgrenze des Landes auf. Barth nennt den Gunda Melonenbaum, und in der That hat seine Frucht äusserlich grosse Aehnlichkeit mit der Melone; ganz verschieden von ihr ist aber der ausserordentlich liebliche Geschmack, den ich nicht anders zu bezeichnen weiss, als: die Gundafrucht schmeckt, wie die Jasminblüte riecht. In den Wäldern von Bornu wachsen indess eine Menge wilder Fruchtbäume; würden sie gepflegt und veredelt, so dürften die meisten von ihnen mit geniessbaren, zum Theil vielleicht jetzt noch unbekannten Obstarten die Pflege belohnen.

II.

Reise nach Uándala.

Ein Sumpfland. Begleitung und Ausrüstung. Abreise. Hadj Aba. Regen. Waldbäume. Heuschrecken. Die Dörfer Fórtua und Solúm. Sumpfluft. Gáloa und Galegéro. Der Buddumásseli-Wald. Die Stadt Mai-dug-eri. Der Ngádda-Fluss. Mai-schig-eri. Die Schua-Araber. In Kuintaga. Ueber den Jádsaram-Fluss. Escorte bis zur Grenze. Berg und Dorf Grea. Ankunft vor Doloo.

Kurz nach meiner Rückkehr vom Tschad-See fasste ich den Plan, die Zeit bis zur Wiederankunft des an den Sultan von Uadaï geschickten Kuriers mit einem Besuche des Landes Uándala (Mándara) auszufüllen.

Dieses kleine Land war vor mir erst von zwei Europäern besucht worden, von Denham und von Vogel. Letzterer hinterliess über seinen Besuch in Mara kaum eine dürftige Notiz; von ersterm besitzen wir eine ausführliche Schilderung des durch Araber und Bornuer zum Einfangen von Sklaven unternommenen Kriegszugs, den er dahin begleitete, und der vielfach an den Zug erinnert, mit dem Nachtigal nach Bagirmi kam. Von Barth wird Uándala ein Bergland und die Bewohnerschaft ein Gebirgsvolk genannt, was aber auf Irrthum beruht, denn das Gebiet erstreckt sich nur bis an den nördlichsten Abhang der Berge, und seine Bewohner, eng verwandt mit den Lógone, Gámergu, Kanúri und Búdduma, haben nichts gemein mit den weiter südlich wohnenden Bergvölkern. Uándala ist vielmehr ein echtes Sumpf- und Wasserland, das während

der ganzen Regenzeit theils durch die vom Gebirge herabkommenden Flüsse und Bäche, theils durch den austretenden Tschad-See überschwemmt wird, wie denn auch der Name Uándala, Wángara, Mándara, Mándala in den verschiedenen Negersprachen „Sumpf" bedeutet.

Sultan Omar ertheilte nicht nur bereitwilligst die Erlaubniss zur Reise, sondern bot mir auch Almas als Kammai-be (Mann des Königs, königlicher Botschafter) zur Begleitung an. Sein ältester Sohn, Aba-Bu-Bekr, der eine Tochter des Sultans von Uándala zur Frau hat, versah mich mit einem Empfehlungsschreiben an letztern und überliess mir gleichfalls einen seiner Diener. Mohammed el Alamíno stellte Vogel's ehemaligen Diener Dunkas beritten und mit Flinte bewaffnet zu meiner Verfügung, mit dem Bemerken, dass ich ihn, wenn es mir beliebe, für immer behalten könne. Von meinen eigenen Leuten sollten der Gatroner, Hammed, Ali und Noël mich begleiten. Das schöne Pferd, das mir der Sultan geschenkt, gab ich dem Alamino nach Magómmeri mit, in dessen Hause zu Kuka ich auch meine werthvollern Effecten, in Kisten verpackt, aufbewahren liess; alles übrige nebst einem kranken Sklaven nahm ein mir befreundet gewordener Scherif von Medina zu sich. Zum Reiten für mich und den Gatroner wurden zwei kleine wohlfeile Pferde, und zum Transport der Sachen drei Lastochsen angeschafft. Letztere Thiere, Kanemo genannt, kosten nur 2 Thaler das Stück und tragen mindestens ebenso viel wie ein Pferd, während sie mit dem magersten Futter vorlieb nehmen. Leider lassen sie sich schwer lenken, und ein anderer Uebelstand ist, dass man keine praktischen Sättel für sie hat; die Last wird ihnen in zwei grossen Ledersäcken über den Buckel geworfen, führt nun der Weg durch dichtes Gebüsch, so kommt es oft vor, dass die Säcke sich abstreifen und nach hinten herunter fallen.

Der 8. September (1866) war der zur Abreise be-

stimmte Tag. Da der Weg über Dikoa der Ueberschwemmungen wegen in dieser Jahreszeit nicht passirbar ist, musste der weitere über Udjē genommen werden. Um 7 Uhr morgens schickte ich die Leute unter Almas' Führung voraus, mit dem Befehl, mich in dem Dorfe Hadj Aba zu erwarten. Ich selbst hatte noch allerlei zu besorgen, sodass es 10 Uhr wurde, bis ich durch das Südthor die Stadt verliess. Beim heitersten Wetter ritt ich zwischen den in voller Pracht stehenden Getreidefeldern hin, die Richtung von 200° verfolgend. Nach einer halben Stunde blieb links von mir der Ort Marmatari, und wieder nach einer halben Stunde ebenfalls zur Linken der Ort Digígi liegen. Um 12 Uhr fand ich meine Leute ¼ Stunde vor Hadj Aba im Schatten eines mächtigen Tamarindenbaums gelagert. Wir rasteten hier der Hitze wegen bis 3 Uhr und trafen dann gerade noch zu rechter Zeit im Dorfe ein, um vor einem heftigen Gewitterregen Schutz zu finden. In Kuka hatte man mich versichert, die Regenzeit sei zu Ende, und ich hatte der Versicherung, obgleich noch etwa 14 Tage bis zum Eintritt der Sonnenwende fehlten, um so eher Glauben geschenkt, als in der That seit mehrern Tagen kein Regen mehr gefallen war. Durch diesen Irrthum wurde aber, wie wir später sehen werden, der Zweck meiner Reise nach Úándala grossentheils vereitelt, denn der beständige Regen, der in der Nähe des Gebirges noch länger anhält als in der offenen Ebene, erweichte den Boden dermassen, dass an ein Herumreisen im Lande nicht zu denken war. — Sobald indess der Regen in Hadj Aba etwas nachliess, flüchtete ich mich wieder ins Freie, vertrieben durch die fabelhafte Masse von Flöhen, die den Aufenthalt in der Hütte zur unerträglichen Pein machte.

Auch als wir am andern Morgen aufbrachen, regnete es wieder, und immer grundloser wurden die Wege. Zwei Umstände befördern hier die Versumpfung des Bodens.

Einmal kann in dem völlig horizontalen Terrain nirgends ein Rinnsal sich bilden, das dem Wasser Abzug verschaffte, und zweitens wird durch keinen Stein das Eindringen der Nässe ins Erdreich gehemmt. Selbst dicht am Fuss des Gebirges, auf der nördlichen wie auf der südlichen Seite, findet sich kaum eine Spur von Geröll; die Erhebung des Landstrichs zwischen dem centralafrikanischen Gebirge und dem Hochlande der Wüste über den Meeresspiegel muss also ohne alles gewaltsame Erschüttern der Erdrinde vor sich gegangen sein. Eine Viertelstunde hinter Hadj Aba liegt etwa ½ Stunde westlich vom Wege entfernt der Ort Karban. Jetzt begannen Schwärme von Fliegen und Blutwespen unsere Thiere zu peinigen, doch sind sie glücklicherweise nicht so gefährlich wie die nbússoni genannte Fliege, die in Logone und Bagirmi häufig sein und mit einem einzigen Stiche ein Pferd tödten soll, die ich übrigens nach der Beschreibung, welche mir die Eingeborenen davon machten, mit der berüchtigten Tsetse-Fliege für identisch halte. Die Gegend ist schön, wenn auch nicht dicht, bewaldet. Eine Hauptzierde bildet der Golúmbi-Baum, den ich hier zum ersten mal sah, mit seinem gefiederten Laubwerk, desgleichen der schattige Tamarindenbaum, durch dessen breites Blätterdach kein Sonnenstrahl dringt. An ihnen klettert der cactusartige Digéssa, der vereinzelt schon im Norden von Kuka vorkommt, nun aber in Menge erscheint, mit Ranken und Blättern wie die Weinrebe empor; aus dem Saft seines in der Jugend viereckigen und fleischigen, später abgerundeten, am untern Ende oft armsdicken Stammes wird in Vermischung mit andern Pflanzensäften jenes furchtbare Pfeilgift bereitet, von dem nach Aussage der Neger das kleinste Tröpfchen, in eine Wunde gebracht, fast augenblicklich den Tod herbeiführt. Hier und da ist der Waldpark von Ngafoli- und Morumfeldern oder von Geländen mit Bohnen und Karres, einer säuerlich schmecken-

den Gemüsepflanze, unterbrochen. Nachdem wir um 7½ Uhr an dem Orte Birnoa, eine Viertelstunde rechts vom Wege liegend, vorbeipassirt, gelangten wir um 8 an die drei Brunnen Bellúri und um 9 an den Brunnen Gúggerum, wo ein kurzer Halt gemacht wurde, um die etwas zurückgebliebenen Ochsen zu erwarten. Um 10½ Uhr erreichten wir das Dorf Fórtua, ein Besitzthum des Katschélla blal. Ich fand bei den Bewohnern gastliche Aufnahme und beschloss, da die Ochsen der Weide bedürften, den Tag dort zu bleiben. Von 3 Uhr bis Sonnenuntergang zogen förmliche Wolken von Heuschrecken von Norden nach Süden, wahrscheinlich aus der Tintümma kommend, über das Dorf.

Der allgemeine Name für Heuschrecke ist Kafi, für die einzelnen Arten gibt es aber besondere Namen: die Wüstenheuschrecke heisst kómono (kamanwa), von den in Bornu einheimischen heisst die gelbgrüne débu (difu), die grasgrüne ssogúndo (súgundō) und eine kleinere Art dúxa. Die Artnamen logará, kéli, súguma und kasasīma, die Koelle angibt, hörte ich nicht nennen. Gegessen werden von den Eingeborenen die kómono, débu und ssogúndo; letztere, die meist aromatische Kräuter frisst, hat in der That einen gar nicht übeln Geschmack. Gegen Abend schoss ich eine Waldtaube (ŋgáto) und zwei Turteltauben (ŋgigi), die durch das Zirpen der Heuschrecken ins Dorf gescheucht worden waren. Die Nacht brachte ich, um nicht in einer Hütte ven Flöhen zerstochen zu werden, in meinem Zelte zu; aber die Vorsicht half mir nichts, denn statt der Flöhe plagten mich hier die überall eindringenden Schnaken so, dass ich kein Auge zuthun konnte. Besonders während der Regenzeit sind tags die Fliegen, nachts die Mücken oder Mosquiten eine schreckliche Plage, der Reisende sollte daher nie versäumen, ein namussía (Fliegenzelt) mit sich zu führen.

Früh 5¼ Uhr gingen wir in gerader Südrichtung weiter

durch den lichten, leider sehr sumpfigen Wald. Als Königin der Bäume ragt wieder über alle die schattenreiche Tamarinde hervor. Sporadisch tritt nun auch der Riesencactus, Kandelaberbaum, auf, hier gárulu, in Abessinien kolkol genannt. An dem Gonogo-Strauche fand ich eine gelbe, birnengrosse Frucht mit korallenrothen, von einem Kamm gekrönten Kernen, deren Fleisch geniessbar ist, doch einen etwas harzigen Nachgeschmack hat, und an dem Taida-Strauche kleine weisse Beeren von bitterm, magenstärkendem Geschmack. Noch mehr, ja auffallend viele mir ganz neue Arten gewahrte ich unter den nicht fruchtragenden Bäumen und Sträuchern. Die vierfüssige Thierwelt scheint in dem Walde nicht stark vertreten, sie hat wol zum Theil den Ansiedelungen der Menschen weichen müssen. Dagegen wimmelt es von gefiederten Bewohnern der Lüfte; das Nest des Webervogels, nur am untern Ende offen, damit Regen und Sonne nicht eindringen können, hängt von allen Zweigen herab; auch ein anderer kleiner Singvogel, der Fani, webt sich aus Baumwollfasern sein künstliches Nest. Um 6 Uhr passirten wir das Dorf Kornáua, um 7 Uhr die Felder von Komalúa, ½ Stunde später Rilkáku, und um 8½ Uhr ritt ich mit Mohammed Gatroni in den Ort Birba ein, wo um 10 Uhr die Leute mit den Lastochsen wieder zu uns stiessen. Bis Nachmittag 3¾ Uhr wurde der Hitze wegen gerastet und dann der Weg in der Richtung von 220° fortgesetzt. Die Orte Gamgállergē und Mugsa, die wir nach je einer halben Stunde erreichten, liegen noch im Walde; hinter Mugsa hört der Wald auf, und es folgen wieder Getreidefelder, meist mit moro bestellt, oder mit koltsche (Erdnuss) bebaute Aecker. Wir lagerten in dem Dorfe Solúm, von den Bewohnern freundlich aufgenommen, wie überhaupt von hier an südwärts nirgends mehr feindselige Gesinnung gegen den „Nassára“ anzutreffen ist; wird ja auch in Kuka der Christenhass,

den einzelne Bewohner kundgeben, ihnen nur von den fanatischen Arabern und Berbern beigebracht.

Trotzdem dass ich von dem strömenden Regen oft bis auf die Haut durchnässt wurde, hatte ich mich guter Gesundheit zu erfreuen. Bei meinen Leuten aber äusserten sich bereits die schädlichen Einflüsse der beständigen Nässe und besonders der faulen Sumpfluft. Hammed und Dunkas erkrankten am Fieber und konnten sich vor Schwäche kaum aufrecht erhalten, Ali litt an Diarrhöe, Noël bekam Geschwüre, die mich befürchten liessen, er sei mit dem in den Sumpfgegenden Afrikas so häufig vorkommenden Guineawurm behaftet. Bekanntlich herrscht noch Zweifel darüber, ob der Guineawurm (filiaria medinensis) sich von aussen in den menschlichen Körper einbohrt, oder ob er mit dem Trinkwasser in den Magen gelangt und von innen heraus bis unter die Haut vordringt. Ich neige mich der erstern Ansicht zu, und zwar weil sich in der Regel nachweisen lässt, dass die damit Behafteten in stehendem, sumpfigem Wasser gebadet, besonders aber weil die Geschwüre meist an den gerunzelten Hautstellen, in der Nabelgegend oder bei Männern am Hodensack, bei alten Weibern in den Brustfalten, ihren Sitz haben. Glücklicherweise erwiesen sich die Geschwüre Noël's als ungefährlich, doch konnte er nicht zu Fusse weiter gehen, sondern musste einen Ochsen besteigen.

Nach einer wegen der vielen Mosquitos qualvoll zugebrachten Nacht verliessen wir morgens 6½ Uhr Solúm und nahmen die Richtung von 230°. Die Bewohner der Gegend waren eben mit der Reisernte beschäftigt. Reis, ihre Hauptnahrung, wächst ihnen nämlich auf diesem sumpfigen Boden ohne Anbau und Pflege ganz von selbst zu, sie haben nichts zu thun, als ihn in der Regenzeit, wo er seine Reife erlangt, zu schneiden und einzusammeln. Kranka (Calotropis procera) und Ertim (Retama Raetam),

deren Heimat der nördliche Theil von Bornu ist, fangen hier an zu verschwinden, einzelne Krankastauden sah ich aber noch in Uándala. Häufiger dagegen wird der hochästige Gárulu-Cactus (Euphorbia abyssinica). Wir passirten um 7 Uhr den Ort Bolúngoa, nach den ihn umgebenden Bolungobäumen benannt, um 8 Gussergē, um 9½ Dádego und erreichten um 10 Uhr unter strömendem Regen Gáloa oder Tjíngoa. Dieses kleine, nur aus wenigen Hütten bestehende Dorf ist von ehemaligen Dienern Almas' bewohnt, die sich hier angesiedelt und gegen Abgabe des vierten Theils ihrer Ernte von Frondiensten frei gemacht haben. Sie bewirtheten uns mit mehr als 20 Schüsseln verschiedener Speisen und brachten mir ausserdem 10 Hühner als Gastgeschenk. Zum ersten mal ass ich hier ŋgángala, eine der koltsche verwandte Erdnuss, aber dadurch von ihr unterschieden, dass sie nicht wie diese ölhaltig, sondern sehr mehlreich ist, noch mehliger als unsere besten Kartoffeln, denen sie auch an Wohlgeschmack nichts nachgibt. In der Nacht hatte ich wieder furchtbar von den Schnaken zu leiden. Die Dorfbewohner schützen sich dagegen, indem sie in einen von Dum geflochtenen Sack kriechen, dessen dichtes Mattengeflecht die Insekten nicht eindringen lässt, aber auch dem darin Liegenden, da die einzige Oeffnung dem Boden zugekehrt wird, die Luft zum Athmen benimmt; wenigstens konnte Hammed, der es den Eingeborenen nachzuthun versuchte, nur ganz kurze Zeit in der erstickenden Umhüllung aushalten.

Nächsten Morgen brachen wir zeitig auf, die Richtung von 230° weiter verfolgend. Das Barometer zeigt, ausser seinen regelmässigen Schwankungen, nicht die geringste Hebung oder Senkung des Terrains, daher nirgends ein Abfluss des Wassers aus dem sumpfigen Boden stattfindet. Zahlreiche Termitenhügel, mitunter von 8—10 Fuss Höhe, verleihen der Gegend einen eigenthümlichen Charakter.

Bei Tage verbergen sich die weissen rothköpfigen Ameisen, aber sobald es Abend wird, erscheinen sie in Scharen auf dem obern Rande ihres Palastes und bauen emsig fort an den thurmartigen Röhren aus Thonerde, die im Innern 1 bis $1^1/_2$ Decimeter im Durchmesser haben und, oft zu 20 aneinandergefügt, zusammen eine Pyramide bilden. Wie es scheint, finden die Thierchen in dem Thon, mit dem sie bauen, auch die zu ihrer Nahrung dienenden Stoffe. Jeder Bau hat seine Königin, die sich durch bedeutende Grösse vor den Volksgenossen auszeichnen soll. Zu beiden Seiten unsers Wegs stehen eine Menge zierlicher Farnkräuter, und mannichfache Arten von Schlinggewächsen, darunter die digdiggi mit süsser geniessbarer Frucht, die ich schon in Kanem kennen gelernt hatte, umranken die Bäume bis hinauf in ihre höchste Wipfel. Mehrere von den Mimosen standen in Blüte, so die Kingar-Art (Acacia nilotica), deren wohlriechende gelbe Blümchen wie Sterne zwischen dem feinblättrigen grünen Laube hervorschimmern. Wir passirten um 7 Uhr Eiram, um $7^1/_2$ Kolokóloa und um $7^3/_4$ Gílgela, kleine Orte von 10 bis 50 Hütten, die jeder im Besitz eines andern Herrn sind. Früher war dieser Besitz erblich, jetzt aber werden die Herren vom Sultan von Bornu eingesetzt. Um 9 Uhr lagerten wir in Galegéro, dem letzten Orte der Landschaft Gomáti. Eine Veranda, von digdiggi und Flaschenkürbissen umlaubt, gewährte mir Schutz gegen die zwischen dem dunkeln Gewölk um so brennender herabschiessenden Sonnenstrahlen. Unfern davon war der ebenfalls von grünen Laubwänden eingefasste mohammedanische Betplatz, eine Moschee-Laube, dergleichen ich übrigens nur in einigen Orten antraf, denn die Mehrzahl der Bewohner ist auch äusserlich noch nicht zum Islam bekehrt.

Nachmittags 2 Uhr wurde die Reise, immer südwestwärts, fortgesetzt. Unsere Karavane glich, da die Hälfte

der Reisegesellschaft krank war, einem Feldhospital. Wir befanden uns nun in der Provinz Udjē und traten in den prachtvollen Wald von Buddumásseli ein. Er besteht aus lauter riesigen, wol tausend Jahr alten Bäumen: mit der Tamarinde wetteifern an Grösse und Höhe der majestätische Anim-Baum, dessen Blätter zum Grünfärben benutzt werden, der nicht minder imponirende Komáua mit Früchten von Geschmack und Grösse der Citrone, der alle überragende Kágui, wegen seiner hellgrünen Laubfülle an unsere Buchen im Frühlingsgewande erinnernd. Und diese Riesenstämme sind oft durch Schlingpflanzen zu einer hohen grünen Mauer verbunden, über die nur ihre Kronen sich frei in die Lüfte emporheben; oder unter ihnen bilden der blassgrüne Kossásse-Strauch, der korallenroth blühende Borúngo-Strauch und anderes Buschwerk ein für Menschen wie Thiere undurchdringliches Dickicht. Auch die Mimosen erreichen in dem fetten Humus eine Höhe, wie ich sie sonst nirgends gesehen; ausser der kingar erwähne ich die kinder (Acacia arabica), die kleinblättrige gerbinua, deren Stacheln giftig und, wenn sie im Fleische stecken bleiben, sogar tödlich sein sollen, und die Dusso-Akazie mit den feinen, nachts sich schliessenden Blättchen, bei uns als Treibhauspflanze bekannt. All diese reiche Waldvegetation aber stand jetzt im Sumpf, stellenweis in Teichen von $^1/_2$—1 Fuss Tiefe; grössere Landthiere schienen sich gar nicht darin aufzuhalten. Auf der Strecke, die wir durchmassen, ist der Wald 1 Stunde breit, nach Westen zu soll er jedoch bedeutend breiter sein. Nachdem wir um 4 Uhr an dem Orte Buddumásseli in der Entfernung einer Stunde rechts vom Wege vorbeigegangen, kamen wir um 5 Uhr nach Tebá, wo ich zu lagern befahl. Die Bewohner des Orts machten Miene, unserm Bleiben sich mit Gewalt zu widersetzen, ein paar blinde Schüsse brachten sie indess zur Raison, sodass sie uns nun lieferten,

was wir bedurften. In der Nacht raubten mir wieder die Schnaken allen Schlaf; zudem mussten wir auf der Hut bleiben vor den Diebsgelüsten der Eingeborenen.

Um 5¼ Uhr morgens ging es in südwestlicher Richtung vorwärts. Nach kurzem Marsch umfing uns ein Wald von gleicher Pracht und Grösse wie der Buddumásseli, natürlich aber ebenfalls im Wasser stehend; sein Boden war ein einziger grosser See. Mitten in dem Walde wurden wir von einem starken Gewitterregen überrascht; wir flüchteten auf eine kleine Erhöhung, auf der ich mein Zelt errichten liess, um wenigstens die für den Sultan von Uándala bestimmten Geschenke, unter anderm einen Burnus von weissem Stoff, vor dem Verderben durch Nässe zu bewahren. Allein das Wasser stieg immer höher, bald überflutete es auch unsere Insel, und wir mussten die Sachen auf unsern Armen emporhalten. Erst nach einer Stunde hörte der Regen auf. Nachdem sich die Flut allmählich wieder gesenkt, zündeten meine Leute ein Feuer an, an dem die durchnässten Kleider getrocknet und eine Ziege, die wir bei uns hatten, gebraten wurde. Während wir damit beschäftigt waren, zog eine Karavane vorbei, die koltsche und ŋgangala von Udjē nach Kuka zu Markt führte. Almas hielt sie an und befahl den Händlern, sie sollten uns ein paar Säcke voll da lassen, indem er behauptete, als Kam-mai-be habe er das Recht, unterwegs Lebensmittel für unsern Bedarf zu requiriren. Diese weigerten sich indess, von ihrer Ladung etwas unentgeltlich herzugeben, sodass es zu Gewaltthätigkeiten gekommen wäre, wenn ich mich nicht ins Mittel gelegt und Almas, der schon seine Flinte ergriff, aufs ernstlichste zur Ruhe verwiesen hätte. Ich kaufte den Leuten ŋgangala für uns ab und machte ihnen obendrein ein Stück Ziegenfleisch zum Geschenk, worauf sie befriedigt weiterzogen.

Auch wir setzten unsern Weg durch den Wald fort,

indem wir uns noch mehr südlich wandten. Zu den Baumriesen gesellt sich jetzt die Tíggebo, eine hohe Adansonie, wenn auch nicht von ganz so gewaltigen Dimensionen wie die Kuka- oder Baobab-Adansonie, und der Komandu, dessen Holz besondere Festigkeit und Dauerbarkeit besitzt. An vielen Bäumen rankt sich eine Art wilder Wein, debússum genannt, empor; seine Trauben begannen eben zu reifen. Wo aus den Sümpfen oder Teichen ein trockener Platz hervorragt, da sieht man die Thürme und Pyramiden der weissen Ameisen sowie Haufen von 6—8 Fuss im Durchmesser, welche die schwarzen Ameisen aufwerfen und in die sie auf sauber geebneten, 2—3 Zoll breiten Strassen ihre Vorräthe schleppen. Manche ihrer künstlichen Bauten sind von ihrem gefährlichsten Feinde, dem Ameisenbär, zerstört. Unglaublich schnell wühlt derselbe mit seinen scharfen Krallen die Erde bis ins Innerste dieser Ameisenwohnungen auf, streckt dann die lange, gegen Stiche und Bisse unempfindliche Zunge hinein, die geängstigten Thierchen sammeln sich darauf und werden zu Hunderten auf einmal von ihm verschluckt. Es heisst, der Ameisenbär verschone stets die Königin des Baues, damit der Stamm nicht aussterbe, wahrscheinlich aber wol, weil sie zu gross ist für seinen engen Schlund. An andern Stellen zeigte man mir die trichterförmigen Gruben des Ichneumon; das Thier selbst aber, das ausserordentlich scheu ist, bekam ich nicht zu sehen. Ferner erregte meine Aufmerksamkeit der von den Kanúri fato-ngábbere genannte Vogel durch seinen seltsamen Flug, welcher der Bewegung eines von hohen Wellen auf- und niedergeschleuderten Schiffes gleicht; er hat nämlich einen im Verhältniss zu dem kleinen Körper ungewöhnlich langen Schwanz und mag von dessen Schwere immer herabgezogen werden, bis er sich mit erneuter Anstrengung wieder emporschwingt. Leider konnte ich ihn nicht in der Nähe betrachten, da er sich stets ausser

Schussweite hielt. Um 4½ Uhr kamen wir rechts an dem Orte Madadj-eri vorbei. Von da an ging der Weg durch ŋgáfoli- und máttia-Felder (máttia ist eine Art argum moro); auch Indigo, arin oder alin genannt, wird hier gebaut und scheint vortrefflich zu gedeihen. In dem Dorfe Malim-eri, das rings von koltsche-Feldern' umgeben ist, wurde um 6 Uhr gelagert.

Weder Schnaken, Flöhe noch sonstige Plagegeister störten diesmal unsere Nachtruhe, und neugestärkt setzten wir uns morgens 7 Uhr wieder in Marsch. Kaum ¼ Stunde vom Dorfe entfernt, überfiel uns abermals ein gewaltiger Platzregen, der zum Aufschlagen meines Zeltes nöthigte, jedoch nicht länger als 20 Minuten anhielt. Hier beginnt nun die Zone der Kuka-Adansonie, des Riesen unter den Riesenbäumen; gewöhnlich hat ihr Stamm in Höhe eines Meters von der Erde 10—12 Meter im Umfang. Hoch in der Luft gewahrte ich den ersten kirgalibú, einen mächtigen Raubvogel, an Grösse den Königsadler übertreffend.

Vormittags 10 Uhr langten wir in der Stadt Mai-dug-eri an, die, etwa 20 Meter höher als Kuka, nur 1 Kilometer weit vom linken Ufer des Ngádda-Flusses gelegen ist. Auf dem Dendal, dem Marktplatze der Stadt, machte unsere Karavane halt. Meine Leute feuerten ein paar Schüsse ab, worauf der Kre-ma, der in Abwesenheit des nach Kuka gereisten Stadtobersten die höchste Behörde repräsentirte, herbeikam und, nachdem er mich begrüsst, uns drei nebeneinander stehende Hütten zur Wohnung anwies. Alle Häuser oder vielmehr Hütten des Orts sind in der Form von Bienenkörben ganz aus Stroh und Binsen zusammengefügt und von Korna-, Hadjilidj- oder von den besonders schönen, breitblättrigen Ngábbere-Bäumen[1] beschattet. Im Innern

[1] Von dem Ngábbere-Baume hat wahrscheinlich der Vogel fato-ŋgábbere seinen Namen; „fato" heisst Haus, also „fato-ŋgábbere" etwa: der auf dem Ngábbere-Baume wohnt.

ist das runde Strohdach hübsch verziert; an der Wand prangen Töpfe von Thon, Strohteller und hölzerne Schüsseln, die von der Frau mitgebrachte Aussteuer. Mai-dug-eri verdient übrigens die Bezeichnung als birni, d. h. Stadt, denn in seinen zerstreuten, zwischen Bäumen versteckten Hütten lebt eine Bevölkerung von gegen 15000 Seelen, und zwar war es ein neues Volk mit einer neuen Sprache, das mir in den Einwohnern entgegentrat: die Gámergu, die sich von den Kanúri des nördlichen Bornu wesentlich unterscheiden, hingegen mit den Uándala nahe verwandt sind. Von Farbe schwarzbraun, haben die Gámergu ausgeprägte, doch nicht gerade hässliche Negerphysiognomien, die Männer meist hohe und muskulöse Gestalten Bei den Frauen schien mir ein sanfter Gesichtsausdruck vorherrschend zu sein; sie tragen wie die Kanúri- und Tebuweiber grosse Ringe oder Platten in der durchbohrten Nase; ihr Haar aber hängt nicht wie bei diesen in kurzen Zöpfen rings um den Kopf herab, sondern liegt von hinten nach vorn zu einem hohen Wulst zusammengerafft über dem Scheitel, während es an den Seiten des Kopfs kahl geschoren wird. Sonst hat die Tracht nichts Abweichendes von der in Kuka. Die Kinder, Knaben wie Mädchen, gehen bis zum Eintritt der Pubertät ganz nackt und eignen sich frühzeitig eine grosse Fertigkeit im Schwimmen an; dennoch war eben am Tage meiner Ankunft ein junges Mädchen in den Wellen der raschströmenden Ngádda ertrunken. Obgleich die Gámergu eine eigene Sprache besitzen, hat sich in Mai-dug-eri und in den andern Städten des Landes, seitdem es unter die Oberherrschaft von Bornu gekommen, die Kanúri-Sprache eingebürgert. Nur in den an den Karavanenstrassen liegenden Ortschaften wurden die Gámergu zum Islam bekehrt; die übrigen sind noch Heiden, gegen die der Sultan, das eigene Land plündernd und entvölkernd, gelegentlich eine Rasia unternimmt.

Als Weisser war ich natürlich, zumal nordische Araber und Berber höchst selten bis hierher kommen, ein Gegenstand des Erstaunens für die Einwohner von Mai-dug-eri. Sobald ich mich auf der Strasse sehen liess, eilten die Leute herbei und betrachteten voll Neugier den weissen Nassára. „Seht", riefen sie einander zu, „auch seine Haare sind nicht schwarz — seine Nase ist gebogen, wie bei den Schua-Arabern — ob er mit seinen Augen auch bei Nacht sehen kann? — ein Weisser kann ja die Sonnenstrahlen nicht vertragen!" u. s. f.; keiner jedoch wurde zudringlich oder legte gar fanatische Unduldsamkeit an den Tag.

Nach den freundlichen Worten, womit mich der Kre-ma begrüsst hatte, glaubte ich nicht anders, als er werde auch für unsere Verpflegung sorgen. Allein vergebens harrten wir abends auf eine Sendung von ihm und hätten den Tag hungerig beschliessen müssen, wenn uns nicht die Nachbarn und die Frau des abwesenden Stadtobersten mit einigem Mundvorrath versehen hätten. Am andern Morgen erschien der Kre-ma in meiner Hütte, entschuldigte sich unter allerhand nichtigen Vorwänden wegen der Versäumniss vom vorigen Abend und versprach, sogleich ein Frühstück zu senden. Ehe er fortging, überreichte er Almas einen Mariatheresienthaler; nach der Sitte hat nämlich jede Stadt dem durchreisenden Kam-mai-be 1 oder 2 Thaler zum Geschenk zu machen. Indess auch das versprochene Frühstück blieb aus, und ich war genöthigt, zur Stillung unsers Hungers ńgangala und birma zu kaufen. Die birma ist eine Yams-Art mit rankendem Laub, eine mehlhaltige, etwas bittere, aber sehr nahrhafte Wurzelknolle, die bisweilen die Grösse einer Flasche erreicht und unangebaut wild im Walde wächst. Empört über die Wortbrüchigkeit des Kre-ma, liess ich ihn zu mir rufen. Ich schalt ihn einen tata-keri-be und drohte, indem ich ihm den Thaler, den er Almas gegeben, vor die Füsse warf, ich würde den

Sultan von seinem Benehmen gegen mich in Kenntniss setzen. Ohne ein Wort zu erwidern, hob er den Thaler vom Boden auf und steckte ihn gelassen ein. Dann entfernte er sich, mit dem Versprechen, zum Abend Speisen für uns herbeizuschaffen. Natürlich kamen sie ebenso wenig wie das Frühstück. Almas ersetzte ich seinen Thaler aus meiner Tasche; unsere Abendmahlzeit aber fiel kärglich genug aus, da es auf dem Markte nichts Geniessbares als saure Milch zu kaufen gab. Immerhin hatte der Rasttag meinen kranken Leuten sowie den ermüdeten Lastochsen gut gethan.

Früh morgens am 16. September verliessen wir den ungastlichen Ort und gelangten bald ans Ufer der Ngádda. Der Fluss, der hier gerade von Westen nach Osten strömt, war bis zum Rande mit Wasser gefüllt; in manchen Jahren tritt er aus seinem Bett und überschwemmt alle Felder bis dicht an die Stadt. Seine Breite betrug 60 Meter bei durchschnittlich 6 Meter Tiefe. Von den Eingeborenen erfuhr ich, die Ngádda komme von Mumo in Adamaua und breite sich unterhalb weit im Lande aus, sodass ihr Lauf den Tschad-See nicht erreiche. Letztere Aussage schien mir damals angesichts der bedeutenden Wassermasse und der raschen Strömung wenig glaubwürdig; als ich aber später auf meiner Rückreise die ausgedehnten Teiche sah, die von der Ngádda gebildet werden, überzeugte ich mich allerdings, dass sie in der trockenen Jahreszeit, wo der Tschad-See seinen kleinsten Umfang hat, sich nicht in denselben ergiesst. Hingegen möchte ich als gewiss annehmen, dass dies während und kurz nach der Regenzeit der Fall ist. Jedenfalls steht sie, sei es durch Hinterwasser oder durch eine Reihe von Seen mit dem Wasserbecken des Tschad in Verbindung, denn sie ist ebenso reich an Fischen und zwar ganz denselben Arten, die im Tschad-See vorkommen.

Das Uebersetzen über den Fluss ging rasch von statten.

Die Pferde und Ochsen wurden schwimmend hindurchgeritten, und diejenigen meiner Leute, die nicht schwimmen konnten, liessen sich von den andern auf Kürbisschalen herüberbugsiren. Um 11 Uhr 40 Minuten marschirten wir am jenseitigen Ufer in der Richtung von 160° dem Orte Mai-schig-eri zu, den wir nach 1½ Stunden erreichten. Die Endung „eri", auf welche so zahlreiche Ortsnamen in Udjē ausgehen, bedeutet, soviel ich ermitteln konnte: herkommen; Mai-dug-eri würde also heissen: Vom Sultan Dug herkommen, d. i. erbaut oder gegründet. Vielleicht ist „eri" mit dem Kanúri-Worte „are" (Imperativ: komm) und mit dem Teda-Worte „yire" verwandt.

Mai-schig-eri liegt 1 Kilometer von der Ngádda entfernt, die hier in gleicher Breite wie bei Mai-dug-eri von Südwesten nach Nordosten fliesst; ich badete gegen Abend im Flusse und fand sein vollkommen süsses Wasser so klar, dass ich bis 10 Fuss Tiefe herab Gegenstände deutlich zu erkennen vermochte. Die Bevölkerung des Orts, wol 2000 Seelen stark, ist aus Negern und Schua-Arabern gemischt. Zu letztern gehörte der Ortsvorsteher, hier Mai (Sultan) betitelt, ein hochbetagter Greis und Familienhaupt von 60 Nachkommen. Man brachte uns, im Gegensatz zu der schlechten Bewirthung, die wir in Mai-dug-eri gefunden, Speisen in Hülle und Fülle, und Almas erhielt eine schöne kulgu (das Kleidungsstück, das arabisch tobe heisst) zum Geschenk, worauf er sich nicht wenig einbildete. Ja man bezeigte mir förmliche Ehrfurcht; begegneten mir Weiber auf der Strasse, so liessen sie sich, den Kopf zur Erde gebeugt, auf die Knie nieder und verharrten in dieser demüthigen Stellung, bis ich vorüber war. Leider herrscht unter den Schua in entsetzlichem Grade die constitutiönelle Syphilis, und das Uebel wirkt um so verheerender, weil sie gar keine Mittel dagegen kennen. Ich wurde daher von allen Seiten, auch von zwei Töchtern des Mai, deren er

glaube ich elf hat, um Medicin angegangen, konnte aber nicht damit dienen, da ich meine Medicamente, ausser Chinin, Opium und Weinstein[1], in Kuka gelassen hatte. Auf Begehren der Kranken schrieb ich ihnen Sprüche auf; sie waschen dann die Tinte von der Schrift, trinken das geschwärzte Wasser und halten dies für die beste Arznei. Ohne Zweifel waren es Araber, durch die den Negern die Venerie zugeführt wurde. Woher käme es sonst, dass z. B. die Kanúri in ihrer doch so wortreichen Sprache keinen Ausdruck für das Uebel haben, sondern es mit „franssa" (Franzosen) benennen, einen Namen, den sie nur von aus Norden kommenden Arabern hatten hören und aufnehmen können. Wenn früher, namentlich von ältern Afrikareisenden, welche die Seuche bei den Negern vorfanden, umgekehrt behauptet wurde, durch geschlechtlichen Umgang mit Negern sei die Syphilis erst den Weissen mitgetheilt und nach Europa gebracht worden, so war dieser Irrthum wol daher entstanden, weil man noch nicht wusste, dass Araberstämme, wie die Schua und die Uled Raschid, bereits seit 600 Jahren in Centralafrika sesshaft sind.

Andern Tags zogen wir in der Richtung von 130° am Flusse aufwärts, bald näher, bald etwas weiter von seinem Ufer. Im Südosten tauchte die Bergspitze des Delalebá vor uns auf. Felder, mit karess, gobeh (Gemüse), koltsche, ngángala und tjerga, einer mir neuen Getreideart, bebaut, wechselten mit Waldstrecken, in denen der schöne Ngábbere-Baum voll grosser glänzender Blätter und die riesigen Stämme der Kuka-Adansonie, oft 18 Meter und darüber im Umfang, immer häufiger werden; den Hauptbestandtheil des Waldes aber bildet der Kalul-Strauch, dessen lange Schoten ein gutes Rindviehfutter abgeben. In der Ferne sah ich bisweilen eine flüchtige Gazelle oder einen Strauss vorüberjagen.

[1] Zur Bereitung von Limonade.

Um während der heissen Tagesstunden zu rasten, hielten wir Einkehr in dem links vom Wege liegenden Dorfe Amarúa, das ganz von Schua-Arabern bewohnt ist. Ich gewahrte unter den Aermsten ebenfalls viele Opfer der Syphilis; aber auch der arabische Schmuz ist bei ihnen zu Hause, wie denn alle Schua-Dörfer in dieser Hinsicht sehr unvortheilhaft von den reinlichen Kanúri-Dörfern abstechen. Ursprünglich gelb, haben jetzt schon über die Hälfte der Schua zufolge ihrer Vermischung mit den Negern schwarze Hautfarbe, auch sind sie längst aus Nomaden sesshafte Ackerbauer geworden, und in nicht ferner Zeit werden sie sich nur noch durch die Sprache von den Kanúri unterscheiden. Sie reden nämlich den alten arabischen Dialekt, der von ihren vor 600 Jahren hier eingewanderten Vorfahren gesprochen wurde und der mit dem heutigen Arabisch, dem maghrebinischen, ägyptischen oder syrischen, nur geringe Aehnlichkeit hat. Ihre Weiber tätowiren und bemalen sich stark an Brust, Rücken und Armen, das Haar hängt ihnen in Löckchen, nicht in Zöpfen um den Kopf, und manche tragen Ringe an den Fusszehen. Als besondere Merkwürdigkeit erwähne ich, dass die Schua-Weiber, wie man mir sagte, beschnitten werden.

Durch einen heftigen Gewitterregen zurückgehalten, konnten wir uns erst nachmittags 3 Uhr wieder in Marsch setzen. Wir verfolgten die Richtung von 130°, passirten mehrere kleine Schua- und Kanúri-Dörfer und blieben in dem Dorfe Roding-eri an der Ngádda, die an dieser Stelle weit über ihre Ufer getreten war. Man quartierte uns in einer eigens zur Herberge für Gäste bestimmten geräumigen Hütte ein und bewirthete uns reichlich mit aus moro oder ngafoli zubereiteten Speisen.

Ein nur einstündiger Marsch in der Richtung von 120°, zwischen wohlangebauten Getreidefeldern, brachte uns am andern Morgen, den 18. September, nach der Stadt Kuin-

taga, wo ich einen Tag zu verweilen beschloss, um meine Vorräthe wieder zu ergänzen; denn von den drei Märkten des Landes, Mai-schig-eri, Kassukula und Kuintaga, ist letzterer der bedeutendste. Die Stadt, deren Häuser zum Theil wie in Kuka aus Thonerde gebaut sind, gehört dem Bruder des Sultans, Mustá (Kanúri-Form für Mustafa). An der Spitze der Verwaltung steht ein Billa-mápema (Ortsvorsteher); ihm sind fünf Billa-ma (Polizeibeamte) untergeben, und diesen wieder acht Máinta-ma (Strassenaufseher); letztere haben die Abgaben einzuziehen, welche dann vom Billa-mápema an Mustá eingeschickt werden. Wie in vielen an der Ngádda liegenden Orten treiben die Bewohner von Kuintaga ausser Ackerbau und Viehzucht auch Gerberei, und das von ihnen bereitete Leder kommt an Geschmeidigkeit und Güte fast dem von Haussa gleich, das mit dem marokkanischen concurrirt.

Nachmittags begab ich mich auf den Marktplatz vor der Stadt. Pferde, Rinder, Schafe, Fleisch, Milch und Butter, Honig, getrocknete Fische, Feld- und Baumfrüchte, Taback, Salz, Sudanpfeffer, rohes und verarbeitetes Leder, Baumwolle, Zeuge und fertige Kleider, Schüsseln und Krüge, Glasperlen und verschiedene andere Karavanenwaaren wurden hier feilgeboten. Unter den Früchten erwähne ich die gadagér-Wurzel, von der Form und Grösse der Georginenknollen, die aus dem Walde geholt und roh gegessen wird, und die ngálibi, eine ölhaltige, der Olive ähnliche Frucht von süssem Geschmack. Auch einige Sklaven standen zum Verkaufe aus; für einen jungen kräftigen Burschen verlangte man 18 Thaler, hätte ihn aber wol um die Hälfte des geforderten Preises losgeschlagen. Die Buden und Verkaufsstände waren in Reihen abgetheilt, und jeder Artikel hatte seine besondere Reihe; dank dieser Einrichtung kam es nirgends, obgleich der Markt sehr belebt und lärmend war, zu erheblichen Unordnungen. Sowol

Producte als Waaren werden meist in Tausch gehandelt, nur theuere Gegenstände werden mit Geld bezahlt. Als Kleingeld dienen statt der Muscheln die gobegá, 2 Zoll breite und 4 Ellen lange Streifen des im Lande gefertigten Baumwollenzeugs, die aber auch bis zu 50 und 100 Ellen Länge zusammengenäht sind. Für 1 Thaler erhielt ich 47 gobegá. Uebrigens hat die gobegá an den verschiedenen Orten verschiedene Länge, in Kuka z. B. nur 3 Ellen, in Mándara nur 1; dazu ist auch die Elle, mit dem arabischen Worte „dra" benannt, nicht überall von gleicher Länge: dort reicht sie nur vom Elnbogen bis zum Handgelenk, in Kuintaga bis zur Spitze des ausgestreckten Mittelfingers. Ich kaufte mir auf dem Markte, da mein letzter europäischer Anzug schon sehr dünn zu werden anfing, eine kulgu von weissem inländischen Kattun, reich gestickt und sehr hübsch gearbeitet, und bezahlte dafür $3\frac{1}{2}$ Thaler. In einer Bude bemerkte ich eine Partie der Glasperlen, die ich in Kuka verkauft hatte und hier leicht wiedererkannte, weil sie von einer Sorte waren, welche sonst in dieser Gegend nicht vorkommt, sondern nach Timbuktu und den westlichen Negerländern geht, und wirklich sagte der Verkäufer auf Befragen, sie seien von dem Christen, der sich jetzt in Kuka aufhalte.

Abends badete ich wieder in der 1 Kilometer von der Stadt entfernten Ngádda. Sie ist hier, mit ihrem Laufe gerade von Osten nach Westen gerichtet, bedeutend kleiner als bei Mai-dug-eri, durchschnittlich etwa 20 Meter breit und 5 Meter tief, hat auch eine sanftere Strömung, was mich vermuthen lässt, dass sie auf der Zwischenstrecke durch neue Zuflüsse verstärkt wird. Auf dem klaren, fischreichen Wasser tummeln sich eine Menge wilder Enten, schwarzgefiedert, mit weisser Brust und einer hohen Fettwulst auf dem Schnabel; ich versuchte später das Fleisch derselben, fand es aber von widerlichem Thrangeschmack,

wogegen die im Tschad-See lebenden Enten, die diesen Fettwulst nicht haben, sehr wohlschmeckend sind. Zur Abendmahlzeit wurden uns von dem Billa-mápema und von unsern Nachbarn so viel Speisen geschickt, dass ein grosser Theil davon übrigblieb.

Nächsten Tag erfolgte der Aufbruch früh 6 Uhr 25 Minuten. Wir marschirten in der Richtung von 120° und hatten bald üppig wucherndes Unkraut oder Gras und Buschwerk, bald Argum-, Máttia-, Koltsche- und Baumwollfelder zur Seite. Neu treten jetzt auf: der schönbelaubte kassaissa-Baum, wol eine Abart der djedja (Gummibaum), und der hochstämmige, unserer Buche vergleichbare gelto; ferner die mássabē-Staude, deren Knollen eine intensive gelbe Farbe von grosser Dauerhaftigkeit liefern, aber auch geniessbar sind. Von 9 bis nachmittags $2^3/_4$ Uhr rasteten wir in dem etwas östlich vom Wege abliegenden Dorfe Uám-eri. Dann ging es gerade ostwärts weiter, zwischen Argumfeldern und an mehrern kleinen Ortschaften vorbei, bis uns gegen Abend ein Urwald von majestätischen Bäumen aufnahm, in dem mehr als mannshohes Gras und dichtes Dornengestrüpp oft ganz den Durchgang versperrte, oder stachlichtes Unterholz, wie Akazien und Korna, kaum $^1/_2$ Fuss breit vom Wege frei liess. Unmöglich wäre hier mit dem grossen Pferde, das mir Sultan Omar geschenkt, noch mit einem Kamele durchzukommen gewesen; die Lastochsen zwängten sich wohl oder übel hindurch, freilich nicht ohne dass ihnen die Ladung mehrmals vom Buckel gerissen wurde. Zum Glück schien der Mond und konnten wir den Dornen so weit ausweichen, dass sie uns nicht noch mehr, als es geschah, Gesicht und Hände blutig kratzten; meine Kleidung aber hing mir in Fetzen am Leibe, als wir $9^1/_2$ Uhr die ngáfoli-Felder von Madegón-eri erblickten und kurz darauf in den Ort selbst einritten. Obgleich die meisten Einwohner schon zur Ruhe gegangen waren, fanden wir gute

Aufnahme. Doch raubte ein Heer blutgieriger Schnaken, die ihren Stachel selbst durch dicke wollene Decken in die Haut senken, Menschen wie Thieren den Schlaf.

Eine Stunde südlich von Madegón-eri fliesst der Jádsaram, den man mir als ein schwaches Flüsschen bezeichnet hatte. Wie erstaunte ich daher, andern Morgens an seinem Ufer angelangt, einen reissenden Strom von fast 500 Meter Breite vor mir zu sehen! Die Bewoher des hart am linken Ufer gelegenen kleinen Ortes Kór-eri sagten mir, in der Mitte sei er über 6 Meter breit; seit 113 Tagen fliessend, habe er gerade an dem Tage (20. September) den höchsten Stand erreicht, was ich indess bezweifelte. Sein Grund, wo man durch das klare Wasser bis zu ihm hinabsehen konnte, war mit grobem Kies bedeckt, offenbar Rudimenten von Granit. Er soll von Adamaua kommen und bei Díkoa vorbei, ohne sich mit der Ngádda zu vereinigen, in den Tschad fliessen.

Bei den Uferbewohnern waren keinerlei Vorrichtungen zum Uebersetzen über den Strom zu finden, denn sie selbst schwimmen behend hindurch, ihre Sachen auf dem Kopfe mit sich nehmend. Meine Leute trieben endlich ein Dutzend grosse Kürbisschalen auf, mittels deren unser Gepäck, Stück für Stück einzeln, und auch mein Hund Mursuk, der sehr elend war, hinübergeschafft wurde. Die Pferde und Ochsen, ans Schwimmen gewöhnt, bedurften keiner Nachhülfe. Ich und meine Begleiter liessen uns, indem jeder mit beiden Händen eine Kürbisschale fasste, durch die starke Strömung hindurchtreiben, wobei die Nichtschwimmer von den Eingeborenen unterstützt wurden. Zuerst von allen betrat ich das andere Ufer, wo ich das Landen der Gepäckstücke überwachte. Bis nachmittags 3 Uhr beschäftigte uns das Herüberholen der Sachen. Als das letzte Stück glücklich gelandet, gab ich den 20 Negern, die uns dabei behülflich gewesen, ein Schaf, und sofort machten

sie sich darüber her, es zu braten und zu verzehren. Ausserdem verehrte ich dem Billa-ma von Kór-eri einen rothen Fes; der Beschenkte setzte ihn in meiner Gegenwart seinem ältesten Sohn auf, wandte sich dann zu mir und sagte, er sei zu alt, um noch die neuen Moden mitzumachen; barhäuptig geboren, wolle er auch so sterben!

Mit dem Flussübergange waren jedoch noch nicht alle Schwierigkeiten dieses Tages überwunden. In östlicher Richtung weiterziehend, hatten wir bedeutende Hinterwasser zu durchwaten; an manchen Stellen ritt ich bis an die Knöchel im Wasser, und der Theil des Gepäcks, der zu schwer war, als dass ihn die Leute auf dem Kopfe hindurchtragen konnten, so namentlich mein Zelt und mein Bett, musste der eindringenden Nässe preisgegeben werden. Endlich, nachdem auch diese letzte Fährlichkeit bestanden war, wurde noch vor Abend Bama, die Grenzstadt des zu Bornu gehörigen Gebietes, erreicht. Hier ward mir seitens des Ortsvorstehers gastliche Aufnahme und Bewirthung zutheil. Auch belästigten mich merkwürdigerweise trotz der Nähe des Flusses und der stehenden Wasser in der Nacht die Schnaken nicht, sodass ich eines ungestörten, nach den Strapazen des Tages doppelt erquickenden Schlafes genoss.

Zwischen Bama und der Grenze von Uándala hat man einen Wald zu passiren, in dem oft heidnische Gámergu die Hindurchziehenden überfallen und für die Rasien, die gegen sie angestellt werden, an ihren Feinden, den mohammedanischen Bornuern, Wiedervergeltung üben. Unter gleichen Verhältnissen herrscht übrigens in allen Grenzgebieten der Negerländer grosse Unsicherheit, weshalb sie auch meist schwach oder gar nicht bewohnt sind. Der Stadtvorsteher hielt es daher für nöthig, als wir am folgenden Morgen 6¾ Uhr aufbrachen, uns eine Schar mit Spiessen, Bogen und Pfeilen bewaffneter Neger zur Bedeckung mitzugeben; sie hatte die grosse Kriegspauke,

Hörner und kleinere Trommeln bei sich und machte damit im Walde, ich weiss nicht ob mir zu Ehren oder um sich selbst Muth einzuflössen, fortwährend eine greuliche Musik. Dazu führten die nackten Gestalten kriegerische Tänze auf, indem sie heulend in das Dickicht rannten, dann plötzlich mit hochgeschwungenem Speer auf mich zustürzten, doch ebenso plötzlich einige Schritte vor mir wieder stehen blieben, an ihre Schilder schlugen und, indem sie sich tief verneigten, die Spiesse neben sich in die Erde steckten. Auch ohne diese Escorte hätten indess die Gámergu unsere Karavane, da wir hinlänglich mit Schiessgewehren versehen waren, wol kaum anzugreifen gewagt. Wir durchzogen den Wald in östlicher Richtung. Dichtverwachsenes Unterholz und üppige Schlinggewächse, die mit ihrer Last die höchsten Bäume fast zu erdrücken schienen, machten den Weg namentlich für unsere Thiere äusserst beschwerlich. Nach 3 Stunden eines mühseligen Marsches gelangten wir an das linke Ufer der Nschúa, eines kleinen Flusses, der die natürliche Grenze zwischen Bornu und Uándala bildet. Die Nschúa soll vom Deladebá-Gebirge kommen und sich weiter unten ebenfalls, ohne in ihrem Laufe den Tschad-See zu erreichen, weit im Lande ausbreiten, was ich später auch bestätigt fand. Ihr nur 20 Meter breites, $1\frac{1}{2}$ Meter tiefes und nicht sehr reissendes Wasser war bald überschritten. Trotz der Proteste unserer militärischen Begleiter, die auch hier noch einen Ueberfall der Gámergu befürchteten, lagerten wir am rechten Flussufer, wo ein Schaf gebraten und zum Frühstück verspeist wurde. Um 2 Uhr nachmittags setzten wir unsern Marsch in südöstlicher Richtung fort. Auf dieser Seite des Flusses ist der Wald weniger dicht als auf der Bornu-Seite, doch schlug uns immer noch stellenweis das Gras über dem Kopfe zusammen. Unter den Bäumen herrschte der komo vor, während die Kuka-Adansonie wieder ganz verschwindet.

Ich erquickte mich an der Frucht des ngónogo, den wir hier mehrfach antrafen. Abends 7 Uhr liess ich an einem Wassertümpel im Walde das Lager aufschlagen und es mit grossen Feuern umgeben, da Löwen, Hyänen und besonders viele Büffel den Wald durchstreifen. Es war überhaupt eine sehr unbehagliche Nacht, die wir hier verbrachten; Schnaken in entsetzlicher Menge verscheuchten mir den Schlaf, und von dem starken Thau wurde ich wie von einem Regenschauer durchnässt.

Sobald die Morgensonne den Himmel röthete, wurde der Weitermarsch angetreten. Wir wandten uns ostsüdöstlich und erreichten um 8 Uhr den ersten bewohnten Ort von Uándala, das Dorf Buéndjē, am rechten Ufer eines kleinen Flusses gelegen, den die Anwohner Gua (in der Uándala-Sprache: Fluss), meine Begleiter aus Bornu aber Kolofóto nannten. Man setzte uns in dem Dorfe nichts weiter als eine schwarze Mehlspeise aus ṅgáfoli mit Bamien-Sauce vor, indem man uns auf den grossen Ort Grea verwies, der ganz nahe sei und wo wir von einem hohen Beamten des Sultans empfangen und reich bewirthet werden würden. Die Leute müssen ihre ṅgafoli-Felder Tag und Nacht bewachen lassen, sowol gegen die Bergbewohner, mit denen sie in beständiger Fehde leben, als gegen die Affen, die in ganzen Heerden aus dem Walde kommen, um die Saaten zu plündern. Wächter, auf hohen Gestellen sitzend, schauen rings ins Land hinaus und verkünden dem Dorfe, wenn sie etwas Verdächtiges nahen sehen, mit lautem Alarmrufe die drohende Gefahr. Wir verliessen Buéndjē um 2 Uhr 20 Minuten, überschritten nach ½ Stunde nochmals die Gua und gingen dann in südöstlicher Richtung durch einen lichten, hauptsächlich mit Gummibäumen bestandenen Wald. Als wir 1 Stunde darin gewandert waren, brach ein Gewitterregen los, vor dem wir anfangs unter einem breitästigen Baume Schutz suchten. Da er aber nicht auf-

hörte, befahl ich, die Sachen, die dem Verderben durch Nässe ausgesetzt waren, umzuladen, zog meine alte wollene Djïlaba über, und vorwärts ging's in Wind und Regen auf dem Wege weiter. Zum dritten mal mussten wir den Gua-Fluss passiren. Ich sah nun, dass man uns in Buéndjē mit der Auskunft, Grea sei ganz nahe, belogen hatte, damit wir nicht mehr Essen verlangen sollten. Es wurde bereits Nacht, obendrein verbarg sich der Mond hinter dickem schwarzem Gewölk. Erst um 7 Uhr erreichten wir den Berg Grea und um $7^1/_2$ das an seiner östlichen Seite liegende Dorf gleiches Namens. Obgleich ich dem Sultan längst angemeldet war und auch die Ortsbewohner wussten, dass ein Christ ihren Herrn zu besuchen komme, fand ich doch nichts zu unserm Empfange vorbereitet. Der Ortsvorsteher war abwesend; es dauerte lange, ehe ein dürftiges Unterkommen für die Nacht ausfindig gemacht wurde, und das Essen, das man uns schickte, war so schlecht, dass ich vorzog, mich hungerig schlafen zu legen.

Morgens beim Erwachen versetzte mich der Anblick des schönen Berges, ein Anblick, den ich so lange entbehrt hatte, wieder in bessere Stimmung. Bis zum Gipfel war der Grea grün bewaldet, hier und da streckten sich an den Abhängen Getreidefelder hin, aus denen die Hütten freundlicher Weiler hervorlugten, und an seinem Fusse weideten Rinder- und Schafheerden in hohem Grase. Als mir nun Hammed eine Schale voll süsser Milch, die er im Dorfe aufgetrieben, als willkommenen Zusatz zu meinem Thee brachte, da vergass ich vollends alles Ungemach der letzten Reisetage. Doloo, die Hauptstadt Uándalas, liegt noch 4 Stunden von Grea entfernt. Von hier aus, meinten Almas und der mir von Aba-Bu-Bekr mitgegebene Begleiter, müsse ich dem Ceremoniell gemäss den Sultan um Erlaubniss bitten lassen, seiner Hauptstadt nahen zu dürfen. Ich ging aber auf ihre Anweisungen nicht ein, sondern befahl,

die Pferde zu satteln, und ritt mit ihnen um $8^1/_2$ Uhr voran. Der Gatroner und die andern Diener sollten mit den Lastochsen und meinem kranken Mursuk, dessen Zustand sich mehr und mehr verschlimmerte, langsam nachfolgen.

Gleich hinter Grea ward in der Richtung von 130° der Berg sichtbar, an dessen Fusse Doloo gelegen ist. Sodann führte der Weg, oft wahrhaft grundlos, durch einen Wald von Gummibäumen um $9^1/_2$ und 10 Uhr links an den Dörfern Scherif-eri und Djia vorbei zu dem nordöstlich strömenden Flusse Jakoa. Wie bei allen Gebirgsströmen wechselt der Wasserstand des Jakoa nicht regelmässig nach der Jahreszeit, jeder starke Regenguss schwellt ihn an, und ebenso rasch sinkt er wieder. Er war hier ungefähr 300 Meter breit, wird aber unterhalb, wo er mehrere Zuflüsse empfängt, viel bedeutender und soll bei Ngála in den Tschad-See einmünden. Da an den tiefsten Stellen das Wasser nur bis an den Bauch der Pferde ging, konnten wir ihn leicht durchreiten. Jenseit des Flusses war der Weg womöglich noch unpassirbarer als im Walde, alle Augenblicke blieben unsere Thiere in dem zähen, aufgelösten Thonboden stecken. Wir arbeiteten uns indess mühsam vorwärts, bis wir um $12^1/_2$ Uhr die Häuser von Doloo erblickten. Jetzt liess ich unter einem schattigen Baume halt machen und sandte Hammed ab, meine Ankunft zu melden und um Erlaubniss zum Eintritt in die Hauptstadt zu ersuchen. Nicht lange hatten wir gewartet, da nahte sich vom Thore her eine Reitergruppe. Der an ihrer Spitze auf einem prächtigen Schimmelhengst Reitende, in einen Burnus von feuerrothem Tuch gekleidet, bewillkommnete uns und sagte, dass er gekommen sei, uns in die Stadt zu geleiten, worauf wir uns der Cavalcade anschlossen. Ausserhalb am Thore erwartete mich Hammed, der bis dahin die Stadt nicht hatte betreten dürfen.

III.

Der Sultan von Uándala.

Officieller Empfang. Vertrauliche Audienz. Besteigung des Berges Sremarda. Begehrlichkeit des Sultans. Seine Todesfurcht. Ritt nach der frühern Hauptstadt Mora. Abschiedsgeschenke. Die Unterthanen und die politische Lage.

Unser Zug ging durch mehrere Strassen und hielt dann vor einem mit Thonmauern umgebenen Gehöft, der mir zugewiesenen Wohnung. Sie bestand aus drei verschiedenen Hütten, die zusammen für mich und mein Gefolge genügenden Raum boten. Zwei Stunden nach mir traf auch der Gatroner mit den übrigen Leuten und den Lastochsen glücklich ein. Als ersten Imbiss schickte uns der Herr mit dem rothen Burnus, wie ich nun erfuhr der Bruder des Sultans und einer der höchsten Würdenträger des Reichs, nebst einer Schale Buttermilch ein sehr hartes, dem Pumpernickel ähnliches Brot aus moro; da ich sehr hungerig war, denn ich hatte seit 36 Stunden ausser Thee und Kaffee nichts genossen, würgte ich ein grosses Stück davon herunter. Uebrigens liess sich niemand sehen als ein alter Kre-ma, der sich mir als Diener und Thürhüter vorstellte. Auf meine Frage, wessen Gast ich hier sei, erwiderte er, der Kola-ma (Minister) habe für unsere Beköstigung und sonstigen Bedürfnisse zu sorgen. Zu diesem musste ich

aber mehrmals schicken, ehe ich Speisen für uns und einen Sack ngáfoli bekam, der höchstens drei Tage zum Futter für die Pferde und Ochsen ausreichte. Ich hatte ihn zugleich um Butter zur Füllung meiner Lampe bitten lassen (in Centralafrika wird allgemein Butter statt Oel gebrannt), erhielt aber kaum genug für einen Abend, und als ich um grössern Vorrath ersuchte, sandte er mir eine nur halb volle Büchse. Welcher Unterschied in der Aufnahme hier in dem kleinen Vasallenländchen und derjenigen, welche mir in Bornu, dem mächtigsten Negerreiche, zutheil wurde! In Doloo musste ich mir von dem Minister das Nothwendigste erbitten; in Kuka war ich des Sultans eigener Gast und empfing von ihm Weizen, Reis, moro, Butter, Honig und andere Lebensmittel stets in solcher Fülle, dass ich mit dem Uebrigbleibenden einen Handel hätte anfangen können, wäre es mir nicht unschicklich erschienen, von seinen Geschenken etwas zu verkaufen.

Am andern Morgen wollte ich dem Sultan meine Aufwartung machen; da bedeutete man mich, das könne dem Ceremoniell gemäss nicht eher als den dritten Tag nach der Ankunft geschehen. Ich war daher ganz überrascht — eben steckte ich meinem kranken Hunde eine Chininpille in den Hals, denn ich dachte, er leide vielleicht wie die Menschen am Wechselfieber —, als ein Hofbeamter mit der Botschaft erschien, der Sultan erlasse mir die vorgeschriebene dreitägige Frist, er wünsche mich und meine Begleiter sofort zu empfangen. Obgleich ich einwandte, es möchte wol passender sein, dass ich mich dem Sultan zuerst allein vorstelle, da Almas sowol als der von Aba-Bu-Bekr mir überlassene Mann doch eigentlich nur Diener von mir wären und Dunkas sogar in Bornu noch für einen Sklaven gelte, bestand der Bote darauf, sie sollten gleich mitkommen, und so machte ich mich mit ihnen auf den Weg.

Die Residenz des Herrschers von Uándala liegt an dem

kleinen Flusse, der die grössere, westliche Hälfte der Stadt von der östlichen, an den Berg gelehnten scheidet. Sehr weitläufig und ein eigenes Stadtviertel bildend, hat sie doch keineswegs das Aussehen eines Palastes. Auf dem Platz vor dem Eingange kauerten eine Menge Sklaven, darunter viele, wahrscheinlich die neu eingefangenen, mit Ketten belastet. Man hiess uns hier unsere Schuhe ausziehen; ich entgegnete aber, ich sei nicht gewohnt, mit blossen Füssen durch den Koth zu gehen, nur in Gegenwart des Sultans würde ich, wenn es die Sitte einmal so verlange, meine Schuhe ablegen. Grosses Staunen. Der Fall, der jedenfalls noch nicht dagewesen war, wurde dem Sultan gemeldet. Ausser Vogel hatte derselbe noch keinen Christen bei sich empfangen, denn zur Zeit als Denham Uándala besuchte, regierte noch der Grossvater des jetzigen Sultans. Bald kam indess der Bescheid, man solle den Christen beschuht eintreten lassen.

Nun wurden wir durch mehrere kleinere Höfe in einen grossen innern Hof geführt. Es war der Audienzplatz. In einer Veranda thronte auf erhöhtem, mit Teppichen belegtem Sitze der Sultan. Er trug einen weissen seidenen Haik, darüber einen wollenen, ebenfalls weissen Burnus und als Kopfbedeckung eine rothe, turbanartig umwundene Mütze. Zu seinen Füssen kauerte eine Anzahl seiner Günstlinge und Eunuchen. Vor der Veranda stand ein offenes Zelt, unter dem die hohen Würdenträger sassen, acht bis zehn von ihnen in Tuchburnusse gekleidet. Bei spätern Audienzen sah ich nie wieder das Zelt noch überhaupt eine so zahlreiche Versammlung; offenbar wollte der Sultan gleich seine ganze Pracht und Herrlichkeit vor den Fremden entfalten und hatte deshalb auch befohlen, dass ich meine Begleiter mitbringen solle. Ich grüsste Seine Majestät ehrerbietig, und sie erwiderte meinen Gruss mit den mehrmals wiederholten Worten: „L'afia, l'afia, marababik“

(Friede, Friede, Willkommen!), indem sie uns bedeutete, unter dem Zelte Platz zu nehmen. Alle Würdenträger sassen, wie ich sah, so, dass sie dem Sultan den Rücken zuwandten, als ob sie den Glanz, der von dem erhabenen Antlitz ihres Gebieters ausstrahlt, nicht zu ertragen vermöchten. In derselben Weise postirten sich meine Begleiter; ich selbst jedoch fühlte mich hinlänglich stark, von der Sonne Seiner Hoheit nicht geblendet zu werden. Bei der nun folgenden Unterredung sprach der Sultan, obgleich er des Arabischen mächtig ist, die Landessprache, sodass mir seine Worte durch Kanúri ins Arabische verdolmetscht werden mussten. Abgesehen davon, dass in Centralafrika eine Reaction gegen das Arabische eingetreten, wie es ja auch in Kuka aufgehört hat die Hofsprache zu sein, glauben die afrikanischen Herrscher ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie sich mit einem Fremden direct statt durch Dolmetscher unterhielten.

„Was bist du für ein Landsmann?“ fragte der Sultan. — „Ein Deutscher.“ — „Wohl, aber bist du ein Engländer oder ein Franzose?“ — „Keins von beiden, ein Deutscher; Deutschland ist ein Land für sich und gehorcht keinem fremden Fürsten.“ — „Ich habe nie von diesem Lande gehört, aber man sagt in Wahrheit, die Christen hätten eine Menge Länder und Fürsten.“ — „Allerdings gibt es noch viele Länder ausser diesen, und jedes Land hat seinen eigenen Fürsten.“ — „Kennst du Abd-ul-Asis?“ — „Persönlich nicht.“ — „Hast du Abd-ul-Uahed (Eduard Vogel) gekannt?“ — „Nein, aber viel von ihm gehört und gelesen; er war ein Deutscher wie ich.“ — „Mir sagte er, er sei ein Engländer.“ — „Allerdings hatte er insofern recht, sich hier einen Engländer zu nennen, als er für die englische Regierung reiste.“ — „Er war mein lieber Freund.“ — „Ich hoffe, du wirst auch mich mit deiner Freundschaft

beehren.“ — „O gewiss!“ — „Abd-ul-Uahed war Tag und Nacht bei mir.“

Ich schalte hier ein, dass der Sultan eines Tages nahe daran war, seinen „lieben Freund“ tödten zu lassen, unter dem Vorwande, derselbe habe ohne seine Erlaubniss die Berge bestiegen, in der That aber, weil Vogel sich geweigert hatte, ihm seinen Revolver und seinen Säbel zu schenken. Der Sultan bemächtigte sich der beiden Waffen, die noch in seinem Besitz sind, und hielt den Beraubten in Gefangenschaft, aus welcher diesen nur ein Drohbrief des Mai Omar von Bornu befreite. Seitdem ist der Sultan von Uándala, in zwei Kriegen besiegt, ein völlig abhängiger Vasall des Sultans von Bornu geworden, weshalb ich als Schützling des letztern dergleichen Gewaltthätigkeiten nicht zu befürchten hatte.

Der Sultan fuhr fort zu fragen: „Bezeugst du Mohammed?“ — „Nein.“ — Eine so entschiedene Antwort mochte er, obzwar selbst gleich seinen Unterthanen nur ein lauer Mohammedaner, nicht von mir erwartet haben; er brach in lautes Gelächter aus, und alle Höflinge lachten pflichtschuldigst mit und klatschten in die Hände. „Welchen Propheten bezeugst du denn?“ — „Jesus Christus und die Propheten der Söhne Israels.“ — „Es steht aber doch im Koran, Mohammed ist grösser als alle andern Propheten.“ — „Das steht allerdings darin, aber wer sagt uns, dass es wahr sei?“ — „Nur die Ungläubigen zweifeln daran. Ich sehe, du trägst einen Rosenkranz, und von sehr schöner Arbeit; beten die Christen auch den Rosenkranz?“ — „Viele zählen ihre Gebete danach ab; ich indess trage ihn, die Wahrheit zu sagen, blos zum Zeitvertreib.“ — Neues Gelächter. Nach einer Pause nahm der erste Fakih, der gelehrte Theologe des Landes, das Wort, indem er mich fragte: „Wie oft betest du des Tages?“ — „So oft ich das Bedürfniss dazu fühle, doch pflegen die Christen nicht laut

und öffentlich zu beten.“ — „Kennt ihr den gnädigen Herrn und Propheten Abraham?“ — „Wir kennen Abraham, halten ihn aber nicht für einen Propheten.“ — „Hast du den Koran gelesen?“ — „Den Koran sowol als auch mehrere von den Nachfolgern Mohammed's geschriebene Bücher.“ — „O Wunder! und dennoch bist du Christ geblieben?“ — „In der That.“ — „Steht im Evangelium auch vom gnädigen Herrn Omar geschrieben?“ — Jetzt war die Reihe des Lachens an mir; und als der Sultan, der aufmerksam zugehört hatte, mich fragen liess, warum ich lache, erwiderte ich: „Das Evangelium ist ungefähr 600 Jahre vor Mohammed geschrieben, wie kann also darin von einem Manne die Rede sein, dessen Thaten erst so viel später begonnen haben?“ — „Das ist wahr“, sagte er und gebot seinem Fakih Schweigen. Wieder nach einer Pause fragte der Sultan: „Kannst du Flinten verfertigen?“ — „Nein.“ — „Kannst du Uhren machen?“ — „Nein.“ — „Hast du einen indischen Spiegel (Fernglas)?“ — „Ja.“ — „Hast du einen Revolver?“ — „Ja.“ — „Hast du eine Uhr?“ — „Ja.“ — Mit einigen Fragen über mein Befinden und über das Wetter, das wir auf der Reise gehabt, endete die Unterredung, und wir wurden entlassen.

Die ganze Audienz hatte viel Aehnlichkeit, namentlich auch in den Gesprächen über Religion, mit derjenigen, welche Denham beim Vorfahr des jetzigen Sultans gehabt, der ebenfalls Bu-Bekr hiess (Denham schreibt zwar Bucker, doch ist dies ohne Zweifel nur eine Abkürzung des Namens Bu- oder Aba-Bu-Bekr), der aber noch ein vollkommen souveräner Herrscher, ein Verbündeter des Schichs Mohammed el Kanemi gegen die Pullo war. Denham beschreibt die Ceremonie folgendermassen: „Die Art der Begrüssung ist seltsam. Barca Gana (ein Truppenführer, mit dem er von Kuka gekommen war) als Stellvertreter des Schichs näherte sich einem Platze vor den Verschnittenen

mit niedergeschlagenen Augen; dann setzte er sich, ohne den Blick aufzuschlagen, seinen Rücken gegen den Sultan gekehrt, und rief, indem er mit den Händen klatschte, „engubero dega!“ (möget Ihr ewig leben!) ... Diese Worte wurden nahe beim Sultan wiederholt, und dann sang sie der ganze Hof ...“ Auch von der Gastfreundschaft und der Kochkunst in Mandara weiss Denham nichts Rühmliches zu berichten, so wenig als ich davon erbaut war. Gussab-Mehlbrei in hölzernen Schalen, sagt er, mit heissem Fett übergossen und mit Pfeffer bestreut, gelte dort für die höchste Leistung der Kochkunst.

Nachmittags wollte ich ausgehen, um mir die Stadt zu besehen; da sagte mir der alte Kre-ma, ich dürfe ohne Erlaubniss des Sultans das Haus nicht verlassen. Natürlich kehrte ich mich nicht daran, sondern ging in Begleitung von Almas auf die Strasse. Inzwischen lief der Kre-ma rasch voraus zum Kola-ma, ihm von dem wichtigen Vorfall Anzeige machend. Dieser kam uns entgegen und bat mich umzukehren. Ich erwiderte ihm indess, ich sei kein Gefangener, und setzte ruhig meinen Weg durch die Strassen fort. Beim Hause des Kaiga-ma (ein Kanúri-Wort und Titel am Hofe von Bornu, etwa dem Uándala-Wort Thagama entsprechend) waren Arbeiter mit Erhöhung der Stadtmauer beschäftigt, und um die Leute anzufeuern, spielte man ihnen Musik vor. Es wurden nämlich zwei harfenähnliche fünfsaitige Instrumente mit den Händen gerührt, dazu zwei hölzerne Trompeten von 2 Meter Länge geblasen, eine mit kleinen Steinchen gefüllte und mit Leder überzogene Kürbisschale geschwungen, endlich eine grosse Trommel gepaukt. Denham erwähnt auch „zwei ungeheuere 12—14 Fuss lange Trompeten, welche Männer zu Pferde trugen, sie waren aus Holz gemacht und hatten ein kupfernes Mundstück.“ Diese höllische Instrumentalmusik begleitete ein alter Mann mit seinem Gesange. Ich war eben

im Begriff, die Worte, die er sang, in mein Notizbuch zu schreiben, als der Kola-ma in aller Eile herbeikam und mir mittheilte, der Sultan wolle mich auf der Stelle sprechen.

Ohne Zögern begab ich mich in das Palais und wurde sogleich zum Sultan geführt. Er empfing mich diesmal im Innern des Hauses, unter einer Veranda sitzend, deren Boden mit grobem Kies bestreut war. Seine Kleidung bestand aus schwarzer weiter Tuchhose, blauem Hemd und einer weissen Mütze. Nur zwei Eunuchen und zwei die Thür zum Harem bewachende Sklaven waren zugegen. Nach den üblichen Begrüssungen sprach er in ziemlich gutem Arabisch: „Es ist sonst strenge Vorschrift, dass Fremde nicht vor dem dritten Tage nach der Ankunft sich mir vorstellen, auch ohne besondere Erlaubniss vor dem dritten Tage ihre Wohnung nicht verlassen dürfen; mit dir aber mache ich eine Ausnahme, du kannst ausgehen, wann und wohin es dir beliebt. Ich hoffe, du wirst diesen Beweis meiner Freundschaft zu schätzen wissen.“ Ich bedankte mich höflich, und in ungezwungenem Tone wurde die Unterhaltung weitergeführt. Sultan Bekr, nach seiner eigenen Angabe 34, nach meiner Schätzung aber wol 40 Jahre alt, von dunkelschwarzer Hautfarbe, mit freundlichem, von einem schwarzen Backenbart umrahmten Gesicht und hoher, wohlproportionirter Gestalt, zeigte sich mir als eine heitere, stets zum Scherzen und Lachen aufgelegte Natur, dabei in religiöser Beziehung vorurtheilsfrei und fern von Fanatismus oder Unduldsamkeit. Mit lebhaftem Interesse hörte er an, was ich ihn auf sein Befragen von europäischen Einrichtungen, Fabrikaten und neuen Erfindungen mittheilte. Sodann legte er mir seinerseits die Hauptstücke seines Curiositäten-Cabinets vor: eine Stockflinte, den Revolver, den er Vogel abgenommen, eine mit Kupfernägeln beschlagene Kiste u. s. w., natürlich

sprach ich über alles meine höchste Bewunderung aus. Erst nach zwei Stunden ward ich entlassen.

Abends ging ich in der Absicht zu baden an den Gua (Fluss), der von Mora kommt und sich mit dem Jakoa vereinigt, fand ihn aber so seicht, dass ich davon abstehen musste. Auf dem Rückwege nach der Stadt begegneten mir mehrere Dorfbewohner, alle ganz nackt bis auf einen den Sitztheil bedeckenden kurzen Lederschurz, die das Fleisch eines gefallenen Esels auf ihren Schultern heimtrugen. Und wie ich mich später überzeugte, wird nicht blos von den heidnischen Dorfbewohnern, sondern auch von den Mohammedanern in Doloo das Fleisch an Krankheiten verendeter Thiere genossen. Auch Denham bestätigt dies. Während seines Aufenthalts am Hofe von Doloo kamen Abgesandte der Musgu dahin; sie verlangten, von einem im Lager crepirten Pferde zu essen, worin Denham einen Beweis erblickte, dass die Musgu keine Christen seien. Er wusste also nicht, dass die Mohammedaner Centralafrikas, da sie nur Gläubige oder Ungläubige kennen, zwischen kerdi (Heide) und nassara (Christ) keinen Unterschied machen. In meiner Wohnung angelangt, liess ich den Kola-ma um einen Topf voll busa, hier ùbull genannt, bitten, ein Gebräu, dessen vorzügliche Bereitung in Uándala man mir gerühmt hatte; allein das widerliche Aussehen schreckte mich ab, es zu versuchen, ich überliess das Getränk meinen zum Theil immer noch kranken Dienern.

Früh am andern Morgen wurde ich von einem Boten des Sultans aus dem Schlafe geweckt, durch den er mich ersuchte, sogleich zu ihm zu kommen. Neugierig, was sein Begehr sei, zog ich mich rasch an und folgte dem Boten. Der Sultan bat mich um Medicin für eine seiner Töchter, die auf einem Auge erblindet war. Da ich sah, dass hier mit Medicamenten, vielleicht selbst mit einer Operation nicht mehr zu helfen sei, schrieb ich nur einen Spruch

nieder und legte den Zettel auf das leidende Auge, womit der Vater wie die Tochter sich befriedigt erklärten.

Denselben Tag unternahm ich eine Excursion nach dem 2 Kilometer südwestlich von der Stadt gelegenen Berge Sremarda, auch Sau-kursa genannt. An seinem Fusse zeigte das Barometer (ich hatte nur ein kleines deutsches Taschen-Aneroid mit, das mir Dr. Barth kurz vor seinem Tode von Berlin geschickt hatte) 266½, also eine absolute Höhe von ungefähr 450 Meter. Die Steilheit der Wände und Abhänge, die mit zerstreuten Granitblöcken, dazwischen aber mit undurchdringlichem Gebüsch und hohem Grase bedeckt sind, machte das Hinaufsteigen äusserst schwierig. Oft konnte ich nur auf allen Vieren vorwärts kommen, und mehr als einmal war ich im Begriff umzukehren, aber die Hoffnung auf eine weite Aussicht vom Gipfel des Berges verlieh mir wieder Kraft zum Weiterklettern. Vor mir sprangen Heerden von Pavianen (Cynocephalus) auf, jedesmal wenn ich mich näherte ein dumpfes Gebrüll ausstossend. Endlich erreichte ich die aus einem einzigen Granitblock gebildete Spitze und wurde in der That durch ein herrliches Panorama für meine Mühe belohnt. Zu meinen Füssen lag die Stadt Doloo, nach Süden zu erstreckt sich eine gewaltige Gebirgsmasse, deren bedeutendste Punkte ich übersehen konnte: den Berg Melko, in der Richtung von 140° circa 15 Stunden entfernt, den Berg Muéngdje, in 150° circa 8 Stunden, den Berg Wame, in 170° circa 5 Stunden, die Stadt Mora, in 190° circa 3 Stunden, das Gebirge Padógo, in einem Kreise von 170° bis 240° circa 4 Stunden, den Berg Moktéle, in 210° circa 8 Stunden, das Gelabda-Gebirge, von 280° aus nach Südwesten ziehend, circa 15 Stunden, den Deladebá, von 280° nach Westen ziehend, circa 15 Stunden, den Berg Grea, in 300° gerader Linie circa 3 Stunden, und im Nordosten den einzelnstehenden Fels Mosa, in der Richtung von 50° circa

10 Stunden entfernt. Nach dem Aneroid beträgt die absolute Höhe des Sremarda 620 Meter, die relative 170 Meter. Das Gestein ist grobkörniger grauer Granit, hier und da an der Oberfläche geschwärzt. Ebenso schwierig wie das Hinaufklimmen war das Herabsteigen, wenn es auch schneller von statten ging. Unten angekommen, fühlte ich mich so ermattet, als wenn ich einen ganzen Tag zu Fusse marschirt wäre.

Ich übersandte nun dem Sultan meine Geschenke, hauptsächlich aus verschiedenen Gewehren bestehend, und er bezeigte seine volle Zufriedenheit damit. Den Kola-ma, der zwar nichts von mir erwartet zu haben schien, beschenkte ich mit einem Stück weissen Kattun von 70 Ellen, einem Turban und ein paar Taschentüchern.

Nachmittags liess mich der Sultan wieder zu sich rufen. Nachdem er mir alle seine übrigen Sachen, selbst seine Kleidungsstücke gezeigt hatte, verlangte er meinen Revolver zu sehen. Ich schickte nach der Waffe, und als sie der Sultan betrachtet, äusserte er sich ganz entzückt über die wundervolle Arbeit. Plötzlich sagte er: „Willst du zehn Sklaven dafür, oder wie viele ist er dir werth? — Kola-ma, suche zwanzig Sklaven aus, zehn männliche und zehn weibliche, und gib sie dem Christen. — Bei Gott, den Revolver lasse ich nicht! — Du da, trage ihn schnell fort!“ Damit übergab er ihn einem Eunuchen, der sich damit entfernte. Der Kola-ma wollte gehen, um die zwanzig Sklaven für mich zu holen; ich protestirte aber dagegen, indem ich dem Sultan sagte: „Du weisst doch, dass ich kein Sklavenhändler bin; den Revolver, da du ein so unwiderstehliches Verlangen danach trägst, mache ich dir zum Geschenk, doch ist es mir um so schmerzlicher, mich von demselben zu trennen, wenn ich bedenke, dass die Waffe, sobald die paar Ladungen verschossen sein werden, für dich gar keinen Nutzen mehr haben kann. Indess“,

fügte ich hinzu, „will ich dir von Kuka aus die noch vorräthige Munition dazu schicken.“ So war ich denn um meinen schönen damascirten Revolver gekommen. Ich hatte ihn von Lefaucheux in Paris für 130 Frs. gekauft, und Lefaucheux' Revolver versagen nie, was bei den besten englischen und deutschen nicht selten der Fall ist.

War es der Aerger über den Verlust meines Revolvers, oder hatte ich mich bei der Bergbesteigung zu sehr angestrengt, ich bekam abends heftiges Fieber und musste mich zeitig niederlegen. Die ganze Nacht hindurch von wirren Träumen verfolgt, fühlte ich mich am Morgen aufs äusserste ermattet. Eine starke Dosis Chinin in Citronensäure aufgelöst hemmte zwar sofort das Fieber, die Kräfte aber kehrten mir nur sehr langsam zurück. Als der Sultan erfuhr, dass ich unwohl sei, schickte er mir eine fette Kuh, zwei Lederbüchsen voll Butter und einen Topf Honig nebst einem Gericht aus seiner Küche. Im übrigen blieb nach wie vor der Kola-ma mit unserer Verpflegung betraut; die Speisen, die er uns zukommen liess, waren meist unverdaulich, und das Futter für die Pferde so wenig ausreichend, dass ich es durch selbstgekauftes ergänzen musste.

Einen noch schmerzlichern Verlust als am vorigen Tage sollte ich an diesem erfahren. Mein armer Hund, der schon längst nicht mehr gehen konnte, war nachts aus meinem Zimmer, als wollte er mir den Anblick seines Todes ersparen, in den Stall gekrochen und wurde am Morgen todt zwischen den Pferden liegend gefunden. Es kamen sogleich eine Menge Leute herbei, welche den Leichnam zum Verspeisen haben wollten, darunter auch ein Verwandter des Sultans. Letzterm schenkte ich ihn, und hocherfreut trug er den Braten auf seinem Kopfe nach Haus. Man ersieht aus dem Umstande, dass selbst ein Verwandter des Sultans sich nicht scheute, ein nicht geschlachtetes, sondern gefallenes Thier, das den Mohammedanern für djifa, d. h. unrein

gilt, dessen Genuss daher aufs strengste verboten ist, vor aller Augen als Braten heimzutragen, wie wenig der Islam seinem Wesen nach sich hier eingebürgert hat. Meinerseits dachte ich, besser, das Geschöpf, das mir im Leben so grosse Dienste geleistet, dient auch im Tode noch jemandem zum Nutzen, als dass es ungenutzt in der Erde verwest. In unsern Herzen haben ich und alle meine damaligen Begleiter ihm ein dankbares Andenken bewahrt. Als ich 1869 den Gatroner in Tripolis wiedersah, war viel von seiner unermüdlichen Wachsamkeit die Rede, und so oft ich meinen kleinen, jetzt erwachsenen Reisekumpan Noël in Berlin besuche, erinnern wir uns stets gern des treuen Mursuk.

Bis zum Nachmittag hatte sich mein Zustand so weit gebessert, dass ich den kurzen Weg zur Residenz, zwar nicht zu Fuss, doch zu Pferde zurücklegen konnte. Der Sultan bot mir einen jungen Löwen als Präsent an. Ich dankte natürlich für die Ehre, mit dem Ersuchen, er möge das schöne Thier aufbewahren, bis einmal vielleicht ein anderer Reisender aus einem Christenlande zu ihm käme, der mit geeignetern Mitteln zu dessen Transport versehen sei als ich. Von mir verlangte er, ich solle ihm vier Sprüche aufschreiben: einen, der ihn unverwundbar, einen andern, der ihn immer siegreich über seine Feinde mache, einen dritten, der die Kraft habe, dass niemand seine Stadt einnehmen könne, und einen vierten, der ihn vor jeder Krankheit schütze. In seinem Aberglauben befangen, kam der Verblendete gar nicht auf den Gedanken, dass derjenige, dem er solche Zaubermacht zutraute, in diesem Augenblick ja selbst von Krankheit befallen war. Ferner wünschte er einen besonders wirksamen Spruch aus dem Evangelium zu haben; ich schrieb ihm das „Vaterunser" ins Arabische übersetzt auf und sagte, dieses hielten die Christen für das kräftigste Gebet; wenn er aber mehr aus

dem Evangelium lesen wolle, könnte ich ihm das ganze Buch in arabischer Sprache verschaffen.

Auch am Morgen des 27. September entbot mich der Sultan wieder zu sich, und wieder hatte er allerhand Begehren an mich zu stellen. Ich sollte ihm meine Uhr — den Chronometer, überhaupt alle werthvollern Sachen hatte ich in Kuka gelassen — und mein Fernrohr zeigen. Allein da ich nun wusste, dass sehen und behalten bei ihm eins sind, wandte ich vor, die beiden Gegenstände seien ganz zu unterst in meinem Reisesack verpackt und liessen sich jetzt nicht heraussuchen. Er beruhigte sich dabei, verlangte aber nun mein Zelt zu sehen. Dieses glaubte ich eher missen zu können, denn ich hatte noch zwei kleinere Zelte mit, die jetzt, nachdem der grösste Theil des Gepäcks hier verschenkt worden war, für meinen Bedarf genügten. Ich schickte danach, und als es aufgeschlagen vor dem Sultan dastand, fanden die eisernen Pflöcke, das starke Segeltuch, die innere Bekleidung von blauem Merino sofort seinen allerhöchsten Beifall, und ohne mich weiter zu fragen, sah er es als sein Eigenthum an.

Dagegen erhielt ich leicht die Erlaubniss zur Besteigung des südlich von Doloo circa drei Tagereisen entfernten Berges Mendif, dessen Gipfel man als den höchsten Punkt des Gebirges bezeichnet. Leider erwies sich aber mein Vorhaben als unausführbar. Die Regenzeit, die in Uándala und besonders in dem angrenzenden Gebirge gewöhnlich volle sieben Monate dauert, verlängerte sich in diesem Jahre noch darüber hinaus, und während derselben auf die Berge zu gehen, ist eine reine Unmöglichkeit. Ausserdem stellte man mir vor, dass die Bewohner des Gebirgs jeden von Uándala Kommenden als Feind behandeln; denn der Sultan ist wie mit allen Nachbarstämmen beständig im Kriege mit ihnen. Bestreitet er doch seinen ganzen, nicht unbeträchtlichen Aufwand einzig aus dem

Verkauf der Menschen, die er in den Grenzländern ringsum jagt und als Beute mit fortschleppt. So geschah es in der Zeit meiner Anwesenheit zu Doloo, dass eines Abends der Kola-ma mit 50 Mann auf den Menschenraub auszog und in einem jenseit der Grenze liegenden Dorfe ein Dutzend wehrloser Weiber und Kinder vom Felde wegfing. Unselige Folgen des Sklavenhandels! Hätte ich noch monatelang dableiben können, so würde sich vielleicht Gelegenheit gefunden haben, unter sicherer Bedeckung in das Gebirge zu kommen; allein ich müsste wieder in Kuka sein, wenn die Antwort auf mein Schreiben an den Sultan von Uadaï dort eintraf, leider also von meinem Vorhaben Abstand nehmen. Ebenso scheiterte der Plan, von Uándala aus über den Delalebá und Isgē nach Magómmeri zu gehen, da man mich versicherte, ich könne auch diese Berge in der nassen Jahreszeit mit Pferden und Ochsen absolut nicht passiren.

Als Gegengeschenk für das Zelt verehrte mir der Sultan eine Meerkatze von der kleinen, in der Berberei und in Tibesti heimischen Art und zwei alte werthlose Pantherfelle, die indess meine Leute zu Schlafdecken gebrauchen konnten; ein Stachelschwein lehnte ich mit dem Bemerken ab, dieses Thier sei auch in Europa genugsam vorhanden. Obgleich er nun schon Geschenke im Werthe von 150 Thaler von mir bekommen hatte, verlangte er noch, ich solle ihm meine Doppelflinten schenken oder wenigstens gegen zwei seiner verrosteten Steinschloss-Gewehre in Tausch geben. Ich erklärte ihm jedoch kurz, die Flinten seien Eigenthum meiner Begleiter, die ich nicht zwingen dürfe, ihre guten Waffen gegen schlechte zu vertauschen. Hierauf liess er sich eine Ledertasche bringen, aus welcher er etwa zwei Dutzend verschiedene Messer und Scheren hervorzog; während er dieselben vor mir ausbreitete, erzählte er, sie seien ihm von Vogel geschenkt worden und er habe die

Tasche immer am Sattel hängen, wenn er ausreite. Ehe er mich entliess, musste ich versprechen, nächsten Vormittag wieder zu ihm zu kommen.

Seiner Gewohnheit gemäss ging auch diese Morgenaudienz nicht vorüber, ohne dass er dies und jenes von meinen Sachen begehrte. Zuletzt beanspruchte er eine Portion von aller Medicin, die ich bei mir habe. Ich brachte ihm Brechpulver, Chinin und Opiumextract, belehrte ihn auch über den Gebrauch dieser Arzneimittel. Da er aber im höchsten Grade mistrauisch ist und in beständiger Furcht schwebt, vergiftet zu werden — er berührt keine Speise, die nicht seine Mutter zubereitet hat, und niemand, sei es auch sein Bruder, darf sich ihm bewaffnet nahen —, sollte ich vor seinen Augen von jedem der drei Medicamente etwas einnehmen. Ich entschuldigte mich mit meinem Unwohlsein, worauf Almas, als echter Höfling, an meiner Statt das fatale Experiment freiwillig an sich vollzog. Man kann denken, welche Wirkung dieses gleichzeitige Verschlucken drei so drastischer Arzneien hervorbrachte und welch fürchterliche Grimassen Almas' ohnehin hässliches Negergesicht verzerrten. Von der Todesfurcht des Sultans erhielt ich einen neuen Beweis, als er mich bat, einen Leistenbruch, an dem er litt, zu untersuchen; denn da ich sagte, er möge sich entkleiden und zu dem Ende seine Diener herausschicken, brach er in die Worte aus, die mir Almas nachher verdolmetschte: „O seht den Christen! Er will mit mir allein sein und mich dann erdrosseln!“ Beim Weggehen forderte er mich auf, nachmittags mit nach Mora, der frühern Hauptstadt von Uándala, zu reiten, was ich gern annahm.

Pünktlich um 2 Uhr fand ich mich, von Almas, Dunkas und dem Gatroner begleitet, vor der königlichen Wohnung ein, wo bereits etwa 50 Grosse des Reichs, alle zu Pferde und mit ihrer besten Kleidung angethan, versammelt waren.

Bald erschien auch der Sultan auf einem schönen, reichgeschirrten Schimmel; er war ganz in Weiss gekleidet und sass auf einer blauseidenen, mit Goldsternchen gestickten und mit goldenen Fransen besetzten Schabracke, einen aufgespannten blauen Regenschirm in der Hand haltend. Sobald die Grossen seiner ansichtig wurden, erhoben sie zur Begrüssung ein wüstes Geschrei, in dem ich die Worte: „Sieger — Stier — Löwe — Herrscher der Könige" unterscheiden konnte. Ich und meine drei Begleiter mussten uns an die Spitze des Zuges stellen, wahrscheinlich weil wir mit Flinten bewaffnet waren, während alle andern nur Lanzen hatten; dann folgten die Würdenträger und zuletzt der Sultan, umgeben von seinen Sklaven und Eunuchen. Wo der Zug vorüberkam, fielen die Leute auf die Knie nieder und schrien, so laut sie konnten, namentlich die Weiber. Auch seitens der Grossen hörte das barbarische Geschrei den ganzen Weg über nicht auf. „Eine Grube, o Herr! — Ein Stein, o Herr! — Hab Acht, o Herr! — Ein Kornfeld, o Löwe!" so gellte es mir in einem fort in die Ohren. Schon Denham fand den Gebrauch, dass beim Ausritt des Herrn das Gefolge ihm unablässig zuschreit, sonderbar genug, um desselben in seinem Reisewerke Erwähnung zu thun; er schreibt von einem Ritt, auf dem er den Feldherrn von Bornu Barca Ghana begleitete: „Unterhaltender aber und nützlicher waren die Fussgänger, die dem Zuge vorausliefen und als Pionniere dienten. Es waren ihrer zwölf, sie hatten zackige Lanzen, mit welchen sie sehr geschickt, indem sie rasch voraufgingen, die Zweige zurückbogen und so den Weg offen hielten, der sonst fast ungangbar gewesen wäre. Dabei hörten sie nicht auf zu rufen: «Habt Acht auf die Löcher! — Weicht den Zweigen aus! — Hier geht der Weg! — Vermeidet den Tullah (Akazienbaum)! Seine Stacheln sind wie Speere, schlimmer als Speere! — Biegt die Zweige weg! — Für wen? Für

Barca Ghana! — Wer ist in der Schlacht dem rollenden Donner ähnlich? Barca Ghana! — Wer ist unser Führer? Barca Ghana!» u. s. f.“

In kurzem Trabe ritten wir $2^1/_2$ Stunden südwestlich immer durch den Wald. Dann lag die Trümmerstätte von Mora vor uns an der Nordseite einer steilen, 600—800 Fuss hohen Bergwand. Die Stadt wurde im letzten Kriege mit Bornu, 1863, von Aba-Bu-Bekr, dem Sohne des Sultans von Bornu, eingenommen und gänzlich zerstört. Der Sultan hatte sich mit seiner Kriegsschar auf den Berg zurückgezogen. Dorthin konnte ihm der Feind nicht folgen, und es kam eine Capitulation zu Stande, laut welcher er sein Land als Lehen von Bornu zurückerhielt, dagegen sich zum jährlichen Tribut einer bedeutenden Anzahl Sklaven verpflichtete. Als Unterpfand des Friedens musste er Aba-Bu-Bekr seine Tochter zur Frau geben. Indessen, so wenig die Verschwägerung des frühern Herrschers von Uándala, des Sultans Bekr, mit dem Schich Mohammed el Kanemi von Bornu neue Kriege zwischen den beiden Ländern verhinderte, ebenso wenig dürfte der jetzige Sultan sich abhalten lassen, bei erster Gelegenheit die Wiederabschüttelung des ihm auferlegten Vasallenjochs zu versuchen. Gewiss in keiner andern Absicht geschieht es, dass er seine neue Hauptstadt sorgsam befestigen lässt und sich mit den Sultanen von Uadaï und Dar-Fur verbündet.

Mora stand übrigens, als es zerstört wurde, erst kaum 40 Jahre, wie uns Denham erzählt: „Delow (Doloo), die erste Stadt in Mandara, die wir erreichten, und früher des Sultans Residenz mit wenigstens 10000 Einwohnern, hat Quellen mit herrlichem frischen Wasser; in den Thälern stehen Feigenbäume...“ Und weiter: „Vor etwa zehn Jahren (also etwa 1812) fand der Sultan so wenig Schutz hinter den Mauern seiner damaligen Residenz Delow gegen die Angriffe der Felatahs, dass er die neue Stadt Mora

baute, fast ganz gegen Norden und unter einer halbkreisförmigen Reihe sehr malerischer Berge liegend. Diese natürliche Schutzwehr bildet einen sichern Wall bis auf eine Seite, und der Sultan hat bisher den Angriffen seiner Feinde Widerstand geleistet."

Jetzt hatten sich bereits wieder etwa funfzig Familien an der Stätte neu angebaut. Alle ihre Habe und ihre Vorräthe aber verwahrten sie der Sicherheit wegen oben auf dem Berge, der allerdings ohne europäische Geschütze, wenigstens von der Nordseite her uneinnehmbar ist. Für den Sultan war ebenfalls wieder ein Haus hier errichtet worden. Vor demselben hielt der Zug, doch ich allein wurde vom Sultan eingeladen, mit ihm hineinzutreten. Drinnen fragte er mich, ob auch den christlichen Königen, wenn sie ausreiten, solche Ehren von ihrem Gefolge erwiesen würden, wie ich sie auf dem Wege hierher gesehen und gehört hätte. Ich erwiderte, jedermann bezeige bei uns dem Könige Ehrfurcht, nur geschehe es in anderer Weise; auf Steine und Gruben brauche man den König nicht durch lautes Rufen aufmerksam zu machen, weil alle Wege gebahnt oder gepflastert seien. Das schien freilich über seinen Horizont zu gehen, er schüttelte ungläubig den Kopf dazu. Hierauf musste ich die einzige Merkwürdigkeit des Ortes bewundern, einen Citronenbaum im ehemaligen Garten des Sultans; sonst erhebt noch hier und da eine einsame Palme ihr Haupt über die zerstörten Häuser und Hütten. Nach kurzer Rast stiegen alle wieder zu Pferde, und im Trabe ging es denselben Weg zurück. Die Nacht war schon hereingebrochen, als der Zug in Doloo ankam.

Mora ist einer der südlichsten Orte in Uándala; ich hatte somit ziemlich das ganze Ländchen gesehen, und da die überschwemmten Wege dem weitern Vordringen ein unüberwindliches Hinderniss entgegensetzten, schickte ich mich zur Rückreise nach Kuka an. Am folgenden Tage

wurde ich dreimal zum Sultan gerufen. Das letzte mal, abends, fand ich ihn im Innern seines Weiberhauses vor einem lodernden Feuer, das sowol der Beleuchtung als der Erwärmung wegen brannte, denn sobald das Thermometer unter + 30° sinkt, frösteln die Eingeborenen schon. Er äusserte den lebhaften Wunsch, eine Flagge zu besitzen, und hatte ein Auge auf meine bremer Flagge von feinem Merino geworfen. Ich machte ihm indess begreiflich, wenn ein Sultan die Flagge eines andern Sultans führe, so halte ihn alle Welt für dessen Unterthan; es müsse also für das Reich Uándala eine eigene Flagge angefertigt werden. Den nächsten Morgen liess ich von Almas einen Halbmond von weissem Baumwollenzeug mit einem Stern und noch einem andern Abzeichen auf ein viereckiges Stück rothen Damast nähen und einen Stock daran befestigen, an dem man es heraufziehen und herunterlassen konnte. Diese roh zusammengestückelte Flagge brachte ich dem Sultan. Sie wurde sofort an einer passenden Stelle seines Hauses aufgepflanzt. Als er sie von dort herabwehen sah, glänzte sein fettes Negergesicht vor Stolz und Freude. Auf die Frage, wann die Sultane ihre Flagge aufziehen, gab ich ihm zur Antwort: Freitags und an andern mohammedanischen Feiertagen.

Vormittags am 30. September machten wir dem Sultan unsern Abschiedsbesuch. Meine Begleiter erhielten Sklaven zum Geschenk: Almas und der Mann Aba-Bu-Bekr's jeder ein erwachsenes Mädchen im Werthe von 25 Thaler, Hammed einen Knaben von gleichem Werth, Dunkas ein kleines Mädchen im Preise von etwa 10 Thaler. Für mich wurde ein Ameisenfresser (Erdferkel, Orycteropus aethiopicus, auf Uándala: ŋgurugu, auf Kanúri: djóro) gebracht, und da ich bedauerte, das interessante Thier nicht mitnehmen zu können, erbot sich der Sultan, es mir nach Kuka nachzusenden. Zugleich forderte er mich auf, selbst zu sagen,

was ich noch begehrte; jeder meiner Wünsche sollte erfüllt werden. Ich erwiderte, für meine Person bedürfe ich nichts weiter, ich hätte nur den Wunsch, dass er Reisende, die nach mir zur Erforschung des Landes und der Gebirge hierherkämen, gastlich aufnehmen und ihnen alle Unterstützung bei ihrem Vorhaben gewähren möge. Das versprach er mit den Worten: „Sage allen Christen, ich bin ein guter Mann, und jeden, aus welchem Christenlande er sei, werde ich willkommen heissen.“ Meine Rückreise betreffend, rieth er mir, nicht über Díkoa zu gehen, weil das ganze Land bis dahin unter Wasser stehe, sondern wieder den Weg über Udjē zu nehmen. Mittlerweile hatte sich ein heftiger Regen eingestellt, sodass ich mir, um nicht auf dem Gange nach meiner Wohnung ganz durchnässt zu werden, einen wollenen Haïk leihen musste.

Einige Stunden nach der Abschiedsaudienz schickte mir der Sultan noch folgende Präsente: einen Korb Datteln, in Uándala eine grosse Rarität, einen Topf voll ñbull, das ich aber, obgleich es im Gebirge bereitet war, ebenso ungeniessbar fand wie das früher von dem Kola-ma mir übersandte Gebräu, ferner einen kräftigen, etwa zwanzigjährigen Burschen, dergleichen auf dem Sklavenmarkte zu Kuka um 25 Thaler verkauft werden, und eine zwischen 12 und 13 Jahre alte Maid von tiefschwarzer Farbe, für die wol, da sie eben die Pubertät erreicht hatte, doppelt soviel zu erlangen wäre. Letztere wollte ich gleich wieder zurückgeben; man sagte mir aber, der Sultan würde dies als eine Beleidigung ansehen, denn er habe sie seinem eigenen Harem entnommen. Sie verstand kein Wort Kanúri und bezeigte völlige Gleichgültigkeit gegen ihr Schicksal, als ich ihr verdolmetschen liess, dass sie mit nach Kuka gehen solle. —

Uándala ist im Süden halbkreisförmig von Gebirgen umschlossen, im Westen bildet der Delalebá, im Osten un-

abhängiges Fellata-Gebiet, im Norden Bornu die Grenze. Nach Denham hat das Land nicht mehr als 12 Ortschaften, doch kann diese Zahl jedenfalls nur die grössern Orte umfassen. Die Bewohner, im ganzen etwa 150000, wovon 30000 auf die Hauptstadt kommen, halten sich für nahe mit den Kanúri verwandt, und in der That haben die Sprachen der beiden Völker eine Menge übereinstimmender Wörter; Barth hätte deren viel mehr finden können, als er in seinen Vocabularien anführt, wäre er nicht immer von der vorgefassten Meinung ausgegangen, dass die Kanúri nur mit den Teda verwandt seien. In der Körperbildung aber stehen die Uándaler den Haussaern näher als den Kanúri, von denen sie sich durch vollere Formen unterscheiden. Die Männer haben einen hohen, doch flachen Vorderkopf, grobes krauses Haar, feurige Augen und weniger platte, mehr gebogene Nasen als die Bornuer. Von den Frauen sagt Denham: „sie sind berühmt wegen ihres guten Aussehens — Schönheit kann ich nicht sagen. Was man an ihrer Gestalt hervorhebt, muss ich ihnen auch zugestehen: sie sind ausgezeichnet mit der den Hottentottinnen eigenen Fülle begabt, ihre Hände und Füsse sind klein, und da dies in den Augen der Türken sehr geschätzte Eigenschaften sind, so werden Sklavinnen aus Mandara immer mit hohen Preisen bezahlt.“ Nach meinen Wahrnehmungen haben die Frauen, meist von kleiner Statur, breite Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen, ausdrucksvolle Augen und nicht so stark gewulstete Lippen wie die Männer. Hinsichtlich der Industrie, namentlich was die feinern Arbeiten anlangt, können sich die Uándaler nicht mit den Kanúri messen; nur in der Verarbeitung des Eisens, das in grossen Massen im Gebirge zu lagern scheint, haben sie es zu ziemlicher Geschicklichkeit gebracht. Gleich in den südlich an Uándala grenzenden Orten sind Eisen-

stücke als Münze im Verkehr, während bis hierher noch die Kattunstreifen die Stelle des Kleingelds vertreten.

Der grossen Mehrzahl nach ist die Bevölkerung heidnisch. Die Heiden gehen nackt bis auf einen hinten vorgebundenen Lederschurz; sie leben in Monogamie, sind sehr abergläubisch und haben von einem höchsten Wesen wie von der Fortdauer nach dem Tode äusserst schwache Vorstellungen. Gott nennen sie „da-dámia", die guten Geister „abi", das böse Princip „leksee"; für Hölle haben sie gar kein, für Paradies das arabische Wort. Ihres Heidenthums wegen werden sie von den mohammedanisch gewordenen Städtern verachtet, obwol diese mit der Bekehrung nur das Schlechte des Islam: Vielweiberei, Hochmuth, Dünkel und Scheinheiligkeit, sich aneigneten.

Die Regierung des Landes ist eine rein despotische. Wie lange Sultan Bekr regiert, weiss er selbst nicht; ich vermuthe, nahe an zwanzig Jahre. Er soll ein Neffe seines Vorgängers und mit Gewalt zur Herrschaft gelangt sein. Nicht ohne gute Anlagen, wäre er bei vernünftiger Erziehung gewiss ein tüchtiger und braver Mann geworden, aber auch auf ihn übte der dem Heidenthum aufgepfropfte Islam nur verderblichen Einfluss. Nach seiner Angabe hatte er bereits 60 Söhne, und ich zweifle nicht, dass, falls er am Leben bleibt, das Hundert voll werden wird. Bei meinen Besuchen sah ich stets eine Menge der kleinen Prinzen, halb oder ganz nackt, sich in den Höfen umhertreiben; als Abzeichen tragen sie einen silbernen Ring um den Arm, der Vater würde sonst seine eigenen Kinder nicht erkennen; wol aus diesem Grunde werden auch in andern Negerländern, z. B. in Sinder, die jungen Sprösslinge des Herrschers durch ein solches Abzeichen kenntlich gemacht. In grossem Ansehen steht die Mutter des Sultans, denn sie ist die einzige Person, welcher er Vertrauen schenkt; sie führt den Titel Mai-gera. Seine vornehmste

Frau, die Herrscherin im Harem, wird Chalakálto titulirt. Ausser dem Kola-ma (Grossvezier) sind die höchsten Würdenträger: der Temdélla (Oberste der Eunuchen), der Ketagamá (Oberaufseher der Sklaven), der Pugu-má (Oberbefehlshaber der Truppen), der Katschélla-kir-mássarē (Commandeur der Fusssoldaten), der Katschélla-ndagrúme (Commandeur der Bogenschützen). Die ganze Kriegsmacht beläuft sich auf einige tausend Mann, darunter etwa 100 Reiter und 20—30 mit Luntenflinten Bewaffnete. Zwei Kanonen, die sich der Sultan aus Aegypten kommen liess, liegen ohne Laffetten und sonstiges Zubehör in einem Hofe seines Hauses.

Die politische Abhängigkeit von Bornu, der sich Uándala nicht zu entziehen vermag, gereicht dessen Entwickelung zum grössten Nachtheil. Denn von dorther wird den Bewohnern der Islam aufgedrungen, damit zugleich aber Feindschaft und Krieg gegen ihre Stammesgenossen, die heidnischen Bergvölker, auf welche sie doch mit allen ihren materiellen Interessen angewiesen sind. Es ist dieser Misstand um so mehr zu beklagen, als gerade die Gebirgsländer im Süden von Uándala der Schlüssel zur Eröffnung Innerafrikas sein könnten. Gewiss liesse sich ohne besondere Schwierigkeiten vom Mendif zur Biafra-Bai ein praktikabler Weg herstellen. Für christliche Missionen — wenn überhaupt solche in Afrika Erfolg haben können, ein Thema, auf das ich noch zurückkomme — wären sie der geeignetste Niederlassungsort, unbedingt viel geeigneter als die von andern vorgeschlagenen Länder Bornu oder Haussa, wo das von der Sumpfluft erzeugte Klima die Missionäre binnen kurzem hinwegraffen und wo die Unduldsamkeit der muselmännischen Regierungen dem Bekehrungswerk unbesieglichen Widerstand entgegensetzen würde. An der Seite des Islam kann und wird das Christenthum nirgends Eingang finden.

IV.

Rückreise nach Kuka.

Ausmarsch aus Doloo. Von Buendjē nach Díkoa über die D Adjabína, Tjétjele, Abénde, Konomengúddua und Maidjigíddi. Ngúrrum-Fluss. Die Städte Díkoa, Ala, Jédē und Ngórnu.

Am Morgen des 1. October waren wir marschb und eben im Begriff aufzubrechen, als mich der Su nochmals zu sich entbieten liess. Er hatte vergessen, seine Aufträge für Kuka zu ertheilen, und nannte nun Waaren: Papier, Pulver, Thee, Kampher u. s. w., die dort einkaufen und ihm mit erster Gelegenheit senden so Beim schliesslichen Abschiede wiederholte er das sprechen, allen Europäern, die nach Uándala kommen den, gastliche Aufnahme und Förderung ihrer Absic zutheil werden zu lassen. Darüber wurde es 11 Uhr, wir, bei gutem Wetter, aus dem Thore von Doloo ausr ten. Mehrere Eingeborene hatten sich meiner Kara zur Reise nach Kuka angeschlossen, darunter ein Skla händler aus Anay, der ein Pferd und verschiedene S gegen sechs Negerkinder vom Sultan eingetauscht. durchschritten das Bett des Jánoē und nächtigten d nichts weniger als gastfreundlich aufgenommen, in Dorfe Scheríferi.

Den folgenden Tag wurde um 7 Uhr aufgebrochen. An einer Stelle vor dem Orte Grea tritt der Delalebá in die nördliche Schneide des Grea, sodass ich seine Entfernung von letzterm auf etwa drei Stunden in der Richtung von 180° bemessen konnte. Ich war mit meinen Begleitern vorausgeritten und erreichte um 11 Uhr Buendjē. Eben waren wir unter Dach und Fach, da strömte wieder ein Regenguss herab, der die eine Stunde später ankommende Karavane ganz durchnässte und den Weg für die nächsten Stunden noch ungangbarer machte, als er bis dahin schon war. So sahen wir uns genöthigt, den Rest des Tages und die Nacht, obgleich wir die Ungastlichkeit der Bewohner auf der Hinreise kennen gelernt hatten, in Buendjē liegen zu bleiben.

Mit Sonnenaufgang setzte sich die Karavane wieder in Marsch und gelangte bald an den kleinen Fluss im Norden von Buendjē. Der Regen hatte sein Bett bis an den Rand gefüllt, woraus mit Gewissheit zu schliessen war, dass es unmöglich sein würde, die viel breitere und tiefere Nschúa zu durchwaten. Wir mussten deshalb nach Buendjē zurückgehen, um dort Kürbisschalen zu leihen und Leute mitzunehmen, die uns beim Uebersetzen über die Nschúa behülflich wären. Im weitern Verlauf meiner Reisen habe ich auch bei den Negern hier und da Brücken angetroffen; in den Ländern aber, die ich jetzt durchreiste, ist mir nirgends eine Brücke zu Gesicht gekommen. Zum Uebersetzen über angeschwollene Gewässer dienen den Eingeborenen mit Luft gefüllte Schläuche, auf welchen sie rittlings sitzen, am häufigsten jedoch ausgehöhlte Kürbisse. Es gibt deren bis zu 2 Fuss Durchmesser, die allein einen Menschen zu tragen vermögen; mehrere zusammengebunden dienen einem rohen Floss zur Unterlage. Natürlich hat diese Art des Transports grosse Unzuträglichkeiten, weshalb ich für meine Person gewöhnlich vorzog, frei durch den Strom zu schwim-

men, und zu dem Ende stets einen Schwimmgürtel von Gummi bei mir führte. In Buendjē weigerten sich indess die Leute hartnäckig, trotzdem ich ihnen gute Bezahlung bot, uns mit ihren Kürbisschalen an die Nschúa zu folgen. Almas wollte Gewalt brauchen; ich verhinderte ihn aber daran und befahl endlich, um den Uebergang über die Nschúa entbehrlich zu machen, dass der Weg über Díkoa eingeschlagen werde.

Wir nahmen die Richtung von 20° und bogen nach einer Stunde ganz nach Norden um. Der Weg war entsetzlich, kein Weg, sondern ein fliessender See von 1, oft 2 Fuss Tiefe, beständig in dichtem Walde, der eben nur einen schmalen Raum zum Hindurchkommen frei liess. Das Wasser strömte mit ziemlicher Geschwindigkeit von Süden nach Norden, und es erschien mir nun glaubhaft, dass die meisten dieser Flüsse nicht in ihrem Bette den Tschad-See erreichen, sondern sich weit über das Land ausbreiten und so erst ihr Wasser mit demselben verbinden. Nach zwei Stunden kamen wir zu dem Dorfe Sserádja, das mit seinen Fruchtfeldern wie eine Insel aus dem Wasser hervorragte. Unsere Thiere, die beständig im Wasser wateten und nicht selten bis an den Bauch in den thonigen Boden einsanken, bedurften dringend der Ruhe; zudem war die heisse Tageszeit herangekommen, da wir mit dem Umkehren und den Verhandlungen in Buendjē viel Zeit verloren hatten. Ich liess also hier halt machen.

Um 3 Uhr 10 Minuten setzten wir unsere nasse Reise fort. Meine Füsse hingen fast immer im Wasser, und ich konnte vom Pferde herab mit der Hand in dasselbe hineinlangen. Einer der Lastochsen trug auf dem Rücken mein Bett: Matratze, Kissen und wollene Decken, während zwei Kisten mit Kleidern und andern Gegenständen ihm in Ledersäcken zu beiden Seiten hingen. Oben auf dem Bett sass das Aeffchen, das ich vom Sultan geschenkt bekommen.

Plötzlich sprang das drollige Thier, wahrscheinlich von den Leuten gereizt, dem Ochsen auf den Nacken, dann zwischen die Hörner; der Ochs wurde wild, warf sein ganzes Gepäck ins Wasser, nur den Affen konnte er nicht abschütteln, und es kostete Mühe, ihn wieder zu bändigen. Als ich mein Bett und die Kisten, in denen auch Thee, Zucker und dergleichen verpackt war, im Wasser liegen sah, ergriff ich voll Zorn den Veranlasser dieses Unheils, den Affen, und schleuderte ihn in die Flut. Wie ein Mensch, der dem Ertrinken nahe ist, flehte das Thierchen um Hülfe, bis es von Hammed herausgezogen wurde. Letzterm überliess ich es auch später als Eigenthum. Nach einer Stunde hatten wir mitten im See ein Flussbett zu durchwaten, vermuthlich das des Flusses von Buendjē, und noch eine Wegstunde nördlich brachte uns zu dem Dorfe Adjabína. Hier übernachteten wir, konnten aber ungeachtet grosser Ermüdung wegen der Mosquitos kein Auge zuthun.

Von Adjabína nahm ich einen Führer mit, der uns, bald östlich, bald westlich von der geraden Nordrichtung ablenkend, von Insel zu Insel lootste. Wir waren um 6¼ Uhr ausmarschirt und passirten um 8 Uhr wieder mitten im See, wie an der grössern Tiefe und dem schnellern Lauf des Wassers zu merken war, das Bett der Nschúa. Von 11 bis 3 Uhr nachmittag wurde in dem Dorfe Uyē gerastet. Hinter Uyē überflutete zwar nicht mehr, wie bis dahin, fliessendes Wasser voll Fischen, Muscheln und Schnecken den Weg, dennoch war der Marsch womöglich noch beschwerlicher, denn er führte nun über Sumpfboden, den man eben beackert hatte, um eine Art ngáfoli, massakúa (Holcus cernuus) darein zu säen. Wie unsere Pferde und Ochsen dieses haltlose, tiefeingefurchte Terrain überwinden konnten, ist mir heute noch unbegreiflich. Scharen wilder Enten flogen vor uns auf, aber wir hatten weder Lust noch Zeit, sie zu schiessen, unsere ganze Aufmerksam-

keit wurde von dem Bemühen, nicht im Boden stecken zu bleiben, in Anspruch genommen. Der Sumpf bildet die Grenze zwischen Uándala und Bornu, und um 4 Uhr kehrten wir in dem ersten bornuer Dorfe, Tjétjele, ein. Die Nacht verbrachte ich abermals schlaflos; meine Matratzen und Decken waren noch nass, auch gönnten uns die Schnaken keinen Augenblick Ruhe.

Andern Tags befanden wir uns von neuem, nachdem wir früh um 6 Uhr aufgebrochen, so tief im Wasser, dass die Füsse der Reiter davon bedeckt waren. Es wimmelte darin von Fischen, die theils aus dem Jádsaram und andern Flüssen, theils aus dem Tschad-See hierher kommen, wo sie auf dem grünen Boden reichliche Nahrung finden. Desgleichen bemerkte ich viele Käfer, darunter gewiss manche seltene oder noch unbekannte Species, sowie verschiedene Arten üppig wuchernder Wasserpflanzen. Doch kamen wir auch über trockene Stellen, die sich inselartig aus der Flut erhoben, und um 10 Uhr zu dem allerdings nur aus wenigen Hütten bestehenden Dorfe Aúaram, dessen ärmliche Bewohner uns mit Fischen, essbaren Muscheln und Schnecken bewirtheten. Obgleich wir bereits seit 4 Stunden auf dem Marsche waren, hatten wir wol kaum mehr als 2 Wegstunden zurückgelegt: so schwierig war es, bald durch Wasser, bald über schlüpfrigen Thon- oder grundlosen Sumpfboden vorwärts zu kommen. Ich selbst war so mit meinem Pferde beschäftigt gewesen, dass mir nicht einmal Zeit blieb, die Richtung des Weges genau zu beobachten; sie dürfte sich zwischen 340 und 350° bewegt haben. Nachmittag 2 Uhr zogen wir weiter durch den Wald. Trockenes Land wurde jetzt immer häufiger, zugleich begann eine Reihe meist von Schua bewohnter Ortschaften. Etwa eine Stunde, nachdem wir Aúaram verlassen hatten, ward ich, sei es infolge der anstrengenden Wassermärsche und schlaflosen Nächte, sei es dass ich mir an

ngángala den Magen verdarb, von starkem Fieber befallen; mit Aufbietung all meiner Willenskraft erhielt ich mich noch funfzehn Minuten im Sattel, dann aber wurde es mir schwarz vor den Augen, ich musste absteigen und mich zu Fusse fortschleppen bis nach dem schmuzigen Schua-Dorfe Abénde, das wir um 4 Uhr erreichten. Trotz der vielen Mosquitos schlief ich diese Nacht; freilich war es kein ruhiger, erquickender, sondern ein fieberhaft aufgeregter Schlaf. Indess fühlte ich mich am Morgen so weit gestärkt, dass ich wieder mein Pferd besteigen konnte, als wir um 6 Uhr aufbrachen.

Auf ziemlich trockenem, nur selten noch durch Sumpf oder Wasser unterbrochenen Pfade ritten wir in nördlicher Richtung durch einen hochstämmigen Wald. Er lieferte uns wilde Weinbeeren und fast reife Tamarinden, deren Genuss wohlthuend auf meinen Zustand wirkte. Die Tamarinde ist eine für dieses Fieberland unschätzbare Frucht; zerstossen dem Wasser beigemengt gibt sie ein sehr angenehmes säuerliches Getränk und unter Zusatz von Zucker die schönste Limonade. Wir kamen um 10 Uhr in das Dorf Ngusadúbua, rasteten daselbst bis gegen Abend und gingen dann noch 2½ Stunden nach dem zum Nachtlager ausersehenen Dorfe Konomengúddua.

Früh 5½ Uhr wurde die Weiterreise angetreten. Nach einer halben Stunde passirten wir links an dem grossen Dorfe Kuka, nach 1½ Stunden rechts an dem Dorfe Golumfáne vorbei. Ich sah hier viele mit massakúa bebaute Felder. Man säet die massakúa gegen Ende der Regenzeit und versetzt die Pflanzen, wenn sie 2—3 Zoll hoch sind, auf abgetrockneten Sumpfboden, reihenweis 2—3 Fuss auseinander, worauf nach drei Monaten die Ernte erfolgt. Hinter Golumfáne gelangten wir an ein langsam von Süden nach Norden fliessendes Wasser von 2—3 Fuss Tiefe, das aus dem Jádsaram kommen soll, und

erreichten dann, an mehrern kleinern Weilern vorbei, 9 Uhr das Dorf Maidjigíddi. Hier waren meine K wieder dermassen erschöpft, dass wir für diesen Tag Fortsetzung der Reise abstehen mussten.

Obschon ich die Nacht, von Mosquitos gepeinigt, hatte schlafen können, liess ich morgens 6½ Uhr brechen. Wieder wateten wir stundenlang tief im Wa das bald nach Norden, bald nach Nordosten strömte. wir um 11 Uhr ans Ufer des Flusses Ngúrrum (so w er mir in Díkoa genannt) anlangten. Sein Bett hatte etwa 20 Meter Breite, aber, da es vollständig mit W gefüllt war, mindestens 6—7 Meter Tiefe. Es war eine Art Fähre eingerichtet, bestehend aus einem h Baumstamm, in dem vier Menschen Platz nehmen kon mittels dieses primitiven Fahrzeugs wurde die Reiseg schaft nach und nach übergesetzt, und in Zeit von 1½ S den befanden wir uns alle am jenseitigen Ufer.

Der Ngúrrum fliesst in nordöstlicher Richtung, n bei Bama, wo er dreimal grösser ist und oft zwei D seiner Wassermasse über das Land ergiesst, den N Jádsaram an und mündet östlich von Ngála in den Ts Barth, der ihn Jaloë nennt, fand sein Bett Anfang De ber 20 Klafter (etwa 30 Meter) breit und von 12—15 hohen Ufern eingefasst, statt eines fliessenden Stroms nur unzusammenhängende Wassertümpel von 1—1½ Tiefe darin. Auch er betont, dass es derselbe Flus den er auf der Reise nach Adamana bei Udjē zuers sehen habe.

Nachmittags 2 Uhr zogen wir in die Stadt Díkoa Wir wurden von drei Söhnen des dortigen Sultans em gen und in ein leidlich gutes Haus einquartiert. I war die Hauptstadt eines selbständigen Königreichs ches Namens, das aber viel früher schon als Uándala Selbständigkeit an Bornu verlor und dem immer weite

sich greifenden Bornu-Staate förmlich als Provinz einverleibt wurde. Behielt auch der jetzige Sultan, der noch souveräner Herrscher gewesen, seinen Titel Mai, so ist er doch nichts mehr als ein Beamter des Sultans von Bornu; man sagte mir, er sei über 120 Jahre alt, und allerdings sind mehrere von seinen Söhnen schon hochbetagte Greise. Die Stadt zählt 15000 Einwohner, hat ausser der weitläufigen Wohnung des Mai nur unansehnliche Häuser und Hütten und ist von zum Theil verfallenen Mauern umgeben, während Barth die Einwohnerzahl noch mit 25000 angibt und von dem guten Aussehen der Stadt und ihren 30 Fuss hohen Mauern berichtet. In Díkoa soll das beste Kanúri gesprochen werden. Rings um die Stadt wächst viel Reis, der auf dem sumpfigen Boden fast gar keines Anbaues bedarf.

Ich musste eilen, nach Kuka zu kommen; Almas litt an einer Verletzung der Hand, die er sich beim Abfeuern seiner zu stark geladenen Flinte zugezogen, seinen Diener hatte Krankheit marschunfähig gemacht, und Ali war unterwegs auf allen unerklärliche Weise von der Karavane verschwunden. Da man uns überdies zum Abend sehr schlecht und kärglich mit Speisen versorgte, beschloss ich, gleich am andern Morgen weiterzugehen.

Früh 6½ Uhr zogen wir durch das nördliche Thor. Meine Kräfte waren durch die Nachtruhe in Díkoa ziemlich wiederhergestellt, nur die Anschwellung der Milz, eine Folge des überstandenen Fiebers, verursachte mir noch einige Unbequemlichkeit. Kaum hatten wir die Stadt im Rücken, so kamen drei Reiter heraus und im Galop an meine Seite gesprengt. Es waren die Söhne des Sultans, von denen wir bei der Ankunft empfangen worden, und die nun ihr Vater mir nachschickte, um mich bitten zu lassen, ich möge mit ihnen umkehren und wenigstens einen oder zwei Tage sein Gast in Díkoa sein; jedenfalls weil er Angst

bekommen hatte, dass ich mich über seine schlechte Aufnahme beim Sultan von Bornu beschweren würde. Ich schlug die Einladung zur Umkehr rund ab, versprach jedoch, bei meiner bevorstehenden Reise nach Uadaï länger in seiner Stadt verweilen zu wollen. Nachdem sich die drei verabschiedet, setzten wir unsern Weg fort, der in der Richtung von 230° zwischen aufblühenden Massakúa-Feldern hinführte. Auch diese Gegend hatte unter Wasser gestanden, aber die Regenzeit war hier schon seit einem Monat zu Ende und der Boden inzwischen durch die Sonnenhitze getrocknet, ja stellenweis bereits in tiefe Risse zerborsten. An mehrern kleinen Dörfern rechts und links vom Wege vorüber, deren Namen man mir nicht nennen konnte, erreichten wir nach $2^1/_2$ Stunden das Dorf Udjelē. Während wir hier im Schatten zweier schönbelaubten, mit langen Luftwurzeln behängten Lita-Bäume, einer Abart der djedja, lagerten, kam nochmals einer von den Söhnen des Sultans herbeigeritten. Er bat mich um Entschuldigung wegen der mangelhaften Verpflegung, die wir in Díkoa gefunden, indem er schwur, sein Vater habe keine Kenntniss von meiner Ankunft gehabt. Zugleich überreichte er mir einen Topf voll Honig und Almas den ihm als Kam-maibe gebührenden Thaler. Das süsse Geschenk wurde von mir mit einem entsprechenden Gegengeschenk erwidert, und befriedigt, wie es schien, kehrte der Prinz nach der Stadt zurück. Wir aber marschirten vorwärts in der Richtung von 30°. Binnen einer Stunde war das Schua-Dorf Kadjē erreicht, und wieder nach einer Stunde kreuzte unsern Weg ein hoch angefülltes Flussbett, über das wir schwimmend und watend, alles Gepäck auf den Köpfen tragend, hinübersetzen mussten. Der Fluss war kein anderer als mein alter Bekannter von Mai-dug-eri, der Ngádda, der sich, statt wie sonst das Land zu überschwemmen und in Gestalt einer

Reihe von Teichen mit dem Tschad-See zusammenzufliessen, dieses Jahr ein eigenes Bett gewühlt hatte, in dem er von Südwesten nach Nordosten floss. Man sieht, auch Afrika unterliegt immer noch Veränderungen und Umbildungen in hydrogeographischer Beziehung.

Das Land ist von hier an leicht gewellt, und auf einer der kleinen Anhöhen lag bei Sonnenuntergang die Stadt Ala vor uns, die ebenfalls einst Hauptstadt eines unabhängigen Reiches gewesen, doch längst von Bornu annectirt worden ist. Sie zählt jetzt in ihren Mauern 3—4000 Einwohner, die hauptsächlich Tabacksbau betreiben, wozu sich der Boden umher allerdings sehr gut zu eignen scheint, denn ich sah Stauden in Höhe von 3—4 Fuss. Wir zogen in die Stadt ein und hielten vor der Wohnung des Mai. Er kam selbst, auf eine Krücke gestützt, heraus, um uns willkommen zu heissen. Darauf liess er uns ein Haus zur Herberge anweisen, in dessen beschränkten Räumen wir jedoch nicht alle Unterkommen fanden, und auch die Bewirthung war nichts weniger als königlich. Die frühern Sultane von Ala waren wegen Strassenräuberei berüchtigt; jetzt ist ihnen dies Handwerk gelegt, und der Reisende geniesst hier wie in ganz Bornu vollkommene Sicherheit.

Andern Tags marschirten wir von früh 6¼ Uhr an in gerader nördlicher Richtung. Auf diesen Landstrich hatten sich die grossen Heuschreckenschwärme, denen wir auf der Hinreise nach Uándala begegneten, heruntergelassen und sämmtliche Moro- und Ngáfoli-Felder kahlgefressen. Angesichts der von ihnen angerichteten Verheerung wird es begreiflich, wie in anscheinend so gesegneten, fruchtbaren Ländern Hungersnoth eintreten kann, zumal wenn zu der Heuschreckenplage noch Regenmangel und Dürre hinzukommt. Die Neger bauen eben, mit wie wenig Mühe auch

der dreifache Ertrag zu gewinnen wäre, nie mehr, als was für den eigenen Bedarf eines Jahres hinreicht; daher haben diejenigen Gegenden, die von Heuschrecken wie von Dürre verschont blieben, keine Vorräthe, um den nothleidenden Districten damit auszuhelfen. Wir betraten um 7¼ Uhr, den kleinen Ort Alē rechts zur Seite lassend, einen Wald, kamen nach einer Stunde links an dem Orte Alégē vorbei, hatten dann eine Strecke weit sumpfiges Terrain zu überschreiten und gelangten wieder nach einer Stunde zu dem aus mehr als 200 Hütten bestehenden Orte Nkinē, gingen aber noch eine Viertelstunde weiter bis Marte-gána, ehe wir Mittagsrast hielten. Die Bewohner machten zwar anfangs Miene, sich unserm Verweilen in dem Dorfe mit Gewalt zu widersetzen, beruhigten sich indess, als sie sahen, dass wir uns nicht von ihnen vertreiben liessen. Hier und in der ganzen Umgegend wurden eben die Felder abgebrannt, sodass starker Höhenrauch die Sonne wie bei einer Sonnenfinsterniss verdunkelte. Um 1½ Uhr wurde wieder aufgebrochen. Ohne Aufenthalt passirten wir nach einer Stunde die ummauerte Stadt Marte-góra (Gross-Marte), nach Barth 4000 Einwohner zählend. Von da an führte der Weg durch Wald bis zu der gleichfalls mit Mauern umgebenen Stadt Jédē. Kurz vor Sonnenuntergang daselbst angelangt, fand ich in dem Besitzer einen mir von Kuka her bekannten Kre-ma, der uns sehr gastfreundlich aufnahm und in einem geräumigen Hause beherbergte. Ich zog indess vor, da die Nacht angenehm mild war und es hier keine Schnaken gab, mein Lager im Freien aufzuschlagen, worüber unser Wirth, als er mir noch zu später Stunde einen Besuch machte, sich nicht wenig verwunderte. Meine Leute befanden sich fortwährend in leidendem Zustande. Auch die junge Sklavin war seit drei Tagen ernstlich krank und weigerte sich dabei entschieden, Medicin einzunehmen. Von Ali war

nichts zu sehen noch zu hören, er blieb spurlos verschollen.

Ein zweistündiger Marsch nach Norden brachte uns am folgenden Morgen zu dem mitten in einem Mimosenwalde gelegenen Orte Ngeléoa und eine weitere Stunde an den Ausgang des Waldes. Von da ging der Weg in einer flachen Ebene eine Stunde lang nordwestlich bis zum Orte Ngaránoa, in dem wir die Mittagszeit über rasteten. In etwa 3 Stunden kann man von hier zum Tschad-See gelangen; es waren eben mehrere Leute von ihm zurückgekommen, sie erzählten, dass sein Wasser noch immer im Steigen sei. Die Bewohner von Ngaránoa erwiesen sich als sehr ungastlich, indem sie uns weder Speisen brachten, noch selbst für Geld solche überlassen wollten. Wir brachen daher baldmöglichst wieder auf, um noch vor Abend die drei Stunden nördlich gelegene Stadt Ngórnu zu erreichen. Als ich mit meinen Begleitern zu Pferde in die offene Hüttenstadt, die gegen 20000 Einwohner haben soll, einritt, sagte man uns, der Fugo-ma — diesen Titel (wörtlich: Vorsteher) führt der Stadtoberst von Ngórnu — sei schon seit einem Monat auf der Diebsjagd abwesend, das heisst, er zog von Ort zu Ort und liess sich die eingefangenen Diebe ausliefern, um sie dann zur Aburtheilung nach Kuka zu führen. An seiner Statt empfing und bewirthete uns der Alim oder Fakih des Sultans auf das Freundlichste.

Nur noch eine Tagereise trennte uns von Kuka, wohin wir uns alle, krank und geschwächt wie wir waren, sehnlich zurückwünschten. Wir verliessen Ngórnu am Morgen des 12. October um 6 Uhr und erreichten nach einem Marsch von drei Stunden in nordwestlicher Richtung das Dorf Kólla-kólla, das auf halbem Wege zwischen Kuka und Ngórnu liegt. Der von Gámergu bewohnte

Ort gehört dem Alamino und dient dem Sultan als Station, wenn er sich nach Ngórnu begibt, wo er eine grosse Wohnung mit einem eigenen Weiberhause besitzt. Ich war um 1 Uhr nachmittags mit Almas vorausgeritten und traf um 4 Uhr wieder in den Mauern von Kuka ein.

V.

Noch zwei Monate in Kuka.

Ein Wühler. Nutzen des Chinin. Prächtiger Aufzug. Näheres über Eduard Vogel's und Moritz von Beurmann's Ermordung in Uadai. Veränderter Reiseplan. Das Klima von Bornu. Briefe aus der Heimat. Abschied von Sultan Omar.

Die Kunde von der Wiederankunft des Christen verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und erregte um so mehr Sensation, da man mich bereits todt gesagt hatte. Mein Haus und meine Sachen fand ich unversehrt wieder, aber der Sklave Skander, den ich krank zurückgelassen, war inzwischen gestorben. Den folgenden Tag stattete ich dem Sultan meinen Besuch ab. Er empfing mich mit gewohnter Freundlichkeit und schickte gleich darauf Lebensmittel aller Art und in verschwenderischem Ueberfluss nach meiner Wohnung. Ich machte ihm dagegen die mitgebrachte junge Sklavin Kadidjá, nachdem sie sich ausgeruht und erholt hatte, zum Geschenk; das Mädchen kam somit aus einem Harem in den andern.

Nach einigen Tagen langte der Ameisenbär an, den mir der Sultan von Uándala verehrt und nachgeschickt hatte. Es freute mich sehr, die Menagerie im Hofe meines Hauses durch ein so seltenes Thier bereichert zu sehen; er wurde mit Buttermilch gefüttert, die zu jeder Zeit in

Kuka frisch zu haben ist. Aber eines Nachts weckte mich ein sonderbares Schnüffeln und Prusten aus dem Schlafe, und als ich die Augen aufschlug, sah ich mit Schrecken den Ameisenbär dicht vor meinem Lager stehen. Angelockt von den Hunderten grosser rother Ameisen, die in der Nacht zu mir hereinkrochen, um die süssen Reste aus der Theetasse zu naschen, hatte er sich mittels seiner scharfen, fast zwei Zoll langen Krallen unter dem innern Hofe und einem Vorgemache bis in mein Schlafzimmer binnen wenigen Stunden einen unterirdischen Gang gegraben. Natürlich wollte ich einen so gefährlichen Wühler nicht länger im Hause behalten, ich machte dem Prinzen Aba-Bu-Bekr ein Präsent damit. Das Thier zu schlachten, hatte ich mich nicht entschliessen können, obgleich es fett wie ein Ferkel war. Sein Fleisch soll stark nach Ameisensäure riechen, wird aber von den Negern, die keinerlei Fleisch verschmähen, als Leckerbissen gespeist.

Wie sich leider herausstellte, hatte meine Gesundheit durch die in der Regenzeit unternommene Reise nach Uándala nachhaltig gelitten, und nicht besser ging es meinen Gefährten Hammed und dem Gatroner. War nun auch hier in Kuka die Regenzeit vorüber, so hauchte dafür der zerklüftete, weil in der Sonnenhitze zu plötzlich getrocknete Boden aus seinen Spalten giftige Miasmen aus, während die Ostwinde faule vegetabilische und animalische Stoffe von dem durch den Tschad-See überschwemmten Lande in die Stadt hereinwehten. Um dem Fieber entgegenzuwirken, mussten wir alle zwei Tage starke Dosen Chinin nehmen. Freilich wurde dadurch der Magen sehr geschwächt, und da die schädlichen äussern Einflüsse fortdauerten, konnte keine Heilung erzielt werden, aber es wurde doch der sonst unfehlbare tödliche Ausgang des Uebels verhütet. Nicht oft und dringend genug kann ich daher allen Reisenden die Anwendung sowie den prophy-

laktischen Gebrauch des Chinin empfehlen; es ist nicht nur das einzige Mittel gegen Wechsel- und perniciöse Fieber, auch rheumatischen Leiden wird, nach den Erfahrungen holländischer Aerzte an der Westküste von Afrika, am erfolgreichsten durch Chinin begegnet.

Acht Tage nach meiner Rückkehr begleitete ich Sultan Omar auf dessen Einladung nach seinem Landsitz Kuenge, eine halbe Stunde östlich von Kuka. Auch viele der Grossen bauen sich, wie ich sah, in dem Orte Häuser, sonderbarerweise war aber keins davon fertig. Sobald es bekannt geworden, dass der Sultan die Stadt verlassen habe, beeilte sich alles, was zum Hofe gehörte, ihm nachzureiten. Einer nach dem andern fanden sich die Vornehmen, jeder mit grossem Gefolge, in Kuenge ein, und als man den Rückweg antrat, mochten wol tausend Reiter beisammen sein. Eröffnet wurde der stattliche Zug von etwa funfzig Eunuchen zu Pferde in reicher buntfarbiger Kleidung. Dann kam der Sultan, einen edeln Berberschimmel reitend, der von acht Sklaven am Zügel gehalten wurde. Er trug einen schwarzen Tuchburnus, darunter einen weissseidenen Haik und weite blaue Tuchhosen, einen Turban von weissem Musselin, rothe Stiefel (von den Arabern „chof" genannt) und an der Seite ein Schwert mit silbergetriebener Scheide, das ihm von Vogel überbrachte Geschenk der Königin von England. Das Pferdegeschirr, der Sattel und die goldenen Steigbügel waren von arabischer Art. Am vordern Sattelknopf hing links ein mit Silber beschlagener Karabiner, rechts eine doppelläufige Pistole. Unmittelbar hinter dem Sultan ritten drei Trommelschläger, die unablässig im langsamen Takt auf ihr Instrument lospaukten. Nun folgten dem Range nach die hohen Würdenträger: der Dig-ma, der Katschella-n̈-burrssa, der Katschella-blall, und das übrige Geleit. Soldaten zu Fuss umschwärmten den Zug und knallten fortwährend Schüsse in die Luft. Dazwischen

sprengten Reiter, um ihre schönen Pferde zu zeigen, an den Reihen auf und ab. Je näher wir der Stadt kamen, desto mehr verstärkte sich die Schar. Das Ganze bot ein echtes Bild von der Glanzentfaltung eines mächtigen Negerfürsten. Mich aber hatte der Ritt und der betäubende Lärm dermassen angegriffen, dass ich mich mehrere Tage nicht von meinem Lager zu erheben vermochte.

Ali der Elefant — diesen Beinamen erhielt er wegen seiner kolossalen, plumpen Gestalt und seines schwerfälligen Ganges — war längst von uns allen verloren gegeben. Um so grösser war unsere Ueberraschung, als er nach etlichen Wochen sich wieder bei mir einstellte. Ein schlechter Fussgänger, nicht blos seiner schweren Körpermasse halber, sondern auch infolge der vielen Schläge, welche ihm die Türken auf seine Fusssohlen applicirt, hatte er sich auf der Rückreise von Uándala absichtlich von der Karavane getrennt, um in kleinern Etappen bequemer marschiren zu können. Das Alleinreisen durfte er als Mohammedaner und mit einer Doppelflinte bewaffnet wol ohne allzu grosse Gefahr wagen. Aber er wurde bald vom Fieber befallen, und so brachte er mit der Zurücklegung eines Weges von fünf starken Tagemärschen nicht weniger als 35 Tage zu.

Woche auf Woche, Monat auf Monat waren vergangen, und immer noch harrte ich vergebens der Antwort des Sultans von Uadaï auf mein an ihn gerichtetes Schreiben. Ich bemühte mich unterdess, über die Verhältnisse am Hofe von Uara, der Hauptstadt Uadaïs, sowie über die nähern Umstände der Ermordung Vogel's und Beurmann's Zuverlässiges zu erfahren. Von Bornu aus findet zwar fast gar kein Verkehr mit Uadaï statt, doch kommen bisweilen Leute von dort nach Kuka; einigen derselben verdanke ich die folgenden Mittheilungen, welche freilich von Dr. Nachtigal's Berichten, der selbst in Uadaï verweilte, zum Theil erheblich abweichen.

Der frühere Sultan von Uadaï, Mohammed, war ein, wie man annehmen muss, wahnsinniger Wütherich. Und noch entsetzlichere Greuel als er selbst verübten seine Söhne, Brüder und Vettern. Sie trieben sich betrunken auf den Strassen umher, drangen in die Wohnungen der fremden Kaufleute, die sich nach Uadaï wagten, wie in die der eigenen Unterthanen ein, schändeten die Frauen und raubten, was sie vorfanden. Begegnete ihnen jemand, der besser gekleidet war als sie, so rissen sie ihm die Kleider vom Leibe. Einmal trafen zwei von ihnen eine hochschwangere Frau; der eine behauptete, es sei ein Kind, was sie unter dem Herzen trage, der andere, es seien Zwillinge; die Frau wurde befragt, und da die Arme keine Auskunft zu geben wusste, schlitzten sie ihr, um den Streit zu entscheiden, ohne weiteres den Bauch auf. Mord und Todtschlag gehörten zu den täglichen Vorkommnissen.

Solcher Art waren die Zustände, als Vogel im Januar 1856 nach Uadaï kam. Gleich anfangs mochte er die Vorsicht, die unter so gewaltthätigen und raubsüchtigen Menschen doppelt nothwendig ist, nicht genugsam beobachtet haben, namentlich gab er dadurch, dass er in Gegenwart der Eingeborenen zeichnete und seine Notizen niederschrieb, Anlass, den Fremden bei Sultan Mohammed als türkischen oder christlichen Spion zu verdächtigen. Dieser liess Vogel zu sich nach Uara bringen, empfing ihn jedoch nicht unfreundlich, sondern nahm seine Geschenke an und erwiderte sie mit den üblichen Gegengeschenken. Dann liess er ihm die Stadt Nimro, wo die fremden Kaufleute zu wohnen pflegen, als Aufenthaltsort anweisen. In Nimro verweilte unser Reisender acht Tage frei und ungehindert, ohne jeden Gedanken an Gefahr. Da kam aus Uara der Befehl, er habe sofort das Land zu verlassen; ob er über Kanem nach Fesan zurück, oder über Fur nach Aegypten gehen wolle, sei ihm freigestellt. Er entschied sich für das letztere.

Am Tage der Abreise rieth man ihm, seine drei Diener mit dem Gepäck vorauszuschicken und für sich die Kühle der Nacht zum Ausmarsch zu benutzen. Arglos ging Vogel auf den Rath ein. Als er nun abends, nur von einem ihm befreundeten Scherif begleitet und von fünf Reitern des Sultans escortirt, aus Nimro fortgeritten war, wurden er und sein Begleiter von hinten überfallen und niedergestochen. Seine drei Diener durften, nachdem man ihnen alles Gepäck abgenommen, frei nach Bornu zurückkehren. Beim Weggange von Kuka hatte Vogel noch wenigstens 3000 Thaler an baarem Gelde bei sich gehabt, und dies war wol der Hauptgrund zu seiner Ermordung. Der Sultan nahm von dem Gelde, den Waaren und Reiseeffecten Besitz; sämmtliche Papiere aber sowie die Instrumente — die grössern hatte Vogel bekanntlich in Kuka zurückgelassen, wo ich sie bei Sultan Omar sah — liess er als verdächtige Gegenstände auf der Stelle vernichten.

In demselben Jahre 1856 starb Sultan Mohammed, und einer seiner Söhne, Prinz Ali, ein kaum erwachsener Knabe, bestieg den Thron, nachdem die ältern Söhne auf Anstiften von Ali's Mutter, deren einziger Sohn er ist, theils getödtet, theils geblendet worden waren. Seine Regierung scheint an Gewaltthätigkeit der seines verrückten Vaters wenig nachzugeben. Immer noch setzen Handelsleute, die nach Uadaï gehen, um Sklaven, Elfenbein und Straussfedern dort einzuhandeln, Gut und Leben aufs Spiel, denn mancher wird, wenn er Nimro wieder verlassen will, beraubt oder wol gar ermordet. Nur die Djelaba aus Fur und die Modjábra aus den Djalo-Oasen lassen sich daher durch die Hoffnung auf grossen Gewinn zu dem Wagniss verlocken; dem Sultan Hussein von Fur soll nämlich Uadaï in neuerer Zeit tributpflichtig geworden sein, sodass dessen Unterthanen jetzt einigen Schutzes daselbst geniessen. Das Volk in Uadaï ist dem Trunk von busa und merissa er-

geben, und man erzählte sich in Kuka, erst kürzlich seien zwei betrunkene Parteien auf den Strassen Uaras miteinander in Streit gerathen, wobei 68 Menschen das Leben eingebüsst hätten. Auch was man von Sultan Ali selbst berichtete, klang keineswegs erbaulich. Bei einem Ausritt kam ihm sein erster Minister in den Weg. „Bleib stehen!" rief er demselben zu; „wer ein herangalopirendes Pferd fürchtet, um wieviel mehr wird der sich vor Spiessen und Schwertern fürchten!" Damit liess er sein Ross über den Mann hinwegsetzen, dem durch einen Hufschlag der Arm zerschmettert wurde. Einen andern seiner Beamten sperrte er zu einem an ein langes Seil gebundenen Tiger in den Käfig, wo derselbe nur, indem er sich so dicht wie möglich an die gegenüberliegende Wand presste, von den Klauen der Bestie nicht erfasst werden konnte. Der junge Herrscher stand übrigens noch ganz unter dem Einfluss seiner Mutter, welche auch die Beziehungen Uadaïs zu den Höfen der Nachbarstaaten leitete. Ihr Agent in Bornu war der Alamino. Dieser wollte mir gern ein Empfehlungsschreiben an sie mitgeben, sobald ich nur erst den Geleitsbrief vom Sultan erhalten haben würde, den er allerdings für meine Sicherheit unentbehrlich hielt.

Gerade sieben Jahre nach Vogel, im Februar 1863 musste Moritz von Beurmann den Versuch, in Uadaï einzudringen, mit seinem Leben bezahlen. Kaum in der Grenzprovinz Mao angekommen, ward er auf Befehl des dortigen Statthalters ermordet. Sultan Ali befand sich damals in Bágirmi, von ihm ist also der Befehl dazu nicht ausgegangen; als man ihm nach seiner Rückkehr von dem Geschehenen Meldung machte, soll er gesagt haben: „Warum habt ihr den Christen getödtet? Hättet ihr ihn doch wenigstens bis hierher kommen lassen, damit ich mich mit ihm belustigen konnte." Gewiss ist, dass der Statthalter von Mao abgesetzt und als Sklave nach Uara gebracht wurde.

Die Sachen des Ermordeten nahm der Sultan natürlich in Beschlag, und es heisst, auf Anrathen der fremden Kaufleute habe er die Papiere nicht vernichtet, sondern halte sie noch in Verwahrung. Somit wäre es immerhin möglich, wenn auch kaum wahrscheinlich, dass Beurmann's Aufzeichnungen, die sicher namentlich in Betreff seiner Reise durch Jacoba von Wichtigkeit sind, noch einmal zum Vorschein kommen und nach Europa gelangen.

War das, was ich über Uadaï in Bornu erkunden konnte, schon sehr dürftig und ungenügend, so blieben meine Bemühungen, über die weiter nach Süden gelegenen Länder mir irgendwelche Kunde zu verschaffen, gänzlich erfolglos. Man wusste hier absolut nichts von den Völkerstämmen, die jenseit Bágirmi wohnen; es scheint demnach zu keiner Zeit ein Verkehr mit dem Süden bestanden zu haben. Unterdessen beschäftigte ich mich, soweit es meine tief gesunkenen Kräfte zuliessen, mit dem Studium der afrikanischen Sprachen; ich suchte meine Kenntniss des Kanúri und Teda zu vervollkommnen und legte mir von der Musgu-, der Búdduma- und der Uándala-Sprache Vocabularien an.

Mitte November besserte sich mein Gesundheitszustand sowie der meiner Leute. Fieber und Durchfälle hörten auf, wir waren über die schädlichste Jahreszeit, bis auf einen Sklaven, welcher der Blutdiarrhöe erlag, glücklich mit dem Leben hinweggekommen. Bei der Kostspieligkeit des Lebens in Kuka hatten die 200 Thaler, die ich mir geliehen, nicht lange vorgehalten, meine baaren Mittel gingen wieder zur Neige, und ich musste allen Ernstes an die Weiterreise denken. In Gebieten, die ausserhalb des Bereichs der arabischen und berberischen Kaufleute liegen, wo infolge dessen kein Geldumlauf stattfindet, konnte ich hoffen, gegen meine Waaren, gegen Glasperlen und dergleichen alles zum Unterhalt Nöthige einzutauschen; für die Ausrüstung an

Lastthieren und sonstigem Reisebedarf aber rechnete ich auf die Freigebigkeit des Sultans.

Doch wohin sollte ich zunächst meine Schritte lenken? Eine Antwort aus Uadaï war nun nicht mehr zu erwarten, und ohne vorherige Genehmigung Sultan Ali's wäre es vergeblich gewesen, nach Bágirmi zu gehen; hätte er mich auch, die Macht des Herrschers von Bornu respectirend, nicht tödten lassen, so würde er mir doch alle meine Sachen abgenommen und mich zur Umkehr gezwungen haben; selbst Araber wagten damals nicht, nach Másseña zu reisen. Dass die Gebirgsländer im Süden von Uándala unpassirbar waren, erwähnte ich bereits. Ebenso wenig konnte ich mich nach Musgu wenden, da dessen Bewohner, die Massa-Völker, erbitterte Feinde von Bornu sind; Barth und Vogel drangen zwar durch Musgu bis zu den Tuburi-Sümpfen vor, beide aber nur unter dem Schutze von bornuer Truppen, die damals Kriegszüge dorthin unternahmen. Es blieb somit kein anderer Weg nach Süden übrig als der über Adamaua, und diesen beschloss ich einzuschlagen.

Ich theilte dem Sultan meinen Entschluss sowie die Motive zu demselben mit, indem ich ihn um die Erlaubniss bat, am 12. des Monats Redjib (19. November) abreisen zu dürfen. Er war ebenfalls der Ansicht, dass Sultan Ali unsere Schreiben unbeantwortet lassen würde und dass ich nur über Adamaua weitergehen könne, sprach aber den Wunsch aus, ich möge noch bis zum Ende des Monats Redjib (7. December) verweilen; zur Bestreitung meiner Ausgaben für diese Zeit werde er mich mit dem nöthigen Gelde versehen. Noch an demselben Tage spät abends — die Neger lieben es, wie schon Clapperton bemerkt hat, Geschäfte in der Dunkelheit abzumachen — kam der Eunuchenoberst Abd el-Kerim in meine Wohnung und behändigte mir seitens des Sultans die Summe von

60 Thalern, welchem grossmüthigen Geschenk am andern Morgen noch eine Naturalsendung folgte, bestehend aus einer fetten Kuh, einem Schaf, zwei Krügen Butter, vier Töpfen voll Honig und zehn Ladungen Getreide. Die Freigebigkeit des Sultans gegen den Christen erregte grosses Aufsehen in der Stadt, es hiess, ich hätte 1000 Thaler geschenkt erhalten, man kam mich zu beglückwünschen, und als ich nach dem Schlosse ritt, um meinen Dank abzustatten, wurde ich von allen Seiten angebettelt: der eine wollte 5 Thaler, ein anderer 2, ein dritter 3 Thaler von mir haben.

Der Sultan verlangte diesmal meinen „Indischen Spiegel", den Fraunhofer, den ich von Gotha mitbekommen, gab mir indess dafür einen londoner Dollond von mindestens gleicher Güte. Besonders grosse Freude machte ich ihm durch Ueberlassung des unterwegs, beim Herabfallen der Kisten vom Kamel, zerbrochenen Opernguckers, obgleich derselbe von gar keinem Nutzen für ihn sein konnte. Hingegen schickte er mir als Proben einheimischer Industrieerzeugnisse in Bornu und Logone gefertigte Körbe, Tellerchen und Matten, schöner und feiner als ich sie auf dem Markte von Kuka gesehen; ferner ein silbernes Pferdegeschirr, ein gesprenkeltes Löwenfell und ein Pantherfell mit den Mähnen. Von all diesen Sachen ist leider nur das Pferdegeschirr wohlerhalten nach Europa gekommen; ich hatte später die Ehre, es dem Kaiser Wilhelm zu überreichen, und es befindet sich jetzt nebst andern Gegenständen, die ich aus Centralafrika mitgebracht, im berliner Museum.

Am 20. November erreichte das Wasser des Tschad-Sees seinen höchsten Stand. Seit Menschengedenken war ein so hoher Wasserstand nicht erlebt worden; die angeschwollenen Zuflüsse des Komádugu Waube unterbrachen eine Zeit lang alle Communication zwischen Bornu und

Haussa, und im Norden von Ngígmi strömte ein mächtiger Fluss, der sich wahrscheinlich aus Hinterwassern des Waube gebildet hatte, in den See. Dies stimmt auch mit Barth's Beobachtungen überein[1]. In seiner Tabelle „Flussschwelle" heisst es: „Das Tschadbecken erreicht sein höchstes Niveau erst Ende November; alle Ufer des Tschad werden dann überschwemmt, das Wasser fliesst aber dann aus dem Tschadbecken in diesen kleinen Fluss (Komádugu Waube) hinein..." Ueber die verschiedene Regenmenge in den einzelnen Jahren liegen noch gar keine Beobachtungen vor. Nachtigal will 1870 ausserordentlich starken Regenfall erlebt haben, doch möchte ich bezweifeln, dass in diesem Jahre der Tschad mehr Wasser enthalten habe als 1866.

Wenn es möglich wäre, die Gewässer einzudämmen und die Sümpfe auszutrocknen, so würde das Klima Bornus selbst Europäern ganz zuträglich sein, denn die Temperatur ist zufolge der Feuchtigkeit, mit welcher der Tschad-See die Luft schwängert, für ein in der Mitte Afrikas, unter der tropischen Zone gelegenes Land eine gemässigte. Ist die Wassermasse des Tschad zum grössern Theil verdunstet, dann steigt zwar die Temperatur in Bornu ebenso hoch wie in den südlichen Regionen der Grossen Wüste, doch mit dem Unterschiede, dass, während in den Wintermonaten das Thermometer in der Sahara vor Sonnenaufgang unter Null, ja bis auf — 5° fällt, es in Bornu zur Zeit, wo sich die Sonne am weitesten vom Krebse entfernt, vor Sonnenaufgang nie unter + 18° sinkt. In der nassen Jahreszeit zeigte das Thermometer durchschnittlich vor Sonnenaufgang + 22°, um 9 Uhr + 25°, um 3 Uhr nachmittags + 35°, nach Sonnenuntergang + 25°; die Feuchtigkeit der Luft betrug (Psychrometer in Fahrenheit-Scala) durchschnittlich vor Sonnenaufgang (Unterschied der beiden

[1] *Barth*, „Dr. Balfour Baikie's Thätigkeit am untern Niger".

Scalen) 1°, um 9 Uhr 4°, um 3 Uhr nachmittags 9°, nach Sonnenuntergang 3°; der Wind war immer Südwest, in den obern Luftschichten aber, in denen die Regen- und Gewitterwolken zogen, wehte er aus Südost, selten aus Ost. In den Monaten nach der Regenzeit zeigte das Thermometer durchschnittlich vor Sonnenaufgang + 19°, um 9 Uhr + 27°, um 3 Uhr nachmittags 35°, nach Sonnenuntergang 23°; die Feuchtigkeit der Luft betrug vor Sonnenaufgang 6°, um 9 Uhr 17°, um 3 Uhr nachmittags 20°, nach Sonnenuntergang 10°; der Wind war constant Ost, nur manchmal etwas nach Norden abweichend, am stärksten von morgens 8 Uhr bis Mittag, in der Nacht herrschte, wie in der Wüste, mit geringen Ausnahmen vollkommene Windstille.

Die Regenzeit, „ningéri“ oder „níngeli“ genannt, beginnt in Bornu im Juni und dauert bis Mitte oder Ende September. Während derselben werden die Felder angebaut und kommen die meisten Früchte: Argum moro, Argum máttia, ŋgáfoli, Reis, Bohnen, koltsche, ŋgángala u. s. w., zur Reife. Bornu, überhaupt ganz Innerafrika ist dann ein einziger grosser Park, mit dem üppigsten Gras-, Blumen- und Pflanzenwuchs geschmückt und mit Thieren, namentlich aus dem Insektenreiche aufs mannichfachste belebt. Ende September und Anfang October ist die Erntezeit, „bígela“. Aber schon fängt alles Land, das nicht unter Wasser steht, an auszutrocknen und seine grüne Decke zu verlieren. Nur massakúa wird in dieser Periode auf sumpfigem Boden gepflanzt. Mit dem October tritt die kalte Jahreszeit, „binem“ ein, die bis zum März währt — natürlich nur verhältnissmässig kalt, denn das Thermometer sinkt nachts nicht unter + 18° und mittags nicht unter + 30°. Auf sie folgt von März bis Juni die eigentliche heisse Jahreszeit, „be“. Unter der sengenden Sonnenglut erstarb die Natur, auch alle Insekten, wie die Mosquitos, Schnaken und Flöhe, deren man sich bald darauf nicht zu

erwehren vermag, sind gänzlich verschwunden. Trotz der furchtbaren Hitze sind aber gerade diese Monate die gesundesten für Europäer; selten erkranken und sterben Fremde in der heissen Periode. Desto ungesunder ist der Aufenthalt während und unmittelbar nach der Regenzeit, und auch in diesem Jahre war ihr mancher Araber und Berber zum Opfer gefallen. Die Eingeborenen selbst widerstehen nicht den Einflüssen der mit fauligen Stoffen erfüllten Luft, Tausende siechen am Wechsel- oder Sumpffieber dahin. Sogar die Säugethiere fliehen in schlimmern Jahren die sumpfigen Umgebungen des Tschad-Sees, und Nachtigal berichtet, nachdem er von der grossen Sterblichkeit unter den Weissen und Eingeborenen am Ende der Regenzeit gesprochen („Zeitschrift für Freunde der Erdkunde", Bd. VI): „Zu gleicher Zeit mit dieser excessiven Mortalität der Menschen begann ein allgemeines Fallen der Pferde, welche ebenfalls dann in wenigen Tagen verreckten. Es ist eine allgemein feststehende Thatsache, dass in allen besonders nassen Jahren die Mortalität der Pferde eine ungewöhnliche Höhe erreicht..." Kamele bleiben deshalb in Bornu nur kurze Zeit am Leben, der Bestand muss durch Zuzug vom Norden her immer wieder ergänzt werden. Bei den Kanúri trägt die Beschaffenheit ihrer feinern Haut dazu bei, dass sie auch gegen Kälte äusserst empfindlich sind und schon frieren, sobald das Thermometer unter + 25° sinkt. Bezeichnend hierfür ist die unter ihnen gebräuchliche Anrede: „ṅda tége", wie ist deine Haut? statt unsers: wie geht's? wie befindest du dich?

Am 22. November traf die Nachricht in Kuka ein, dass zwei Karavanen, die von hier nach Jola abgegangen waren, durch das Land der Margi, das unter der Herrschaft von Bornu steht, nicht passiren konnten, sondern nach Magómmeri umkehren mussten. Zugleich wurde dem Sultan gemeldet: die Städte Gebeh und Gudjbah seien von den

Fellata angegriffen worden; der Besitzer von Gudjbah, ein Katschélla, habe nicht gewagt, mit seiner kleinen Mannschaft die Stadt zu entsetzen; da sei der Bruder des Sultans, Aba-Fa, der sich gerade mit einigen tausend Mann auf einer Sklaven-Rasia befand. den beiden Städten zu Hülfe geeilt. Hier brach die Meldung ab, und es blieb ungewiss, ob der Kampf mit den Fellata inzwischen geendet und welchen Ausgang er genommen habe. Dauerten die Feindseligkeiten in dieser Provinz länger fort, so war mir der Weg über Jacoba verlegt und ich wäre genöthigt gewesen, wollte ich nicht durch die Wüste zurückkehren, über Kano zu gehen; aber auch nach Kano war der nähere Weg über Gummel im Augenblick wegen Unruhen versperrt, sodass Karavanen von Bornu nach Haussa den weiten Umweg über Sinder machen mussten.

In der letzten Woche des November erkrankte ich von neuem, und obwol sich kein Fieber einstellte, schwanden mir die Kräfte in einer Weise, die das Schlimmste befürchten liess. Gleichzeitig waren auch meine Diener wieder krank geworden, mit Ausnahme des kleinen Negers Noël und eines andern Negerknaben, den Hammed vom Sultan von Uándala als Gastgeschenk erhielt. Indess leistete uns allen auch in diesem Falle der Gebrauch von Chinin die vorzüglichsten, wahrhaft wunderbare Dienste. Sobald ich nur wieder mein Pferd zu besteigen im Stande war, ritt ich zum Sultan — er befand sich eben in seiner unfern von meinem Hause gelegenen Wohnung in der Weststadt — und erklärte ihm, wenn er wolle, dass ich Kuka lebendig verlasse, möge er mich keinen Tag länger zurückhalten. Theilnahmvoll hörte er meinen Krankheitsbericht an, worauf er mir nicht nur die Erlaubniss gab, schon den 1. December abzureisen, sondern auch die angenehme Mittheilung hinzufügte, laut neuern Nachrichten von seinem Bruder

Aba-Fa seien die Fellata verjagt und der Weg nach Jacoba wieder ohne Gefahr zu passiren.

Ich bereitete nun sofort alles zur Abreise vor. Währenddem lernte ich noch zwei Eingeborene kennen, die zu frühern europäischen Reisenden in persönlicher Beziehung gestanden und sich derselben noch mit lebhaftem Interesse erinnerten. Der eine war ein alter Katschélla und damals Commandeur der Truppen, welche die Grenze nördlich vom Waube gegen herumschweifende Tuareg bewachten; er erzählte mir, dass er mit den „wackern" Reisenden Denham und Clapperton bekannt gewesen, die zur Zeit des „grossen" Schich el-Kánemi nach Bornu gekommen seien. Der andere, Namens Jussuf Mukni, ein Sohn des einst sehr gefürchteten Statthalters von Fesan, hatte in seiner Jugend Ritchie und Lyon von Tripolis nach Mursuk begleitet und war später mit Barth über Rhat nach dem Sudan gereist. An die Sitten der nördlichen Mohammedaner gewöhnt, fühlte er sich, obgleich schon seit 20 Jahren zuerst in Haussa, dann in Bornu lebend, nicht recht heimisch unter den Negern, und er würde auch nach Tripolis zurückgekehrt sein, hielten ihn nicht die Gnade des Sultans, der es ihm an nichts fehlen lässt, und seine hier erzeugte zahlreiche Familie an Kuka gefesselt.

Durch einen Kurier aus Bárua kam die Meldung, eine von Fesan kommende grosse Karavane sei auf dem Marsche hierher und werde binnen 3 oder 4 Tagen eintreffen. Dies bestimmte mich, meine Abreise noch zu verschieben, denn ich hoffte, mit dieser Gelegenheit Briefe aus Europa zu erhalten, von wo mir nun seit fast einem Jahre keine Nachrichten mehr zugegangen waren. Am 3. December langte die Karavane an. Sie hatte unterwegs, wie ihr Chef erzählte, bei A'gadem einen harten Strauss mit räuberischen Hassun-Arabern zu bestehen gehabt. Im Jahre 1860 war nämlich eine Horde Hassun-Araber aus der Grossen Syrte

zu einem Raubzuge nach Süden aufgebrochen und nachdem sie sich Air unterworfen, durch die südliche Sahara in Kanem und von da in Uadai eingedrungen. Hier wurden sie von den Truppen des Sultans geschlagen und zerstreut. Ein Theil schlug sich raubend und plündernd wieder nach den frühern Wohnsitzen durch. Beurmann sah sie damals in einer Oase zwischen Benghasi und Fesan an sich vorüberziehen; die übrigen, welche ihre Pferde und Kamele eingebüsst hatten, blieben in Kanem und setzen von dort aus gelegentlich ihre gewohnten Razien fort. Diese, durch die Tebu-Jäger der Tintümma benachrichtigt, dass eine Karavane am A'gadem-Brunnen lagere, waren 70 Mann stark dorthin gekommen und bei Nacht auf das Lager losgestürmt. Die Módjabra hatten aber nicht versäumt, Wachen auszustellen, um sich gegen einen nächtlichen Ueberfall zu sichern; mit einer Salve aus fast 60 Flinten empfingen sie die Angreifer und nöthigten dieselben nach kurzem Kampfe, unter Zurücklassung von sieben Todten die Flucht zu ergreifen, während sie ihrerseits nur einen Mann, einen Tebu aus Kauar, verloren.

Wirklich überbrachte mir die Karavane Briefe, Zeitungen und ein paar Hefte der Geographischen Mittheilungen, doch war die Sendung von Deutschland aus nicht weniger als elf Monate unterwegs gewesen. Andern Tags bat ich den Sultan, mir die versprochenen Empfehlungsschreiben für die Weiterreise zukommen zu lassen; aber, sei es dass die angekommene Karavane seine Zeit in Anspruch nahm, oder wollte er mich absichtlich noch in Kuka zurückhalten, er sandte die Papiere nicht. Diese neue Verzögerung stellte meine Geduld auf eine harte Probe. Seitdem ich mich überzeugen musste, dass leider keine Aussicht vorhanden sei, durch Bágirmi und Uadaï weiter ins Innere zu gelangen, war mein Entschluss zur Rückkehr gefasst. Ich wollte auf dem kürzesten Wege das Atlantische Meer

zu erreichen suchen und mich dann so bald als möglich nach Europa einschiffen. Aber die Reise von Bornu bis an die Meeresküste erforderte mehrere Monate Zeit, und nur für so lange reichte meine erschöpfte Reisekasse gerade noch hin.

Erst am 11. December wurden mir die nothwendigen Legitimationspapiere gebracht und zugleich ein letzter grosser Vorrath von Lebensmitteln. Am 12. ritt ich nach der Residenz, um feierlichen Abschied zu nehmen. Der Sultan empfing mich in versammelter Nokna. Nachdem er mir noch einen europäischen Offiziersäbel geschenkt, wünschte er mir Glück zur Reise und fügte hinzu: „Sage, wenn du zu den Deinen heimgekehrt, jeder Christ werde in meinem Reiche willkommen sein.“ Ich sprach den aufrichtigsten Dank aus für das Wohlwollen und die Güte, die er mir, dem Fremdling, habe zutheil werden lassen, mit der Versicherung, dass ich überall die Grossmuth des Beherrschers von Bornu rühmen und preisen würde.

Sultan Omar ist in Wahrheit ein Fürst von toleranter und humaner Gesinnung. Bei Lebzeiten seines Vaters schon hatten Denham und Clapperton, später Barth, Vogel und namentlich Beurmann wie ich selbst einen freigebigen Beschützer und hülfreichen Freund an ihm gefunden. Ebenso weiss Nachtigal die Unterstützung, die er ihm angedeihen liess, nicht genug zu rühmen. Möchten seine Nachfolger auf dem Throne mit gleicher Milde mehr Energie und Thatkraft verbinden, damit Bornu auch in Zukunft seinen hervorragenden Rang unter den centralafrikanischen Negerreichen zu behaupten im Stande sei.

VI.

Von Kuka nach Magómmeri.

Ausmarsch. Nachtlager in Kasaróa und Mulē. Willkommen in Magómmeri. El Alamino. Eine Straussenzucht. Die Zibethkatze.

Als ich mit meiner Reisebegleitung am 13. December nachmittags durch die Strassen ritt, riefen mir die Bewohner von allen Seiten freundliche Abschiedsgrüsse zu, nur ganz einzelne Stimmen liessen sich vernehmen: „Gottlob dass er fortgeht, der Ungläubige, der Heide, der Christenhund!“ Fünf Monate waren seit meinem Einzug in Kuka verflossen, die Stadt mit ihren grünumrankten Hütten und den schattigen, stets von einer muntern Vögelschar belebten Bäumen war mir wirklich lieb geworden, und nicht ohne Bedauern kehrte ich ihr für immer den Rücken. Wie in Kuka verwenden die Kanúri in allen ihren Städten und Dörfern bemerkenswerthe Sorgfalt auf die Anpflanzung schattengebender Bäume; sie unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von den Schua, die als echte Abkömmlinge der fatalistischen Araber zwar Gott für den Schatten danken, den ihnen ein am Wege stehender Baum gewährt, aber nicht daran denken, selbst einen Baum zu pflanzen, wo es Allah nicht gefiel einen wachsen zu lassen. Kaum waren wir durch das Südthor ins Freie gelangt, so entzog der

dichte Blätterschmuck die Häuser der Ost- und Weststadt Kuka unsern Blicken.

Ich hatte meine Diener nach und nach entlassen und nur den treuen Hammed, den Marokkaner, und den Negerknaben Noël, der sich kräftig entwickelte, bei mir behalten. Mohammed Gatroni, bei dem sich das Alter sehr fühlbar zu machen begann, sollte mich noch bis Magómmeri begleiten, von da aber nach Kuka zurückkehren, um zwei von dem Dug-ma für mich in Verwahrung genommene Kisten, meine gesammelten Mineralien und Sämereien, die mir vom Sultan geschenkten Proben der bornuer Kunstindustrie und andere für die Reise entbehrliche Gegenstände enthaltend, mit der grossen Karavane, die zu Ende des Rhamadan von Bornu abzugehen pflegt, nach Fesan zu bringen und sie dort Ben-Alua zur Weiterbeförderung nach Tripolis und Europa zu übergeben. Ausserdem bildeten mein Gefolge ein berittener Kam-mai-be mit zwei Leuten, den mir der Sultan, und zwei Sklaven, die mir der Alamino durch seinen Intendanten in Kuka zur Verfügung gestellt. Zu den zwei Pferden, die ich besass, hatte ich mir ein drittes nebst zwei Lastochsen gekauft, und statt meines grossen Zeltes ein kleineres anfertigen lassen, das für die verminderten Reiseeffecten genügenden Raum bot.

Die Physiognomie der Landschaft war, seit ich sie das letzte mal durchzogen, eine völlig andere geworden. Das frischgrüne Gras war in dürres Stroh verwandelt, und der herrschende Wüstenwind hatte alle Vegetation, auch die immergrünen Büsche mit grauem Staub bedeckt. Die damals unter hohem Grase verborgene Kranka-Pflanze mit den grossen fleischigen Blättern stand jetzt frei da und in solcher Fülle, dass man Bornu für ihre eigentliche Heimat halten möchte. Gegen Abend kehrten wir in Hadj-Aba ein, wo ich diesmal recht gastlich aufgenommen, auch nicht von den Flöhen gepeinigt wurde; denn einen Monat nach

der Regenzeit verschwinden sowol die Flöhe wie die Mosquitos und Schnaken, ausgenommen in der unmittelbaren Nähe von stehendem Wasser.

In der Nacht kühlte sich die Temperatur bedeutend ab, und morgens vor Sonnenaufgang sank das Thermometer bis auf + 10°, was mir um so empfindlicher war, als in dem von Mauern und Bäumen geschützten Kuka die Temperatur nie unter + 15° herabging. Wir brachen deshalb erst um 8 Uhr 20 Minuten auf. Der Weg führte in südwestlicher Richtung durch einen dichten Wald von Ertim-, Mimosen-, Hadjilidj- und Korna-Bäumen, deren Laub ebenfalls theils grau gefärbt war, theils verdorrt am Boden lag. Alle Vögel, bis auf einzelne Tauben, Sperlinge, Raben und einen oder den andern grössern Raubvogel hatten den schon ganz und gar ausgetrockneten Wald verlassen; kein Perlhuhn sah ich mehr durch die Büsche schlüpfen. In den spärlich vorhandenen Brunnen stand das Wasser 60 bis 100 Fuss tief. Nachdem um 11 Uhr an dem Brunnen Uom-eri unser Vieh getränkt worden und um 1 Uhr einen Flintenschuss rechts von uns der bedeutende Ort Lagarétte liegen geblieben, lenkten wir gerade südlich vom Wege ab, um in dem Dorfe Kasaróa zu lagern, das wir um 2 Uhr erreichten. Merkwürdigerweise gab es hier noch sehr viel Flöhe, obgleich der Ort kein Wasser hatte, sogar der nächste Brunnen eine Stunde weit entfernt war. Ich liess mir mein Zelt aufschlagen und schickte die Leute mit den Ochsen und Pferden an den Brunnen, um die Thiere zu tränken und unsere Schläuche mit Wasser zu füllen.

Auch am folgenden Tage wurde erst um 8½ Uhr aufgebrochen. Die Nacht war noch kälter gewesen als die vorige, das Thermometer sank bis auf + 7°. Dagegen fiel jetzt in der Nacht kein Thau trotz der Nähe des Tschad-Sees, dessen Wasser doch um diese Zeit noch unvermindert hoch steht; es ist eben der Staub der Wüste, welcher nun

der Luft alle Feuchtigkeit benimmt. Immer in sandiger, dichtbewaldeter Ebene weiterziehend, gelangten wir um 10 Uhr an den Brunnen Karangúa, der eine Tiefe von 100 Fuss hat. Zehn Minuten östlich davon liegt der gleichnamige Ort, und ebenso weit westlich der Ort Gamgállergē. Um 11 Uhr überschritten wir die Grenze der Provinz Allargē. In einem der nächsten Dörfer wollte ich um 1 Uhr lagern lassen, aber die Besitzerin desselben, eine dicke Negerin, die früher Sklavin im Harem des Schich el-Kanemi gewesen war, gab vor, es sei kein Brunnen in dem Orte, und rieth uns, lieber nach dem eine halbe Stunde rechts vom Wege liegenden Dorfe Toē zu gehen. Der Ḅilla-ma (Ortsvorsteher) von Toē nahm mich sehr freundlich auf, ja er war so aufmerksam, dass er meine Hütte mit hohen Matten umgeben liess zum Schutz gegen die Kälte, die seinem Gefühl schon fast unerträglich erschien. Die Bewohner dieses Ortes, wie aller andern Orte zwischen hier und Kuka, sind Kanembu, d. h. Abkömmlinge der Bewohner Kanems, und mit dem Vater des jetzigen Sultans von Kanem nach Bornu übergesiedelt. Die Dörfer südlich von Toē aber haben eine aus Schua, Kanúri und Gámergu gemischte Bevölkerung, und zwar bilden letztere, Vettern der Uándala, welche selbst wieder mit dem Kanúri- und Kanembu-Stamme nahe verwandt sind, die überwiegende Zahl.

Auf dem Wege hierher bemerkte ich wieder eine Menge oft 5—6 Fuss hoher Ameisenhügel von eigenthümlicher Form. Kein Land dürfte so viele Ameisen haben und so verschiedene Arten wie Bornu in seinen ausgedehnten Waldungen. Die Ameisen, die meine Wohnung zu Kuka scharenweis heimsuchten, gehören zu der grossen rothen Art. Vor ihrer Gefrässigkeit und ihrem Spürsinn ist nichts Süsses sicher; den Zucker musste ich alle Tage anderswo aufhängen, sonst hatten sie ihn gleich ausgekundschaftet und

verzehrt. Aber sie beissen den Menschen nicht. Hingegen verursacht der Biss einer andern in den Häusern Kukas heimischen Art, die sich grosse Vorrathskammern von Getreide- und andern Abfällen unter dem Boden anlegt, eine sehr schmerzhafte, stundenlang bleibende Anschwellung. Eine dritte Hausameise, die jedoch auch im Freien vorkommt, ist die kleine röthliche Art. Im Walde beobachtete ich bisjetzt vier Arten: erstens die bekannte rothköpfige, von der es mehrere Unterarten zu geben scheint, indem die einen 10—15 Fuss hohe senkrechte Thürme mit runden Oeffnungen bauen, die andern ebenso hohe Haufen ohne sichtbare Oeffnungen, und noch andere nur 2—3 Fuss hohe, inwendig wie ein Schwamm durchlöcherte Kegel aufwerfen; zweitens die grosse schwarze, die ihren Bau meist unter Büschen und Bäumen anlegt, um ihn durch die Wurzeln gegen das Ausgraben des Ameisenfressers zu sichern; drittens die mittelgrosse schwarze, deren Bau sich kaum über den Boden erhebt, von dem aus aber geebnete, einige Zoll breite Wege nach allen Richtungen hin auslàufen, auf denen die Thierchen ihre Vorräthe herbeischleppen; viertens endlich die silberne oder weisse, die auch in der Grossen Wüste sehr verbreitet ist. Ein Ameisenfresser, so häufig dieses Thier hier sein soll, ist mir nie im Freien begegnet.

Am 16. December rückten wir früh um 7 Uhr aus. Nachdem wir wieder auf den Weg eingelenkt, wurde dieselbe Richtung wie am vorigen Tage verfolgt. Je weiter wir vordringen, desto dichter wird der Wald, obgleich die hohen Bäume nur durch die schwarzschattige Tamarinde vertreten sind. Eine Stunde von Toē liegt noch ein kleiner Ort, der ebenfalls Toē heisst, etwas links vom Wege, dann hört jede Spur von Anbau auf. Dagegen ist der Wald wieder reich mit Thieren bevölkert: Heerden von Wildschweinen stürzen mit krachendem Geräusch durch die

Büsche; Gazellen und Antilopen weiden zur Seite des Wegs, ohne sich durch unser Herannahen verscheuchen zu lassen; das kleine Ichneumon eilt von einem Schlupfwinkel zum andern; hier zeigten sich auch wieder grosse Ketten Perlhühner, und viele andere, meist buntgefiederte Vögel, darunter der Pfefferfresser mit seinem langen krummen Schnabel. Auf der breiten Strasse, die durch diesen Wald führt, kamen mehrere Karavanen sowie einzelne Wanderer an uns vorüber. Gegen 1 Uhr waren meine Kräfte wieder dermassen erschöpft, dass ich mich nicht länger auf dem Pferde zu halten vermochte. Unter dem schirmenden Blätterdach einer dichtlaubigen Tamarinde liess ich Rast machen. Eine Tasse Kaffee, etwas Zwieback, Koltsche und Datteln, welches Frühstück mit Ausnahme des Kaffees meine Leute mit mir theilten, und eine Stunde Ruhe frischten mir die Lebensgeister wieder an, und so konnte ich noch bis zu dem $1^1/_2$ Stunden entfernten Dorfe Mogur reiten, wo das Lager aufgeschlagen wurde.

Am folgenden Morgen fühlte ich mich wohler. Wir setzten um 7 Uhr unsern Marsch fort, gingen die erste Stunde gerade westwärts, bogen dann aber nach Südwesten um und behielten diese Richtung den ganzen Tag bei. In den Morgenstunden war es empfindlich kühl, sodass ich für nöthig fand, über meine Kulgu aus Bornu noch eine wollene fesaner Djilabe anzuziehen. Der Wald wurde nun weniger dicht, besonders das Unterholz, und obgleich die Bäume zur Hälfte ihr Laub verloren hatten, liess sich doch erkennen, dass die Vegetation hier sich zu ändern beginnt. An Stelle der Kranka und Ertim, die im nördlichen Bornu und in Kanem heimisch sind, treten jetzt andere Bäume und Sträucher. Ebenso werden Veränderungen in der Thierwelt bemerkbar. Es erscheinen neue Vogelarten, viele von schönen Farben und Formen; sehr zahlreich sind namentlich die Langschnäbler und Langschwänzer. Vor-

mittags 9 Uhr kamen wir zu dem Brunnen und Dorfe Tjíroa, und um 10 Uhr zum Brunnen Mátaram. Um 1 Uhr traf unser Weg wieder mit der grossen Strasse zusammen, von der wir indess schon nach einer halben Stunde von neuem ablenkten, um nach dem Dorfe Mulē zu gehen, das zum Nachtlager bestimmt war. Der Ort bestand nur aus drei Hütten. Hier im Süden Bornus haben die Hütten eine von der im Norden gebräuchlichen schon erheblich abweichende Form, indem die Wände aus grob geflochtenen Matten mit Moro-Stroh überwölbt sind. Im allgemeinen habe ich die Bemerkung gemacht, dass vom Innern Afrikas nach der Küste zu die Bauart der Hütten sich allmählich immer mehr vervollkommnet, bis sie zuletzt ganz in den Häuserstil übergeht. Nochmals sei übrigens bei der Gelegenheit wiederholt, dass alle von Kanúri und Kanemgu erbauten Orte bei weitem reinlicher, wohnlicher und gefälliger aussehen als die Dörfer der Schua-Araber, denen eben jeglicher Sinn für Comfort und Sauberkeit abgeht. Man bewirthete uns in Mulē mit Perlhühnern, die hier in Schlingen gefangen werden. Nebst den Hühnern halten die Eingeborenen Ratten für den feinsten Leckerbissen, daher sie ihnen mit Fallen eifrig nachstellen.

Ein dreistündiger Marsch in südwestlicher Richtung theils durch Wald, theils zwischen Feldern und an einer Reihe kleiner Ortschaften vorbei brachte uns am andern Tage vormittags 10 Uhr nach Magómmeri, dem Sitz und Eigenthum des Alamino. Noch ehe die Hütten des Orts sichtbar wurden, vernahmen wir den Schall der grossen Trommel, die Tag und Nacht vor dem Hause des Gutsherrn von Magómmeri geschlagen wird. Zugleich begegnete uns ein Trupp festlich angethaner Reiter, von einem Schmaus und Reiterspiel heimkehrend, wozu sie vom Alamino zur Feier der Beschneidung seines jüngsten Sohnes geladen waren. Ich hatte mich tags zuvor durch einen Boten bei

demselben anmelden lassen; er schickte uns daher zwei gepanzerte Reiter entgegen, die mich in seinem Namen begrüssten und uns in die bereit gehaltene Wohnung geleiteten. Es war ein grosses mit Matten umfriedigtes Gehöft, eigens, wie es schien, zum Funduk (Gastherberge) eingerichtet.

Kaum waren wir unter Dach, so erschien ein Diener des Alamino und lud mich ein, sogleich mit zu seinem Herrn zu kommen. Ohne Zögern folgte ich. Die herrschaftliche Wohnung, ziemlich entfernt von dem Funduk, ist sehr weitläufig, sie nimmt fast die ganze nördliche Hälfte des Orts ein. Man hiess mich in einen grossen Vorhof treten, in dem viele Männer um ein mit türkischen Teppichen verhängtes Bettgestell aus Delebpalmenholz im Sande hockten, die auf Einlass zu warten schienen. Hier nahm mich ein anderer Diener in Empfang und führte mich zu einem der innern Höfe. Inmitten desselben unter einem schönbelaubten Kornu-Baume lag der Herr des Hauses, in eine einfache schwarze Kulgu gekleidet und von rings aufgehäuftem Reisegepäck umgeben. Nachdem er mich herzlich willkommen geheissen, sagte er mir, er sei im Begriff sich nach Kuka zu begeben, um die Ränke seiner Feinde und Neider am Hofe zu hintertreiben, habe aber meinetwegen die Reise verschoben, denn er wisse, dass es ihm der Sultan sehr übelnehmen würde, wenn er mich nicht selbst auf seinem Territorium gastfreundlich bewirthet hätte, und er hoffe, ich werde ein paar Tage in Magómmeri verweilen. Da ich ohnedies der Ruhe bedurfte, auch an meiner Ausrüstung mehreres zu ordnen und zu vervollständigen hatte, gab ich ihm die gewünschte Zusage. Hierauf erkundigte er sich, was es Neues in Kuka gebe, und es entschlüpfte ihm dabei die Frage: „Wie hoch steht jetzt Moro dort im Preise?“ Doch ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Verzeih! Ich vergass, dass ihr euch

um dergleichen nicht bekümmert, da ihr nicht um zu kaufen oder zu verkaufen in unser Land kommt, wie die Araber und Berber, sondern nur hier euer Geld ausgebt.“ „O!“ erwiderte ich, „du bist im Irrthum, wenn du glaubst, alle Christen seien so reichlich mit Geld versehen, wie es dein Freund Abd-el-Uáhed gewesen. Mein Vorgänger Ibrahim Bei musste sich hier Geld leihen, auch ich selbst war genöthigt, wie du wol gehört haben wirst, ein Darlehen in Kuka aufzunehmen, und sinne und sorge nun beständig, ob ich mit meinem Gelde bis an das grosse Meer ausreichen werde.“ — „Gott wird schon helfen!“ tröstete er. „Gehe nur vorerst in deine Herberge und stärke dich mit den Speisen, die ich inzwischen hingeschickt.“

El Alamino, derzeit nach dem Sultan der reichste und mächtigste Mann in Bornu, besass kaum 15 Jahre vorher nichts als das Hemd, das er auf dem Leibe trug. Er ist vom Stamme der Schua-Araber und war der vertraute Diener des Hadj-Beschir, der zur Zeit von Barth's erstem Aufenthalt in Bornu allmächtiger Minister am Hofe von Kuka war. Als Abd-er-Rahman, der Bruder Sultan Omar's, sich des Thrones bemächtigte, tödtete er Hadj-Beschir und verbannte dessen Diener und Anhänger, zu denen ausser dem Alamino auch Mohammed Kománi und der jetzige Dug-ma Ibrahim gehörten. Nach kurzer Zeit wurde aber Abd-er-Rahman erdrosselt, und Omar gelangte wieder zur Herrschaft. Dieser rief die Verbannten nicht nur zurück, sondern machte Ibrahim zu seinem ersten Minister, Mohammed Kománi zu seinem Privatsecretär und obersten Kadhi des Landes und schenkte dem Alamino unter Verleihung der Kogna-Würde den grössten Theil der Güter und Ländereien, welche Hadj-Beschir besessen hatte. Einmal über so reiche Mittel verfügend, wusste der Alamino rasch seine Macht zu mehren, indem er auf eigene Hand Kriegszüge gegen die Heiden in und ausserhalb Bornus bis

nach Adamaua hin unternahm. Ganz Margi wurde durch ihn bezwungen und zu einer Dependenz des Bornureiches gemacht, und eben in den Tagen meines Aufenthalts kamen Abgesandte des Sultans von Tjibuk, einem kleinen Königreich drei Tagereisen südöstlich von Lagē, nach Magómmeri, welche eine Summe Geldes in Kattunstreifen, den Ertrag einer von jedem Bewohner dieses Landes zu entrichtenden jährlichen Steuer, als Tribut überbrachten. Wenn Barth im dritten Bande seines Reisewerks vom Alamino erzählt, derselbe sei früher ein gefürchteter Strassenräuber, dann hartherziger Polizeichef unter Hadj Beschir gewesen, so steht das in offenbarem Widerspruch mit andern Stellen, wo er dessen Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit rühmt. Mir gegenüber hat sich der Mann, wie vor mir gegen Beurmann und Vogel und später gegen Dr. Nachtigal, stets in uneigennütziger Weise gefällig und hülfreich erwiesen.

In meine Herberge zurückgekehrt, fand ich einen lächerlichen Ueberfluss von Speisen und Lebensmitteln vor: ein fettes Schaf, ein paar Dutzend Hühner, mehrere Krüge Butter und Honig, einen Korb voll Eier, grosse Schüsseln mit Reis, andere mit gebratenen Perlhühnern und mit Giraffenfleisch. Zu dem Feste am Tage vorher war nämlich ausser vielen Schafen, Kühen und Hühnern auch eine riesige Giraffe geschlachtet worden; das Thier lieferte nach Aussage der Diener nicht weniger als sechs Kamelladungen Fleisch, jede von 5 Centner Gewicht, und noch an den aufgehäuften Knochen, die mir später gezeigt wurden, konnte man seine ungeheuere Grösse ermessen.

Als Gegengeschenk übersandte ich meinem splendiden Wirth drei rothe Mützen, Pulver, Zündhütchen, Schreibpapier und nebst andern Kleinigkeiten 25 Pfund Datteln und 5 Pfund Zuckermandeln. Letztere, welche die Bornuer wie alles Süsse sehr lieben, hatte ich in Kuka von der aus

Fesan gekommenen Karavane gekauft. Da der Alamino schon früher mehrmals von mir beschenkt worden, unter anderm mit einer Doppelflinte, so hatte er diesmal, wie er mich wenigstens versicherte, nichts erwartet und zeigte sich daher sehr befriedigt von der verhältnissmässig geringen Gabe.

Nachmittags fand vor seinem Hause eine Fortsetzung des gestrigen Festes statt. Mehrere hundert Männer zu Pferde, die meisten in bunter Festkleidung, andere halb nackt und einen langen Speer in der Hand schwingend, übten wetteifernd ihre Reiterkünste, in denen die Kanúri es wol mit allen Pferde züchtenden Nationen aufnehmen können, jedenfalls aber den Arabern und Berbern weit überlegen sind. Müde vom Sehen spät abends wieder in meinem Funduk angekommen, empfing ich noch Besuch von dem ältesten Sohne des getödteten Veziers Hadj-Beschir, Namens Abd-el-Kader, der nach Gudjba gehen wollte, um dort Elefanten zu jagen. Der gesprächige junge Mann hatte von Overweg die Abenteuer Robinson Crusoë's erzählen gehört und unterhielt mich nun mit diesen, auf seine Art wiedergegebenen Geschichten.

Andern Tags machte ich einen Ritt durch das Dorf. Magómmeri, recht hübsch auf einer kleinen Anhöhe gelegen, hat gegen 4000 Einwohner, sämmtlich Sklaven oder Leute des Alamino, und eine entsprechende Zahl von Hütten. In dem umzäunten Hofe vor jeder Hütte weiden ein oder zwei Pferde, mit welchen die männlichen Bewohner ihrem Herrn auf seinen Rasien zu folgen haben. Durch den ganzen Ort gewähren angepflanzte Korna- und Hadjilidj-Bäume wohlthuenden Schatten. Die nächste Umgegend ist etwas gewellt und mit Gruppen herrlicher Tamarindenbäume bewachsen.

Auf meinen Wunsch liess mich der Alamino von einem seiner Eunuchen in den Räumen seiner ausgedehnten Be-

hausung umherführen. Durch mehrere kleinere Höfe, wo Sklavenkinder, Gazellen, Hühner und Perlhühner durcheinander liefen, kam ich in einen grossen Hof mit drei der umfänglichsten Hütten, die ich je gesehen. Es ist die Küche für den aus mehr als 500 Köpfen bestehenden Haushalt. Eine Menge junger und alter Weiber waren mit Zurichtung und Kochen der Speisen beschäftigt. Sie säuberten das Getreide von Kleie, stampften es in hölzernen Mörsern nach dem Takte eines eintönigen Negergesangs, oder rieben es auf Granitsteinen zu Mehl, kneteten Brot auf hingebreiteten Ziegenfellen, reinigten Honig vom Wachs, und setzten die kolossalen Giddra (thönernen Töpfe) ans Feuer. Ausser dieser Küche für das Hauspersonal und die täglichen Kostgänger gibt es noch einen besondern Küchenraum, in dem für den Alamino selbst, seinen Harem und seine vornehmern Gäste gekocht wird.

Wieder durch verschiedene Höfe gelangte ich in den Straussenhof, einen umschlossenen länglichen Raum, der 30 Straussenweibchen und einem Männchen zum Tummelplatz und zur Brutstätte diente. Die Thiere werden behufs Gewinnung der Federn, die man ihnen einmal im Jahre ausrupft, auf dem Hofe gezüchtet; alle die 30, von einem Männchen stammend, waren hier in der Gefangenschaft ausgebrütet und grossgezogen worden. Mein Führer zeigte mir in dem weissen Sande sieben Löcher, jedes mit 25 bis 30 Eiern, und belehrte mich, dass die Bruthennen ihre Eier am Tage frei liegen lassen und sie nur des Nachts bebrüten. Als Nahrung erhalten sie allerlei Fleischabfälle, Gras, Kräuter und mit Wasser getränkte Kleie. Obwol die Straussenzucht bei dem hohen Preise, mit dem die Federn bezahlt werden, sicher einen sehr lohnenden Ertrag liefern muss, war dies die einzige, die ich auf meinen Reisen in Afrika angetroffen. In Sella, das einst berühmte Straussenzucht gehabt haben soll, fand Beurmann nichts mehr davon

vor. In Kuka und andern Ortschaften Bornus laufen zwar einzelne Strausse zahm auf den Strassen herum, aber von einer eigentlichen Zucht und Pflege habe ich nirgends etwas bemerkt. Nördlich von der Sahara aber und in dieser selbst wird der riesige Vogel immer seltener. Der Strauss, strutio camellus, ist, wenn jung eingefangen, leicht zu zähmen und gewöhnt sich sogar an den Menschen. So erwähnt Eduard Mohr, er habe auf seiner Reise nach den Victoria-Fällen zwei Strausse längere Zeit mit sich geführt, sie dann an eine andere Karavane verkauft, und nach Monaten hätten sie ihn wiedererkannt. Im wilden Zustande lebt der Strauss meist von Vegetabilien, doch verschmäht er auch animalische Nahrung nicht; in seinem Magen und den Excrementen finden sich sowol Pflanzenreste als kleine Knochen, Theilchen von Eidechsen, Heuschrecken und andern Thieren. Merkwürdig ist, dass die Weibchen, besonders in der Wüste eine Anzahl ihrer Eier ausserhalb des Sandnestes legen und nicht mit den andern bebrüten. Diese unausgebrütet bleibenden Eier dienen der jungen Brut zur Nahrung, solange sie nicht wie die Alten in raschem Laufe weite Strecken durchmessen kann, um sich selbst das nöthige Futter zu suchen.

Zuletzt wurde ich in die Höfe geführt, welche die Rüst- und Waffenkammern sowie die Vorrathshäuser für die Lebensmittel umschliessen. Jene enthielten Lanzen, Wurfspiesse, Köcher voll vergifteter Pfeile, Panzer, Schilde von verschiedener Form und aus verschiedenen Stoffen, vom schweren ledernen bis zum leichten aus Stroh geflochtenen; ferner Sättel und wattirte Ueberzüge für die Pferde — wol zur Armirung von 1000 Reitern ausreichend. Die Vorrathshäuser waren angefüllt mit Töpfen voll Honig und ausgehöhlten Kürbissen voll Butter. Alles Getreide aber lagerte in aus Matten geflochtenen Körben, deren jeder 10 bis 15 bremer Last Getreide fassen konnte, im Freien, damit

die Würmer nicht hineinkommen; nur während der Regenzeit wird es zum Schutz gegen Feuchtigkeit und Schimmel in Thürmen von Thon aufbewahrt.

Nach Beendigung meines Rundgangs liess der Alamino eine Zibethkatze bringen, um mir das Ausleeren der Moschusdrüse zu zeigen. Die Katze befand sich in einem engen Käfig. Durch dessen Gitter wurde eine Stange gesteckt und das Thier damit eine Zeit lang gereizt. Hierauf packte ein Mann den Schwanz der Katze, zog ihre beiden Hinterbeine durch die Stäbe des Käfigs, quetschte die Drüse stark mit der Hand, stülpte sie um und schabte mit einem elfenbeinernen Stäbchen das stinkende weissliche Fett heraus. Dann wurde die Drüse mit Butter eingeschmiert, und der Hinterkörper des gequälten Thiers wieder in den Käfig gezwängt. Das gewonnene Fett that man in eine kleine lederne Büchse; es färbt sich nach einigen Tagen röthlich und wird mit der Zeit immer dunkler. Bei uns hat man das Zibethfett durch Bibergeil ersetzt; bei den Mohammedanern aber ist es noch das beliebteste Parfum, das wie Gold und die kostbarsten Essenzen mit Metkal gewogen wird. Die Zibethkatze, viverra civetta, erreicht eine Länge von gegen 2 Fuss, ohne den Schwanz, der die gleiche Länge hat. Ihr Kopf ist rundlich, die Schnauze spitz, ähnlich der des Fuchses. Das weisse Fell hat dunkelgraue Streifen, die von einer schwarzen über den Rücken verlaufenden Borste oder Mähne ausgehen, aber den Bauch weiss lassen. In der Freiheit geht die Zibethkatze nur des Nachts auf Raub aus, daher sie auch im Käfig während der Nachtstunden wie toll umherspringt. Man füttert sie mit Hühnern, Kröten und andern kleinen lebendigen Thieren, denn sie frisst, wie behauptet wird, kein geschlachtetes Fleisch.

Am dritten Tage machte ich mich zur Weiterreise fertig. Der Alamino, der mir fortwährend ungeheuere Quantitäten von Speisen schickte, hatte mich gebeten, einen

Brief an Sultan Omar zu schreiben, worin ich die in Magómmeri gefundene Aufnahme und Bewirthung rühmte, und ich erfüllte gern seinen Wunsch. Ich tauschte von ihm gegen ein Pferd, die beiden Lastochsen und eine einläufige Flinte ein Kamel ein und liess ihm, um das Gepäck noch mehr zu erleichtern, meine Matratze und einen Teppich zurück, mit der Bitte, er möge die beiden Gegenstände andern, nach mir kommenden Reisenden zur Benutzung überlassen. Beim Abschied ertheilte er mir durch seinen Fakih den Segen zur Reise.

VII.

Durch das südwestliche Bornu.

Zwei Fakih als Reisebegleiter. Provinz und Ort Karágga-Uora. Walddörfer. Weihnachten in Uassáram. Der Ort Mogodóm. Ein See. Die Städte Gudjba, Mutē und Gebē. Schlimme Lage der Grenzbewohner.

Meine kleine Karavane verliess am Abend des 21. December Magómmeri und ging nach dem eine Stunde südwestlich davon gelegenen Orte Bumbum, wo durch die Fürsorge des Alamino uns das Nachtlager bereitet war.

Vor dem Aufbruch hatte ich noch eine rührende Scene erlebt. Wie sich der Leser erinnern wird, führte mein Diener Hammed einen etwa 8 Jahr alten Negerknaben mit sich, den er in Uándala vom Sultan geschenkt erhielt. In Magómmeri bestimmte ich nun, er solle den Knaben gegen eine entsprechende Geldentschädigung an Mohammed Gatroni abtreten, damit ihn dieser mit nach Fesan nähme. Die beiden waren auch mit meiner Anordnung einverstanden. Als aber dem kleinen Edris — so hatte ich das Kind genannt — bedeutet wurde, dass er von Hammed getrennt werden sollte, fing er jämmerlich an zu weinen; er hatte sich an seinen Herrn, obgleich er ihm erst wenige Monate zugehörte, bereits aufs innigste attachirt und wollte durchaus nicht von ihm lassen, ja er musste bei unserm Abzuge

eingesperrt werden, und noch weithin vernahmen wir sein markdurchdringendes Geschrei. Zwei Jahre nachher traf ich in Tripolis wieder mit dem alten Gatroner zusammen; ich fragte ihn sogleich, was aus Edris geworden sei, und erfuhr zu meiner Genugthuung, der Knabe lebe und gedeihe bei ihm in Fesan, wo er von seiner Frau wie ein eigenes Kind gehalten werde.

Unter mehrern andern Personen schlossen sich mir zwei Fakih zur Reise nach Jacoba an. Der eine war ein Sohn des ehemaligen Kadhi Mohammed el-Habib zu Mursuk, den Lyon als hochbetagten Greis betrunken in einer öffentlichen Kneipe angetroffen. Der würdige Sohn kannte ebenfalls keinen höhern Genuss, als sich in busa oder nbul zu betrinken. Vor 20 Jahren war er nach Kuka gekommen, um dort sein Glück zu machen, aber fortgesetzt seiner Leidenschaft fröhnend, hatte er es zu nichts gebracht, sondern lebte fast ganz von Unterstützungen, die ihm der Sultan oder die Grossen Bornus, auch der Alamino, aus Achtung vor seiner Familie, in der das höchste Kadhiat Fesans seit Jahrhunderten erblich ist, dann und wann zukommen liessen. Als er einmal von jemand denuncirt worden war, der ihn in der grossen Fastenzeit hatte essen sehen, schwor er auf den Koran, er sei krank und könne deshalb die Fasten nicht halten. Ein andermal verklagte ihn ein Kogna, der in der Nokna gerade nichts anderes zu klatschen wusste, beim Sultan, er sei schon den ganzen Tag zum Aergerniss aller Gläubigen betrunken und sitze eben noch bei einer Gulla Busa. Der Sultan, welcher ein strenges Verbot gegen den Verkauf und Genuss dieses berauschenden Getränks erlassen hatte, befahl, den Frevler auf der Stelle zu holen, und herrschte ihn, als er vorgeführt wurde, an: „Schämst du dich nicht, dir nach Art der Christen und Ungläubigen einen Rausch zu trinken und so unserer Religion zu spotten?“ — „O Herrscher der Gläu-

bigen", erwiderte der verschmitzte Schriftgelehrte, „wer hat mich bei dir verleumdet! Wie kannst du glauben, dass es jemand wagen würde, in deiner Hauptstadt, unter deinen Augen Busa zu brauen und zu verkaufen!" — „Beim Propheten", sagte Sultan Omar, geschmeichelt, mit solchem Respect von seinem Verbote sprechen zu hören, „der Mann ist so nüchtern wie ich, sonst könnte er nicht so vernünftig reden." Und unser Freund ward nicht nur gnädig entlassen, sondern obendrein zur Entschädigung für die falsche Anklage mit einem Burnus beschenkt. Jetzt war ein Bruder von ihm mit Hinterlassung nur einer Tochter und eines bedeutenden Vermögens, bestehend in 60 Sklaven, mehrern hundert Stück Rindvieh u. s. w., in Jacoba gestorben. Nach mohammedanischem Gesetz muss die Tochter mit den überlebenden Brüdern des Vaters die Erbschaft theilen. Ungeachtet nun noch ein anderer Bruder in Mursuk lebte, ging unser Fakih nach Jacoba, um, wie er mir sagte, die Hälfte des Erbes in Empfang zu nehmen, und hatte schon drei Leute gemiethet, welche die auf seinen Theil fallenden Sklaven und Ochsen heimtreiben sollten. Allein ich fürchtete für den Mann, dass er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn seine Nichte war verheirathet, die mohammedanischen Gesetze aber sind biegsam und die Richter nichts weniger als unbestechlich.

Der andere Mallem, der sich zu uns gesellte, war aus Lógone gebürtig und hatte soeben auf der Hochschule in Kuka sein Doctorexamen absolvirt. Er trug eine im Lande gefertigte Kulgu, an der mehr Löcher als heile Stellen zu sehen waren; an einem Strick über seiner Schulter hing eine Kürbisflasche, ein Tintenfass und eine kleine Ledertasche, die zwei oder drei Rohrfedern, zwei schmuzige gelbe Bücher oder vielmehr zusammengeheftete, mit Suren beschriebene Blätter Papier und ein hölzernes Täfelchen enthielt. Das waren seine ganzen Hab-

seligkeiten. Als Zweck seiner Reise gab er an, er habe gerade keine andere Beschäftigung und hoffe, sich vielleicht eine neue Kulgu zu verdienen. Ich schlug ihm vor, unterwegs mein Kamel zu hüten; dafür wollte ich ihm, in Jacoba angekommen, eine Kulgu verehren; er ging aber nicht auf den Vorschlag ein, weil ihm dann keine Zeit bleiben würde, den Leuten Sprüche aufzuschreiben. Im weitern Verlauf der Reise sah ich wirklich, wie er in jedem Dorfe, wo wir anhielten, auf seine hölzerne Tafel ein paar Sprüche oder eine Sure aus dem Koran schrieb und sie den Leuten hinreichte, welche dann die Tinte davon abwuschen und tranken. Manchmal wurde ihm mit einigen Muscheln gelohnt, und bekam er nichts, so schmeichelte es doch seiner Eitelkeit, dass ihn das Volk für einen grossen Gelehrten hielt. Er rühmte sich, den ganzen Koran auswendig zu wissen, und schrieb auch geläufig die arabische Schrift, verstand aber selbst nicht ein Wort von der Sprache Mohammed's.

Am andern Morgen wurde um $7\frac{1}{2}$ Uhr abmarschirt. Eine Stunde lang hielten wir westsüdwestliche, von da an beständig südwestliche Richtung. Das Aneroid zeigte eine allmähliche, sanfte Steigung des Bodens. Trotz der schon vorgerückten trockenen Jahreszeit standen hier rechts und links am Wege grosse Wassertümpel, in denen sich viele Wildschweine wälzten; auch anderes Wild zeigte sich in ziemlicher Menge. Hier und da prangte noch eine Pflanze in so saftigem Grün wie zur Regenzeit. Mächtige Adansonien treten auf; die Basis eines Baums hatte 17 Meter Umfang, und in seinem hohlen Stamme konnte ich mich liegend bequem nach allen Seiten hin ausstrecken. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr kehrten wir in dem etwas links vom Wege liegenden Orte Lamboa ein, der schon zur Provinz Karágga-Uora gehört. Dort blieben wir über Nacht.

In den Morgenstunden des folgenden Tags verdunkel-

ten Höhenrauch und Wüstenstaub im Verein den Himmel, sodass die Sonne, als sie endlich sichtbar wurde, wie eine dunkelrothe Kugel erschien. Ueber Höhenrauch in diesen Gegenden, hier wie in Europa von Pflanzenverbrennung herrührend, haben auch frühere Reisende berichtet; unter andern schrieb Vogel („Zeitschrift für Erdkunde", 1856): „Höhenrauch ist in den bergigen Districten Bautschis sehr häufig, ganz wie in Thüringen, mit dem nämlichen jodartigen Geruche. Oft verhüllt er 4—5 Tage die ganze Gegend, bis ein heftiges Gewitter ihn niederschlägt." Wir legten an diesem Tage sieben Stunden zurück, erst zwei in westsüdwestlicher, dann drei in südwestlicher, und wieder zwei in westsüdwestlicher Richtung. Ueber leichtgewelltes Terrain kamen wir nach der ersten Stunde auf einen ebenen, mit vielen leeren Strohhütten besetzten Platz. Es ist der Marktplatz für den Ort Karágga-Uora, den wir um $9\frac{1}{2}$ Uhr erreichten; jeden Freitag verwandeln sich die leeren Hütten in Verkaufsbuden. Der hübsch gelegene Ort gehört zur einen Hälfte dem Alamino, zur andern dem Katschélla Blel. Am Eingang desselben fiel mir ein Feigenbaum wegen seiner erstaunlichen Dimensionen auf, welche die unserer stärksten Eichen übertrafen. Die Früchte, die gerade reif waren, unterscheiden sich äusserlich nicht von den Feigen des südlichen Europa, sind aber bei weitem nicht so süss von Geschmack. Gleich hinter den Ackerfeldern dieses Dorfes beginnt ein dichter Wald, durch den mein hochbeiniges und hochbuckeliges Meheri sich mühsam den Weg bahnen musste. Die Kolossalität des Kuka-Baums (Adansonia digitata) erschien mir hier um so augenfälliger, da er mit seinem Riesenhaupte noch aus der Umgebung anderer grosser Bäume so hoch herausragte. Ich möchte ihn den Elefanten der Baumwelt nennen; denn da wo der Baum sich ungehemmt entwickeln kann, entspricht der Höhe und Dicke des Stammes auch die breite Ausdehnung

seiner Aeste und Zweige. In der Nähe bewohnter Ortschaften wird freilich dieses natürliche Verhältniss zerstört; die jungen Blätter der Adansonie dienen den Eingeborenen als beliebtes Gemüse, kaum entfaltet, werden sie sammt allen Trieben und Schösslingen abgerissen. So muss das Gezweig verkümmern, und nur in diesem bedingten Sinne kann man Karl Ritter's Ausspruch, die Adansonie scheine ihre ganze Vegetationskraft auf den Stamm zu verwenden, als richtig gelten lassen. Wir passirten um 12 Uhr Kanígi und lagerten um 2 Uhr 20 Minuten in Dábole. Beide Orte liegen, nur von wenigen bebauten Feldern umgeben, mitten im Walde. Die Nachtruhe wurde mir von dreist über mich weglaufenden Feldmäusen geraubt, deren es hier in erschrecklicher Menge gab. Mein Diener Hammed erkrankte von neuem und war so schwach, dass er keinerlei Dienste zu leisten vermochte.

Durch dichten Wald, dessen Einsamkeit hier und da ein Dorf unterbricht, zogen wir am folgenden Tage 1½ Stunden west-, dann wieder 1½ Stunden südsüdwest- und schliesslich 1 Stunde südwestwärts. Das Terrain bleibt eben oder kaum merkbar gewellt, doch befinden wir uns jetzt schon ziemlich hoch über dem Tschad-See und folglich in einer etwas gemässigtern Temperatur. Weil nun auch in geringer Tiefe unter der Erde hier überall Wasser vorhanden ist, erhielt sich das Laub auf den Bäumen noch frisch und grün. Hingegen war ebenso wie in den Niederungen gleich nach dem Aufhören der Regenzeit alles Gras abgebrannt worden und der Waldboden in ein schwarzgraues Aschenfeld verwandelt. Hätten die Bäume in Centralafrika weniger saftreiche Stämme, oder wären sie so voll Harz wie fast alle Bäume in der Berberei, dann müssten sie von dem Brande des hohen Grases mit ergriffen und verzehrt werden. Ein grosser Theil Algeriens und Marokkos hat in der That auf diese Weise seine Wälder eingebüsst, und

es ist deshalb jetzt unter der französischen Regierung — für viele Gegenden leider zu spät — den Arabern aufs strengste verboten, im Walde und dessen Nähe das dürre Gras anzuzünden. Hier im tropischen Afrika aber scheint das Abbrennen des Grasbodens dem Hochwalde keinen Schaden zu thun, ich fand nur am Fusse der Bäume die Rinde vom Feuer geschwärzt. Die zurückbleibende Asche dient allerdings als vortreffliches Düngmittel, und sobald in der Regenzeit der Boden wieder befeuchtet wird, sprosst neues Grün in üppiger Fülle aus demselben hervor. Ausserdem werden Millionen schädlicher Insekten und Würmer, Heuschrecken, Ameisen, Schnecken, Schlangen u. s. w., durch die Feuergluten vertilgt. Zum ersten mal sah ich an diesem Tage die Früchte der Adansonie; sie hängen wie die Nester des Webervogels an fadendünnen Zweigen von 1—1½ Ellen Länge und gleichen in der äussern Form den Melonen, haben aber eine weiche, wie Sammt anzufühlende Schale. Die Kerne werden in Wasser zerkocht, welches dann von Leberleidenden als Arznei getrunken wird. Die Neger im Sudan sollen die Frucht auch wie die Blätter als Gemüse und zu Suppen verwenden. Um 11 Uhr traten wir in den District Uassáram ein, und kurz darauf in den gleichnamigen Hauptort selbst. Das recht stark bevölkerte Gebiet gehört dem Alamino, der durch einen vorausgeschickten Intendanten uns beim Billa-ma des Orts angemeldet und den Einwohnern vorgeschrieben hatte, wie sie uns einquartieren und verpflegen sollten. Wir fanden daher das Quartier schon in Bereitschaft gesetzt, und sobald wir abgestiegen waren, schickte mir der Billa-ma nicht nur Schüsseln voll Milch und gekochter Speisen, sondern auch ein Dutzend Hühner, 50 Pfund Butter, 25 Pfund Honig und eine Last Getreide. Es war der 24. December, Weihnachten! Um so mehr freute ich mich der reichen Gaben,

denn ich konnte nun andere beschenken und damit Festfreude um mich her verbreiten.

Den ersten Weihnachtsfeiertag ruhte ich in Uassáram, zumal auch mein Kamel einen Rast- und Weidetag nöthig hatte. Das Wetter war verhältnissmässig kühl genug — in den heissesten Tagesstunden stieg das Thermometer nicht über + 28° —, um an Weihnachten zu gemahnen; Rauch und Wüstenstaub verfinsterten den Himmel dermassen, dass erst um Mittag die Sonne den dichten Nebel zu durchbrechen vermochte. Nachdem es heller geworden, unternahm ich einen Spazierritt in die Umgebungen des Dorfs. Gut angebaute Getreidefelder wechselten hier mit Indigo-Pflanzungen, die gleichfalls gut zu gedeihen schienen. Auf den Bäumen war das Laub noch grün, die Digdigi-Pflanze, die sich lustig an den Hütten emporrankte, trieb sogar frische Blüten. Wieder vor meiner Wohnung eingetroffen, wurde ich von einem Fellata — sie selbst nennen sich Pullo und von den Arabern werden sie Fulan genannt — angeredet, der mich bat, ihn nach seiner Heimat Koringa (Gombē) mitzunehmen, indem er zur Unterstützung seiner Bitte geltend machte, die Pullo seien ja keine Neger, sondern auch weisse Männer. Die Ethnologen mögen untersuchen und entscheiden, ob die rothhäutigen Pullo wirklich der weissen Rasse oder welcher andern sie beizuzählen sind: ich nahm den neuen Vetter gern in meine Begleitung auf, denn da er fertig Kanúri sprach, rechnete ich darauf, dass er mir in seinem Lande als Dolmetscher werde dienen können.

Abends wurden wir ebenso reichlich wie am vorigen Tage mit Speisen und Lebensmitteln versorgt, alles für Rechnung des Alamino, welcher den Leuten an ihren Abgaben den Werth des Gelieferten zurückvergütet. Nach dem Essen streckte ich mich behaglich, eine Tasse Kaffee schlürfend, vor das lodernde Feuer. Auch ein Glas Bordeaux-

wein hätte mir nicht gefehlt, wenn die Kiste, die Herr Consul Botta in Tripolis gütigst an mich abgesandt, an ihre Adresse gelangt wäre; sie war aber leider von den Tebu, welche sie mit der grossen Karavane nach Kuka bringen sollten, aus Nachlässigkeit, vielleicht auch mit Absicht in Kauar zurückgelassen worden, und wer weiss, in welche unberufene Kehle der mir bestimmt gewesene kostbare Rebensaft geflossen sein mag. Ich gedachte der verschiedenen Weihnachten, die ich wie diesmal fern von den Meinigen, allein unter anders gearteten, anders denkenden und empfindenden Menschen verlebt: in Mursuk, bei den Troglodyten im Djebel Sintan, am Ued Draa, und war über dem Sinnen allmählich eingeschlummert. Da weckte mich Hammed mit dem Rufe: „Herr, der Braten ist fertig!" Meine Leute hatten mich nämlich gebeten, als sie von mir hörten, dass bei den Christen dieser Tag ein hoher Festtag sei, zur Feier desselben ihnen ein Lamm zum besten zu geben; dieses war nun geschlachtet und am Spiess gebraten worden, und ungeachtet der Masse von Speisen, die sie an dem Abend bereits zu sich genommen, wurde es noch um Mitternacht verzehrt.

Am 26. December verliessen wir 7 Uhr morgens Uassáram. Drei Stunden nördlich davon an dem directen Wege von Magómmeri nach Gudjba liegt der ummauerte Ort Gáfata. Von den sieben Stunden, die wir an dem Tage zurücklegten, liefen die ersten vier in gerader westlicher, die letzten drei in südwestlicher Richtung. Wir passirten zunächst wieder den Marktplatz von Uassáram, in dessen leerstehenden Hütten weissbrüstige Raben und Aasgeier einstweilen ihr Quartier aufgeschlagen, und kamen dann an zahlreichen Dörfern mit wohlcultivirten Saatfeldern vorüber. Der Wald hat hier dem Ackerbau weichen müssen, nur der Kuka-Baum steht mitten in den Feldern und darf seine gigantischen Glieder, frei von beengender Um-

gebung, in die Höhe und Breite ausstrecken. So ging es vier Stunden im offenen Lande fort, durch den District Kodúmba, den wir nach zweistündigem Marsch erreichten, bis zur Grenze des Districts Ingrumai. Von da an hatten wir drei Stunden lang wieder durch sehr dichten, besonders für mein Kamel fast undurchdringlichen Wald zu marschiren, ehe wir an das Reiseziel dieses Tages, nach Mogodóm, den ersten Ort im District Gudjba, gelangten. Merkwürdig, dass hier im äussersten Südwesten von Bornu ein ganz gleichlautender Name vorkommt wie der des ehemaligen Teda-Ortes in Kauar, nach welchem das dortige Mogodóm-Gebirge benannt wurde. Unser Mogodóm ist ein recht ansehnlicher Ort, der früher wahrscheinlich mit Wällen umgeben war, wenigstens sind noch Spuren eines Wallgrabens vorhanden. Die Bewohner treiben die Cultur der Baumwollpflanze in einer Ausdehnung, wie ich sie bis dahin noch nirgends angetroffen hatte.

Sobald wir am folgenden Morgen die Baumwollfelder um Mogodóm hinter uns gelassen, nahm uns abermals ein dichtes Waldrevier auf. Wir gingen zwei Stunden südsüdwestlich und lenkten dann ganz nach Südwesten um. Nach dreistündigem Marsch kamen wir mitten im Walde an einen schönen grossen See, wol eine Stunde im Umfang, der mit einer grün bewachsenen Insel darin und dem frischen Laub, das seine Ufer umkränzte, einen wirklich reizenden Anblick darbot. Die trockene Jahreszeit verlor hier gänzlich ihre ausdörrende Macht. Tausende von Wasservögeln belebten den Spiegel des Sees, und unfern von uns löschten Gazellen ihren Durst in der süssen Flut, während eine Heerde Affen, als sie uns gewahr wurde, mit ängstlichem Geschrei ins Dickicht zurückfloh. Niedergetretenes Gras und abgebrochene Baumzweige bezeichneten den Pfad, auf dem die Elefanten sich zur Tränke heranbewegen. Einen besondern Namen scheint der See nicht zu haben, denn die

Wörter „kúlugu“ und „ŋgalajim“, die man mir nannte, heissen nur überhaupt: stehendes Wasser. Weitere drei Viertelstunden brachten uns an das Bett eines Flüsschens, das einzige Rinnsal auf dem Wege von Kuka bis hierher; es hatte zwar noch Wasser, aber ein so schwaches Gefälle, dass ich die Richtung seines Laufs nicht zu erkennen vermochte. Wie ich später erfuhr, heisst das Flüsschen Ansei, kommt aus Kogu (wol Barth's „Kogher“) im Lande der Babur, also aus Süden, und wendet sich von hier an Schemgo vorbei und durch Kerri-Kerri dem Waube zu. Bevor es Kerri-Kerri erreicht, soll es unter der Erde, dort aber durch eine lange Höhle fliessen; und auch hier behält es, obzwar sein Bett in den regenlosen Monaten austrocknet, das ganze Jahr hindurch Wasser in geringer Tiefe. Aus dem Laufe dieses Flusses geht somit hervor, dass das Land der Babur zum Wassersysteme des Tschad, nicht zu dem des Bénuē gehört.

Um 11¼ Uhr zogen wir in die Stadt Gudjba ein und hielten vor dem Hause des Katschélla Abdallahi-uld-Ali-Margi, des derzeitigen Statthalters. Man geleitete uns in ein passendes Quartier, wohin alsbald der Katschélla ein Schaf und mehrere Schüsseln voll Speisen schickte. Ich übersandte ihm darauf mein Gegengeschenk zugleich mit einem Schreiben des Sultans von Bornu, in welchem er von diesem angewiesen wurde, mir die erforderliche Schutz- und Begleitmannschaft nach Koringa zu stellen. Am folgenden Tage begrüsste ich ihn persönlich in seiner Wohnung, einem Complex mit verschiedenen Höfen umschlossener Hütten und Veranden aus geflochtenen Matten. Alsdann machte ich einen Gang durch die Stadt. Gudjba hat in seinen baufälligen Mauern eine grosse Anzahl Hütten wie Häuser von Thon und zählt gegen 20000 Einwohner, die theils Bekenner des Islam, theils Heiden sind. Früher von einem eigenen Sultan regiert, der zwar noch

seinen Titel, aber keinen Einfluss mehr besitzt, steht der District jetzt ganz unter der Botmässigkeit des Sultans von Bornu.

Wir verliessen am 29. December früh 6¾ Uhr Gudjba und gingen fünf Stunden lang südwestlich, dann bis Mutē südsüdwestlich. Da die dazwischenliegenden Orte Kóreram und Dora zerstört und nicht mehr bewohnt sind, nahmen wir den kürzern Weg durch den Wald, obwol derselbe durch räuberische Ngússum unsicher gemacht wird, weshalb wir fortwährend unsere Doppelflinten und Revolver in Bereitschaft hielten. Ehe wir in den Wald eintraten, sahen wir — die Atmosphäre war an dem Tage ausnahmsweise rein — auf circa zehn Stunden Entfernung den Berg Figa oder Fika in Westsüdwesten sich erheben. Nach drei Stunden befanden wir uns auf dem Kamm der Hochebene von Gudjba; während von Magómmeri bis hierher der Boden immer sanft angestiegen war, senkte er sich nun ziemlich rasch abwärts. Hier lag auch zum ersten mal wieder Gestein, und zwar rother Sandstein, offen zu Tage. Um 3¾ Uhr erreichten wir ohne Unfall den kleinen befestigten Ort Mutē, der ungefähr auf gleicher Höhe mit Kuka, also nur wenige Fuss über dem Spiegel des Tschad-See liegt. Er präsentirt sich von aussen recht malerisch, denn aus den vielen Bäumen, mit denen er wie alle Kanúri-Dörfer bepflanzt ist, ragen einzelne Dattel- und Dum-Palmen empor, und die Palme macht stets einen angenehmern, ästhetischern Eindruck in der Umgebung von andern Bäumen als in einem einförmigen Palmenwalde. Da die Region der Dum-Palme schon einen Tagemarsch südlich von Kuka ihre Grenze hat, so mussten die Exemplare hier eigens angepflanzt sein und sorgfältig gepflegt werden. Wir zogen durch eins der beiden engen Thore in Mutē ein und blieben daselbst zur Nacht. Die Bevölkerung ist ebenfalls aus Mohammedanern und Heiden gemischt. Ihr ehemals unab-

hängiger Sultan ist jetzt dem Katschélla von Gudjba unterstellt.

Noch ermüdet von dem am vorigen Tage zurückgelegten starken Marsch gingen wir den 30. um 7 Uhr morgens weiter. Die Richtung blieb diesen ganzen Tag hindurch Südsüdwest. Gleich hinter Mutē kamen wir an einen grossen, von zahlreichen Ibissen und einigen Störchen bevölkerten kúlugu (Teich) vorüber, dann an einem Flüsschen Namens Dindeli, das vom Fika herabkommt und, nachdem es sich mit andern ebenfalls von Westen kommenden Rinnsalen vereinigt hat, dem Góngola zufliesst. Nun folgte wieder dichtbestandener Wald, anfangs nur von Talha-Bäumen, deren Blüten die Luft mit heliotropähnlichem Wohlgeruch erfüllten; später gesellten sich andere Bäume dazu, namentlich Korna mit reifen, wohlschmeckenden Früchten, und Kuka-Adansonien, doch bei weitem nicht von der Grösse wie die auf der Hochebene von Gudjba. Um 11 Uhr passirten wir das trockene Flussbett des Gúnguru, mit so steilem Ufer, dass mein Kamel beim Hinabsteigen das Gepäck verlor, und um 12 Uhr das des Konokáne; beide Flüsschen gehören zu denen, die mit dem Dindeli vereint in den Góngola münden. Von hier an tritt auch Granit zu Tage, doch erhebt sich der Boden nicht über das Niveau von Kuka.

Um 1 Uhr war unser Tagesziel, die von Wällen umschlossene Stadt Gebē, erreicht. Wir fanden ihre Bewohner in sehr kriegerischer Stimmung, selbst die kleinen Knaben übten sich eifrig im Schiessen mit Pfeil und Bogen, denn die Stadt hatte kurz vorher eine Belagerung auszuhalten gehabt. Von alters her musste nämlich Gebē einen jährlichen Tribut von zwei Sklaven an das benachbarte Gombē entrichten; weil aber ersteres in neuerer Zeit an Bornu gefallen war, verweigerte es seit drei Jahren diesen Tribut. Nun rückte der Sultan von Gombē,

Mohammed Koringa, vor die Stadt, um sie zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeit zu zwingen. Die Belagerten hielten indess tapfer stand, und als der Feind vernahm, dass Aba-Fa aus Kuka ein Heer zum Entsatz heranführe, hob er die Belagerung auf und ging eiligst über die Grenze zurück. Trotz dieser Sachlage entschied Sultan Omar von Bornu, Gebē müsse den rückständigen Tribut bezahlen.

Ueberhaupt sind die Grenzorte dieser Negerländer in übler Lage, selten finden sie genügenden Schutz vor feindlichen Ueberfällen. So hatte erst kürzlich der Katschélla von Gudjba einen Einfall in das Fellata-Gebiet gemacht und aus einem Orte, der weder zu Bornu noch zu Sókoto gerechnet wird, eine Anzahl Gefangener fortgeschleppt, um sie als Sklaven zu verkaufen oder nur gegen hohes Lösegeld frei zu geben. Besonders wird dem Sultan Omar in dieser Beziehung wol mit Recht Mangel an Energie vorgeworfen. Er hat sich von Uadaï wie von Sókoto Beleidigungen ruhig gefallen lassen, und als während meines Aufenthalts in Kuka die räuberischen Uled Sliman aus Kanem 9000 Stück Rinder von Ngigmi forttrieben, schickte er keine Soldaten zu ihrer Verfolgung und Bestrafung aus. Sollte er sich vorgenommen haben, in den letzten Jahren seiner Regierung in Frieden mit seinen Nachbarn zu leben, so könnte ihm solche Schlaffheit unter den Verhältnissen, wie sie in Bornu bestehen, leicht Thron und Leben kosten. Noch gibt es viele Anhänger der alten Sefua-Dynastie, und auch die Nachkommen seines getödeten Bruders Abd-er-Ráhman warten nur auf eine günstige Gelegenheit, die Ermordung ihres Vaters zu rächen. Nachtigal deutet in seinen Berichten aus Bornu auf den möglichen Sturz der herrschenden Familie hin und schreibt unter anderm in einem Briefe vom 14. November 1870 an die Redaction der „Zeitschrift für Erdkunde“: „Wie zu Denham's Zeit der Hof der alten Sefua-Dynastie mit seinen demoralisirten,

zu nichts mehr fähigen Hofschranzen das Land an den Rand des Verderbens gebracht hatte, so scheint mir der Hof von Kukaua (Kuka) nicht viel besser zu sein.“ Im Interesse der europäischen Reisenden wäre es jedenfalls sehr zu beklagen, wenn ein so wohlwollender Herrscher wie Sultan Omar beseitigt werden und vielleicht ein Wütherich vom Schlage des frühern Sultans von Uadaï oder des Königs von Dahomēh den Thron des Bornu-Reiches einnehmen sollte.

VIII.

Eintritt ins Reich der Pullo.

Der Fluss Góngola. Im ersten Pullo-Dorfe. Die Doppelstadt Birri. Sendung Hammed's nach Tapē an den Sultan von Kalam. Ueber die Abstammung der Pullo. Durch Duku nach der Hauptstadt Gombē.

Morgens 7½ Uhr am Neujahrstage 1867 waren wir von dem Grenzort Gebē aufgebrochen. Bis 11 Uhr blieb unsere Marschrichtung Westsüdwest, dann wendete sie sich nach Südwest bis zum Flusse Góngola, an dessen Ufer wir eine Stunde gerade gen Süden gingen, um von da noch eine Stunde wieder südwestwärts vorzuschreiten. Die Gegend charakterisirt sich durch Hügel und Wald; rechts im Norden streicht das niedrige Degal-Gebirge, und am Góngola sahen wir gerade nördlich von uns in einer Entfernung von ungefähr acht Stunden den Berg Figa auftauchen. Je mehr wir uns dem Flusse nähern, desto reicher wird die Vegetation; die Bäume auf dem durchfeuchteten Boden sind mit frischgrünem Laubwerk geschmückt wie mitten in der Regenzeit, ja ein Gürtel von fruchttragenden Palmen erfreut das Auge. Desgleichen verkünden ausgetretene Spuren von Elefanten, Löwen, Panthern und vielen andern Vierfüsslern die Nähe fliessenden Wassers. Der Góngola breitet seine Hinterwässer hier am linken Ufer weit im

Lande aus; der Strom selbst war in der Furth, durch die wir hinüberpassirten, zwar nur 2 Kilometer breit, aber reissend und tief genug, dass er unsern Pferden bis an den Bauch ging. Sein klares Wasser fand ich von vorzüglichem Geschmack und von belebender Wirkung auf meinen durch Fieber geschwächten Körper. Der Grund ist mit Kies und einer Schicht groben Sandes bedeckt; er liegt auf gleicher absoluter Höhe mit Kuka. Eine Stunde unterhalb von hier biegt der bis dahin direct südwärts gerichtete Lauf des Flusses nach Südosten um. Zuerst wurde der Góngola von Vogel besucht, der ihn auch Góngola nannte. Barth meint, es sei dies nicht sein wirklicher Name, sondern der Name eines Stammes; wäre das richtig, dann müsste er „Fluss der Góngola" heissen, was aber nicht der Fall ist.

Um 1½ Uhr kehrten wir in dem ersten Pullo-Dorfe ein; es heisst gleich dem südlich davon sich hinziehenden Gebirge ebenfalls Góngola.

Das Reich der Pullo besteht, wie das der Kanúri, aus einer Menge kleinerer und grösserer Sultanate, die alle dem Sultan von Sókoto unterthan sind. Sókoto ist die gegenwärtige Hauptstadt, deshalb wird jetzt häufig das ganze Reich so genannt; die Residenz kann aber leicht einmal anderswohin verlegt werden, und dann würde auch der Name des Landes sich wieder ändern. Und nicht blos nach dem Namen der Hauptstadt, auch nach dem Namen des regierenden Fürsten pflegen die Neger ein Land zu benennen; so hörte ich Kalam immer Koringa nennen, weil dessen Sultan Mohammed Koringa heisst, während dasselbe Land bei Barth Bóberu genannt wird nach dem damaligen Sultan Bóberu, dem Grossvater Koringa's. Erst einige Tage vor meiner Ankunft in Góngola war Sultan Hamedo von Sókoto gestorben und sein Neffe Alio, der Sohn seines verstorbenen Bruders Bello, zur Regierung gelangt. Alle Sultane des Landes, sagte man mir, begeben sich nun nach

Sókoto, um dem neuen Herrscher zu huldigen, und ich würde daher wahrscheinlich Mohammed Koringa nicht in Gombé antreffen.

Ich war in Kuka darauf vorbereitet worden, dass im Reiche der Pullo auf Gastfreundschaft nicht zu rechnen, aber der Bedarf an Lebensmitteln in jedem Orte billig zu haben sei, und in der That kamen, sobald wir uns gelagert, Weiber mit Körben und Schüsseln auf dem Kopfe herbei, die Ngáfoli, Moro, Bohnen und Koltsche zum Kauf anboten. Gegen Muscheln, welche hier die einzige Geldmünze sind (in Bornu nimmt man Muscheln nur in den grossen Städten neben Kattunstreifen als Geld, doch dehnt sich ihr Gebrauch immer weiter aus: so wurden sie jüngst auch in Bágirmi, wenigstens in dessen Hauptstadt Másseña, als Zahlmittel eingeführt), erhandelte ich von ihnen Mehl, Gemüse und einige Hühner. Zugleich mit uns und unter dem Schutze unserer Flinten war eine Karavane, die Salz und Rinder zum Verkauf brachte, über die Grenze hierhergekommen. Sie lagerte dicht neben uns, damit man glauben sollte, sie gehöre zu meinem Reisegefolge, und so ihre Waare zollfrei passiren liesse. Sonst wird für die von Bornu ins Land kommenden Producte ein Eingangszoll erhoben, für ein Pferd oder Rind 20 Muscheln, für ein Schaf oder eine Ziege 10 Muscheln, von jeder Kopflast Salz ein gewisses Quantum in natura. Der Import von Vieh und Salz aus Bornu ist bedeutend, da die Pullo wenig Viehzucht treiben, namentlich Pferde fast gar nicht züchten, und das Salz, welches sie aus der Asche des Runo-Baums gewinnen, dem, das in Nordbornu aus der Suak-Asche gekocht wird, an Güte bei weitem nachsteht.

Die Bevölkerung von Góngola, etwa 1200 Seelen stark, gehört dem Pullo-Stamme an und redet auch die Pullo-Sprache, ist aber infolge der Vermischung mit den angrenzenden Kanúri wie mit den Ureinwohnern des Landes, den

Haussa, äusserlich kaum mehr von den Negern zu unterscheiden: eine Wandelung, die sich beim grössten Theil der Fellata vollzieht, da sie fast nirgends unvermischt beisammen wohnen, sondern über sehr weite Gebiete vertheilt sind.

Nach einer im Freien verbrachten kalten Nacht — vor Sonnenaufgang fiel das Thermometer bis auf + 5° — setzten wir uns morgens 7 Uhr wieder in Marsch, bis auf wenige Grad die direct westliche Linie verfolgend. Vom rechten Ufer. des Góngola an steigt das Terrain ziemlich rasch, und von allen Seiten erheben sich schön bewaldete Berge aus Sandstein, mitunter auch aus Kalk. Um 9½ Uhr an den Ausgang eines Engpasses gelangt, der mit einem Thor und einem starken Steinwall verschlossen wird, sahen wir in einem Thalkessel die hochummauerte Stadt Begē vor uns liegen. Ihre Hütten, aus der Ferne nicht sichtbar, sind durch einen Wald von Palmen überragt, sodass man glauben könnte, einen Ksor in der Sahara vor sich zu haben, zeigte nicht ein Blick auf die dazwischenstehenden Gunda-Bäume und auf die grünbewachsenen Berge ringsum, dass man sich in der Tropenzone des waldigen Afrika befindet. Nur nach Südwesten schweift der Blick über das Thal hinaus, bis die Aussicht fern am Horizont durch die Hochebene von Birri begrenzt wird. Wir zogen ohne Aufenthalt zwischen Tabacks- und Baumwoll-Pflanzungen an der Stadt vorbei. Dicht hinter Begē führt ein Weg ab nach dem circa 5 Stunden westlich entfernten Orte Náfata. Nach einem weitern Marsch von 2½ Stunden erreichten wir die untere Stadt Birri, ebenfalls in einem Thalkessel gelegen, und blieben daselbst zur Nacht. Man gewährte uns gegen Bezahlung in Muscheln Quartier und gute Verpflegung. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 1500 belaufen mag, Mohammedaner, doch frei von Fanatismus, sind Fellata, aber stark mit Negerblut vermischt

und daher meist von schwarzer Hautfarbe. Ich erfuhr hier, dass Mohammed Koringa seine Hauptstadt Gombē verlassen habe, um weiter südlich eine Rasia auf Sklaven auszuführen.

Andern Tags wurde um 7 Uhr aufgebrochen. Wir stiegen erst durch einen 10 Minuten langen Engpass zur obern Stadt Birri hinauf, die zweimal so gross ist wie die untere, gingen deren äussere Mauer entlang und kamen durch einen etwas breitern Pass auf die in südwestlicher Richtung sanft ansteigende Hochebene. Das Gestein, das aber nur an wenigen Stellen zu Tage tritt, ist grober Sandstein; im ganzen ist der Rücken des Plateaus mit ausserordentlich dichtverwachsenem Walde bedeckt. Um meinem Kamel einen Durchweg zu öffnen, mussten oft Aeste, ja Bäume abgehauen und beiseite geschafft werden; seine Ladung zerriss an den Dornen der Akazien- und Lotos-Bäume, und uns Reitern schlug das hohe Gras über den Köpfen zusammen. So brauchten wir 7 Stunden bis zu unserm nicht mehr als 5 Kamelstunden entfernten Lagerorte, dem ärmlichen Walddorfe Uaua. Dort angekommen, ward mir gesagt, Mohammed Koringa lagere in dem Oertchen Tapē, das ungefähr 10 Stunden südlich von Uaua liege. Auf diese Nachricht schickte ich Hammed in Begleitung des Kendjam (Reiters) von Gudjba dahin ab, mit dem Auftrage, dem Sultan meinen Gruss zu entbieten und die Geschenke, die ich für ihn bestimmt hatte, zu überreichen, sodann auf dem kürzesten Wege nach Uaua zurückzukehren, wo wir bis zu seiner Wiederkunft bleiben würden.

Die Dorfbewohner verkauften mir gegen Muscheln Getreide, Gunda-Früchte und Holz, das beim Verbrennen einen angenehmen Duft entwickelte, ähnlich wie das von den Türken und Arabern zum Räuchern verwendete Gomári-Holz. Fleisch verschafften wir uns durch Schiessen

einiger Waldtauben. Meine Hütte gewährte am Tage Schutz gegen die Sonnenstrahlen, welche jetzt noch nachmittags die Luft bis auf + 30° im Schatten erwärmten, und in der Nacht vertrieb ein tüchtiges Feuer die Kälte der Hochebene.

Ich bewunderte hier wieder die Thonbauten der Ameisen, gothische Thurmspitzen von 15 Fuss Höhe und darüber. Zu den früher aufgezählten Ameisenarten tritt westlich von Gudjba noch eine neue hinzu. Kleiner als jene, welche die gothischen Bauten aufführt, baut sie 2—3 Fuss hohe Kuppeln oder Gewölbe im byzantinischen Stil; diese Kuppelbauten sind von aussen festgeschlossen, scheinbar ohne jeglichen Zugang, im Innern aber wie ein Schwamm durchlöchert. Beide Arten lassen sich am Tage nicht blicken, sondern schaffen nur in der Morgendämmerung vor Sonnenaufgang an ihrer künstlichen Architektur.

Am dritten Tage, 5. Januar, gegen Mittag kehrte Hammed von Tapē zurück. Der Sultan Koringa hatte meine Botschaft freundlich aufgenommen und liess mir sagen, ich möchte ihn in seiner Hauptstadt Gombē erwarten, wo er nach acht Tagen einzutreffen gedenke. Im Lager bei ihm befand sich sein Verbündeter, der Sultan von Messauda; diesem gab er einen Theil meiner Geschenke, unter anderm eine Harmonica. Die beiden Fürsten waren gemeinschaftlich auf den Menschenraub ausgezogen und hatten zunächst vor, den Ort Katúnga, einen Tagemarsch südlich von Tapē, zu überfallen und auszuplündern. Als Hammed sich verabschiedete, befahl Mohammed Koringa einem Mann aus seinem Gefolge, er solle mitreiten, in Duku Getreide für uns requiriren und dasselbe von dort nach der Hauptstadt bringen lassen.

Ueber den Weg zwischen Uaua und Tapē berichtete mir Hammed: Den ersten Tag hatte er ungefähr 5 Stunden in gerader Südrichtung zurückgelegt; nachdem er

2 Stunden von Uaua den Ort Komē passirt, übernachtete er in dem Dorfe Djori. Von da ritt er am nächsten Morgen 6 Stunden südöstlich, überschritt nach der vierten Stunde das Rinnsal des Kelli-Flusses, der von Süden kommend östlich dem Góngola zuströmt, und erreichte Tapē gegen Mittag. Zurück zu nahm er bis Komē eine andere, etwas nähere Tour. Nach den Angaben der Bewohner von Uaua liegt eine Tagereise südlich von ihrem Dorfe der Ort Kafaráti, eine Tagereise südwestlich der Ort Kúndulu, eine Tagereise östlich der Ort Delláu und zwei Tagereisen südlich der Ort Bode.

Am 6. Januar früh 6¾ Uhr ging es wieder vorwärts. Immer noch war der Wald so dicht, dass er unserm Durchkommen grosse Schwierigkeiten entgegensetzte. Wir hielten die Richtung von 160°, gelangten um 9 Uhr zu dem neuangelegten Dorfe Ssuka und kreuzten um 10 Uhr eine Strasse, welche die beiden Orte Gambē und Ualul miteinander verbindet; ersterer blieb 2 Stunden nördlich, letzterer 3 Stunden südlich von uns entfernt. Schon eine Stunde hinter Uaua überschritten wir den höchsten Punkt der Hochebene von Birri; die Abdachung ist jedoch eine sehr sanfte, sodass ich sie nur mittels des Barometers wahrnahm. Jetzt zeigte sich am nordwestlichen Horizont der niedrige Rücken des Kalam-Gebirges, und bald darauf zogen wir in den von hohen Litha-Bäumen beschatteten Ort Tinda ein. Wieder hatten wir in 7 Stunden nur 5 Wegstunden zurückgelegt.

Tinda war der erste Pullo-Ort, wo man uns gut bewirthete. Die Einwohner brachten unaufgefordert Schüsseln voll Milch, Yams, Koltsche, Morobrei nebst Hühnern und andern Lebensmitteln ins Lager; ich erfreute sie dagegen durch Gaben von Salz und einigen Taschentüchern. Gastfreundschaft ist bei den Pullo nicht vorgeschriebene Sitte wie bei den mohammedanischen Völkern, aber sie erweisen

sich darum nicht minder, vielmehr in besonders anzuerkennendem Maasse gefällig und hülfreich gegen Fremde. Nirgends auch geniesst das Eigenthum der Reisenden so vollkommene Sicherheit; vor einem von Pullo bewohnten Dorfe kann man die Pferde und Kamele sammt allem Gepäck unbeaufsichtigt im Freien lassen, ohne besorgen zu dürfen, dass etwas davon entwendet werde. Und wie gegen Fremde bewähren sie im Verkehr unter sich, in ihrem Familien- und Gemeindeleben die Grundsätze gegenseitiger Billigkeit und Verträglichkeit, daher das sogenannte Sókoto-Reich zu den friedlichsten und wohlgeordnetsten Innerafrikas gehört. Zur Zeit als Clapperton zuerst Sókoto besuchte, soll der Staat fester organisirt gewesen sein, als er später von Barth und von mir gefunden wurde; vielleicht war der damalige Herrscher eine energische Persönlichkeit, welche die Theile mit kräftiger Hand zusammenzuhalten wusste.

Die Fragen über Abstammung, Herkunft und Verwandtschaft der Pullo (oder Fullo, Fullan, Fellata) sind noch ungelöst, da sie selbst keine geschichtlichen Documente besitzen und diejenigen anderer afrikanischen Völker, welche der Pullo erwähnen, nicht die geringste Auskunft darüber geben. Es ist ebenso gut möglich, dass sie vom Westen oder von Nordosten aus dem Nilthal eingewandert, als dass sie, wie Barth meint, von Osten her ins Innere gekommen sind. Nur eine tiefere vergleichende Durchforschung ihrer reichen, wohlklingenden und biegsamen Sprache, des Fulfúlde, dürfte im Stande sein, auf die Spur ihrer Verwandtschaft mit andern Völkerrassen zu leiten. Eichthal glaubt sie mit den Malaien verwandt, Richardson und Clapperton lassen sie aus Vermischung der Araber mit Negern hervorgegangen sein; beide Hypothesen aber werden von Sprachforschern verworfen. Das Gebiet, auf welchem heutzutage die Pullo ihre Wohnsitze haben, ist ein sehr weit ausgedehntes; dennoch muss ich Barth's

Angabe, dass auch in Tuat von alters her Pullo ansässig seien, durchaus widersprechen. Er hielt die dortigen Mischlinge von Arabern oder Berbern und Negern irrthümlich für Pullo. Einzelne der letztern mögen wol so weit nach Norden gehen, und viele junge Pullo-Mädchen werden in die Harems verkauft, allein wirkliche Ansiedelungen von Pullo gibt es in Tuat nicht.

Wo sich die Pullo unvermischt erhalten haben, da ist ihre Hautfarbe gelb wie matte Bronze, der Körperbau wohlproportionirt und die Gesichtsbildung der der kaukasischen Rasse entschieden sehr nahe stehend: etwas niedere Stirn, mitunter breite, doch nie platte Nase, schmale, nicht wulstige Lippen, keine hervortretenden Backenknochen, ausdrucksvolle schwarze Augen, dazu starker Bart und glänzend schwarzes, zwar krauses, doch langes Haar. Jedenfalls sind sie bei weitem der schönste Menschenschlag von Centralafrika. Die Männer tragen ein weisses, oben vielgefälteltes Kattunhemd mit langen weiten Aermeln; die Frauen winden ein Stück Baumwollenzeug, aus Streifen zusammengenäht, um die Hüfte, sodass der Oberkörper vom Nabel an unbedeckt bleibt; die jungen Leute gehen bis auf einen Schurz vor der Scham ganz nackt.

Höchst wahrscheinlich waren die Pullo ursprünglich ein viehzüchtendes Nomadenvolk und lernten erst von den Haussa Getreide und Gemüse bauen, sie haben aber darin, wie in andern Arbeiten ihre Lehrmeister übertroffen. Neben dem Landbau treiben sie auch jetzt noch etwas Rindviehzucht, die weiter nach Süden ganz aufhört. Sie bereiten gleich den Negern gute Butter, haben es aber nicht bis zur Käsebereitung gebracht, wie überhaupt in ganz Afrika nur die Araber, Berber und Abyssinier Käse zu bereiten verstehen. Die Hütten der Pullo und der Haussa bestehen wie die im südlichen Bornu aus Thonwänden und einem

bienenkorbförmigen Dache, und obwol die Wände hier viel dünner sind, leisten doch ihre Hütten infolge des bessern Materials und der dauerhaftern Arbeit stärkern Widerstand gegen die Einflüsse der Witterung als die Wohnungen der Kanúri. Ihre Wasserkrüge, Esstöpfe, Matten und sonstigen Geräthe zeugen von der Geschicklichkeit und dem Farbensinn der Verfertiger; ich sah Matten in Mannshöhe von zierlichem Geflecht und geschmackvoller Zusammenstellung der Farben, die mit 4—5000 Muscheln oder einem Mariatheresienthaler bezahlt werden.

Wir verliessen das gastliche Tinda am 7. Januar früh 7 Uhr in der Richtung von 280° und wandten uns nach einer Stunde gerade westwärts. Durch dichten Wald und an mehreren kleinen Ortschaften vorbei gelangten wir um 9 Uhr zu dem Dorfe Báluru, wo ein kolossaler Litha-Baum, dessen Stamm wie ein Bündel Faschinen aussah, meine Aufmerksamkeit erregte. Die Luft war wieder durch Wüstenstaub so verfinstert, dass man nicht im Stande war, Gegenstände in einiger Entfernung zu unterscheiden. Hart am Wege erheben sich rechts und links niedrige Hügel, und wie ich aus meinem Aneroid ersah, neigte die Strasse immer noch langsam abwärts. Um 11 Uhr ritten wir in die auf Kalkboden liegende, von Ringmauern und doppelten Gräben umschlossene Stadt Duku ein. Sie übertrifft Kuka an Umfang, zählt aber schwerlich mehr als 15000 Einwohner, denn innerhalb der Mauern befinden sich grosse Gärten und unbebaute Plätze. Auf einem der letztern wurde gerade Markt abgehalten, der indess nicht von Bedeutung zu sein scheint. Der von Mohammed Koringa mitgesandte Reiter hatte hier das Frühstück für uns bestellt; da ich aber noch bei zeiten Gombē erreichen wollte, stieg ich nicht vom Pferde, sondern liess den Marsch ohne Aufenthalt fortsetzen.

Hinter Duku fängt der Wald an lichter zu werden;

die stachlichten Mimosen und Korna-Bäume verschwinden mehr und mehr, und der prächtige Runo-Baum tritt an ihre Stelle. Nach einer Stunde überschritten wir das Rinnsal des Alhádi, und wieder nach einer Stunde das trockene Bett des Gana, die beide von Südwest nach Nordost dem Gombē-Flusse zufliessen. Nun öffnete sich eine weite, blühende, mit zahlreichen Dörfern und Weilern geschmückte Landschaft, in der die Hauptstadt von Kalam malerisch zwischen Hügeln und Bergen vor uns lag. Eine letzte Marschstunde brachte uns an das Ziel. Wir zogen vor die Wohnung des Sultans und wurden von dessen Bruder in das für uns bestimmte Quartier gewiesen, das aus vier Hütten bestand. In diesem Quartier fand ich zum ersten mal sogenannte Feuerbetten, lange, hohle Kasten von Thon, die in den Wintermonaten des Nachts mit Holz oder Kohlen wie ein Backofen geheizt und, mit einer Matte überdeckt, von den fröstelnden Negern als Schlafstätte benutzt werden. Gombē, eine grosse, mit gut unterhaltenen Mauern und Gräben umgebene Hüttenstadt — ich bemerkte kein einziges Haus — mag wol 20000 Einwohner haben, von denen die Mehrzahl Pullo, die übrigen Kanúri- und Haussa-Neger sind.

Unser Fakih aus Mursuk traf in Gombē seine Nichte an und erfuhr von ihr, dass die Erbschaft, nachdem die Schulden des Erblassers bezahlt worden, sich von 60 Sklaven auf 3 und von 100 Stück Rindvieh auf 100000 Muscheln reducirt habe, welcher Rest bis zum Austrag der Sache beim Gericht deponirt sei, daher es ihm nichts nützen würde, nach Jacoba zu gehen. Er musste also mit seinen gemietheten Leuten leer nach Kuka zurückkehren. Was ihn aber im Augenblick noch mehr schmerzte als die getäuschte Hoffnung, war, dass er, weil eben das Ramadhan-Fest begonnen hatte, unter den strenggläubigen Pullo während dieser Zeit das Nbultrinken einstellen musste.

Das Getreide, das aus Duku für uns geliefert werden sollte, war nicht angekommen, auf dem Markte von Gombē aber gab es des Ramadhan-Festes wegen weder Getreide noch sonst etwas zu kaufen. Deshalb beschloss ich, die Zurückkunft Mohammed Koringa's in seine Residenz nicht abzuwarten, sondern schon am nächsten Tage weiterzugehen. Der Bruder des Sultans und der Kaiga-ma suchten zwar meine Abreise zu hindern, indem sie den Eingeborenen, die ich an Stelle der bisher von mir benutzten Leute des Fakih miethen wollte, das Mitgehen bei Strafe verboten, allein ich liess mich dadurch in dem einmal gefassten Entschlusse nicht wankend machen. Morgens am 9. Januar wurde unser Kamel beladen, und da Hammed wieder so am Fieber litt, dass er nicht zu Fuss gehen konnte, übernahm ich selbst das Amt des Treibers und gab dem kleinen Noël mein Pferd.

So zogen wir um 8 Uhr 20 Minuten aus dem Thore von Gombē. Draussen boten mir zwei Kanúri ihre Dienste an, der eine als Führer, der andere als Kameltreiber. Beide verstanden sowol die Pullo- als auch die Haussa- und die Bolo-Bolo-Sprache, welche Sprachen in den südwestlichen Ländern, die ich nun zu passiren hatte, die vorherrschenden sind. Gern bewilligte ich deshalb ihre Forderungen: 6000 Muscheln an den Führer, welche sein ihn begleitender Vater sofort in Empfang nahm, und nur 1500 Muscheln, in Jacoba auszuzahlen, an den Treiber, obwol diesem eigentlich das schwerste Geschäft zufiel. Wir marschirten eine Stunde in gerader südwestlicher, dann $2^1/_2$ Stunden in südsüdwestlicher Richtung. Dank dem Segen des immer fliessenden Stromes gleicht die ganze Gegend einem anmuthigen Park, dessen grüner Rasenteppich nirgends daran erinnerte, dass die Regenzeit schon seit Monaten vorüber war. Scharen von Vögeln nisteten in den belaubten Bäumen, und gravitätisch stolzirte der

Rinderhüter, der sich zur Regenzeit auch in Kuka häufig sehen lässt, hinter den grasenden Kühen einher. Begreiflicherweise haben auf dem immer durchtränkten, fruchtbaren Boden die Menschen sich ebenfalls in Menge angesiedelt. Am rechten Ufer des Flusses folgen dicht nacheinander die Dörfer Lambda, Galdjigína, Kolombári, Tjúari und Auáni, und das linke ist gewiss nicht minder stark bewohnt, nur konnte man wegen der grossen Ausdehnung der Hinterwässer dieses nicht so weit übersehen, zumal Waldrauch und Wüstenstaub die Fernsicht verdunkelten. Mehrere Canoes von ausgehöhlten Baumstämmen bezeugten, dass selbst bei hohem Wasserstande der Verkehr zwischen beiden Ufern nie ganz unterbrochen sein mag.

IX.

Im Reiche Bautschi (Jacoba).

Ueberschreitung der Grenze. Burriburri. Die Bolo-Neger. Ein Pseudo-Scherif. Ankunft in der Hauptstadt Garo-n-Bautschi. Ritt nach Keffi-n-Rauta. Besuch beim Lámedo. Oeffentliche Audienzen. Die Lagerstadt Keffi-n-Rauta.

Der Fluss Gombē bildet die Grenze zwischen den Reichen Kalam und Bautschi oder Jacoba. Wir setzten um 12 Uhr auf das rechte Ufer desselben über und erreichten bald die in weitem Umfange von Mauern umgebene Bautschi-Stadt Burriburri, die indess, da neben den Hütten grosse Felder und Gärten sich ausbreiten, wol nicht mehr als 5000 Einwohner zählt. Letztere sind sämmtlich Kanúri; sie reden die Sprache ihrer Stammesgenossen in Bornu, wissen jedoch nichts von der Gastfreundschaft, wie sie dort gegen Fremde geübt wird; ich sah mich sogar genöthigt, zum Schutz gegen Diebe des Nachts Wachen vor unserm Lager auszustellen. Der Ortsname Burriburri oder Berriberri kommt in diesen Theilen Afrikas nicht selten vor, und man kann mit ziemlicher Gewissheit annehmen, dass alle so benannte Ortschaften von Kanúri gegründet und bewohnt seien. Sporadisch sind die Kanúri bis zum Niger und Bénuē hin verbreitet.

Andern Tags, den 10. Januar, kamen wir wegen der Schwierigkeit des Weges nur 2 Stunden in südwestlicher

Richtung vorwärts. Mehrmals warf das Kamel die Ladung ab, die Stricke zerrissen, die Säcke platzten, und vieles von meinen Sachen wurde beschädigt. Indess gewährte die reizende Umgegend von Burriburri vollen Ersatz für diese Widerwärtigkeiten. Das Bild, das sich mir hier in der Morgenfrühe darbot — im Vordergrunde der vom Süden kommende Fluss, dann dessen jenseitiges sanftgewelltes und grünbewaldetes Ufer mit den zahlreichen Hüttendörfern, am östlichen Horizont zwei hintereinander aufsteigende Bergketten, alles mit dem blauen Duft des Waldrauches umschleiert — konnte mich an die Porta Westphalica des heimatlichen Weserstroms versetzen, wenn anders der Blick auf die fremde Vegetation, die Form der Hütten, die fetten Buckelrinder, die mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Neger eine Täuschung der Art hätte aufkommen lassen. Wir näherten uns, während das Terrain immer hügeliger wurde, dem Gabi-Flusse, der aus Südwesten vom Djaránda-Gebirge herabfliesst und in den Gombē-Fluss mündet. Als wir ihn erreicht und überschritten hatten, blieben wir, um die Schäden der Ladung auszubessern, in einem der an seinen beiden Ufern liegenden Dörfer, die alle Gabi genannt werden. Es bestand aus äusserst ärmlichen, schmuzigen Hütten und war von Bolo-Heiden bewohnt. Die Bolo reden eine eigene Sprache und haben stark aufgeworfene Lippen, doch weniger dunkle Hautfarbe als die Bágirmi. Die Männer, gross und kräftig von Gestalt, scheren sich den Kopf nicht kahl, wie die Kanúri, Bágirmi, Haussa und andere Negerstämme, sondern tragen ihr volles Haar. Die Frauen sind klein und corpulent und binden das Kopfhaar von hinten nach vorn in eine hochgethürmte Wulst zusammen. Man räumte uns freundlich eine von den schmuzigen Hütten ein, bekümmerte sich aber sonst nicht viel um die Gäste. Abends ging ich an den Fluss. Der Gabi hält das ganze Jahr hindurch Wasser, um diese Zeit frei-

lich nur einen schmalen Streifen; ich fand es klar und süss. In dem groben Kiessande des Grundes führt er viele Plättchen Marienglas mit sich, die in der Sonne wie Gold schimmern, und sein breites Bett enthält mächtige Blöcke von Granit, weiter abwärts auch von Kalk- und Sandstein. Heerden von Pavianen und Meerkatzen beleben die immergrünen Ufer.

Am folgenden Tage wurden wieder kaum 4 Wegstunden zurückgelegt. Nachdem wir die erste Stunde südwestlich einen volkreichen Landstrich, hierauf südlich einen Wald, gleichfalls an vielen bewohnten Dörfern vorbei, durchzogen hatten, galt es, ein äusserst zerklüftetes und unwegsames Gebirge mit unserm Kamel zu übersteigen. Oft mussten wir dem Thiere seine Ladung abnehmen und alles einzeln auf unsern Köpfen tragen, damit es die steilen Pässe erklimmen konnte, und es war selbst zu verwundern, wie es unbelastet die Mühen und Hindernisse des Weges überwand. Je nach der Beschaffenheit des Terrains bogen wir im Zickzack bald rechts, bald links von der geraden Richtung ab, hielten uns jedoch im allgemeinen südwestlich. Wie in der Kabylie fehlt es auch hier mitten im Gebirge nicht an Dörfern, theils keck von schroffen Höhen herabschauend, theils hinter Felsblöcken versteckt liegend. In einem derselben, wo wir anhielten, um nach dem besten Wege zu fragen, wurden wir mit Tamarindenwasser bewirthet und zum Absteigen eingeladen. Die Oberfläche der Berge bestand anfangs aus Kalk- und Sandstein, später trat grobkörniger Granit zu Tage. Unter der reichen Baumvegetation herrschten die Mimosen vor, und zum ersten male begegnete mir hier der Candelaber-Baum, ein riesiger Cactus mit ganz eigenthümlichen Formen. Durch Vogelstimmen aller Art und das heisere Geschrei der Affen war die Waldeinsamkeit belebt. Gegen Abend kehrten wir in dem Bergdorfe Djaro ein. Obwol

uns mehrere seit dem Frühjahr leerstehende Hütten zur Verfügung gestellt wurden, lagerten wir, aus Furcht vor Skorpionen und anderm Ungeziefer, im Freien unter einem breitästigen Runo-Baume. Es sollen viele Panther und Leoparden in der Gegend hausen; wir unterhielten deshalb in der Nacht grosse Feuer, ich wurde jedoch durch nichts als dann und wann durch das Geheul hungeriger Hyänen im Schlafe gestört.

Am 12. Januar vollbrachten wir einen sechsstündigen nach Südwesten gerichteten Marsch in wilder Gebirgsgegend. Wir passirten im Aufsteigen eine Menge nach Osten strömender Wässer und hatten vom Orte Barē an im Westen eine Reihe von Bergen zur Seite, deren höchste, südliche Spitzen, der Súngoro- und der Kobi-Berg, nach meiner Schätzung sich 1500 Fuss über das Plateau erheben. Zwischen und auf den Felsen fanden wir auch hier noch zahlreiche Dörfer. Ihre Bewohner, Bolo-Neger von schwarzer, nur bei einigen, wol infolge der Vermischung mit den Fulan, etwas hellerer Hautfarbe, gingen nackt. Die Männer, robuste und gedrungene Gestalten, hatten wenigstens kleine Schurzfelle von ausgefranstem Leder vorgebunden. Die Weiber aber, alte wie junge, waren ohne alle Bekleidung, während sehr breite Ringe von Silber, Eisen oder Kupfer die Oberarme und Beine umschlossen; ausnahmsweise legen sie einen handbreiten Ledergürtel um die Hüften, an dem vorn und hinten ein oder mehrere Blätter befestigt sind; die Haare werden entweder wie ein Helmbusch oder in Form eines hohen korbähnlichen Kranzes zusammengerafft. Von Statur klein und rund, haben die Weiber in der Jugend sanfte Gesichtszüge, im Alter dagegen sind sie von abscheulicher Hässlichkeit. Wollte ich sagen, sie sehen aus wie des Teufels Grossmutter, so wäre dies ein falsches Bild, denn die Neger malen den Teufel nicht deshalb weiss, um ihn recht hässlich, sondern um ihn möglichst furchtbar

darzustellen. Ueberhaupt darf man nicht glauben, dass die Neger, weil ihre Gesichtsbildung von der unserigen so entschieden abweicht, wesentlich andere Begriffe von Frauenschönheit haben als wir. Ein nach unserm Geschmack mehr oder weniger schönes Gesicht steht bei ihnen in gleicher Geltung, und wenn sie auch bisweilen spottweise unsere feinen Lippen mit denen der Meerkatzen und unsere langgestreckte Nase mit dem Schnabel des Pfeffervogels vergleichen, so wissen sie doch die Schönheit einer Fellata-Frau mit kaukasischen Gesichtszügen recht wohl zu schätzen. Ein Neger, der eine schwarze Madonna zu malen hätte, würde sicher nicht eine Musgu- oder Tuburi-Negerin, sondern eine wohlgebildete Bornuerin oder Uándala zum Modell nehmen.

Wir gelangten an Damagúsa, Kakaláfia und andern unbedeutenden Ortschaften vorbei nachmittags zu dem grossen ausschliesslich von Fellata bewohnten Orte Tjungóa, dem Ziel unsers Tagemarsches. Zu meiner Verwunderung ward uns seitens der Bewohner gastfreundliche Aufnahme und Bewirthung zutheil; selbst unsere Pferde bekamen wieder einmal sattsam Korn zu fressen. Die Sache klärte sich folgendermassen auf. Seit Jahren war ein Mann hier ansässig, der sich einen Scherif der Schingéti nannte, d. h. der Schellah-Berber, die nordwestlich von Timbuktu bis zum Ocean die Wüste durchstreifen und, obwol sie nichts weniger als Abkömmlinge Mohammed's sind, den zum Islam bekehrten Negern sich als Schürfa darstellen, um sie auf schamlose Weise auszubeuten. Der Fulfulde-Sprache vollkommen mächtig, predigte er den Fellata beständig vor, um in das Paradies zu kommen, gebe es kein sichereres Mittel, als dass sie seine geheiligte Person nach Gebühr verehrten, ihm dienstbar seien und seine Ländereien unentgeltlich bearbeiteten. Er hatte eine Frau ihres Stammes geheirathet und war mit ihr im Jahre 1866 nach

Mekka gepilgert, was den Ruf seiner Heiligkeit noch bedeutend vermehrte. In Bornu verstand man es besser, wie er wohl wusste, die echten Schürfa von den falschen zu unterscheiden; daher war er auf die Kanúri sehr schlecht zu sprechen, und damit wir den Ortsbewohnern seine wahre Herkunft nicht verrathen möchten, empfahl er ihnen angelegentlich, uns aufs beste zu verpflegen.

Als wir am folgenden Tage aufbrachen, hatte sich eine Menge Volks um uns versammelt. Da kam auch der Pseudo-Scherif auf einem kleinen verkrüppelten Pferde herbeigeritten, um mir eine Strecke weit das Geleit zu geben. Zum Abschiede beschenkte er meinen Diener Hammed, welcher sich ebenfalls für einen Scherif auszugeben pflegte, als Collegen mit 100 Muscheln, indem er den seine Freigebigkeit anstaunenden Negern zurief: „Seht, so muss man Schürfa bewirthen, das ist der sicherste Weg zur Thür" (des Paradieses)! Jedenfalls war er seinerseits sicher, dass seine gläubigen Verehrer ihm die 100 Muscheln bald wieder ersetzen würden.

Wir legten an diesem Tage abermals nur einen Weg von 6 Stunden in westsüdwestlicher Richtung zurück. Die uns umgebenden Berge bildeten jetzt gewaltige Granitmassen in relativer Höhe von 1500 bis 2000 Fuss, alle gut bewachsen und von mannichfachster, oft wunderlichster Formation. Zwei Stunden zu unserer Rechten ragte der von Heiden bewohnte Dündi-Berg empor; an ihn stösst der bedeutende Berg Ngámoli, der sich im Bogen bis zum Djinker-Berge hinzieht. Letzterer scheint mit seinen nach Südosten entsendeten Ausläufern den Weg gänzlich zu versperren, aber durch die von steilen, fast lothrechten Granitwänden eingefasste Schlucht führt ein gangbarer Pass. Hier sollen viele Panther im Hinterhalt lauern, um von Viehheerden, die hindurchgetrieben werden, sich ein Beutestück zu holen. Die östlich und westlich von dem Passe

befindlichen Fellata-Dörfer werden nach dem Berge selbst Djinker genannt. Nach Ueberschreitung des Passes sahen wir rings am Horizont Berge von grössern Dimensionen und bis zu 6000 Fuss relativer Höhe vor unsern Blicken auftauchen. Es war Nachmittag, als wir den Ort Súngoro erreichten, der theils von Pullo-, theils von Haussa-Negern bewohnt ist. Ein heftiger Fieberanfall nöthigte mich leider, gleich bei der Ankunft mein Lager aufzusuchen.

Die Dörfer der Pullo sind meist weitläufiger angelegt als die der Kanúri, und auch ihre Wohnungen weichen in der Bauart von denen der letztern erheblich ab. Während die Hütten einer Kanúri-Wohnung, eines sogenannten fáto, einzeln und ohne Ordnung in einem viereckigen Gehege stehen, bilden die drei bis vier Hütten der Pullo-Wohnung einen Kreis, dessen Zwischenräume durch thönerne Vorrathsthürme von gleicher Höhe wie die Hütten selbst ausgefüllt sind. Aus einer Hütte führt eine Thür, durch die man aufrecht hindurchschreiten kann, nach dem innern Hofraum; es ist dies ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal auch von allen andern Negerwohnungen. Die übrigen Hütten haben nur nach dem äussern Hofe eine runde Oeffnung von $1^1/_2$ Fuss im Durchmesser. In der Mitte des Kreises stehen meist noch einer oder mehrere solcher Vorrathsthürme, und oft ist das Ganze mit Matten überdacht. So bildet die Pullo-Wohnung ein geschlossenes Haus, wogegen die der Kanúri und anderer Negerstämme nur aus einer oder mehrern einzelnen Hütten besteht. Was indess die Kanúri vor den Pullo voraus haben, ist die grössere Reinlichkeit.

Ich war am andern Morgen noch sehr angegriffen, stieg aber doch zu Pferde, um die nur mehr 3 Stunden entfernte Hauptstadt von Bautschi zu erreichen. Südwestliche Richtung haltend, passirten wir die Orte Joli, am Berge gleiches Namens gelegen, und Kiruin, ebenfalls von hohen

Felsen umgeben. Die Berge im Südost, Süd und Südwest traten immer deutlicher hervor, namentlich der kolossale Tsaránda- (Djaránda-) Berg, der mich lebhaft an den Monte Baldo am Gardasee erinnerte. Jetzt sahen wir die röthlich schwarzen, nur von wenigen Thoren durchbrochenen Thonmauern der Hauptstadt Garo-n-Bautschi — dies ist ihr eigentlicher Name, während sie von den Arabern und nach ihnen auch von den östlich wohnenden Negern, nach dem Namen ihres Gründers, Jacoba, Jacobo, Jacobári genannt wird — in endloser Einförmigkeit sich hinstrecken. So herrlich die Natur dieses weite Alpenthal geschmückt hat, einen so öden Eindruck macht von aussen gesehen die Stadt, da die Bäume im Innern nicht hoch genug sind, als dass sie mit ihren Kronen die hohe, kahle Mauer überragen könnten.

Wir ritten durch das Thor in die Stadt ein. Unterwegs hatte ich schon gehört, dass der Lámedo (das Pullo-Wort für Sultan, König) nicht in Garo-n-Bautschi anwesend sei, sondern seit 2 Monaten mit seinem Kriegsheer in der befestigten Stadt Rauta verweile. Auch Vogel berichtete in einem Briefe an Ehrenberg vom 11. December 1855, er habe den Lámedo nicht in seiner Residenz angetroffen; derselbe stehe schon 7 Jahre im Felde gegen den 65 englische Meilen gegen Nordnordwest an der alten Strasse nach Kano wohnenden heidnischen Stamm der Sonóma, welcher durch aus Bautschi entlaufene Sklaven fortwährend Verstärkung erhalte. Zum Glück war ich ausser an den Lámedo auch an einen Kaufmann aus Rhadames Namens Hadj Ssudduk empfohlen. Ich liess mich nach dessen Hause führen und erfuhr hier zwar, auch er habe bereits seit längerer Zeit die Stadt verlassen; das Haus war aber von einem Verwandten von ihm Namens Ali-ben-Abidin bewohnt, der mir, nachdem er mein Empfehlungsschreiben in Empfang genommen, freundlichst seine Dienste anbot. Er geleitete mich sofort

zur Residenz des Lámedo und stellte mich daselbst dem Obersten der Sklaven, dem Intendanten über den königlichen Hofhalt, als Gast seines Gebieters vor. Es wurde zwischen den beiden ausgemacht, dass der Kaufmann für mein Quartier, der Intendant für die Beköstigung zu sorgen haben sollte. Demgemäss ward mir ein ebenfalls dem Rhadameser gehöriges Haus zur Wohnung eingeräumt, und bald brachten mehrere königliche Diener zwei kleine Säcke mit Korn, ein Huhn und ein Töpfchen Honig. Als Trinkgeld gab ich den Ueberbringern eine Anzahl Muscheln, welche den Werth der Sendung reichlich aufwog; dennoch waren sie nicht zufrieden damit, sondern unverschämt genug, noch 1000 Muscheln zu verlangen. Ali-ben-Abidin wollte sich ins Mittel legen, allein meinem als durchaus nothwendig erkannten Grundsatz getreu, jeden Erpressungsversuch der Art sogleich energisch zurückzuweisen, liess ich mich auf keine Unterhandlungen ein, machte vielmehr kurzen Process und jagte die Kerle mitsammt den überbrachten Lebensmitteln zum Hause hinaus. Abends schickte uns dann die Erste Frau des Lámedo, der man inzwischen meine Ankunft gemeldet hatte, ein gutes und splendides Mahl.

Den folgenden Tag widmete ich der Ruhe und Erholung von den Strapazen der Reise. Am 16. Januar aber brach ich nach Keffi-n-Rauta auf, um den Lámedo zu begrüssen und ihm meine Geschenke zu überreichen. Ich nahm die beiden Kanúri aus Gombē mit, auch mein Kamel und mein Zelt, in der Hoffnung, der Lámedo werde mir beides abkaufen, denn ich hatte mich überzeugt, dass es unmöglich sei, mit dem Kamel weiterzukommen; ohne dasselbe aber konnte mein schweres Zelt nicht transportirt werden, welches mir übrigens für die fernere Reise auch allenfalls entbehrlich schien. Es war 8 Uhr morgens, als ich die Stadt in nordwestlicher Richtung verliess. Um

8½ Uhr passirte ich das vom Djaránda kommende Flüsschen Sadánka, kurz darauf den ansehnlichen Ort Tündu, von hohen Felsen umschlossen, um 10½ Uhr den Fluss Lindíoa, der, ebenfalls vom Djaránda kommend und nach Nordosten fliessend, etwa 5 Stunden weiter abwärts sich in den Gabi ergiesst, und gelangte, die Ortschaften Billi und Magária hinter mir lassend, an den letztern selbst. Es ist, unter anderm Namen, derselbe Fluss, den wir bei Gombē überschritten; seine Quellen und Zuflüsse entspringen theils im Goa- und Gora-, theils im Djaránda-Gebirge. Jenseit des Gabi folgten noch mehrere unbedeutende Wasserrinnen, einige von den Heiden zerstörte Dörfer, dann der grosse Ort Nahúta, und um 3 Uhr nachmittags, nach einem scharfen Ritt von 7 Stunden (10½ Kamelstunden), befand ich mich vor den Mauern von Keffi-n-Rauta. Ich ritt durch ein geöffnetes Thor und direct bis zur Wohnung des Lámedo. Auf meine Frage, wo derselbe augenblicklich verweile, wies man auf ein der Wohnung gegenüberliegendes verandenartiges Gebäude, ohne hinzuzufügen, dass es seine Moschee sei. Erst als ich eingetreten war, bemerkte ich den Verstoss, dessen ich mich als Ungläubiger mit dem Betreten eines Bethauses schuldig gemacht, und zog mich auf der Stelle wieder zurück. Nun wurde ich in mein Quartier, eine recht gut eingerichtete Hütte geführt.

Nach einer Stunde liess mich der Lámedo zu sich entbieten. Er lag im vordersten Hofe seines Hauses auf einer Ochsenhaut, umgeben von den Grossen des Reichs, die fast alle, während sonst an Negerhöfen niemand bewaffnet vor dem Herrscher erscheinen darf, lange Schwerter trugen. Beinahe hätte ich einen zweiten Verstoss begangen und einen andern statt des Monarchen begrüsst, da ihn äusserlich nichts von den Versammelten unterschied; seine ursprünglich weiss gewesene Kleidung war infolge langen Gebrauchs ebenfalls schmuzig grau geworden, und ein Litham ver-

hüllte wie bei den übrigen sein Gesicht, sodass nur die Augen frei blieben. Als die Begrüssungsformeln ausgetauscht waren, übergab ich ihm meine Briefe. Den des Sultans von Bornu entfaltete und las er sofort, worauf er — ich hatte meinen Kanúri-Burschen als Dolmetscher zur Seite — zu mir sagte: „Es scheint, du bist sehr befreundet mit dem Sultan, der wol überhaupt die Christen liebt?“ — „Sultan Omar“, erwiderte ich, „hat mir in der That viel Freundschaft erwiesen, wie er auch andere christliche Reisende vor mir aufs Grossmüthigste behandelt hat.“ Dann eröffnete ich ihm, ich hätte einen Revolver für ihn mitgebracht, und da er denselben gleich zu sehen wünschte, liess ich das Kästchen durch den Kanúri aus meiner Wohnung herbeiholen. Inzwischen zeigte ich ihm meinen türkischen Firman. Er wandte das Pergamentblatt hin und her, beguckte es von oben und unten und fragte dann spöttisch, wozu es mir nütze. „Dieses vom Beherrscher aller Gläubigen ausgestellte Schreiben“, antwortete ich, „wird überall, wo Mohammedaner wohnen, respectirt und gewährt mir Schutz auf meinen Reisen.“ — „Das mag im türkischen Reiche sein“, sagte er; „wir aber verstehen kein Türkisch, und unser Beherrscher der Moslemin ist nicht der Sultan in der Türkei, sondern der Sultan in Sókoto.“ Danach erhob er sich und ging allein mit mir in einen der innern Höfe. Hier behändigte ich ihm den Revolver. Nachdem er sich dessen Construction und einzelne Bestandtheile genau hatte erklären lassen, fragte er nach dem Preise; denn es ist bei den Lámedos der Fellata nicht so selbstverständlich wie bei andern Negerfürsten, dass jeder Fremde ihnen Geschenke überreichen muss. Natürlich ersuchte ich ihn, die Waffe, die mich mit dem Etui 5 Guineen gekostet, als Geschenk zu behalten; ich nahm aber die Gelegenheit wahr, ihm mein Kamel und mein Zelt zum Kauf anzubieten. Scheinbar auf die Offerte eingehend,

bestimmte er, dass folgenden Tages die Besichtigung der Gegenstände und der Handel darüber stattfinden solle. Wir unterhielten uns sodann über meine Weiterreise. Sultan Omar hatte ihn in seinem Schreiben gebeten, er möge mir behülflich sein, dass ich sicher nach Nupe, oder falls die Wege dahin durch Krieg oder Aufruhr versperrt wären, nach Kuka zurückgelangen könnte. Der directe Weg nach Nupe, durch das Gebirge über Daróro, meinte der Lámedo, sei gegenwärtig nicht sicher; er rathe mir, zunächst nach Láfia-Beré-Beré zu gehen, bis wohin er mir einen Führer mitgeben wolle; von da werde ich leicht nach Eggō und weiter nach Nupe kommen. Mir war dieser Vorschlag ganz recht, da die Tour über Sária durch frühere Reisende theilweis schon beschrieben worden ist, und ich erklärte mich daher gern damit einverstanden.

Am Vormittag des nächsten Tages wohnte ich einer öffentlichen Audienz beim Lámedo bei, zu der seine Grossen wieder vollzählig um ihn versammelt waren. Der von mir geschenkte Revolver wurde unter ihnen herumgereicht und fand allgemeine Bewunderung; desgleichen eine Pistole, die Beurmann, und ein Messer mit mehrern Klingen und Schrauben, das Vogel hier zum Präsent gemacht hatte. Bei diesen öffentlichen Audienzen hat jeder aus dem Volke freien Zutritt und darf seine Anliegen oder Beschwerden dem Lámedo selbst vortragen, welcher persönlich, ohne Zuziehung der Räthe, alles auf der Stelle entscheidet. Leider verstand ich wegen Unkunde der Sprache nichts von den Verhandlungen, ich war deshalb froh, als die vierstündige Sitzung endlich geschlossen ward. Jetzt kam der Handel um mein Kamel und Zelt an die Reihe. Nach Negersitte, nicht nur in Mittel-, sondern auch in ganz Nordafrika, selbst auf dem Markte zu Tripolis, stellt der Verkäufer keine Forderung, sondern wartet ab, was man ihm für seine Waare bietet, und der Reflectant steigert

sein Gebot so lange, bis es vom Verkäufer annehmbar befunden wird. Die Beauftragten des Lámedo gingen aber mit ihrem Gebot nicht über 30000 Muscheln für das Kamel und 10000 für das Zelt hinaus; und da ich mich zur Annahme eines im Verhältniss zum Werthe der Gegenstände so äusserst niedrigen Preises nicht entschliessen konnte, blieb der Handel ohne Resultat.

Abends wurde in der Nähe meiner Wohnung eine Hochzeit gefeiert. Ein Haufen Männer und Weiber, gefolgt von einer lärmenden Kinderschar, zog durch die Strassen und schleppte in seiner Mitte die junge, fast nackte Braut, die wie unsinnig zappelte und schrie, an Armen und Beinen zur Hütte des ihrer harrenden Bräutigams. Mag nun das Sträuben natürlich oder erheuchelt sein, der gute Ton in Bautschi verlangt, dass die Ehecandidatin auf dem Transport zum Hause ihres Zukünftigen aus Leibeskräften strample und schreie, überhaupt möglichst starken Widerstand an den Tag lege.

Keffi-n-Rauta, oder kurzweg Rauta, liegt etwas niedriger als Garo-n-Bautschi, doch auf demselben Plateau, das im Westen und Nordwesten in einer Entfernung von 8 bis 10 Stunden durch anscheinend 3—4000 Fuss hohe Berge begrenzt ist, unter welchen in der Richtung von 170° vom Mittelpunkte der Stadt aus gesehen der Djaránda-Berg hervorragt. Zufolge des von den Bergmassen ausgeübten Drucks findet sich überall auf dem Plateau Wasser in geringer Tiefe unter dem Boden, hier und da sogar ein offenes, selbst in der trockenen Jahreszeit gefüllt bleibendes Wasserloch. Der Ort ist eigentlich weniger eine Stadt als ein mit Thonmauern umwalltes Lager, in dessen Mitte der Lámedo eine weitläufige, ebenfalls aus Thon erbaute Wohnung hat. In den sie umgebenden Hütten waren 10000 Mann Truppen einquartiert. Die ständigen Bewohner, nur etwa 1000 an Zahl, sind sämmtlich Haussa-Neger und

Sklaven des Lámedo. Sonntags wird vor den Thoren ein kleiner, unbedeutender Wochenmarkt abgehalten.

Ich wollte am 18. Januar früh morgens die Rückreise nach der Hauptstadt antreten, musste aber bis Mittag warten, ehe mich der Lámedo zur Abschiedsaudienz empfing. Bei derselben stellte er mir den Mann vor, der mich nach Láfia-Beré-Beré geleiten sollte, und versprach, ihn demnächst mit Empfehlungsschreiben für mich nach Garo-n-Bautschi zu senden. Nun stieg ich zu Pferde, und nach einem siebenstündigen scharfen Trabe traf ich abends wieder in der Hauptstadt ein.

X.

Herrscher und Volk von Bautschi.

Gründung des Reichs. Aufstände der Heiden. Oberhoheit des Sultans von Sókoto. Titel und Hofchargen. Täglicher Markt in Garo-n-Bautschi. Tracht der Bewohner. Arbeiten der Männer und Frauen. Klima. Der Islam als Haupthinderniss für das Vordringen ins Innere von Afrika. Nachrichten über die Niam-Niam-Kannibalen.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts ging Jacoba, der jüngere Sohn des Sultans von Trum, einem kleinen Negerreiche der Gerē im Joli-Gebirge, an den Hof von Sókoto, wo er den Islam annahm und mehrere Jahre mit Eifer dem Studium des Arabischen und der heiligen Bücher oblag. Kurz nachdem er in die Heimat zurückgekehrt war, starb sein Vater, und unterstützt durch Sultan Osman von Sókoto, der sich damals schon den Titel „Herrscher der Gläubigen" beigelegt hatte, wusste er die ältern Brüder zu verdrängen und sich selbst des Thrones zu bemächtigen. Zugleich belehnte ihn sein Gönner mit dem ganzen Gebiete südlich von Kano bis an den Bénuē, das ausschliesslich von Heiden, meist von Haussa-, Bolo- und Bautschi-Negern, bewohnt war. In Mitte der letztern, deren Stamme auch er und seine Familie angehörten, erbaute Jacoba eine Stadt und nannte sie nach ihnen Garo-n-Bautschi (Garo heisst „ummauerter Ort"); sie wurde bald, begünstigt durch ihre vortheilhafte Lage einerseits zwischen Adamaua und Nyfe oder dem Bénuē und dem Niger, andererseits auf halbem

Wege zwischen Rhadames und dem grossen Handelsplatze Kano, der beliebteste Markt der rhadameser Kaufleute, da diese die Waaren von Nyfe und die Producte von Adamaua, namentlich Elfenbein, nirgends wohlfeiler zu kaufen fanden, überdies hier wie alle Fremden vollkommener Zoll- und Handelsfreiheit genossen. Von Garo-n-Bautschi aus erweiterte Jacoba die Grenzen seines neuen, nunmehr nach der Hauptstadt ebenfalls Bautschi genannten Reiches, indem er nach und nach alle heidnischen Stämme bis zum Bénuē und südwestlich bis Nyfe unter seine Botmässigkeit brachte. Es gelang ihm dies hauptsächlich dadurch, dass er klugerweise die annectirten Völker nicht zur Annahme des Islam nöthigte, vielmehr die Verordnung erliess, kein Unterthan von Bautschi, gleichviel ob Mohammedaner oder Heide, dürfe als Sklave behandelt oder verkauft werden; ausgenommen seien nur diejenigen, die sich gegen seine Herrschaft aufzulehnen versuchen sollten. War hiermit die Gleichheit der Bewohner Bautschis zwar im Princip verbürgt, so konnte es doch nicht fehlen, dass die mohammedanischen Pullo, die in Masse namentlich von Sókoto her ins Land kamen, mit Verachtung auf ihre heidnischen Mitinsassen herabsahen, sie bedrückten und von allen Stellen und Aemtern ausschlossen. Natürlich erzeugte dies auf Seiten der letztern Unzufriedenheit und Hass gegen die ihnen aufgedrungene Pullo-Regierung; eine Anzahl der zur Rache gereizten Heiden setzte sich in dem unzugänglichen Gebirgswinkel zwischen Segseg, Kano und Bautschi fest und beunruhigte von da aus durch Raub und Plünderung die in der Ebene gelegenen Ortschaften. Allgemeinere Aufstände verhinderte indess Jacoba mit kräftiger Hand, und auch einen Angriff, welchen der damalige Herrscher von Bornu, der Schich el-Kánemi, gegen das neu erstehende Reich unternahm, schlug er an der Grenze zurück, worauf Bornu seine Regierung förmlich anerkannte.

Jacoba hatte vierzig Jahre regiert, als er im Jahre 1263 der Hedjra (1847) starb. Es folgte ihm sein Sohn Brahíma, der gegenwärtige Lámedo, der von den Herrschertalenten seines Vorgängers, von dessen Klugheit und Energie, wenig geerbt zu haben scheint. Gleich bei seinem Regierungsantritt erbitterte er durch ungerechte Bevorzugung der Pullo die heidnischen Unterthanen in solchem Grade, dass diese sich zu offener Empörung gegen ihre Bedrücker zusammenscharten. Hauptsitz der Aufrührer war wieder das Gebirge und das am Fusse desselben gelegene, vom Stamme der Afaua oder Sonóma bewohnte Gebiet. Brahíma zog mit einem Heere zu ihrer Bekämpfung aus, wurde aber vor dem Orte Tébula, 8 Stunden nordwestlich von Rauta, in dem sich der Feind verschanzt hatte, sieben Jahre lang festgehalten; erst im achten Jahre der Belagerung, nachdem sein Heer 7000 Mann verloren, vermochte er den Platz einzunehmen und damit den Aufstand vorläufig zu dämpfen.

Vogel, der nicht Tébula, sondern „Tebala Sau zwei Bautschi" (vermuthlich „ssinssinni Bautschi", Lager der Bautschi) schreibt, begrüsste 1855 den Lámedo dort im Lager, machte von da noch einen Abstecher nach den Salz- und Antimon-Minen, dann südlich bis Láfia-Beré-Beré und Gandiko am Bénuē, und kehrte über Garo-n-Bautschi nach Kuka zurück. — Beurmann kam 1862 nach Bautschi, hielt sich 17 Tage in der Hauptstadt auf und ging dann gleichfalls, aber auf directem Wege, wieder nach Kuka, ohne den Lámedo, der an einem Beinschaden krank daniederlag, gesehen zu haben.

Zehn Jahre lang, von 1856—66, erfreute sich das Land ziemlicher Ruhe. Da brach, etwa ein Jahr vor meiner Ankunft, ein neuer sehr ernstlicher Aufstand aus. Im Rhamadan 1282 war ein mohammedanischer Mallem aus Kano, Namens Ssala, zu den heidnischen Gebirgsbewohnern ge-

kommen, der sie gegen die Herrschaft der Pullo aufwiegelte, ihnen Schiessgewehre verschaffte und, nachdem er sie militärisch organisirt, an ihrer Spitze die Bewohner der Ebene überfiel. Die Männer, welche sie gefangen nahmen, wurden getödtet, Frauen und Kinder in die Sklaverei geschleppt. Keinen Widerstand findend, drangen die Rebellen immer weiter vor und bedrohten mit ihren Streifereien sogar die Hauptstadt. Nun endlich begab sich der Lámedo, um gegen sie ins Feld zu ziehen, nach Keffi-n-Rauta zum Heere; allein solange ich im Lande verweilte, hatten die militärischen Operationen noch nicht begonnen, während die Zahl des Feindes durch Zuzüge aus allen Theilen des Sókoto-Reiches von Tag zu Tage wuchs.

Bautschi ist kein unabhängiger Staat, es steht gleich den noch grössern Staaten Adamaua und Segseg unter der Oberhoheit des Sultans von Sókoto, dem es nicht nur tributpflichtig ist, sondern der auch nicht selten in die innern Angelegenheiten entscheidend eingreift. So erzählte man mir: vor mehrern Jahren hatte der Lámedo einem bornuer Mallem Namens Mohammed alle Regierungsgewalt in die Hände gegeben, und dieser misbrauchte seine Stellung zur Verübung willkürlichster Gewaltthätigkeiten; vergebens führten die Grossen bei dem charakterschwachen Brahíma Klage wider seinen allmächtigen Günstling, da wandten sie sich insgeheim an den Sultan von Sókoto, und auf dessen Befehl musste der Mallem sofort entlassen und aus dem Reiche verbannt werden. Der regelmässige jährliche Tribut, den Bautschi nach Sókoto zu entrichten hat, besteht in Sklaven, Muscheln, Antimon und Salz (1867 waren freilich die das Salz liefernden Sebcha im Besitz der Rebellen); aber auch ausser der Zeit lässt sich der Sultan, wenn er gerade Geld braucht, von seinen Vasallen beliebige Summen auszahlen. Diese Macht des Sultans von Sókoto beruht lediglich auf seinem geistlichen Ansehen

als Beherrscher der Gläubigen, denn an materieller Macht wird die Provinz Sókoto von den Provinzen Adamaua, Segseg und Bautschi weit übertroffen. Hierin liegt aber, da die mohammedanischen Pullo überall in der Minderheit und die heidnischen Unterthanen stets zur Empörung gegen deren Herrschaft geneigt sind, ein gefährlicher Keim für den Zerfall des Pullo-Reichs. Schon Barth deutet darauf hin, indem er schreibt: „Ungeachtet dieser gänzlichen Auflösung umfasst das Reich selbst noch in jetziger Zeit die Provinzen wie in seiner blühendsten Periode, mit Ausnahme der Provinz Chadedja, deren Statthalter sich unabhängig gemacht hat; aber sowol die militärische Stärke dieser Provinzen, vorzüglich in Bezug auf die Reiterei, als auch die Zahlfähigkeit hinsichtlich des Betrages der Einkünfte sind in bedeutendem Masse gesunken." Was indess den Betrag der Einkünfte betrifft, die der Sultan von Sókoto gegenwärtig noch aus den Provinzen bezieht, so schätzt ihn Barth zu niedrig auf 100 Millionen Muscheln (etwa 65000 Thaler) baar und einen ungefähr gleichen Werth an Sklaven, Baumwolle und heimischen wie von Arabien und Europa eingeführten Waaren; sie sind nach den von mir eingezogenen Erkundigungen wesentlich höher, ja Barth selbst gibt an einer andern Stelle die Einkünfte aus der Provinz Kaus allein mit circa 100 Millionen Kurd (Muscheln) an. Abgesehen von der durch die innern Zerrüttungen drohenden Gefahr, würde übrigens das Sókoto-Reich auch einem kräftigen Angriff von Bornu, dessen Heer mit einer grossen Anzahl guter Gewehre bewaffnet ist, während die Pullo nur wenige Luntenflinten besitzen, wol nicht zu widerstehen im Stande sein.

Am Hofe von Bautschi wird vorwiegend die Haussa-Sprache gesprochen, auch fast alle Titel der Beamten und Würdenträger sind in diesem Idiom benannt. Der Thronfolger, derzeit des Regenten ältester Sohn, Namens Osman,

heisst Tschiró-ma; der hohe Beamte, welcher den vom Lámedo abhängigen Sultanen die Befehle desselben zu übermitteln und ihre Streitigkeiten zu schlichten hat, Galadí-ma (ein in den Negerländern häufig vorkommender Titel, mit dem aber an den verschiedenen Höfen verschiedene Functionen verknüpft sind); der Schatzmeister Adía; der Obermeister der Schmiede Sserki-n-makéra (Fürst der Eisenarbeiter). Es ist sehr merkwürdig, dass die Schmiede, die bei den Tebu, wie wir gesehen haben, eine verachtete Pariaklasse bilden, bei den Pullo und Haussa im Gegentheil vorzüglichen Ansehens geniessen, dass ihr Obermeister sogar eine der höchsten Stellen am Hofe einnimmt; die Wohnung des Sserki-n-makéra in Garo-n-Bautschi stand der des Lámedo an Grösse und Ausstattung wenig nach. Weder Clapperton noch Barth haben dieses höchst auffallenden Verhältnisses Erwähnung gethan. Der Oberbefehlshaber des Heeres heisst Sserki-n-ñaki, der Scharfrichter Sserki-n-ara, der erste Minister, der allein zum innern Hause des Lámedo Zutritt hat, Beráya, der Intendant der Hofhaltung Uómbē, der Oberste der Verschnittenen Yinkona, der erste Vorreiter Madáki, der Inspector der Rüst- und Waffenkammer Bendóma, der Marktaufseher Sserki-n-kurmi, der Hofschlächter Sserki-n-faua, der Hofschneider Sserki-n-dumki. Eine besonders hervorragende Stellung haben der Sultan von Uóssē (Wase), dem alle Orte südlich von Láfia-Beré-Beré untergeben sind, und ein anderer, der speciell die Angelegenheiten der im Lande wohnenden Haussa- und Bolo-Neger sowie der eingewanderten Kanúri leitet. Ersterer führt den Titel Sserki-n-dutschi, letzterer den Titel Sennóa.

In Betreff der Rechtspflege verdient rühmend hervorgehoben zu werden, dass im Gegensatz zu den meisten mohammedanischen Negerhöfen, wo es dem Volke nie gestattet ist, sich dem Herrscher zu nahen, wo selbst seine

Vertrauten nur mit abgewandtem Gesicht, als vermöchten sie den Strahl aus dem Auge der Majestät nicht zu ertragen, vor ihm erscheinen dürfen, in allen Pullo-Staaten dem Niedrigsten aus dem Volke das Recht zusteht, bei den öffentlichen Audienzen frei vor den Sultan zu treten und ihm selbst seine Klage zu Gehör zu bringen.

Die Stadt Garo-n-Bautschi liegt nach meinen von Dr. Hann berechneten Messungen 2480 Fuss über dem Meere (Vogel fand, beinah genau übereinstimmend, 2500 Fuss) auf einer Hochebene, welche die Wasserscheide zwischen dem Quorra und dem Bénuē mit seinen Zuflüssen bildet. Gegen Nordosten, Osten und Südosten begrenzen schroffe, 4—500 Fuss hohe Granitwände, gegen Westen und Südwesten die bis zu relativer Höhe von 4500 Fuss, also bis zu absoluter von fast 7000 Fuss sich erhebenden Gebirgsstöcke des Djaránda und Boli den Hōrizont. In einem unregelmässigen Viereck gebaut, wird die Stadt nebst Feldern und Gärten, unbebauten steinigen Hügeln und zahlreichen Wasserlöchern, welche durch Ausgraben der Thonerde zum Häuserbau entstehen, im Umfange von $3^1/_2$ Stunden durch hohe Mauern eingeschlossen. Sie hat ziemlich breite, aber krumme und winkelige Strassen. Alle Häuser sind aus Thon errichtet; die der Vornehmen, wozu meist grosse Höfe und Gärten gehören, haben flache Dächer, die Hütten des Volks spitze Strohbedachung.

Die Bevölkerung, der Mehrzahl nach Haussa-Neger, mag sich auf 150000 Seelen belaufen, doch war die frühere Lebhaftigkeit des Orts, seitdem die aufrührerischen Heiden das Land unsicher machten, von den Strassen und Plätzen verschwunden. Der Handelsverkehr mit Adamaua und Nupe stockte gänzlich, die Kaufleute aus Sária, Kano und andern fremden Städten hatten daher Bautschi verlassen, kaum drei oder vier Rhadameser blieben noch zurück, und mit dem Lámedo waren auch alle Grossen ins Lager nach Rauta

gegangen. Auf dem täglichen Markte fand ich fast nur inländische Erzeugnisse aus der nächsten Umgegend. Sklaven wurden hier um die Hälfte des Preises feilgeboten, den man in Kuka dafür bezahlt; allerdings ist die Auswahl geringer, da im Sókoto-Reiche, wie ich oben berichtet, kein Pullo als Sklave verkauft werden darf. Ein Pferd kostet 2 bis 20 Thaler, eine Kuh 1 bis 3 Thaler, ein Schaf oder eine Ziege $^1/_4$ oder $^1/_2$ Thaler. Die Pferde, sei es dass Klima und Futter ihnen nicht zusagen, oder infolge der schlechten Behandlung, sind elende Klepper und meist nicht grösser als Esel; was hier für ein schönes Reitpferd gilt, würden die Bornuer „kidar", d. h. Schindmähre nennen. Schafe und Ziegen sehen ebenfalls höchst erbärmlich aus, obgleich sie doch bei der hohen Lage und der gebirgigen Natur des Landes hier gerade besonders gut gedeihen sollten. Rinder scheinen etwas besser gepflegt zu sein, können jedoch an Grösse und Wohlgenährtheit mit denen in Kanem oder Bornu keinen Vergleich aushalten. Steht somit die Viehzucht im allgemeinen bei den Haussa auf sehr niedriger Stufe, so macht die Zucht der Hühner, auf welche sie grosse Sorgfalt verwenden, eine bemerkenswerthe Ausnahme. Vielleicht liegt der Grund hiervon in der unter den Landbewohnern herrschenden Sitte, wonach der Bräutigam die Aeltern der Braut mit einem Dutzend Hühner beschenkt, was dem Geldwerth von 12—1500 Muscheln gleichkommt. In den Städten ist das Heirathen etwas kostspieliger; dort hat der junge Mann seiner Braut oder deren Aeltern eine Summe von 20—25000 Muscheln (6—8 Thaler) zu schenken, welche der Frau, auch im Falle er sich wieder von ihr trennen sollte, als Eigenthum verbleibt.

Mit Feld- und Gartenfrüchten war der Markt hinreichend versehen; ich nenne: Getreide verschiedener Art, Reis, Ngangala und Koltsche, süsse Kartoffeln, Yamswurzeln, eine Lieblingsspeise der Eingeborenen, Karess oder Jatropha

manihot, die herrliche Gunda-Frucht, die jungen Keime der Fächerpalme, die gekocht ein schmackhaftes Gemüse geben, Citronen und Tamarinden, denen sich in betreffender Jahreszeit noch Datteln, Granatäpfel und andere Früchte beigesellen. Die Preise waren durchgängig niedriger als in Kuka. An sonstigen Esswaaren gab es: Ochsenfleisch, getrocknete Fische aus dem Niger, Honig, Koltsche-Oel, Milch und Buttermilch, Butter vom Butterbaum und frische Kuhbutter, Küchelchen aus Mehl und zerstossenen Koltsche, in Arachis-Oel gebackene Brötchen aus Negerhirse oder Weizen. Durstige konnten sich für 1 Muschel einen Trunk Tamarindenwasser, mit Reismehl vermischt, kaufen, und aus den Garküchen drang der Duft von gebratenem Fleisch, der auch manchen gläubigen Moslem zur Uebertretung der Rhamadan-Fasten verlockte.

Neben den Producten des Landes bot der Markt auch eine Auswahl der gangbarsten heimischen Industrieartikel. Man liefert in Bautschi Kattun von anerkannter Güte und versteht sogar Lumpen wieder zu neuem Stoff zu verarbeiten, ihre Einsammlung wird daher als eigener Erwerbszweig betrieben; berühmt sind die hier gefertigten weissen Toben mit kunstvoller Stickerei. Aus den Fasern der Karess-Rinde dreht man Stricke und Taue, die an Haltbarkeit denen von Manilla-Hanf wenig nachstehen. Irdenes Geschirr, wie Schüsseln, Töpfe und Krüge, wozu sich das Material im nahen Djáranda-Gebirge findet, wird mit einer feinen Bronzeglasur überzogen. Ebenso zeichnen sich die Strohgeflechte, Matten, Tellerchen, Körbchen u. s. w., durch zierliche Arbeit aus. Für bemerkenswerth halte ich, dass Seife aus Natron und Oel oder Butter im Lande selbst bereitet wird und allgemein in Gebrauch ist. Liebig's Ausspruch, die Civilisation eines Volks lasse sich nach dem Verbrauch der Seife beurtheilen, findet aber in diesem Falle keine Bestätigung; denn obgleich man in Bornu die

Seifenbereitung nicht kennt und der Gebrauch von Seife dort, selbst bei den Vornehmen Kukas als Luxus gilt, stehen doch die Haussa-Pullo an Reinlichkeit wie in vieler anderer Hinsicht hinter den Kanúri zurück.

Europäische Waaren sah ich wenig, da die stattfindende Handelssperre sie selten und theuer gemacht hatte. Sonst ist Garo-n-Bautschi ein Stapelplatz der aus Europa importirten Waaren, als da sind: Gewebe, Glasperlen, besonders auch feine zu Stickereien, Nadeln, kleine Spiegel, Rasirmesser, ordinäres Schreibpapier, englische Silbermünzen, die eingeschmolzen und zu Arm- und Beinringen verarbeitet werden, unechte Schmucksteine, Kupfer und Pulver. Grosse Karavanen bringen sie theils von Tripolis über Kano, theils von Nyfe über Sária oder Láfia-Beré-Beré zum Verkauf hierher.

Auf dem Markte wird durch den Sserki-n-kurmi (Marktaufseher) und seine Gehülfen strenge Polizei geübt; man untersucht die Milch, ob sie nicht mit Wasser verfälscht ist, und hält darauf, dass aus dem feilgebotenen Fleische die Knochen entfernt werden. Ueberhaupt herrscht mehr Redlichkeit im Handel und Wandel als jenseit des Góngola-Flusses. Als Zahlmittel dienen ausschliesslich Muscheln, hier Uuri genannt, die sich von Kano aus immer weiter in die Pullo- und Kanúri-Reiche verbreiten.

Die Kleidung der männlichen Stadtbewohner besteht bei den Wohlhabenden aus weissen oder blaucarrirten sehr weiten Hosen, einem weissen Hemd mit langen Aermeln, beides aus schmalen Kattunstreifen zusammengenäht, und einer langen Tobe; vor dem Gesicht tragen sie einen schwarzen oder weissen Litham und an der Seite ein gerades Schwert (Spiesse wie bei den Teda, Kanúri und östlichen Negervölkern sieht man wenig, allgemeine Waffe ist der Pfeilbogen); die Aermern begnügen sich mit Hemd und Hosen, oder auch blos mit letztern. Haupt- und Bart-

haar werden sorgfältig abrasirt. Auf dem Lande gehen die Männer nackt, nur die Schamtheile mit einem Lederschurz, einem Baumwollfetzen oder einem grünen Blatte bedeckend; wenn sie zur Stadt kommen, winden indess die meisten ein Tuch um die Hüfte. Die Haussa-Neger lassen ihr krauses Haar frei wachsen; die heidnischen Pullo thürmen es nach Art der Uándala-Weiber zu einem hohen Wulste auf, was den jungen Burschen, die sich überdies mit Perlen, Korallen und sonstigem Schmuck zu behängen pflegen, ein weibisches Aussehen gibt. Die Frauentracht in Garo-n-Bautschi weicht dadurch von der in andern grossen Negerstädten ab, dass sie die Brüste völlig entblösst lässt. Bei den Mädchen wird der Kopf in einer Weise geschoren, wonach nur in der Mitte ein firstartiger Streif und ringsum ein schmaler Kranz von Haaren stehen bleibt; bei den verheiratheten Frauen werden die vollen, stark eingebutterten Haare auf dem Wirbel zusammengebunden. Die Landbewohnerinnen sind wie die Männer unbekleidet.

Schon öfter habe ich erwähnt, dass die Pullo-Mädchen durch regelmässige Gesichtszüge, schöne Körperformen und goldbronzene Hautfarbe sich auffallend von den hässlichen, grobknochigen Haussa- und andern Negerinnen unterscheiden. Freilich währt ihre Schönheit nicht lange, schon im Alter von 25 Jahren sind sie alt und ihre Reize dahingewelkt. Auch sollen sie minder fruchtbar sein als die Negerinnen, und wirklich gehören Pullo-Familien mit mehr als 3 bis 4 Kindern zu den seltenen Ausnahmen, wogegen in Negerfamilien häufig 6 bis 8, in manchen 10 bis 12 Kinder von Einer Mutter geboren werden. Ueber den Ursprung der Pullo-Rasse, die in so vielen Beziehungen von den eigentlichen Negern verschieden ist, andererseits wieder so vieles mit ihnen gemein hat, konnte ich auch hier nicht das Geringste ermitteln. Die zum Islam übergetre-

tenen Pullo rühmen sich zwar, von den Beni-Israel oder Juden abzustammen, ähnlich wie die mohammedanischen Berber sich gern für Araber und Schürfa ausgeben; aber weder die alten Volkstraditionen noch die Fulfülde-Sprache, in der sich keine Anklänge an die hebräische oder sonst eine semitische Sprache entdecken lassen, liefern für diese Aussage einen Beweis.

An den Arbeiten und gewerblichen Hantierungen nehmen Männer und Frauen gleichen Antheil. Letztere stampfen und reiben die Getreidekörner zu Mehl, kneten den Teig und bereiten aus den harzigen Blättern der Adansonie die Brühe dazu, die in Ermangelung des theuern Salzes stark mit Pfeffer und Ingwer gewürzt wird; sie spinnen die Baumwolle, drehen Stricke, beschäftigen sich auch vorzugsweise mit der Töpferei. Die Männer weben das gesponnene Garn, gewöhnlich zu vier oder fünf an einem freien Platze oder mitten in einer breiten Strasse ihren Webstuhl aufschlagend; andere geben durch anhaltendes Klopfen, das man den ganzen Tag über hört, dem rohen Gewebe Glanz und Appretur; wieder andere nähen die schmalen Streifen in breitere Stücke zusammen. Desgleichen wird das Matten- und Korbflechten, die Lederbereitung, das Schuhmacher- und andere Handwerke von den Männern betrieben. Die hier wachsende Baumwolle, von vorzüglicher Qualität, gibt einen ebenso feinen als haltbaren Faden, und da ein Theil der Abgaben in Kattunstreifen entrichtet werden muss, hat jeder, auch der kleinste Ort seine Weberei.

Das Klima der Hochebene von Bautschi hat Aehnlichkeit mit dem in den südlichen Gegenden Europas. Die intensive Hitze der Monate Mai und Juni wird durch die hohe Lage des Landes, durchschnittlich 3000 Fuss über dem Meere, bedeutend ermässigt, von Ende Juni bis Ende September kühlen Regen und Gewitter die Luft, und während der ganzen übrigen Zeit des Jahres, vom October bis

April, herrscht eine milde Frühlingswärme, indem das Thermometer in der Nacht nicht unter + 10° sinkt, in den Mittagsstunden nicht über + 30° im Schatten steigt. Citronen-, Dattel- und Granatbäume gedeihen hier fast ohne Pflege, und ebenso liessen sich viele andere Erzeugnisse der südlichen gemässigten neben denen der heissen Zone heimisch machen. Zu so günstigen Temperatur- und Vegetationsverhältnissen kommt noch hinzu, dass mittels leicht anzulegender Fahrstrassen der Bénuë sowol als der Niger in acht Tagen zu erreichen, folglich eine nahe Verbindung mit dem Weltmeer herzustellen wäre. Möchte doch irgendeine der christlichen Mächte, diese von der Natur gebotenen Vortheile nutzend, das Plateau von Bautschi in Besitz nehmen und unter ihrem bewaffneten Schutze mit Ansiedlern aus Europa colonisiren! Hier im Gebiete der Haussa- und Bolo-Neger, die in der grossen Mehrzahl noch Heiden sind und die Herrschaft der mohammedanischen Pullo verabscheuen, könnte der Weiterverbreitung des Islam ein kräftiger Damm entgegengesetzt werden. Der Islam erfüllt seine Bekenner mit herzloser Verachtung der ungläubigen Heiden, mit fanatischem Hass gegen die Christen. Er ist es, der die empörenden Menschenjagden unter den Negern veranstaltet, der den fluchwürdigen Sklavenhandel aufrecht erhält; er ist es, der europäischen Reisenden das Vordringen ins Innere auf jede Weise erschwert — ein so toleranter muselmännischer Herrscher wie Sultan Omar von Bornu dürfte als einzige Ausnahme dastehen —, ihnen nur gegen kostspielige Geschenke den Durchzug gestattet oder gar, wie Vogel's und Beurmann's unglückliches Ende bezeugt, sie ohne Scheu vor Vergeltung zu berauben und hinzumorden wagt. Nicht eher als bis europäische Waffen nicht blos an der Küste, sondern auch tiefer im Lande den mohammedanischen Gewalthabern Respect vor dem

christlichen Namen einflössen, wird die vollständige Erforschung Innerafrikas möglich sein. —

Verlockt durch die angenehme Frühlingstemperatur und die herrliche Umgegend, machte ich, so oft mein geschwächter Gesundheitszustand es erlaubte, kleine Excursionen zu Pferde in die bewaldeten Vorberge des Tela-Gebirges, die im Südosten, Süden und Südwesten dicht an Garo-n-Bautschi herantreten und mit ihren immergrünen Bäumen, ihren kristallklaren Bächen, auf deren Grunde Plättchen von Marienglas wie Goldsand glitzern, mir eine wahrhafte Erquickung gewährten. Allzu weit von der Stadt durfte ich mich indess nicht entfernen, auch nicht versäumen, von Zeit zu Zeit meine Büchse knallen zu lassen, denn einzelne von den aufrührerischen Heiden streiften im Gebirge umher und lauerten mit Bogen und Pfeil ihren Feinden, den Mohammedanern, auf, die ihre Väter und Brüder, Weiber und Kinder wegfangen und als Sklaven verkaufen.

Vogel berichtet aus Bautschi („Zeitschrift für Erdkunde", Bd. VI, Hft. 5): „Dabei habe ich auch die Kannibalen-Stämme des Innern kennen gelernt, mit denen selbst die mohammedanischen Eingeborenen sehr wenig Verkehr haben. Der Name «Njem-Njem» ist ein Collectivname, ähnlich in der Bedeutung unserm «Menschenfresser», da «njem» in der Sprache der Moteny (drei Tagereisen südöstlich von Jacoba), welche die allgemeine der Heiden zwischen Jacoba und dem Bénuē ist, dasselbe bedeutet. Der wildeste und bedeutendste Stamm derselben sind die Tangale, die eine Bergkette am Ufer des Bénuē bewohnen, in welcher sich ein überaus prächtiger Pic gegen 3000 Fuss über die Ebene erhebt. Diese Leute haben sich bisjetzt noch unabhängig erhalten und werden nur hin und wieder durch Raubzüge des fünf Tage von ihrem Wohnplatze residirenden Sultans von Gombē beunruhigt. Sie kommen

selten in die Ebene herab, um eiserne Werkzeuge zum Ackerbau für Korn einzuhandeln. Es kostete mir einige Mühe, Verkehr mit ihnen anzuknüpfen; sie liefen wie die Heiden auf den Bergen von Mándara davon, sowie sie meiner ansichtig wurden; einige Perlen und kleine Muscheln beschwichtigten endlich diese Flucht, und ich fand die Leute gutmüthig, gesprächig und äusserst dankbar für meine Geschenke. Dass sie die Kranken ihres Stammes essen, ist unwahr; ich habe zufällig zwei Leute in ihren Dörfern sterben sehen und gefunden, dass sie mit äusserster Sorgfalt gepflegt wurden; nach ihrem Tode brachen die Verwandten in das gewöhnliche Jammergeschrei aus, was die ganze Nacht durch erschallte. Dagegen essen sie alle im Kriege erlegten Feinde; die Brust gehört dem Sultan, der Kopf als der schlechteste Theil wird den Weibern übergeben; die zartern Theile werden an der Sonne getrocknet und als Pulver dem gewöhnlichen Mehlbrei beigemischt." Desgleichen erwähnt Clapperton, er habe vom Sultan von Sókoto gehört, dass die Bewohner des zu Jacoba gehörigen Bezirks Umburu Kannibalen seien, und R. Sander fügt hinzu: „Die Eingeborenen sagten mir, die früher erwähnten Berge erstreckten sich bis zur See hin und würden von den wilden «Yamyams» bewohnt, die hier sowol als überall, wo ich mich unterwegs nach ihnen erkundigte, für Kannibalen gehalten werden." Stimmen nun auch die drei Gewährsmänner in ihren Berichten ziemlich überein, so schöpfte doch keiner von ihnen aus eigener Anschauung, und die Aussagen der Eingeborenen Afrikas sind stets nur mit grosser Vorsicht aufzunehmen. Das Wort „niam-niam" hat allerdings den Nebenbegriff des Kannibalismus, es bezeichnet aber in seiner allgemeinen Bedeutung alles Schlechte und Verwerfliche überhaupt. Nach alledem hielt ich es meinerseits nicht für glaubhaft, dass einer von den Negerstämmen Centralafrikas, die unleugbar sich

auf einer gewissen Stufe der Cultur befinden, noch gewohnheitsmässig der Menschenfresserei ergeben sein sollte, bis ganz neuerdings Schweinfurth's Besuch der Niam-Niam [1] die Existenz dieses Volks und dessen Kannibalismus allerdings ausser allen Zweifel gestellt hat.

Für mein Kamel und mein Zelt war in Garo-n-Bautschi noch weniger als in Rauta ein angemessenes Gebot zu erzielen. Ich musste endlich ersteres halb verschenken und letzteres, um wenigstens etwas daraus zu lösen, in die schmalen Streifen zerschneiden, aus denen es zusammengenäht war. An Stelle des Kamels kaufte ich zum Transport meiner Bagage ein drittes Pferd, nachdem ich den geringen Rest der mir verbliebenen Waaren gegen Muscheln verhandelt hatte. Dabei lernte ich den Inhaber eines Hanut (Verkaufsbude) kennen, der mich in seine Familie einführte. Er war ein Schellah-Berber aus Tuat und mit einer bronzefarbigen Pullo verheirathet. Aus dieser Ehe gingen ein Mädchen und zwei Knaben hervor, damals 12, 11 und 9 Jahre alt, von tadelloser Schönheit, mit vollendeten Körperformen und reizenden, intelligenten Gesichtszügen: eine neue thatsächliche Widerlegung derjenigen, welche die Ansicht vertreten, durch Kreuzung verschiedener Menschenrassen könne nur ein körperlich und geistig verwahrlostes Geschlecht erzeugt werden. Ich meinestheils bekenne mich auf Grund vielfältiger Beobachtungen zur entgegengesetzten Ansicht; jedenfalls, meine ich, darf man die Untersuchungen und Erfahrungen auf diesem Gebiete noch lange nicht als abgeschlossen betrachten.

Der Lámedo Brahíma hatte sich, seit ich ihm in

---

[1] *Schweinfurth*, „Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871" (2 Thle., Leipzig und London 1874).

Rauta meine Aufwartung gemacht, in keiner Weise mehr um mich bekümmert und auch seine Zusage, mir einen Geleitsmann bis Láfia-Beré-Beré nebst Empfehlungsschreiben zu senden, unerfüllt gelassen. Ihn an das gegebene Versprechen zu erinnern, schien mir nicht rathsam; ich miethete gegen Bezahlung einen Führer zunächst bis Saránda und war nun zur Weiterreise fertig.

XI.

Uebersteigung des Gora-Gebirges.

Das Dorf Meri. Berg und Ort Saránda. Der Ort Djaúro. Ueber das Gebirge nach Goa. In Badíko. Feier zum Schluss des Ramadhan. Am Fusse des Gora und Uebergang über die Passhöhe.

Nach 20tägigem Aufenthalt verliess ich mit meiner kleinen Reisebegleitung die Hauptstadt Bautschis am 2. Februar nachmittags $2^1/_2$ Uhr, direct gen Westen auf den Gebirgsstock des Saránda zugehend. Die Gegend hier im Rücken der Stadt schien vor Ueberfällen der Insurgenten gesichert zu sein, denn ich sah viele einzelne, von blühenden Feldern umgebene Gehöfte. Den Blick in die Ferne hinderte leider der schwarze Qualm von Grasbränden, der rings aus den Waldungen aufstieg und die Luft verfinsterte, sodass vom Saránda selbst nichts zu sehen war; nur die Umrisse des massigen Boli-Berges zu unserer Linken traten schwach aus der Umhüllung hervor. Wir gingen auf das rechte Ufer des vom Saránda herabkommenden und in die Káddera fliessenden Rerē-Flusses über und befanden uns nun in den zerklüfteten Felspartien der Vorberge. Beim Ueberschreiten einer Schlucht platzte meinem Lastpferde der lederne Gurt, mit dem die Bagage auf dem Rücken befestigt war. Dies nöthigte uns, in dem Dorfe Meri, nur $1^1/_2$ Stunden von Garo-n-Bautschi entfernt, zu bleiben, wo

wir übrigens leidliches Quartier und genügende Verpflegung fanden; unsere Pferde freilich mussten, da es keine Getreidekörner gab, mit gedörrtem Koltschekraut fürliebnehmen. Die Bewohner Meris, fast in gleicher Zahl Mohammedaner und Heiden, sprechen unter sich den Saránda-Dialekt, doch verstehen die meisten auch Haussa und Fulfúlde. Ihr Sultan residirt eine halbe Stunde weiter nach Westen in einem ummauerten, von Palmen beschatteten Orte.

Am nächsten Morgen brachen wir um 7 Uhr auf und verfolgten in westsüdwestlicher Richtung den Weg durch die Felsen weiter, die bald in gewaltigen Blöcken über- und durcheinander liegen, bald zu senkrechten Granitwänden aufsteigen. In dem dichtverwachsenen Buschwerk dazwischen sollen viele wilde Thiere ihre Schlupfwinkel haben. Um $9^1/_2$ Uhr war der Fuss des Saránda-Berges erreicht. Mein Barometer zeigte zwar noch keine merkliche Erhebung des Bodens an, aus dem Laufe der zahlreichen, fast alle etwas Wasser haltenden Rinnsale aber sah ich, dass von hier das Terrain sich nach Südosten hin abdacht. An dieser Stelle begegnete uns ein grosser Trupp Kanúri, Männer und Weiber, welche Salz von Láfia-Beré-Beré nach Bautschi brachten. Sie trugen das zu grauem Staub zerstossene Salz in $1—1^1/_2$ Centner schweren Bastsäcken auf dem Kopfe, und ausserdem waren die Weiber mit Kochgeschirr und sonstigem Geräth, die Männer mit ihrer Waffe, Bogen und Pfeilbündel, beladen. Pferde sind in dem schluchtigen, schroffen Felsgebirge nicht zu verwenden, es müssen vielmehr alle Lasten allein durch Menschenkräfte über dasselbe transportirt werden.

Der Saránda, bis zum Gipfel bewaldet und, soviel ich sehen konnte, ganz aus Granit bestehend, der jedoch stellenweis wie Schiefer in Tafeln geschichtet liegt, ist der Scheidepunkt für die Gewässer des Tschad und die des

Bénuē und Niger. Wir umgingen den Berg, indem wir ein Dorf, das dem Sserki-n-makéra von Bautschi gehört, durchzogen, und hatten, auf der andern Seite angekommen, ein zwar hügeliges und allmählich steigendes Terrain vor uns, aber keine höhern Berge mehr in Sicht. Von $11\frac{1}{2}$ Uhr an in südwestlicher Richtung vorschreitend, passirten wir um $12\frac{1}{2}$ Uhr das Dorf Mutanim-Bum und erreichten um 2 Uhr den ziemlich bedeutenden, von Pullo bewohnten Ort Saránda, in welchem das Nachtlager genommen wurde.

Als wir andern Morgens noch eine kurze Strecke auf dem grossgewellten, von Schluchten zerrissenen Plateau, das mit dem von Garo-n-Bautschi gleiche Höhe hat, in der Richtung von 285° zurückgelegt, sahen wir gerade vor uns am westlichen Horizont wieder eine Bergkette auftauchen. Wie der Lauf vieler wasserhaltiger Rinnsale zeigt, dacht sich auch dieses Plateau nach Südosten ab. $1\frac{3}{4}$ Stunden hinter Saránda blieb uns zur Rechten im Norden das Dorf Rugáni; wir passirten nach weitern $1\frac{1}{2}$ Stunden ein von seinen Bewohnern verlassenes Dorf und langten 1 Stunde später in Djaúro an, einem ummauerten Orte von etwa 1500 Einwohnern. Hier sah ich auf dem Markte unter andern Esswaaren eine gallertartige Süssigkeit in kleinen Stücken feilbieten und erfuhr, dass sie aus der Frucht des Runa-Baumes (von den Kanúri ŋgálimi, von den Haussa ligña genannt) durch Einkochen des Saftes bereitet wird; sie schmeckt ganz ähnlich wie die zur Consistenz verdickten Honigstückchen, die man in den Städten Marokkos, namentlich in Fes, mit dem Rufe „Ja mulei Dris“ zum Verkauf ausbietet. Der Sultan von Djaúro beherrscht ein Gebiet, das sich bis über Goa hinaus erstreckt.

Zwei Söhne des Sultans begleiteten mich am folgenden Tage über das Gebirge nach Goa. Wir ritten früh $7\frac{1}{2}$ Uhr aus, gerade westwärts der 2—3 Stunden entfernten Bergkette

von Djim-Djim entgegen, die wir schon gleich hinter Saránda deutlich gesehen hatten, heute aber, da qualmiger Waldrauch die Luft verdunkelte, nicht eher wahrnahmen, als bis wir uns unmittelbar an ihrem Fusse befanden. Das Hinaufsteigen zum Kamm war äusserst mühsam und beschwerlich. Keine Spur von einem gangbaren Pfade. Unsere Pferde mussten an den steilen Abhängen, oft mehrere Fuss hoch schreitend, von Fels zu Fels klimmen, und stellenweis blieb zwischen den senkrechten Wänden und dem zur Seite gähnenden Abgrunde so wenig Raum, dass ein einziger Fehltritt genügt hätte, um Ross und Reiter in die jähe Tiefe zu stürzen. Auch eine Menge wasserhaltender Rinnsale mit hohen, steilen Ufern mussten durchritten werden; ihr Lauf geht nach Norden am Ssum-Berge vorbei durch Dilími, bis sie sich weiter abwärts zum Gabi-Flusse vereinigen. Unterhalb der Passhöhe, die noch von circa 1000 Fuss hohen Gipfeln überragt wird, treten die Berge weiter auseinander, und es eröffnet sich ein Plateau, auf welchem wir, ganz erschöpft von der mühsamen Tour, zu dem Orte Goa gelangten.

Dank unserer prinzlichen Begleitung beeiferte sich der Galadí-ma, ein Untergebener des Sultans von Djaúro, uns reichlich mit Speise und Trank zu erquicken und für gute Herberge zu sorgen. Er wohnt inmitten des weitläufigen Orts in einer kleinen ummauerten Burg. Die Bewohner von Goa sind grösstentheils Pullo, aber, wie ihre dunkle Hautfarbe zeigt, stark mit Negerblut vermischt. Ihre Weiber scheinen sehr putzsüchtig zu sein, denn sie tragen nicht blos einen Ring in den Ohren, sondern eine ganze Menge, oft zehn bis zwölf, und an der Stirn ein mit bunten Perlen gesticktes zollbreites Band; das gekräuselte, doch bis $1\frac{1}{2}$ Fuss lange Haar lassen sie in drei Flechten vom Hinterkopf und zu beiden Seiten herabhängen. Gegen Abend machte ich einen Spaziergang in die nahen Berge,

die ganz aus grobem Granit bestehen. Ich fand dort Bäume mit essbaren Früchten und mehrere zuvor noch nicht gesehene Cactusarten.

Ehe wir am andern Morgen aufbrachen, verabschiedeten sich die beiden Prinzen, um nach Djaúro zurückzukehren. Leider hatte ich mich gar nicht mit ihnen unterhalten können, da keiner von uns Fulfúlde verstand. Um 7 Uhr setzten wir uns in Marsch, anfangs westsüdwestwärts, und hatten zunächst wieder einen steilen, mit Geröll bedeckten Felsenpass zu übersteigen. Dann zeigte sich gegen Norden in etwa 3 Stunden Entfernung der Schrau-Berg, während uns zur Linken ein ununterbrochener Gebirgszug in naher Distanz begleitete. Um 9 Uhr passirten wir den grossen Ort Uóno und gleich dahinter den Koki (Fluss) Uóno, der von Südsüdosten kommt und, nachdem er weiter abwärts noch einen von Süden kommenden Arm aufgenommen hat, in den Gabi fliesst. Wir mussten, nun gerade südwärts gehend, ½ Stunde später sein Bett nochmals durchschreiten, ritten darauf über eine sehr steinige, von Schluchten zerrissene Hochebene und kamen um 11 Uhr in Badíko an, einem Orte von gegen 20000 Einwohnern. Man hatte mir Badíko als bedeutenden Marktort genannt, und ich stellte mir demnach eine wirkliche Handelsstadt darunter vor. Nun überzeugte ich mich, dass dies ein Irrthum war. Der Ort hat nur einen, allerdings recht lebhaften Landmarkt, auf dem die Boden- und Industrieerzeugnisse aus der Umgegend zum Verkauf gestellt werden, von ausländischen Waaren aber höchstens Glasperlen und einige Stücke Baumwollenzeug zu haben sind.

An dem Tage, dem 6. Februar, ging das Ramadhan-Fest zu Ende. Sowie abends der Mond am Himmel erschien, wurde er aus diesem Anlass von den Einwohnern mit lautem Jubelgeschrei begrüsst, und die ganze Nacht hindurch vergnügte man sich mit Tanz und Spiel. Auch

der heidnische Theil der Bevölkerung schloss sich nicht von den Lustbarkeiten aus, da ja bei den Negern dem Monde besondere Verehrung gewidmet und der Eintritt des Neumonds jedesmal von ihnen gefeiert wird. Ich schaute dem Tanze eine Zeit lang zu. Auf einem grossen freien Platze reihten sich an der einen Seite die Männer zusammen, meist nur mit blau und weiss gestreiften Schürzen oder schmalen Streifen von Ziegenfell bekleidet und mit bunten Federbüschen auf dem Kopfe, gegenüber die Weiber, ein Tuch um die Hüften gewunden, manche einen Säugling auf dem Rücken tragend, und in der Mitte die Knaben und Mädchen, letztere mit einem Fächer aus Stroh oder Palmblatt in der Hand. Nach dem Takte der Musik, die in Trommelschlägen und im Klirren von eisernen, an den Füssen der Tänzer befestigten Schellen bestand, schritten die Reihen bald gravitätisch wie im Polonaisen- oder Menuetschritt ihrem Vis-à-vis entgegen, bald lösten sie sich auf und alles sprang und hüpfte wild durcheinander. Dazwischen gab es auch pantomimische Einzeltänze. Eine Frau neigte sich plötzlich hinten über, als müsste sie umfallen, wurde aber in den Armen der hinter ihr Stehenden aufgefangen und nun immer von einer der andern zugeworfen. Oder ein junges Mädchen drehte sich wirbelnd im Kreise, bis sie erschöpft niedersank, worauf alle Männer an ihr vorbeitanzten und jeder einige Muscheln in ihren Schos warf.

Die Aufnahme, die wir beim Sultan von Badíko fanden, war keine so gastliche wie die beim alten Sultan von Djaúro; erst nach langen Umschweifen wurde uns eine leere Hütte eingeräumt, sie starrte aber so von Schmuz, dass ich lieber unter einem Baume im Freien campirte, was man hier, wo in der Nacht kein Thau fällt, ohne Gefahr für die Gesundheit thun darf. Sollte nicht die dicke Rauchmasse, die, von den täglichen, so ausgedehnten Grasbränden erzeugt,

über der Erde lagert, den gänzlichen Mangel an Thau mit verursachen, indem sie etwaige in den obern Luftschichten sich bildende Feuchtigkeit nicht als Niederschlag hindurchdringen lässt? Ueberhaupt dürfte der Einfluss dieses centralafrikanischen Grasrauchs viel weiter reichen als man denkt. Ich halte es für wahrscheinlich, dass er sich nicht nur mit dem Staube der Wüste mischt, sondern auch darüber hinaus in die Berberei, ja unter Umständen bis über das Meer getragen wird und dort noch als vermeintlicher Nebel die Atmosphäre zu trüben vermag.

Wir entfernten uns am andern Morgen nordnordwestwärts von Badíko und betraten dicht hinter dem Orte einen Wald, in welchem Massen schwerer Granitstücke zwischen den Bäumen umherlagen. Hier sah ich an den Ufern zweier von Südwesten nach Nordosten laufenden Flüsschen die ersten Deleb-Palmen. Die Deleb-Palme, Borassus flabelliformis aethiopicus von *Martius* (in der Kanúri-Sprache kamelutu, in der Haussa-Sprache djidjinia), ist einer der schönsten Bäume Innerafrikas; ihr schlanker Stamm von durchschnittlich 50 Fuss Höhe hat ungefähr in der Mitte eine nur ihr eigenthümliche Ausbiegung. Nach Barth soll sie im Sonrhai-Gebiete nur in der Umgebung des Debu-Sees vorkommen. Ein dreistündiger Marsch brachte uns um 11 Uhr nach dem Orte Gora, wo wir indess nur kurze Rast hielten, um unsern Weg bis zu der am Fusse des eigentlichen Gora-Gebirges gelegenen Residenz des Sultans von Gora fortzusetzen. Auf mässig steigendem bewaldeten Terrain links und rechts an Gehöften vorbeipassirend, langten wir nach 2 Stunden daselbst an und wurden vom Sultan inmitten seines ganzen Hofstaats feierlich empfangen. Man liess es uns, nachdem wir in eine geräumige Wohnung geführt worden, an nichts fehlen, weder an Speisen, wie Hühner und Reis, noch an Korn zum Futter für die Pferde, und da letztere dringend einer längern

Ruhe bedurften, waren wir genöthigt, auch den folgenden Tag hier liegen zu bleiben.

Morgens 8 Uhr am 9. Februar wurde der Aufstieg auf den Gora begonnen: er kostete den Thieren, die wieder Schritt vor Schritt sich den Weg suchen mussten, Anstrengung genug, nahm aber weniger Zeit, als ich glaubte, in Anspruch, denn schon nach 1½ Stunden war der Uebergangspunkt zwischen etwa 1500 Fuss höhern Bergen und damit zugleich die Grenze der beiden Länder Bautschi und Sária erreicht. Der Gora scheidet nicht nur die Gewässer, die einerseits dem Tschad-See, andererseits dem Niger zufliessen, auch für die Vegetation bildet er eine sehr merkbare Scheidewand. Aus dem Bereiche der Dattel- und Dum-Palme kommt man an seinem westlichen Abhange in den der Oel-, der Kokos- und Deleb-Palme; Adansonien gedeihen zwar noch, wo sie angepflanzt werden, entwickeln sich aber bei weitem nicht mehr zu der Höhe und dem Umfang ihrer Riesenschwestern auf dem Plateau von Gudjba, die Akazie erscheint nur noch sporadisch, die Tamarinde verschwindet ganz, ebenso der Korna und Hadjilidj, sie werden aber durch hohes Bambusrohr, den Butterbaum, an den sich Park's Name knüpft, und die Banane vollauf ersetzt. Ohne Zweifel findet auch in der Thierwelt, obwol sie leichter die von der Natur gezogenen Schranken überspringt, hier ein mannichfacher Wechsel der Arten statt; der künftigen zoologischen Durchforschung Centralafrikas bleibt es vorbehalten, diese Unterschiede im einzelnen nachzuweisen.

Wir waren um 11 Uhr an dem rechts über uns liegenden Orte Súkuba, zum District Lerē gehörig, vorbeigezogen und traten um 12 Uhr aus dem eigentlichen Gebirge heraus auf ein allerdings fast ebenso hohes Plateau, denn mein Aneroïd zeigte noch nicht mehr als 24″ 10‴. Eine Stunde später lag auf der Spitze eines

schroffen Felskegels, der von keiner Seite zugänglich schien, das kleine Dorf Schimrē vor uns. Man wies uns aber einen verborgenen, für Pferde ersteigbaren Pfad, und oben angekommen fanden wir bei den Bewohnern, Heiden vom Stamme der Kado-Neger, die gastlichste Aufnahme, gastfreundlicher, als ich sie in vielen von Mohammedanern bewohnten Orten gefunden habe. Zwischen den Hütten des Dorfs stehen prächtige Bäume, und unten in der Ebene haben die Bewohner einige Felder, auf denen sie ihren Bedarf an Getreide bauen.

XII.

Nach und in Keffi Abd-es-Senga.

Die Orte Ungu-n-Bodo und Garo-n-Kado. Die Kado-Neger. Markt in Ja. Sango-Katab. Mokádo und Madákia. Abenteuer in Konúnkum. Der Marktort Kantang. Ein schwarzer Adam. Das Walddorf Amáro. Hádeli. Ankunft in Keffi. Dynastie, Einwohnerschaft und Handel von Keffi.

Nachdem wir am folgenden Tage, dem 10. Februar, morgens 7 Uhr von dem gastlichen Schimrē wieder herabgestiegen waren, folgten wir auf ebenem Terrain einem Arme der Kadúna, dessen Windungen mehrmals überschreitend, und zogen um 9 Uhr an dem $\frac{1}{2}$ Stunde links von uns auf Hügeln gelegenen Fellata-Orte Suru vorbei. Der Boden ist hier von vielen tiefen Rinnsalen durchschnitten, die mit ihrem nie ganz versiegenden Wasser eine üppige Waldvegetation erzeugt haben. Im Laub der Bäume nisten buntgefiederte Vögel, und auch grössern vierfüssigen Thieren mag der Wald zum Aufenthalt dienen; bisweilen eilte eine flüchtige Gazelle in der Ferne vorüber, sogar Elefantenspuren zeigten sich.

Mir fiel hier eine Erdspinne auf, die, etwa von der Grösse unserer Kreuzspinne, ihr dichtgewebtes Netz über den Boden breitet und in Löchern verborgen ihren Fang belauert; an den folgenden Tagen sah ich sie noch öfter, bis zur Hochebene von Sango-n-Katab, weiter südlich aber nicht mehr. Wie wenig Spinnen Afrika hat, wurde schon

von mir hervorgehoben: in der Berberei fehlen sie fast ganz, in den Oasen der Grossen Wüste gibt es eine einzige Art, die Skorpionspinne, in Bornu und Uándala eine andere, ebenfalls sehr grosse, die ihr Netz von 1 Meter im Durchmesser zwischen den Zweigen hoher Bäume ausspannt. Bei meinen spätern Reisen nahm ich allerdings wahr, dass die Abwesenheit oder Seltenheit der Spinnen sich auf die westliche Hälfte Afrikas beschränkt, nach Osten zu werden sie wieder häufiger an Arten wie an Zahl, und im Nilthale sind oft ganze Büsche mit Spinnweben überzogen. Noch weniger als Spinnen scheinen Schlangen in Centralafrika heimisch zu sein, wenigstens kam mir, seit ich die kleinen Schlangen in der Tintümma gesehen, nicht eine wieder zu Gesicht; eine grosse Wasserschlange soll im Tschad-See leben, ich kann aber die Richtigkeit dieser Angabe nicht verbürgen.

Wir gelangten um 10 Uhr zu dem ziemlich bedeutenden, von heidnischen Kado-Negern bewohnten Orte Ungun-Bodo und hielten vor dem Hause des Sserki (Sultan), der uns bereitwillig mit Speisen versorgte. Fast alle Männer rauchten hier — was ich bis dahin nur von den Musgu und Tuburi, die als Sklaven in Kuka leben, gesehen hatte — aus langen Tabackpfeifen mit grossen Köpfen von Thon. Von 1½ Uhr ab auf der bewaldeten Hochebene südwestwärts weiterziehend, hatten wir mehrere Zuflüsse der Kadúna zu passiren, bis um 5½ Uhr der zum Nachtlager bestimmte Ort Garo-n-Kado (die Eingeborenen sprechen Garúnkadu) erreicht wurde.

Die Kado-Neger sind von dunkelschwarzer Hautfarbe, jedoch keineswegs hässlich. Männer wie Weiber gehen nackt, jene einen mit Muscheln oder Fransen behängten Lederschurz, diese nur Baumblätter vor die Scham bindend; um den linken Arm tragen sie einen schwarzen steinernen Ring, an den Fingern mehrere Ringe von Eisen, den

grössten, der ein Amulet birgt, am rechten Daumen. Die jungen Bursche bis zu 20 Jahren flechten ihr Haar in mit Glasperlen besetzte Zöpfe und binden auch Schnüre von Glasperlen um den Hals: ein weibischer Putz, mit dem weder die kräftige Muskulatur des Körpers noch die Bewaffnung mit Bogen und Pfeilen harmonirt. Im Benehmen zeichnet sich der Stamm durch eine gewisse ceremonielle Höflichkeit aus; so wurde ich als Fremder von jedem Begegnenden umständlich gegrüsst, indem die Männer, das Haussa-Wort „ssünno, ssünno" mehrmals wiederholend, sich tief vor mir verneigten, die Weiber aber niederknieten und mit abgewandtem Gesicht in dieser Stellung verharrten, bis ich vorüber war. Dass die Frauen vor einem fremden Manne das Gesicht abwenden oder verhüllen, ist übrigens eine bei den meisten Negerstämmen Nord- und Centralafrikas herrschende Sitte, die ich später auch in der Libyschen Wüste, in den Ortschaften der Oase Dachel wiederfand; ich vermuthe indess, sie hat sich erst mit dem Islam in Afrika eingeführt. Die Wohnung einer Kado-Familie besteht gewöhnlich aus zwei Hütten, die, abweichend von andern Negerwohnungen, durch einen zugebauten Gang miteinander verbunden sind, wodurch drei zusammenhängende Wohnräume gewonnen werden. Auch sonst haben die Kado, wie es scheint, manche Eigenthümlichkeiten in Charakter und Lebensweise, und es wäre darum wol der Mühe werth gewesen, länger unter ihnen zu verweilen; aber mein Gesundheitszustand nöthigte zur Eile, denn ich durfte nicht ein zweites mal mich den Einflüssen der centralafrikanischen Regenzeit auszusetzen wagen.

Nachdem wir am folgenden Morgen 2 Stunden südlich gegangen waren, passirten wir den Ort Ungo-n-Kassa und erreichten eine Stunde darauf den am linken Ufer eines grössern Arms der Kadúna gelegenen Marktort Ja. Hier-

her bringen nomadisirende Fellata ihre Viehproducte, um sie gegen Feldfrüchte der Umgegend auszutauschen. Bei unserer Ankunft war der Markt, der auf einem freien, von Wald umgebenen Platze gehalten wird, eben in vollem Gange. Hellfarbige Fellata-Mädchen, mit perlengestickten Bändern im Haar, die Ohren von oben bis unten mit Ringen behängt, boten Milch, Buttermilch, Butter, auch Küchelchen aus Negerhirse, Tekra genannt; Kado-Neger und Negerinnen dagegen Getreide und Wurzelgemüse zum Verkauf aus; in Garküchbuden waren einzelne Portionen gekochtes Fleisch und Yams sowie mit Koltsche-Oel gebackene Brötchen für 5 Muscheln das Stück zu haben. Der Sultan von Ungo-n-Kassa lud mich zum Dableiben ein; da ich aber an dem Tage noch bis Sango-Katab zu kommen gedachte, labten wir uns nur an einem Trunk frischer Buttermilch und setzten dann unverweilt unsern Weg fort, der immer südwärts durch einen langen Wald platanenartiger Bäume führte und von vielen nach Westen abfliessenden Rinnsalen durchkreuzt war. An den Rändern der letztern standen haushohe Bambus und dickästige Deleb-Palmen; auch andere Palmenarten, namentlich die Fächerpalme, traten jetzt häufiger auf, und einzelne wilde oder verwilderte Bananen liessen sich sehen. Der Boden des grosswelligen Terrains besteht aus röthlicher Thonerde, nur hier und da liegt Sandstein zu Tage. Erst nach 6 Stunden gelangten wir an den Ausgang des Waldes. Inzwischen war aber bereits die Nacht hereingebrochen, und so blieb nichts übrig als im Freien zu lagern. Auf das Versprechen des Führers vertrauend, er werde uns noch vor Abend nach Sango-Katab bringen, hatten wir gar keine Lebensmittel mitgenommen weder für uns noch für die Pferde; diese fanden in dem hier reichlich vorhandenen Grase genügenden Ersatz, wir aber mussten unsere hungerigen Magen mit der Aussicht auf den folgenden Tag beschwichtigen.

Morgens wurde ein breiter nach Westen fliessender Arm der Kadúna überschritten, der weiter unten den Namen Gurára erhält. Jenseit desselben war das Land zu beiden Seiten des Weges wohl angebaut. Wie man weiss, kennen die Eingeborenen Innerafrikas nirgends den Gebrauch des Pfluges, doch ist die Methode der Ackerbestellung bei den westlichen Negern eine andere als bei den östlichen. Die Kanúri hacken, nachdem sie die Felder in der trockenen Jahreszeit abgebrannt, an manchen Orten auch mit Dünger beworfen haben, Löcher in den Boden, in welche nach dem ersten Regenschauer der Same hineingelegt wird; die Haussa und Pullo aber graben schon während der trockenen Jahreszeit mittels eines eisernen Spatens, dessen Spitze zugleich als Bohrer dient, lange regelmässige Furchen in das harte Erdreich. Wir hatten noch 2 Stunden zwischen den Feldern zu reiten, bis wir in Sango-Katab eintrafen. Die Bevölkerung dieses weitläufig gebauten Ortes ist aus Fellata und aus Kado- und Kadjē-Negern gemischt; ein Theil derselben bekennt sich zum Islam, der übrige, die Mehrzahl bildende Theil hat gar keine Religion. Auf dem kleinen Marktplatze sah ich die drei verschiedenen Typen besonders in vielen weiblichen Repräsentanten beisammen: hier die Kadjē-Weiber, nackt bis auf einen 3—4 Finger breiten Ledergurt, an dem vorn und hinten ein paar Blätter herabhingen, mit kahl geschorenem Kopf, vorgestrecktem Bauch und hochgepolstertem Gesäss, dünnen, affenartigen Beinen und mit zwei in die Ober- und Unterlippe eingezwängten Stücken Holz oder Kürbisschale, die beim Sprechen geräuschvoll aufeinanderklappten; dort die gleichfalls nackten, doch proportionirter gebauten Kado-Negerinnen; und als Gegensatz zu beiden hübsche Fellata-Mädchen, schamhaft sich mit einem weissen oder gestreiften Tuch umhüllend. Uebrigens bot der Markt ausser Lebensmitteln: Fleisch, Milch, Butter, Getreide, Gora-

nüssen, Yams, Koltsche, süssen Erdäpfeln, Ngángala und Reisbrötchen mit Honig, nur einheimische Gewebe und eine geringe Auswahl von Glasperlen.

Ich rastete den nächsten Tag in Sango-Katab, um den Pferden, die sich die Hufe ganz abgelaufen hatten, Ruhe zu gönnen, und um von den Einwohnern den besten Weg nach Rabba am Niger zu erkunden. Niemand wusste mir aber etwas darüber zu sagen, und es scheint, dass es in der That keinen directen Weg dahin gibt. Richard Lander, der Diener Clapperton's, berichtet in seinem Tagebuche: er habe, als sein Herr in Sókoto gestorben war, von Cuttup (Sango-Katab) aus nach Süden vordringen wollen, sei aber bald durch Soldaten des Sultans von Segseg am Weitergehen verhindert worden, sodass er sein Vorhaben aufgeben musste.

Nahe bei Sango-Katab ist der höchste Punkt der bis hierher führenden Hochebene, das nun folgende Gebirge steigt zu einer niedrigern Terrasse herab, die südlich zum Bénuē, südwestlich zum Niger sich abdacht. Gen Südosten streicht eine Bergkette, welche in der Entfernung von etwa 6 Stunden 1000 Fuss relativer Höhe erreichen mag. Wir durchzogen am 14. Februar das erstere Gebirge in südsüdwestlicher Richtung und kamen nach 2 Stunden zu dem rechts am Wege liegenden, an das nördliche Ende eines andern Bergzugs gelehnten Orte Mokádo. Aus den Quellen der beiden Gebirge, die durchweg aus Sandstein und Kalk bestehen, bildet sich hier der dem Bénuē zuströmende Ssungo-Fluss. Ungefähr 2 Stunden nordwestlich von Mokádo liegt der Ort Kadjē. Zwischen dem rechts nach Südosten hin zurückweichenden Gebirge und einer links im Halbbogen gekrümmten Hügelreihe brachte uns ein weiterer nach Südwesten gerichteter Marsch von 2 Stunden nach Madákia, wo wir über Nacht blieben. Der Ort, von Kadjē-Negern und einigen Fellata bewohnt, hat ein sonderbares,

schiefes Aussehen. Es sind nämlich die irdenen Wände von je zwei Hütten durch ein gemeinsames Dach verbunden, dessen eine Seite steil, die andere flach abfällt, und um jedes Gehöft zieht sich eine Hecke von oft 20—30 Fuss hohen Cactus. Wie die Kado gehen auch die Kadjē unbekleidet; die Mädchen pflegen am Gürtel ausser den Blättern ein vorn herabhängendes Bündel kleiner Muscheln zu tragen, welche ihnen ihr Bräutigam als Geschenk verehrt.

Von Madákia an gingen wir, die vielen Krümmungen des Weges ungerechnet, immer südsüdwestwärts, eine Strecke weit am Ssungo-Flusse entlang, bis er seinen Lauf ganz nach Süden wendet. Die Gegend, bisher eine grosswellige Ebene, gestaltete sich nun wieder zu einer wild zerklüfteten Gebirgsregion, wenngleich die relative Höhe der Berge wol 5—600 Fuss nicht übersteigt. Nach einer Stunde sahen wir etwa ¾ Stunden westlich vom Wege den hochliegenden Ort Debúsa, nach einer weitern Marschstunde wurde der Ort Uontára passirt, und nachdem noch fünf Stunden Wegs zurückgelegt waren, ritten wir in den ausschliesslich von Kadjē bewohnten Ort Konúnkum ein.

Es liessen sich nur Weiber in dem Orte sehen, die auf unsere Frage nach der Wohnung des Sserki (Sultan) keinen Bescheid geben wollten. Wir hielten daher aufs gerathewohl vor einem der grössern Gehöfte und feuerten wie üblich einen Salutschuss ab. Erschreckt durch den Knall, liefen die Weiber schreiend und heulend davon. Etwa zehn Minuten vergingen, da kam plötzlich eine Horde mit Keulen, Bogen und Spiessen bewaffneter Männer auf uns losgestürzt. Sie waren offenbar betrunken und, wie aus ihrem drohenden Gebrüll zu entnehmen, der Meinung, wir hätten auf ihre Weiber geschossen. Unser Führer erklärte ihnen, wir seien harmlose Reisende, mit dem abgefeuerten Schuss hätten wir nur den Sserki des Orts begrüssen

wollen. Allein sie hörten nicht auf ihn, sondern umringten Hammed, der abgestiegen war, und suchten ihm sein Gewehr zu entreissen. Als ich dies sah, gab ich meinem Pferde die Sporen, sprengte mitten in den dichtesten Haufen, drei oder vier der Angreifer zu Boden werfend, und liess den Hahn meines Revolvers knacken. Rasch hatte sich auch Hammed wieder aufs Pferd geschwungen, seine Doppelflinte zum Schuss erhoben. In diesem kritischen Augenblick erschien aber der Sserki, den ein schmuziges Gewand vor seinen nackten Unterthanen kenntlich machte. Nachdem ihn unser Führer über den Sachverhalt aufgeklärt, überreichte er mir als Zeichen des Friedens und der Freundschaft seinen Spiess und lud uns zum Absteigen ein. Wir folgten zwar der Einladung, doch befahl ich, die Pferde gesattelt zu lassen, denn es schien mir nicht rathsam, unter der trunkenen Bevölkerung die Nacht zuzubringen. Es war dies das einzige mal während der ganzen Reise, dass ich von seiten der Eingeborenen mit ernstlicher Lebensgefahr bedroht wurde. In ihrer Trunkenheit hatten die Neger — sie feierten auf einem freien Platze ausserhalb des Ortes ein Fest, wobei sie sich in Palmwein berauschten — uns für Pullo oder Araber gehalten, die auf einer Sklavenrasia begriffen wären.

Der Sserki bewirthete uns mit einem kleinen Mahl, nach dessen Beendigung wir wieder zu Pferde stiegen. Ein zweistündiger Ritt in gerader Südrichtung brachte uns an den Abhang des Gebirges. Nun ging es einen sehr schwierigen Pass circa 700 Fuss abwärts ins Ssungo-Thal hinunter. Wir überschritten den Fluss, der hier, nachdem er ½ Stunde weiter östlich einen wasserreichen, von Darróro kommenden Zufluss aufgenommen, gerade nach Westen läuft, und trafen jenseit desselben auf ein paar einzeln stehende Hütten nomadisirender Fellata. Da es dunkel zu werden begann und wir bereits 10 Stunden an dem Tage

marschirt waren, baten wir um Unterkunft für die Nacht, die uns von den Bewohnern bereitwilligst gewährt wurde. Korn für die Pferde musste freilich unser Führer erst von dem benachbarten Dorfe Rundji herbeiholen, denn die Nomaden besassen zwar eine Heerde von Rindern und Buckelochsen, aber keinen Vorrath an Getreide, das sie nach Bedarf auf den täglichen Märkten in der Umgegend eintauschen.

Morgens setzten wir abermals über den Ssungo-Fluss, der hier Koki Kantang genannt wird, gingen aber dann nur eine Stunde weit südlich bis zu dem wohlhabenden Orte Kantang. Derselbe verdankt seine Wohlhabenheit dem lebhaften Tauschhandel mit den zahlreichen, auf den Hügeln ringsum ihre grossen Viehheerden weidenden Nomaden. Fast alle Bewohner des Orts, theils Haussa- und Kadjē-Neger, theils sesshafte Fellata, gehen bekleidet. Aeltere Männer drehen ihren Bart unterm Kinn zu einem mit Stroh umflochtenen Zopfe zusammen; die jüngern scheren sich den Kopf zu beiden Seiten kahl und lassen das übrige Haar, ähnlich wie die Frauen der Tebu, vorn auf der Stirn in Gestalt einer spitzen Düte oder eines Horns emporstehen. Während die Weiber Milch, Butter, Brot und dünne Fleischschnitten, die über Kohlenfeuer geröstet werden, auf dem Marktplatze feil hielten, stand oder lag die männliche Bevölkerung in Gruppen umher, plaudernd oder ein Bretspiel spielend, eine Art Dame, wie es merkwürdigerweise auch in ihrer Sprache heisst, obwol es mehr unserm Tricktrack gleicht; das Bret hat statt der Felder sechzehn Vertiefungen, und als Spielsteine dienen kleine Kiesel. — Ich bemerkte hier wieder eine mir neue Gattung Ameisen, die mich durch ihre Länge von 1½ Centimeter in Erstaunen setzte; sie liefen in Scharen zwischen unsern Sachen umher, suchten aber nur nach Körnern,

und keiner von uns wurde durch sie belästigt oder gebissen.

Wir hatten Kantang andern Tags bei Sonnenaufgang verlassen, waren, mit geringen Ausweichungen nach Ost oder West, immer südwärts marschirt und machten nun in dem Oertchen Kossum halt, das ganz zwischen hohen Bäumen versteckt liegt. Hier blieb unter dem Vorgeben, dass er nicht weiter zu gehen im Stande sei, unser Führer zurück, obgleich ich ihn in Gora für 6000 Muscheln bis nach Keffi gedungen. Damals war er ganz nackt, und weil er sich als guter Muselman dessen schämte, nahm er den Führerdienst bei mir an, um für die Muscheln sich dann ein Hemd kaufen zu können. An einem der ersten Marschtage beschenkte ich ihn mit einer Weste; da war es höchst komisch zu sehen, welche vergebliche Anstrengungen er machte, das ungewohnte Kleidungsstück auf seinen Körper zu bringen; endlich dank der Hülfe meines kleinen Noël damit zu Stande gekommen, sass er, mir den Rücken kehrend, zur Erde nieder, rieb sich das Gesicht mit Sand und rief unzählige mal „Etjau, etjau" (Haussa-Wort für „danke schön"). Seitdem spottete er bei jeder Gelegenheit über die Heiden, auf die er mit dem ganzen Hochmuth eines zum Islam bekehrten Negers herabsah, dass sie so unanständig seien, unbekleidet zu gehen. Schwarz wie ein Rabe, hatte er seltsamerweise bei der Beschneidung den Namen unsers paradiesischen Aeltervaters Adam erhalten. Im ganzen war ich mit ihm zufrieden gewesen, er sorgte namentlich gut für die Pferde und hatte nur den einen Fehler, dass er in jedem Dorfe am Wege einkehren wollte und sich immer lange zum Wiederaufbruch antreiben liess.

Von nun an ohne Führer, setzten wir unsere Tour durch den Wald fort. Eine Stunde hinter Kossum trifft die grosse Strasse von Sária mit dem Waldpfade zusammen, und ½ Stunde weiterhin zweigt der Weg südsüdöstlich

nach Ssinssínni ab. Wir hatten $3\frac{1}{2}$ Stunde zurückgelegt, als wir in dem an einem südwärts fliessenden Bache malerisch in einer Lichtung gelegenen Dörfchen Amáro Einkehr hielten. Man räumte uns eine Hütte etwas abseits von den übrigen, die sich dicht an den Saum des dunkeln Waldes anlehnte, zum Uebernachten ein; an Lebensmitteln aber war nichts zu haben, und ich musste daher Hammed nach der $\frac{3}{4}$ Stunden entfernten Marktstadt Ssinssínni auf Fourragirung abschicken. Er kehrte abends mit allem, was wir nöthig hatten, zurück und berichtete mir, Ssinssínni sei eine durch hölzerne Mauern und durch Gräben befestigte Stadt von 10000 Einwohnern; auf dem dortigen Marktplatze wollte er über 100 Verkaufsbuden gezählt haben.

Am folgenden Morgen wurde um 7 Uhr aufgebrochen. Zwischen bewaldeten Hügeln führt der Weg 2 Stunden lang abwärts zu dem sehr ausgedehnten, aber wie es scheint wenig volkreichen Orte Alabaschi, an dessen Ostseite wir aussen vorbeizogen. Alabaschi war früher von Kanúri bewohnt, bis dieselben vor etlichen 80 Jahren durch Schua-Araber aus Bornu, welche sie gastlich bei sich aufnahmen, zum Dank dafür aus ihrem Wohnsitz vertrieben wurden; sie wanderten weiter nach Westen und erbauten dort, im Jahre 1215 der Hedjra, die Stadt Láfia-Beré-Beré. Wieder senkt sich der Weg, und zwar an dieser Stelle sehr steil, gegen 500 Fuss tief hinab in ein nach Südwesten ziehendes Thal. Unsere Pferde, deren Hufe von dem fortwährenden Gehen auf steinigem Gebirgsboden sehr laidirt waren, brachen hier vor Schmerz und Ermüdung fast zusammen; wir liessen sie daher, um 11 Uhr unten im Thale angekommen, auf einem schattigen, von fliessendem Wasser benetzten Grasplatze ein paar Stunden ausruhen. Nachmittags legten wir dann noch 3 Stunden südwestlich zurück. Dicker Qualm von Grasbränden lagerte über der, wie mir

schien, immer noch recht gebirgigen Landschaft, sodass uns der Ort Hádeli nicht eher sichtbar ward, als bis wir dicht unter seinen Mauern standen. Wir ritten durch das Thor und begaben uns zunächst auf den Markt, um Lebensmittel für uns und Futter für die Pferde einzukaufen. Da wurden wir von einem Mallem, der mich für einen mohammedanischen Collegen hielt, angeredet und eingeladen, ihm in seine Wohnung zu folgen. Dankend nahm ich sein Erbieten an, und wir waren bei ihm, wie sich zeigte, ganz gut aufgehoben. Immer im Glauben, ich sei ein gelehrter Fakih, bat er mich, ein Amulet in arabischer Sprache für ihn zu schreiben, welches die Wirkung habe, dass alles sich zu seinem Vortheil wenden müsse. Solche arabisch geschriebene Amulete sind in Centralafrika ausserordentlich begehrt, fast überall, wo ich länger verweilte, ward ich um Niederschrift irgendeiner Wunschformel angegangen. Da ich nun wusste, dass die Empfänger nicht arabisch lesen können, die Schrift aber als einen kostbaren Besitz sorgfältigst aufbewahren, benutzte ich diese Zettel, um den Namen des Orts, den Tag meines Aufenthalts daselbst, den Barometerstand und andere von mir gemachte Beobachtungen darin niederzulegen. Es befremdete zwar unsern Wirth, dass er mich abends nicht die vorschriftsmässigen Gebete verrichten sah, doch erwiderte ihm Hammed, gegen den er seine Verwunderung darüber aussprach, als ein so grosser Mallem, der ich sei, hätte ich das nicht mehr nöthig; und als ich ihm beim Abschiede am andern Morgen 500 Muscheln und eine rothe Mütze im Werthe von 3000 Muscheln als Gastgeschenk einhändigte, schien vollends jeder Zweifel an meiner Heiligkeit und Gelehrsamkeit aus seinem Kopfe geschwunden zu sein.

Der achtzehntägige Ritt durch das Gebirge hatte mich, zumal meine Kräfte nicht mehr die anfängliche Spannkraft besassen und viele der früher genossenen Reisebequemlich-

keiten nun entbehrt werden mussten, in hohem Grade angegriffen; ich begrüsste deshalb mit Freuden die Anzeichen von der Nähe eines grössern Orts, in der Aussicht, daselbst einige Tage der Ruhe und Erholung pflegen zu können. Von Hádeli ab, das wir am 19. Februar morgens 7 Uhr in westsüdwestlicher Richtung verliessen, reiht sich Weiler an Weiler und Feld an Feld bis an die Thore der 2 Stunden entfernten Stadt Keffi Abd-es-Senga. Um 9 Uhr zogen wir in dieselbe ein. Ich liess sogleich dem Sultan meine Ankunft melden und wurde bald darauf zur Audienz entboten. Man führte mich in eine einzeln stehende runde Hütte von erstaunlicher Grösse; ihr Inneres bildete einen einzigen, mindestens 100 Fuss im Durchmesser haltenden Raum, von 20 Fuss hohen Thonmauern umschlossen, über denen sich das zuckerhutförmige Dach, durch den Stamm einer Deleb-Palme gestützt, wol 60 Fuss hoch erhob; mehrere ovale Oeffnungen in der Wand gestatteten dem Lichte hinlänglichen Zutritt; der Boden war mosaikartig gepflastert. Dergleichen gesonderte Empfangshütten haben von hier an weiter nach Centralafrika hinein alle Negerfürsten, während in den nördlichern Ländern, Bornu, Kano, Sókoto u. s. w., der Audienzsaal mit der fürstlichen Wohnung verbunden ist. Der Sultan von Keffi, auf einer Ochsenhaut sitzend und ganz in Weiss gekleidet, empfing mich auf das huldvollste, doch beschränkte sich die Audienz, da er kein Arabisch spricht, wenn er auch etwas zu verstehen schien, auf die herkömmlichen Begrüssungen. Sodann befahl er dem Sünnoao, seinem ersten Minister, uns ein gutes Quartier anzuweisen.

Keffi ist im Jahre 1819 von Abd-es-Senga, einem Mallem aus Sária, gegründet worden. Derselbe regierte 9 Jahre und 4 Monate und hinterliess die Herrschaft seinem Bruder Maisábo, der sie 14 Jahre, bis zu seinem Tode, innehatte. Maisábo's Nachfolger war der älteste Sohn Abd-es-Senga's,

Djibrin mit dem Beinamen Baua (d. h. Kapuzenträger), dessen Regierung 25 Jahre währte. Er starb 6 Monate vor meiner Ankunft, und es folgte ihm sein Bruder Hámmedo, der jetzige Sultan, im Alter von etwa 40 Jahren. Das Sultanat Keffi umfasst ausser der Stadt Keffi Abd-es-Senga gegen 20 kleinere Ortschaften und steht unter der Oberhoheit des Sultans von Sária, dem es einen jährlichen Tribut an Sklaven und Muscheln zu entrichten hat. Dagegen bezieht der Sultan von Keffi nicht unbedeutende Einkünfte erstens aus dem Ertrage von Ländereien, welche die Unterthanen und seine Sklaven für ihn bebauen müssen, zweitens aus einigen directen Abgaben und drittens aus den häufigen Sklavenjagden, die er an den Grenzen seines Gebiets ausführen lässt. Sultan Hámmedo wird wegen seiner Freigebigkeit gerühmt.

Die Stadt liegt an der Ostseite eines Hügels, circa 900 Fuss über dem Meere, in äusserst fruchtbarer Gegend. Sie ist durch feste Mauern geschützt und von zwei Rinnsalen durchschnitten, die 2 Stunden weiter östlich in den Kogna-Fluss münden, in der trockenen Jahreszeit aber wenig oder gar kein Wasser haben. Da nun aller Unrath auf den Strassen liegen bleibt und Hunde, die ihn verzehren würden, aus religiösem Vorurtheil nicht geduldet werden, muss namentlich zu Beginn der Regenzeit der Aufenthalt in den engen Stadttheilen sehr lästig und ungesund sein. Neben den runden Hütten gibt es hier auch schon viereckige, eine Form, die eigentlich erst am untern Niger, am sogenannten Nun, und südlich vom Bénuē als die gebräuchliche vorkommt. Bei der Gelegenheit sei wieder daran erinnert, dass man sich unter einer Negerwohnung nicht eine einzelne Hütte, sondern einen Complex von Hütten denken muss, deren jede, etwa wie die verschiedenen Stuben unsers Wohnhauses, einem andern Zwecke dient. In den nördlichen, civilisirtern Ländern Afrikas

umschliesst immer ein Zaun oder eine Thonmauer die von einer Familie bewohnten Räumlichkeiten, mehr nach Süden zu aber sieht man auch Hüttengruppen ohne Einfriedigung.

Die Bevölkerung, aus mohammedanischen Fellata, Haussa und Segseg und aus heidnischen Afo nebst andern Negerstämmen gemischt, war etwa 30000 Seelen stark, aber in rascher Zunahme begriffen, seitdem die Handelskaravanen ihren Weg über hier statt über Bautschi nehmen. Männer wie Frauen gehen bekleidet, nur an Markttagen sieht man nackte Neger beiderlei Geschlechts, die aus den umliegenden Dörfern zur Stadt kommen. Einen höchst sonderbaren Geschmack entwickeln die Bewohner dieses gesegneten Landstrichs, der so viele Nutz- und Nährpflanzen, wie die Oelpalme, den Butterbaum und zahlreiche andere, ohne alle Pflege darbietet, indem sie mit Vorliebe gekochte Lederstückchen kauen. Die Frau meines Hauswirths, eines Gerbers und Sandalenmachers, beiläufig die fetteste Negerin, die ich je gesehen, sammelte alle Abschnitzel von den ungegerbten Ochsenhäuten, sengte über einem Strohfeuer die Haare davon ab, kochte dann die Stücke so lange in Wasser, bis sie einigermassen weich geworden, und erwarb sich aus dem Verkauf dieses vom Volke als Leckerbissen begehrten Gerichts einen hübschen Nebenverdienst. Durch die thierischen Abfälle, welche rings um die Gerberei aufgehäuft lagen, wurden immer Hunderte von Aasgeiern herbeigelockt, deren gellendes Gekreisch mich nicht wenig belästigte; selbst als ich mit linsengrossen Sorghumkörnern unter sie schoss — mein Schrotvorrath war mir ausgegangen — und einige aus dem Haufen tödtete, liessen sie sich nicht vertreiben.

Gleich weit von Egga, dem afrikanischen Emporium der Engländer, wie von Kano, dem südwestlichsten Handelsplatze der Araber und Berber, entfernt, vereinigt Keffi auf seinem Markte die Waaren, die über den Atlantischen

Ocean kommen, mit denen, die über das Mittelländische Meer nach Centralafrika gebracht werden. Jene, obwol meist von weit besserer Qualität und verhältnissmässig auch billiger, finden indess nicht so guten Absatz wie die über Tripolis und Kairo eingeführten leichtern Fabrikate; so werden die in Solingen eigens für den afrikanischen Handel angefertigten sogenannten Tuareg-Schwerter den soliden englischen Klingen vorgezogen, desgleichen können die Korallen aus England nicht mit den geringern venetianischen concurriren. Hingegen ist englisches Pulver, grobes wie feines, ein Haupthandelsartikel, und auch bunte Kattune, Seidenzeuge, überhaupt feinere Stoffe, die von Egga oder Lokoja nach Keffi kommen, sind hier mit Vortheil umzusetzen. Silbermünzen, welche die Frauen als Platten ihrer Fingerringe tragen, sodass oft die ganze Hand von einem Bu-Thir bedeckt ist, liefern Deutschland und England: Schillinge und Halbe Kronen sind zu dem Zweck fast ebenso beliebt wie der Bu-Thir (Mariatheresienthaler), nördlich über Keffi hinaus aber sind englische Münzen noch nicht gedrungen. Europäischer Branntwein, hier Barássa genannt, wird gleichfalls vom Westen eingeführt; obgleich von der schlechtesten Sorte, ist er doch enorm theuer, weshalb ihn die Neger mit Palmwein, den man hier aus der Oelpalme gewinnt, vermischen. Selbstverständlich wird ein so grosser Markt, der an Bedeutung schon beinahe den von Kuka erreicht hat, von vielen fremden Kaufleuten besucht; es hielten sich zur zeit deren aus Egga, Ilori, Gondja, Kano, Sária, Jola in der Stadt auf.

Ich berieth mich mit mehrern Kaufleuten über die Fortsetzung meiner Reise und entnahm aus ihren verschiedenen Angaben, dass es am förderlichsten für mich sei, in einem Canoe den Bénuē hinabzufahren, und dass ich den Weg bis ans Ufer des Stromes ganz gut zu Fuss zurücklegen könne. Nun galt es, meine drei Pferde bestmöglich

zu verkaufen. Das war aber keine leichte, jedenfalls keine rasch zu erledigende Aufgabe. Geduldig musste ich von Tag zu Tag auf ein annehmbares Gebot harren, um schliesslich doch nicht mehr als 190000 Muscheln (38 Thaler) für alle drei zu erzielen. Jetzt fragte es sich wieder: was mit den Muscheln anfangen? Da Keffi auch ein bedeutender Markt für Elfenbein ist, das von den Gegenden am Bénuē in Masse hierher gebracht wird, kam ich auf die Idee, dieses überall verwerthbare Product gegen dieselben einzutauschen. Das lästige und zeitraubende Feilschen ging also von neuem los, und es dauerte wieder mehrere Tage, bis der Handel abgeschlossen war. Für 220000 Muscheln (44 Thaler) erstand ich zwei Elefantenzähne von je 4 Ellen Länge und zusammen 140 Pfund Gewicht. Ein Händler würde 30, höchstens 35 Thaler dafür bezahlt haben, und in Europa wären sie, zum durchschnittlichen Marktpreise von 150 Thaler pro Centner gerechnet, 210 Thaler werth gewesen. Ich verkaufte sie später in Lokoja um 30 Pfd. Sterl. (200 Thaler). Fünf kleine Zähne wurden mir für nur 60000 Muscheln zugeschlagen.

Seitdem die Elefantenheerden im Tschadsee-Gebiet so stark decimirt worden sind, liefern unstreitig die Länder am Bénuē bei weitem den grössten Theil des über Tripolis nach Europa gehenden Elfenbeins. Baikie, Laird, Oldfield, Barth und andere Reisende heben übereinstimmend den grossen Reichthum jener Gegenden an Elefanten hervor, Dr. Hutchinson, ein Mitglied der Baikie'schen Expedition, berichtet, er habe in Gandiko am Bénuē an einem gewöhnlichen Markttage 620 Pfund Elefanten- und viele Hippopotamus-Zähne gekauft, und auch in Keffi machte sich der Sultan anheischig, mir binnen einigen Wochen 50 Centner der grössten Elefantenzähne zu verschaffen. Wäre es unter solchen Umständen nicht natürlicher und vortheilhafter, wenn alle Elfenbeintransporte, statt wie bisjetzt

durch die Wüste ans Mittelländische Meer, künftig auf dem Bénuë und seinen zahlreichen tief ins Land gestreckten Armen an den Atlantischen Ocean gingen?

Während der ganzen Zeit waren ich und Hammed wieder arg vom Wechselfieber geplagt; nur der kleine Noël blieb frei davon, sodass er für uns beide sorgen und oft ganz allein den Dienst versehen musste. Dann und wann ein Schluck importirten Branntweins gab, so schlecht er war, meinen erschlafften Lebensgeistern einige Anregung; was mir aber vor allem frischen Muth verlieh, das war die Kunde von einer englischen Ansiedelung am Zusammenflusse des Bénuë und Niger, von der ich hier zum ersten mal hörte, denn erst als ich Europa eben verlassen, kam die Nachricht dorthin, dass Engländer an diesem Punkte Afrikas die Handelsfactorei Lokoja gegründet hatten. Von der Sehnsucht getrieben, wieder mit gebildeten Menschen zu verkehren, europäische Laute an mein Ohr schlagen zu lassen, war ich nun noch eifriger auf baldiges Weiterkommen bedacht. In sehr dankenswerther Weise unterstützte mich dabei ein Bruder des Sultans, Namens Ja-Mussa; er miethete mir Träger für die Elefantenzähne, versah mich mit zwei Sklaven zum Fortschaffen des Gepäcks und stellte einen seiner Hausbeamten als Begleiter durch das Gebiet der götzendienerischen Afo-Neger zu meiner Verfügung; von da bis an das Grosse Wasser, wie er sagte, sei die Gegend sicher und kein schützendes Geleit vonnöthen. So stand endlich meinem Aufbruch von Keffi nichts mehr im Wege.

XIII.

Von Keffi bis an den Bénuē.

Ausmarsch. Der Kogna-Fluss. Ssinssínni und Omaro. Dorf Ego im Ego-Gebirge. Götzenbilder und Götzendienst. Die Städte Atjaua und Udíni. Eine Kunststrasse. Sultan Auno von Akum. Ankunft am Bénuē.

Punkt 12 Uhr mittags schritt ich mit meinen Leuten zu Fuss durch das südöstliche Stadtthor von Keffi Abd-es-Senga. Das Thermometer zeigte + 42° im Schatten, doch ermässigte ein starker Südostwind, sobald wir ins Freie gelangt waren, die Schwüle der Atmosphäre. Auch auf dieser Seite der Stadt fehlte es nicht an einzeln liegenden, von Fruchtfeldern umgebenen Gehöften, ein Beweis, dass Leben und Eigenthum hier vollkommen geschützt sind. Der schwarze Humusboden unter unsern Füssen war infolge der andauernden Hitze während der trockenen Jahreszeit vielfach geborsten und zerspalten. Das Terrain, anfangs ganz eben, erhob sich nach einer Stunde zu niedrigen Hügeln, über welche hinaus etwa 5 Stunden gegen Nord zu Ost die Umrisse des Gúndoma-Berges, und etwas später auf 3—4 Stunden Entfernung im Süden die des Afo-Gebirges sichtbar wurden. Um 1½ Uhr kamen wir zu dem Orte Akoki und um 3¼ Uhr an den Fluss Kogna, den ich dicht hinter Hádeli schon einmal überschritten hatte; sein Bett, von Norden nach Süden gerichtet, ist hier durch vortretende Felsen verengt, immerhin aber mochte der Strom

noch jetzt, zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes, bei 1½ Fuss Tiefe 200 Meter breit sein; er floss so ruhig und klar, dass man die Fische darin schwimmen und bis auf den kiesigen, viel Marienglas führenden Grund sehen konnte. Wir ruhten eine Weile an seinem kühlen, malerischen Ufer und gingen dann, immer südöstliche Richtung verfolgend, bis zu dem Oertchen Gando-n-Ja-Mussa, das dem Bruder des Sultans gehört, wo man uns daher aufs beste empfing und beherbergte. Gando ist nur 10 Minuten vom Kogna-Ufer entfernt; der Ort Kogna liegt 1 Stunde weiter nördlich.

Frühmorgens gen Südsüdosten weitergehend, während der Kogna seinen Lauf direct gen Süden wendet, hatten wir in hügeliger Gegend erst angebautes Land zur Seite, traten dann in einen Wald, berührten nach 2½ Stunden das Dorf Scharo und gelangten 10 Minuten hinter Scharo zu dem Orte Ssinssínni. Der Name „Ssinssínni" heisst wörtlich „Lagerstadt" und wird in der Regel solchen Orten beigelegt, die zeitweise, wie Keffi-n-Rauta, einer grössern Zahl Truppen zum Quartier dienen. Ja-Mussa hatte mir ein Empfehlungsschreiben an den Sultan von Ssinssínni mitgegeben, worin dieser ersucht wurde, uns durch einen sichern Mann nach der Stadt Akum unfern vom Bénuë, die unter seiner Botmässigkeit steht, geleiten zu lassen. Er schickte bereitwillig einen seiner Diener und beschenkte uns überdies mit Brotküchelchen aus Indischem Korn; andern Proviant kaufte ich auf dem Markte für uns ein. Ich visirte von hier aus in Ostsüdosten den Berg Tokóa, der nur etwa 1½ Stunden entfernt ist, und in Nordnordwesten den etwa 3½ Stunden entfernten Berg Kogna.

Der Weg nahm jetzt, wieder durch Wald führend, südsüdwestliche Richtung. Das Gehen fing doch bereits an mir schwer zu fallen, da mich meine alte Schusswunde im rechten Beine schmerzte, und kaum konnte ich

den Elfenbeinträgern folgen, die, ihre schwere Bürde frei auf dem Kopfe balancirend, rasch als wären sie unbelastet voranschritten. Im Walde erlegten meine Leute eine Schlange von 5 Fuss Länge, die einzige, die ich in Innerafrika gesehen, und schnitten ihr den Kopf ab, um mit dem darin enthaltenen Gift ihre Pfeile zu bestreichen. Nach 2 Stunden 40 Minuten war unser Nachtquartier, der Ort Mallem Omaro, erreicht. Derselbe ist erst vor einigen Jahren von einem Mallem Namens Omaro gegründet worden und dürfte einer der am weitesten nach Süden vorgeschobenen Posten des Mohammedanismus sein.

Schon um $6^1/_2$ Uhr traten wir am andern Morgen den Weitermarsch an. Zunächst war der Aueni-Fluss, der von Osten kommend bei Nessraua in den Kogna mündet, zu überschreiten; ein primitiver Steg für Fussgänger verband zwar die beiderseitigen Ufer, indem man einen abgehauenen Stamm von einem Baum zum andern gelegt hatte, doch zogen wir vor, das seichte Bett zu durchwaten. Der Lauf des Aueni bis hierher kann kaum mehr als eine Tagereise betragen, da weiter im Osten das Gebiet des Ssungo-Flusses anfängt; wenn er gleichwol zu Ende der trockenen Jahreszeit noch Wasser hatte, so müssen eine Menge kleiner Zuflüsse sich in ihm vereinigen. Von seinem jenseitigen Ufer an beginnt eine allmähliche Erhebung des sehr unebenen, von vielen Rinnsalen durchschnittenen Bodens. Nach einstündigem Marsche durch Wald in südsüdöstlicher Richtung gelangten wir auf eine baumlose Anhöhe, von der aus ich folgende Berge visiren konnte: in Nordnordosten etwa 3 Stunden entfernt den Tokóa, in gleicher Entfernung gen Osten den Jége, und etwa 2 Stunden südwestlich den Anágoda. Weitere 3 Marschstunden brachten uns an den Fuss des Ego-Gebirges, das sich in einem Bogen von etwa 6 Stunden Länge von Westen nach Süden und dann nach Südosten herumzieht. Wir brauchten $^1/_2$ Stunde zum Er-

klimmen der bewaldeten steilen Bergwand und erreichten dann nach $^1/_4$ Stunde auf einem kleinen Plateau das von hohen Granitblöcken und undurchdringlichem Gebüsch, durch welches nur ein einziger schmaler Fusspfad führt, wie mit einem natürlichen Wall umschlossene Dorf Ego. Dank der Empfehlung Ja-Mussa's wurden wir von dem Sultan des Orts in seine eigene Wohnung aufgenommen und reichlich mit Speisen versorgt.

Die Bewohner dieses einsamen Gebirgsdorfs, etwa 500 an Zahl, sind Afo-Neger von dunkelschwarzer Hautfarbe. Sie feilen sich die Oberzähne spitz und scheren ihr Kopfhaar stellenweise ab, sodass es dazwischen in verschiedenförmigen einzelnen Figuren stehen bleibt. Die Frauen hüllen den Körper in ein Stück Zeug, die Männer aber gehen unbekleidet, nur einen zwischen den Beinen hindurchgezogenen Schurz tragend. Bei den unverheiratheten Burschen sind beide Arme von oben bis unten mit messingenen Spangen, bei manchen auch die Füsse mit Messingkettchen geschmückt und die Hüften mit Perlenschnüren umwunden, ganz wie in Segseg und Bautschi bei den Frauen. Es ist überhaupt eigenthümlich, wie die Weibertracht der einen Gegend in der andern von den Männern getragen wird und ebenso umgekehrt. Ja, trotz der Einfachheit der Trachten ist auch bei den innerafrikanischen Negern keineswegs ein Wechsel in den Moden ausgeschlossen; so kommt es vor, dass dieselbe Sorte Glasperlen, die bei einem Stamme sehr beliebt war, nach einiger Zeit gar nicht mehr von ihm gekauft wird, weil der Geschmack sich inzwischen einer neuen Sorte zugewendet hat.

Wenn ich in den bis dahin von mir durchreisten Ländern Afrikas, in welche alle der Mohammedanismus mehr oder weniger eingedrungen, keinerlei heidnische Götzenbilder gesehen hatte, vielmehr die ganze Religion der dort wohnenden Heiden, ohne irgendwelchen äussern Cultus,

blos in einigen abergläubischen Vorstellungen zu bestehen scheint, trat mir hier in Ego mit einemmal der Fetischdienst in seiner vollen Ausbildung entgegen. Am Eingange zur Wohnung des Sultans stand ein von Thon geformter Götze, und ebenso hatte jede Familie, meist auf einer Erhöhung vor der Hütte, ihren eigenen Hausgötzen, gewöhnlich eine Gruppe von mehrern Thongebilden, die mit bunten Lappen, mit Tellern, Schüsseln und allerhand sonstigem Geräth behängt oder auch ganz angekleidet und mit Bogen und Pfeilen versehen waren. Ausserdem gab es in besondern Hütten zur allgemeinen Verehrung aufgestellte Götzen. Die zwei vornehmsten derselben hiessen Dodo und Harna-Ja-Mussa. Dodo, wahrscheinlich das böse Princip repräsentirend, war eine thönerne Thiergestalt mit vier Antilopenhörnern auf dem Rücken und zwei menschlichen Gesichtern, eins nach vorn und eins nach rückwärts gekehrt, von denen das vordere weiss gefärbt war und einen Bart von Schafwolle hatte. Harna-Ja-Mussa stellte eine menschliche Figur ohne Arme in sitzender Stellung vor, mit herausgestreckter Zunge, starkem weissen Wollenbart und zwei Antilopenhörnern auf dem Kopfe. Die Gesichter an beiden Götzen wie an allen, die ich später sah, zeigten nicht den Negertypus, sondern mehr kaukasische, vermuthlich den Fellata-Physiognomien nachgebildete Formen. Uebrigens können diese zwei Götzen erst aus neuerer Zeit stammen, denn sie tragen die Namen zweier Anführer der Fellata, die sich bei der Invasion derselben, der eine im Haussa-Lande, der andere in Segseg, durch besondere Grausamkeit gegen die Eingeborenen hervorgethan hatten. So versetzen ja auch die mohammedanischen Araber die gefürchtetsten Scheusale, wie den Sultan Muley Ismael, unter ihre Heiligen. Verstorbene Afo werden in den Hütten der Götzen begraben, und sind es im Leben berühmte Krieger gewesen, so wird ihr Bild auf das Grab gesetzt

und als neuer Fetisch verehrt. Man erfleht von den Götzen ein fruchtbares Jahr, Regen, Sieg über die Feinde, zahlreiche Nachkommenschaft u. s. w. und fürchtet dagegen, dass sie, wenn man ihren Dienst vernachlässigt, das heisst nicht zu gewissen Zeiten das Blut geschlachteter Thiere vor ihnen aussprengt oder sie damit beschmiert, Hungersnoth, Krankheiten, Krieg und sonstiges Unheil über den Stamm verhängen.

Wir verliessen Ego am andern Morgen 6½ Uhr, gingen in südsüdwestlicher Richtung auf dem Hochplateau weiter und befanden uns nach einer halben Stunde an dessen südlichem Abhange, den wir nun hinabstiegen. Auf dieser Seite hat das Gebirge weit grobkörnigern Granit, und ungeheuere Blöcke davon lagen an seinem Fusse zerstreut. Unten in der Ebene angekommen, die gewellt und gut bewaldet ist, passirten wir mehrere nach Osten laufende Flüsschen. Hier zeigten sich schon zahlreiche Elefantenspuren. Auch Zibethkatzen muss es hier in Menge geben. Ich bekam zwar, da sie ausserordentlich scheu sind, keine zu Gesicht, aber meine Neger fanden überall am Wege dürre Grashalme, die mit dem stark riechenden Zibethfett beklebt waren. Das Thier hat nämlich das Bedürfniss, seine Fettdrüse von Zeit zu Zeit zu entleeren, und presst dieselbe dann gegen steife Stengel oder Halme, bis die klebrige Substanz herausfliesst. In der Gefangenschaft wird der Zibethkatze, wie ich an einer frühern Stelle beschrieben habe, behufs Gewinnung des kostbaren Moschus die Drüse alle acht Tage gewaltsam ausgedrückt.

Um 10½ Uhr vormittags rasteten wir vor der rings mit tiefen Gräben umzogenen Stadt Atjaua, die gegen 5000 Einwohner, alle dem Stamme der Afo angehörig, zählen soll. Von da wandte sich der Weg südlich, er führte, von mehrern gegen Osten oder Südosten fliessenden Rinnsalen gekreuzt, in einer grossgewellten Ebene hin, links

und rechts an zerstörten Ortschaften vorbei, den traurigen Zeugen verheerender Kriege, zu der ebenfalls von 5000 götzendienerischen Afo bewohnten Stadt Udéni, welche wir nach 3 Stunden erreichten. Wie Atjaua ist auch Udéni durch Wallgräben befestigt, doch gelangt man, statt wie dort über einen schmalen Balken, hier über einen etwas breitern hölzernen Steg in die Stadt. Angestaunt von den herbeilaufenden Bewohnern — ich mochte wol der erste weisse Mann sein, den sie zu sehen bekamen —, liessen wir uns gleich zum Sultan führen und wurden bestens von ihm aufgenommen. Der Ort liegt in einem Walde von Oelpalmen, die nicht nur gutes, rothfarbiges Oel liefern, sondern auch Früchte mit einem schmackhaften mandelartigen Kern. In der weitern Umgebung von Udéni wird viel Baumwolle gebaut. Auf dem Markte der Stadt sah ich Fische aus dem Bénuē feilbieten.

Am folgenden Tage legten wir erst 1 Stunde in südlicher, darauf 4 Stunden in südsüdwestlicher Richtung zurück. Die Gegend ist einförmig: grossgewellter Sand- oder Thonboden, sehr dichter, aber niedriger und verkrüppelter Wald. Aus der Thonerde ragen hier wieder viele der merkwürdigen Ameisenbauten in Form von Thürmen und Pyramiden hervor; es waren solche, an denen äusserlich nirgends eine Oeffnung wahrzunehmen ist, deren Inneres aber mit seinem Labyrinth von Gängen und Kammern einem grossporigen Schwamme gleicht. Ungefähr in der Mitte des Wegs befinden sich die Ruinen der von den Fellata zerstörten Stadt A'kora, die einen sehr bedeutenden Umfang gehabt haben muss. Bei dieser Trümmerstätte beginnt eine 8 Fuss breite, in schnurgerader Richtung bis zur Stadt Akum führende Kunststrasse; ich erblickte in ihr ein bemerkenswerthes Zeichen fortgeschrittener Civilisation, wie es mir noch in keinem Negerlande begegnet war, um so mehr, als man behufs ihrer Anlage auf der ganzen

Strecke das dichtverwachsene, knorrige Gehölz hatte aushauen und entwurzeln müssen.

In Akum suchte ich zuerst den Toraki (Steuererheber) des Sultans von Segseg auf, an den ich empfohlen war, den einzigen in dieser Heidenstadt zeitweise wohnenden Mohammedaner. Sodann liess mich der Sultan des Orts, Namens Auno, durch seinen Kaiga-ma begrüssen und zu einem Besuche einladen. Den Eingang zu dessen sehr weitläufiger Wohnung bildete eine mit doppeltem, kirchthurmähnlichen Dache bedeckte und an den äussern Thonwänden mit Arabesken verzierte Hütte. Durch sie hindurch und über mehrere Höfe, wo Sklaven und Sklavinnen, aus langen Pfeifen rauchend, müssig auf dem mosaikartig gepflasterten Fussboden lagen, führte man mich zu einem kleinen innern Raum. Hier hockte Seine schwarze Majestät völlig nackt am Boden; ein blaues Sudanhemd, das über seinen Schos gebreitet war, sollte mir wol blos zeigen, dass er im Besitz von Kleidern sei, wenn er auch nicht für nöthig finde, sie anzulegen. Er sprach und verstand keine andere Sprache als Afo, und ich brauchte daher, um mich mit ihm zu verständigen, zwei Dolmetscher, einen, der das Afo ins Haussa, und einen, der mir das Haussa ins Kanúri übersetzte. Die Unterhaltung betraf zumeist meine Reise. Von verschiedenen Seiten war mir abgerathen worden, an den Bénuë zu gehen, weil die an seinen Ufern wohnenden Stämme, namentlich die Bassa, sehr raublustig seien und ich als Weisser unfehlbar dort ausgeplündert, wol gar umgebracht werden würde. Der Sultan, den ich darüber befragte, versicherte mich aber, das sei unwahr, ich könne ohne Gefahr die Reise zum Bénuë fortsetzen. Nach beendigter Audienz wieder über die verschiedenen Höfe geführt, sah ich eine grosse Anzahl nackter Kinder in denselben herumlaufen, schwarze wie bronzegelbe, letztere von Fellata-Müttern stammend, alle durch

Arm- und Beinringe gezeichnet und mit Glasperlen behängt. Es waren die Sprösslinge Sultan Auno's, der sich, wie man mir sagte, einen Harem von gegen 300 Weibern hielt. Sonst leben die Afo-Neger nicht in Polygamie, nur ihre Sultane haben sich das Vorrecht beigelegt, es den mohammedanischen Grossen hierin gleichzuthun.

Als ich am folgenden Tage wieder zum Sultan ging, um mich von ihm zu verabschieden, ward ich Zeuge der Opferungen, welche den zahlreichen Götzen längs dem Hauptgange im Innern des Palastes, wo jeder in einer besondern kleinen Hütte steht, von den Dienern und Hofbeamten dargebracht wurden. Dem vornehmsten Götzen, Boka, schlachtete man ein Schaf, den andern Hühner. Die Opferthiere wurden nach mohammedanischem Brauch durch einen Querschnitt getödtet, ihr dampfendes Blut alsdann vor den Fetischen ausgesprengt oder nebst den Hühnerfedern denselben angeklebt, das Fleisch aber sofort gekocht und von den Opferern verspeist. Zum Schluss zog man paarweis in Procession an den Götzen vorüber, doch ohne sich vor ihnen zu verneigen. Betäubende Musik von Pauken, Trommeln, Becken und Pfeifen begleitete natürlich die Ceremonie.

Wie die Städte der alten Griechen einen Ueberfluss an schönen Marmorstatuen hatten, so ist Akum voll thönerner Götzenbilder, die freilich auf nichts weniger als auf Schönheit Anspruch machen können. Viele sind mit vier bis fünf Fuss hohen Hüttchen überbaut, andere, und dies sind die Kriegsgötter, stehen frei, mit Spiessen, Bogen und Pfeilen versehen, auf thönernen Postamenten. An den Wänden der Tempelhüttchen werden die Weihgeschenke aufgehängt, Früchte, Kleider, Waffen und dergleichen, welche Bittende oder Dankende ihrem Idole widmen. Auch die Hausgötzen haben die mannichfachsten Formen; in der Eingangshütte des Hauses z. B., das der Toraki bewohnte,

war an der Wand eine Schlange mit einem gehörnten Weiberkopf dargestellt.

Nach dem Umfang der Gräben und wohlunterhaltenen Mauern zu schliessen, muss die Stadt früher weit bevölkerter gewesen sein. In der That hat die Einwohnerzahl abgenommen, seitdem das Gebiet unter die Oberhoheit des Sultans von Segseg kam und dieser hohe Kopfsteuern im Lande erheben lässt; sie mochte sich 1867 auf etwa 10000 belaufen. Vom Bénuë, der hier einen weiten Halbbogen nach Süden zu beschreibt, liegt Akum noch 5 Stunden entfernt. Da es auf dem Wege dahin keine Brunnen gibt, beschloss ich, die Strecke nicht während der Tageshitze, sondern bei Nacht zurückzulegen, sodass wir erst abends um 10 Uhr 20 Minuten ausmarschirten.

Wir hielten südwestliche Richtung ein und befanden uns nach kurzer Zeit in einem hochstämmigen Walde, in dem wir schweigend einer hinter dem andern herschritten. Dann folgte wieder freies Feld mit einem jener beim Einfall der Fellata in Trümmer gelegten Orte, zuletzt aber ein schmaler Waldstreifen von so dichtbelaubten Bäumen, dass kein Mondstrahl hindurchdringen konnte, und wir einander, um uns in der völligen Dunkelheit nicht zu verlieren, an die Hand fassen und so Schritt vor Schritt vorwärts tappen mussten. Plötzlich erglänzte zu unsern Füssen die breite silberne Wasserfläche des in majestätischer Ruhe dahinziehenden Stroms, der die Gewässer aus dem Herzen Afrikas dem Niger und durch diesen dem Grossen Ocean zuführt. Kein Laut unterbrach die nächtliche Stille, und geräuschlos streckten auch wir uns, das Erscheinen der Morgenröthe erwartend, in den weichen Ufersand zum Schlafe nieder.

XIV.

Die Sókoto-Länder.

Gestaltung des Terrains. Höchste Erhebungen. Gestein. Sebcha-Salz. Zinn, Eisen und Antimon. Das Flusssystem. Die Flora und Fauna. Negerstämme. Fellata oder Pullo. Religion.

Indem ich hier meinen Reisebericht unterbreche, um eine gedrängte geographische Skizze jenes Theils von Innerafrika zu entwerfen, der von Bornu südwestlich bis zum linken Ufer des Niger unterhalb Xauri reicht, sei ausdrücklich bemerkt, dass dieselbe nur die von mir selbst angestellten Beobachtungen zusammenfasst, auf Vollständigkeit daher keinen Anspruch macht.

Das ganze grosse Gebiet des Sókoto-Reiches nebst den ihm tributpflichtigen Ländern ist eine einzige gebirgige Hochebene, die sich nach allen vier Weltgegenden abdacht und Tausende von Rinnsalen dem Sókoto-Flusse, den in den Tschad-See fliessenden Gewässern von Kano, dem Góngola, dem Bénuë und dem Niger hinuntersendet. Von den Eingeborenen werden als höchste Erhebungen dieses Plateaus die Berge bei Saránda oder Tela bezeichnet, nach meinem Dafürhalten aber muss das Gebirge zwischen Goro und Ringim und einige Meilen weiter nach Nordwesten, also zwischen 8° und 9° östl. L. von Greenwich, 8° 30′ und 9° 30′ nördl. Br., noch höhere Gipfel aufzuweisen

haben. Leider konnte ich Ringim, das nur 5 Stunden nordwestlich von Rauta liegt, nicht besuchen, weil sich die Umgegend in den Händen der Rebellen befand. Einzelne bedeutendere Erhebungen kommen auch noch etwas unterhalb der Gebirgsspitzen auf den ziemlich gleichmässigen Abdachungen vor: so der Saránda-Berg, der Boli, der etwa 6 Stunden südlich von Garo-n-Bautschi entfernte Gungli und der Dulbu, der höchste Punkt im Tela-Gebirge, gleichfalls etwa 6 Stunden südlich von Garo-n-Bautschi.

Ich selbst habe folgende Berge visirt: vom Orte Saránda aus gen Ostnordosten in 65° den Saránda, etwa 8 Stunden gen Südsüdosten den Dutsche, in 80° den Boli, etwa 8 Stunden gen Westsüdwesten den Dsim, etwa 10 Stunden gen Südsüdosten den Dass und 1 Stunde gen Südsüdosten den Tato; vom Orte Djáuro aus gen Ostnordosten in 70° den Saránda, etwa 2 Stunden gen Ostnordost zu Ost den Ssimm, etwa 2 Stunden gen Ostnordosten den Uenge, etwa 3 Stunden gen Nordnordosten den Bellssu, etwa $3^1/_2$ Stunden gen Norden den Dsankora, etwa 3 Stunden gen Nordwesten den Laro, etwa 3 Stunden gen Westnordwest zu West den Djim, etwa $2^1/_2$ Stunden gen Westen den Goa, endlich etwa 7 Stunden gen Südsüdwesten den Sótomē. Wohl möglich, dass es noch andere Höhen von gleicher, vielleicht sogar grösserer relativer Erhebung gibt — so wurde mir z. B. der Kagóro, der nördlich zwischen Dangóma und Daróro liegt, als ein mächtiger Berg genannt —, doch gehören die eben angeführten jedenfalls zu den bedeutendsten, da sie sich auf den höchsten Plateaux erheben und die meisten von ihnen Scheidepunkte für die Gewässer bilden.

Das Gestein, aus welchem die Gebirge bestehen, ist der Hauptmasse nach Granit in verschiedenster Färbung und Zusammensetzung, aber auch Sandstein, Kalk, Marmor, Marienglas und Gneist scheinen daneben häufig zu sein.

Steinsalz fehlt in der westlichen Hälfte von Innerafrika gänzlich und muss durch das aus den Sebcha gewonnene Salz ersetzt werden. Die ergiebigsten Salz-Sebcha sind die von Láfia-Beré-Beré und in dessen näherer und weiterer Umgebung: bei Keána, bei Alléro, bei Kandjē und Ribi, eine Tagereise westlich von Láfia, und besonders die bei Auē, zwei Tagereisen südlich davon, und bei Asára am Ssungo-Flusse. In der Regenzeit füllen sich diese Sebcha mit Wasser, dasselbe verdunstet bis zum Ende der trockenen Jahreszeit, und es bleibt eine dünne Salzkruste am Boden zurück, die einfach abgeharkt wird, ohne dass man die unreinen, erdigen Bestandtheile daraus entfernt. Ob die Sebcha von Jahr zu Jahr geringere Ausbeute oder immer das gleiche Quantum liefern, konnte ich nicht ermitteln; wäre letzteres der Fall, so dürfte man annehmen, dass in den darunter liegenden Erdschichten Steinsalz lagert, welches sich mittels tiefer Bohrungen unmittelbar zu Tage fördern liesse.

Ohne Zweifel bergen die Sókoto-Gebirge auch vielerlei Erze in ihrem Schose, man gräbt aber nur die zwei, die an manchen Stellen offen an die Oberfläche treten: Zinn und Eisen. Ein sehr ergiebiges Zinnbergwerk ist bei Ríruē in Betrieb, von wo das geförderte Metall nach Wúkari und Adamáua sowie nach Kano und Sókoto verführt wird. Eisenminen finden sich bei Schiri, von Garo-n-Bautschi eine Tagereise nördlich, bei Fagam, zwei Tagereisen nordnordwestlich, bei der Stadt Kirfi, circa 11 Stunden östlich auf dem rechten Ufer des Gombē gelegen, ferner 6—8 Stunden östlich von Kirfi bei Belē und Fali, und etwa 4 Stunden südlich davon bei Baura. Auch bei den Orten Gelda, Muta, Kagalám, Mia Biri, Kautána, deren Lage mir indess nicht bekannt geworden ist, soll Eisenstein gefördert werden. Ein drittes Metall, das zwar nicht auf der eigentlichen Hochebene von Sókoto, aber noch im politischen

Bereich dieses Landes gefunden und deshalb hier mit erwähnt wird, ist Antimon. Man gräbt es am linken Ufer des Bénuē bei Gandíko und etwa 4 Stunden weiter östlich bei den Orten Fiáyi und Arfu.

Die unzähligen Bäche und Flüsschen, die von den Bergen herabrinnen, gehen nach Osten in den Góngola, nach Süden in den Bénuē, nach Westen in den Niger. Von den Zuflüssen des Góngola sind die zwei bedeutendsten der Gabi und die Káddera. Ersterer entspringt im Gora-Gebirge, nimmt seinen Lauf durch Dilimi nördlich am Saránda-Berge vorbei und vereinigt sich etwas südlich von Burri-Burri mit dem Gombē. Die Káddera hat ihre Quelle im Goa-Gebirge bei Bunúnu, eine Tagereise westlich von dem etwa 8 Stunden gen Südosten von Garo-n-Bautschi entfernten Orte Káddera; durch viele Rinnsale vom Saránda, Boli, Sótomē und Tela verstärkt, bildet sie den Gombē, der, in einem weiten Bogen erst nach Nordosten, dann von dem Orte Gombē an nach Süden fliessend, mit seinem Wasser das Bett des Góngola füllt und mit diesem vereint südwärts dem Bénuē zuströmt. In den Bénuē gehen ferner: erstens ein die Provinz Hamárua durchziehender Fluss, dessen Quelle man mir nicht zu nennen wusste; zweitens der Ssungo, der etwas südlich von Sango-Katab entspringt, einen starken östlich von Daróro kommenden Arm aufnimmt, von dem Orte Ssungo ab, welcher in gleicher Höhe wie Keffi Abd-es-Senga liegt, sich nach Südosten wendet, an Riri vorbeifliesst und, nachdem er Láfia-Beré-Beré östlich gelassen, bei Egga den Bénuē erreicht; drittens der Kogna, der ungefähr 20 Stunden nördlich von Keffi Abd-es-Senga entspringt, in der Entfernung von 3 Stunden östlich daran vorbei und von da etwa 6 Stunden südwärts läuft, hierauf südwestlich nach Nesráua umbiegt, dort mit dem von Norden kommenden Kotéschi sich vereinigt und nun unter dem Namen Uēta die Richtung

auf Funda nimmt, doch schon einige Stunden östlich von Imáha in den Bénuē einmündet. Direct in den Niger fliessen: erstens ein in der Nähe von Agaia entspringender und gegenüber von Egga in den Hauptstrom mündender Fluss; zweitens die Kaduna, deren einer Arm, der Saï, von Sária kommt, gleich oberhalb Sária den Kóbeni von Norden und den Schika von Osten aufnehmend, deren anderer bedeutendster Arm, der Gurara, in der Nähe von Daróro entspringt, und welche, nachdem sie in ihrem Laufe durch viele Zuflüsse aus dem Gora-Gebirge vergrössert worden, zwischen dem ersten und zweiten Drittel des Weges von Egga nach Rabba sich in den Niger ergiesst; drittens der Eku, der, aus Nordosten von dem vier Tagereisen entfernten Orte Molo herkommend, circa 7 Stunden oberhalb Rabba sein Wasser mit dem Nigerstrom vereint.

Selbstverständlich hat ein so terrassirtes Tafelland sich der mannichfaltigsten Vegetation zu erfreuen. Andere Gewächse erzeugen die Hochplateaux und Gebirgsregionen, andere die Niederungen und Flussthäler, und ebenso ist der Pflanzenwuchs an den westlichen und südlichen Abhängen anders geartet als an den östlichen und nördlichen. An jenen fehlt die Tamarinde, an diesen der Bambus und die Djidjinia- oder Delebpalme. Das Verbreitungsgebiet der letztern scheint sich in einem schmalen Gürtel von Westen nach Osten zu ziehen. Ihre Frucht fand ich ebenso wenig geniessbar wie die der Dumpalme; von den Eingeborenen wird aber das grobe faserige Fleisch derselben, das einen dicken, steinharten Kern umschliesst, theils roh gegessen, theils andern Speisen als Würze beigemischt. Jenseit des Gora-Gebirges verschwinden die Mimosen sowie der Hadjilidj und die Korna, während hier der Runo, die Banane und besonders massenhaft der Butterbaum an die Stelle treten. Die Shea-Butter, welche von dem Butterbaum (nach dem englischen Reisen-

den Park *Bassia Parkii* benannt) gewonnen wird, enthält eine beträchtliche Menge Stearin, weshalb sie uns als ein schlechtes Surrogat für animalische Butter erscheinen würde; dagegen könnte sie in der europäischen Industrie vielfach Verwendung finden und dabei ähnlich dem Palmöl ein wichtiger Ausfuhrartikel werden. Alle afrikanischen Getreidearten, mit Ausnahme von Weizen, den man nur im Osten und Norden baut, gedeihen auf beiden Seiten des Gebirges; desgleichen Reis, Koltsche oder Arachis, Ngangala-Nuss, Bohnen, Wasser- und andere Melonen, Manihot, Taback, Baumwolle und Indigo. Yams wird zwar auch auf der Nordseite gezogen, doch in geringer Menge; der Anbau im grossen kann nur auf der Südseite stattfinden. Es sei hierbei bemerkt, dass es von der echten Yams-Staude blos zwei Arten gibt, die beide epheuartige Blätter haben und sowol wild wachsen als auch gepflanzt und an Stäben aufgerankt werden, dass man also irrthümlich verschiedene Wurzelfrüchte, wie einige Arten süsser Kartoffeln, gleichfalls Yams zu nennen pflegt. Zu den bisher genannten Erzeugnissen kommt nun in den Thälern am Bénuē und Niger Zuckerrohr, schwarzer Pfeffer von der feinsten Sorte, Ingwer, Gewürznelke, und auch für Muskatnuss wie für andere Gewürzpflanzen Indiens würden Klima und Boden sich eignen.

Angesichts der reichen Productionsfähigkeit dieser Länder bin ich überzeugt, dass der Handel Europas sich dereinst in ausgedehntem Masse Centralafrika zuwenden wird. Für Dampfschiffe mit einem Tiefgang von 10 Fuss ist der Niger bis oberhalb Rabba und der Bénuē bis Hamárua zu jeder Jahreszeit zu befahren, bei Hochwasser können sogar Schiffe von 24 Fuss Tiefgang ohne Schwierigkeit den Niger hinaufgehen, und wenn die „Plejade", mit der Baikie den Bénuē befuhr, bei nur 6—7 Fuss Tiefgang zum öftern festsass, so lag dies lediglich an der noch ungenügenden

Kenntniss des Fahrwassers. Durch Errichtung befestigter Factoreien längs des Niger und am linken Ufer des Bénuē wären die räuberischen Stämme der Eingeborenen leicht in Schach zu halten, und die civilisirende Macht eines geregelten Handelsverkehrs würde nicht verfehlen, auch an ihnen sich bald auf das vortheilhafteste zu bewähren.

Die Fauna des in Rede stehenden Gebiets entspricht seinem Pflanzenreichthum an Menge der Arten. Löwen, Panther, Leoparden, Hyänen und Luchse hausen in den Wäldern und Schluchten, doch nicht eben in übermässiger Zahl, und fast nie habe ich eins dieser grössern Raubthiere bei Tage gesehen, ebenso wenig, obwol sie sehr häufig sein sollen, Zibethkatzen und Ameisenfresser, dagegen Wildschweine in Masse. Unter den Affenarten sind die Meerkatze und der Pavian gemein; eine mir unbekannte Art von der Grösse eines Pudels, mit weissem Kopfe, fand ich am Niger. Das Ichneumon scheint nur auf der östlichen Abdachung des Plateaus vorzukommen. Feldmäuse und Ratten gibt es viele diesseit wie jenseit der Berge. Grosse Elefantenheerden durchstreifen die Niederungen am Góngola, Bénuē und Niger, und noch zahlreichere Haufen von Flusspferden wälzen ihre plumpen Leiber in diesen Flüssen selbst. Sehr reich ist das Land an Singvögeln. Von Raubvögeln bemerkte ich nur den Habicht und den Falken, wenn man nicht auch weissbrüstige Raben und Aasgeier, die sich in Scharen sammeln, mit dazu rechnen will. Das Unterholz der Wälder wird von Perl- und Rebhühnern belebt. Strausse hören schon am rechten Ufer des Góngola auf, und Papagaien beginnen erst südlich vom Bénuē. In dem Uferschilf des Bénuē und Niger nisten wilde Enten und Gänse nebst verschiedenen andern Arten von Wasservögeln. Unzählige Arten von Insekten, geflügelten wie ungeflügelten, unter letztern auch viele Tausendfüsser, sind in und kurz nach der Regenzeit

die Plage der Menschen, während sie in der trockenen Jahreszeit fast ganz verschwinden. Skorpione sind selten, noch seltener Spinnen und Schlangen. Als Hausthiere werden gehalten ausser Rindvieh: Pferde, Esel, Schafe, Ziegen, die aber durchgängig hier klein bleiben, verkrüppeln und ausarten, Schweine nur im Niger- und Bénuē-Thale; ferner ein kleiner gelber Hund, wahrscheinlich eine Abart vom arabischen Windhunde; endlich Hühner und Tauben, und am Bénuē und Niger auch Truthühner. Ochsen und Kühe haben ebenfalls geringere Qualität als in Bornu. Für Einhufer bildet der Bénuē die südlichste Grenze der Verbreitung.

Die Völkerstämme, welche gegenwärtig das Land zwischen dem Tschad-See, dem Schari und Waube, dem Bénuē und Niger bewohnen, sind unstreitig die körperlich wie geistig am meisten entwickelten von Centralafrika, und sicher hat die Vielgestaltung des Bodens, der Wechsel von Berg und Thal, von Land und Wasser sowie die Mannichfaltigkeit der sie umgebenden Thier- und Pflanzenwelt günstig auf ihre Entwickelung eingewirkt. Fast die ganze nördliche Hälfte haben die Haussa-Neger inne, derjenige Stamm, in dessen Körperformen und Gesichtszügen der eigentliche Negertypus sich am reinsten erhielt; selbst wo Vermischung mit Berbern oder mit hellfarbigen Pullo stattgefunden, hat das schwarze Element als das stärkere den Sieg behauptet. In intellectueller Beziehung stehen die Haussa allen andern voran; sie brachten es zur Bildung geschlossener Staaten, die zum Theil schon eine Geschichte haben, wie Bornu, Sókoto, Bautschi, Sária, Kano, Gando, und ihre Sprache ist bis zum Niger hinab die herrschende geworden. Wenn sie in manchen technischen Künsten, in der Anfertigung von Zeugen, Kleidern, Matten und Geräthen, Stickereien und Glasarbeiten, von den Nyfe, auch wol von den Afo- und Bassa-Negern übertroffen werden,

so ist zu berücksichtigen, dass diese Stämme ihre Cultur von der Küste her durch die Jóruba empfingen, die Haussa aber sich fast ganz selbständig gebildet haben.

Südlich von den Haussa wohnen eine Menge verschiedener, wenn auch mehr oder weniger miteinander verwandter Negerstämme: im Norden von Garo-n-Bautschi die Gerē, die Bolo und Bara, im Osten bis an den Góngola die Fali und Belē, in den übrigen Bezirken des Bautschi-Reichs die Kirfi, Djeráua, Ningel, die Germáua, Bankaláua, Kubáua, Kunáua und Adjáua; im Norden von Sango-Katab die Káddera, darüber hinaus die Kado und Kadjē; in Keffi die Djaba, Toni und Jescoa; am Bénuē die Afo, Bassa und Koto; endlich im südwestlichsten Theil, am Niger, die Nyfe oder, wie sie in ihrer eigenen Sprache heissen, Nupē.

Seit ungefähr einem Jahrhundert haben sich zwischen allen den Negern die hellfarbigen Fellata (Fulan, Pullo) festgesetzt und die Herrschaft über die Schwarzen usurpirt. Sie drangen von zwei Seiten zugleich, aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen und von den Hochgebirgen im Westen von Adamáua kommend, in das Land ein, woraus man schliessen darf, dass sie damals in zwei besondere Stämme getheilt waren. Ausdrücklich heisst es auch in der Geschichte der Beherrscher von Sária: Mallem Mussa mit den Mellē-Fellata und Ja-Mussa mit den Bornu-Fellata hätten zu jener Zeit gemeinschaftlich Sária eingenommen und die gegenwärtige Dynastie daselbst gegründet. Die Eindringlinge waren ein rohes Nomadenvolk, und zum Theil sind sie der ausschliesslichen Beschäftigung mit der Viehzucht treu geblieben; andere aber lernten von den sesshaften Negern Ackerbau, häusliche Einrichtungen und Handarbeiten, ja sie haben, mit guten Anlagen und einem gewissen Schönheitssinne begabt, in vielen Stücken ihre Lehrmeister bereits überholt. Dagegen büssen sie infolge der starken Vermischung mit den Schwarzen immer mehr

von den körperlichen Unterscheidungsmerkmalen ihrer Rasse ein, und es ist anzunehmen, dass die Fellata vielleicht schon nach drei oder vier Generationen ganz in der Negerrasse aufgehen werden.

Etwa ein Drittel der Bevölkerung ist für den Islam gewonnen, im Norden sind fast alle Bewohner der Städte Mohammedaner, während hier das Landvolk, wie es scheint, gar keinen religiösen Cultus kennt. Die Heiden am südlichen Abhange des Gebirges und bis an den Bénuē, die Afo-, Koto- und Bassa-Neger, huldigen dem Götzendienste, nirgends aber fand ich Menschenopfer oder Kannibalismus, und schon seit langer Zeit dürfte dieser Theil Afrikas von so abscheulichen Gebräuchen verschont geblieben sein.

XV.

Fahrt auf dem Bénuē.

Nichtexistenz des Ortes Dagbo. Ueber geographische Namen. Die Insel Loko bei Udjē. Die Bassa-Neger. Gewinnung des Palmöls. Abfahrt. Die Flussufer. Dorf Amára. Fischfang. Die Stadt Imáha (Um-Aischa). Landung in Lokója.

An der Stelle, wo wir den Bénuē erreicht hatten, steht auf den Karten der Ort Dagbo verzeichnet, allein es war weit und breit am rechten Ufer entlang überhaupt kein Ort zu sehen, und meine spätern eifrigen Nachforschungen ergaben nicht die geringste Spur, dass ein Ort Dagbo existire oder jemals existirt habe. Den Eingeborenen ist der Name völlig unbekannt. Wie mögen Allen und Oldfield, die vor einem Menschenalter zuerst den Bénuē hinaufgefahren, dazu gekommen sein, von einer am rechten Ufer des Bénuē gelegenen Stadt Dagbo zu berichten? Ich kann mir nur denken, dass sie durch einen Führer, welcher sich den Namen ersann, getäuscht worden sind. Auf Grund ihrer falschen Angabe hat dann der Irrthum allgemeine Verbreitung gefunden. So spricht auch Baikie von einem Orte Dagbo, und in Crowther's „Journal of an Expedition up the Niger and Tshadda rivers" heisst es: „Es scheint, dass die alte Stadt Dagbo verlassen wurde, und dass deren Einwohner sich mehr nach dem Flusse hingezogen haben."

Selbst der englische Gouverneur in Lokója wollte nicht eher an die Nichtexistenz von Dagbo glauben, als bis ich in seiner Gegenwart mehrere Anwohner des Bénuē befragte und dieselben einstimmig erklärten, nie etwas von einem Orte dieses Namens gehört zu haben.

Aehnliche Irrthümer entstehen durch den Gebrauch doppelter oder selbsterfundener geographischer Namen. Der Bénuē z. B. wurde von den Gebrüdern Lander und nach ihnen von Allen, Oldfield, Trotter und andern englischen Reisenden Tshadda benannt, eine Benennung, die in Afrika niemand versteht. Hierüber lässt sich Barth folgendermassen aus: „Ich bezweifle, dass dieser Fluss überhaupt irgendwo wirklich Tshadda oder Tsadda genannt wird, und ich wundere mich, dass die Verfasser der «Plejade» nicht ein Wort darüber gesagt haben. Ich nehme an, dass Tshadda oder vielmehr Tsadda ein blosses Versehen der Gebrüder Lander ist, hervorgerufen durch ihre vorgefasste Meinung, derselbe sei ein Ausfluss des Tsad. Denn «tsad», wahrscheinlich eine andere Form für «ssarhe», gehört dem Kótoko- oder Mákari-Idiom an, aber soviel ich weiss keiner der Sprachen am untern Bénuē.“ Aus dem angeführten Grunde finde ich es auch sehr unzweckmässig, wenn man dem Niger, wie es jetzt häufig geschieht, den Namen Quorra beilegen will. Quorra nennen ihn die Eingeborenen, die für den Strom in seinem ganzen Laufe keinen Gesammtnamen haben, nur von Xauri bis zum Zusammenfluss mit dem Bénuē; von da an bis zur Mündung heisst er bei ihnen Nun, von Xauri aufwärts bis Timbuktu Mayo (Fluss), und oberhalb Timbuktu Yoliba. Die Alten, wie Herodot, Strabo und Ptolemäus, hatten allerdings sehr verworrene Vorstellungen vom Laufe des Niger, es ist sogar wahrscheinlich, dass sie einen andern, weit nördlichern Fluss, den Ger oder den Irharhar, darunter verstanden, aber der classische Name ist einmal bei uns eingebürgert,

und es empfiehlt sich durchaus, ihn für Bezeichnung des ganzen Flusses beizubehalten.

Sobald es Tag geworden — es war der 19. März —, erhoben wir uns von unserm Lager im Ufersande. Gerade gegenüber, ungefähr 800 Meter vom Ufer entfernt, lag die Flussinsel Loko, die auf den englischen Karten fehlt, obgleich sie als die frequenteste Uebergangsstation über den Bénuē selbst in Keffi und noch weiter nach Norden bekannt ist. Die Fährleute auf derselben hatten uns schon bemerkt und kamen nun mit ein paar Canoes, das heisst ausgehöhlten, wenig mehr als 1 Fuss breiten und nicht ganz so tiefen Baumstämmen, herübergefahren, um uns abzuholen. Sie verlangten für die kurze Fahrt auf den primitiven Fahrzeugen ein unverhältnissmässig hohes Fährgeld, 3200 Muscheln, indess blieb nichts übrig, als ihre Forderung zu bewilligen. Drüben am Landungsplatze wartete eine neugierige Menge Volks, die uns bei der Ankunft sogleich mit Zurufen und Fragen bestürmte. Es dauerte lange, ehe sie sich bedeuten liessen, dass wir ihre Sprache nicht verstünden. Endlich führten sie uns einen Kanúri aus Láfia-Beré-Beré und einen Mann aus Benghasi zu, und nachdem ihnen diese verdolmetscht hatten, dass ich kein Araber oder Pullo, also kein Kinderräuber, sondern ein Bruder der weissen Männer in Lokója sei, wurden wir in eine Hütte geleitet und zur Genüge mit Speisen versehen.

Loko gehört zu der am linken Ufer liegenden grossen Stadt Udjē, der Hauptstadt der Bassa-Neger, die lebhaften Handelsverkehr mit Wúkari und Kontja unterhält. Der schmale Flussarm dazwischen dient als Hafen für die einlaufenden Schiffe. 4 Kilometer lang und ½ Kilometer breit, erhebt sich die Insel, wenn der Bénuē am niedrigsten steht, 15 Fuss über den Wasserspiegel, bei seinem höchsten Stande aber wird sie mehrere Fuss hoch überflutet. Die Bewohner, etwa 1000 an Zahl, brechen dann ihre Hütten

ab, die zeltartig blos aus Binsen und Matten zusammengesetzt sind, und begeben sich ans Land; nur einige Fährleute bleiben in einer auf Pfählen errichteten Hütte zurück. Ein einziges Gebäude besteht aus Thon, es enthält eine Bank mit sieben Steinen, auf welcher die Weiber das Korn zu Mehl zerreiben.

Meine erste Sorge war nun, ein Canoe zur Weiterfahrt auf dem Flusse zu miethen. Man verlangte für ein schmales Boot von Loko bis Imáha — oder wie die Araber und nach ihnen auch die Haussa und Fellata den Ort nennen, Um-Aischa — 10000 Muscheln, und ging sogar, da ich Vorausbezahlung zusagte, bis 8000 herab, ein Preis, der mir im Vergleich mit dem theuern Fährgelde sehr mässig erschien. Der Contract wurde geschlossen und die Abfahrt auf den folgenden Morgen festgesetzt. Nur eine Schwierigkeit blieb noch zu lösen: mein ganzer Geldvorrath betrug kaum 3000 Muscheln, Elfenbein war hier nicht verkäuflich, und an Waaren besass ich nichts mehr als einen letzten Tuchburnus; ich half mir indessen damit, dass ich das Entbehrlichste von unsern Kleidungsstücken zum Kauf ausbot und von dem Ertrage die Summe berichtigte.

Nachmittags machte mir der Galadi-ma, der Gouverneur von Loko, einen Besuch in unserer Hütte. Er warf dabei ein begehrliches Auge auf meinen Revolver und liess es nicht an zarten Andeutungen fehlen, wie gern er ihn zu haben wünsche, gab sich jedoch schliesslich zufrieden, als ich ihm in Ermangelung anderer Gegenstände ein Handtuch schenkte, das ich in Keffi Abd-es-Senga gekauft hatte, um es als eine Probe von dem Gewerbfleiss der Eingeborenen mit nach Europa zu nehmen. Uebrigens wusste ich, dass der Eigenthümer des von mir gemietheten Boots nur die Hälfte der empfangenen 8000 Muscheln für sich behalten, die andere Hälfte aber dem Galadi-ma hatte abgeben müssen.

Den ganzen Tag über war es furchtbar heiss gewesen, am Nachmittag stieg das Thermometer auf + 40° im Schatten, und die Feuchtigkeit der Luft liess die Schwüle um so drückender erscheinen. In der Nacht entlud sich nun ein Donnerwetter von so elementarer Gewalt, wie ich es auch in der heissen Zone kaum jemals erlebt habe. Die Insel schien in ihren Grundfesten zu beben. Dicke Staubmassen, vom Lande herübergefegt, mischten sich mit dem vom Sturm gepeitschten Regen. Ein Windstoss entführte das schwache Binsendach von unserer Hütte; andere wurden noch ärger beschädigt oder ganz umgerissen. So tobte das Wetter mehrere Stunden lang mit gleichem Ungestüm, ein grauses Vorspiel zu der nahenden Regenzeit. Als endlich die Nacht vorüber war, beleuchtete die Morgensonne ein Bild der Zerstörung, und alle Hände hatten zu thun, um die niedergeworfenen Hütten wieder aufzurichten. Dadurch verzögerte sich auch unsere Abfahrt von Stunde zu Stunde.

Das Oberhaupt der Bassa führt den Titel Madáki und residirt in der Hauptstadt Udjē. Ich hätte Zeit gehabt, nach Udjē überzusetzen und den Madáki zu begrüssen, musste aber davon Abstand nehmen, weil ich ihm nicht die üblichen Geschenke überreichen konnte. Religion des Landes ist der Fetischdienst. Bisjetzt haben dem Bekehrungseifer und der Eroberungssucht der Fellata die Wellen des Bénuē Schranken gesetzt; indess kommen schon einzelne Apostel des Islam bis Udjē und Wúkari, und in nicht ferner Zeit dürfte auch hier der Koran seinen siegreichen Einzug halten. Der Sprache nach scheinen die Bassa mit den Nupē verwandt zu sein. Die Männer sind meist gut gebaut, muskulös und auch der Waden nicht entbehrend. Auf dem kurzen, dicken Halse sitzt der breite Kopf mit fast viereckigem Gesicht und, wie es mir vorkam, etwas höherer Stirn, als sonst die Neger zu haben pflegen. Sie

feilen sich die Zähne spitz und tätowiren ihre Wangen mit zwei Einschnitten, die in gewundener Linie von den Schläfen nach dem Kinn zu verlaufen. Bis zum Alter von 15 Jahren geht die Jugend beiderlei Geschlechts ganz nackt, nicht einmal die Scham wird mit einem Blatte bedeckt.

Unter den Getreidearten cultivirt man hier vorzugsweise Mais, in der Landessprache „mas" genannt, woraus ich schliessen möchte, dass die Pflanze, die zwischen Bornu und dem Bénuë fast unbekannt ist, direct von Amerika, nicht, wie Barth meint, über Aegypten hier eingeführt wurde; auf letzterm Wege mag der Mais den östlichen und nördlichen Ländern, wie Bornu, Bágirmi u. s. w., wo er „massara" heisst, zugekommen sein. Der wichtigste Baum für die Bassa-Neger ist die Oelpalme, Elais Guineensis, aus deren Früchten man das essbare rothe oder braune Oel bereitet. Vom Westen hierher verpflanzt, erreicht sie in Loko ihre östlichste Grenze; Baikie behauptet zwar, sie noch weiter stromaufwärts gefunden zu haben, doch fügt er hinzu, Dagbo sei der östlichste Punkt, an dem Palmöl bereitet werde. Der Wuchs der Oelpalme gleicht dem der Dattelpalme; sie wird gegen 80 Fuss hoch und hat nur eine Krone, von welcher die Früchte, bräunliche pflaumengrosse Nüsse, in Traubenbündeln herabhängen. Bei den Bassa geschieht die Bereitung des Oels auf sehr primitive Art. Nachdem der Kern aus der reifen Frucht entfernt worden, häuft man das faserige Fleisch derselben in Gruben zusammen und überlässt es darin einem Fäulungsprocess, der durch Zugiessen von warmem Wasser befördert wird; die nun an die Oberfläche tretende Schicht Oel wird abgeschöpft und ohne weitere Reinigung verspeist. Ein sorgfältigeres und complicirteres Verfahren kommt in Jóruba zur Anwendung. Dort wird das Fleisch der Früchte, wenn es die Maceration lange genug durchgemacht, in grossen Kesseln mit Wasser gekocht, bis alle Fasern,

Schalen und sonstigen unreinen Bestandtheile zu Boden gesunken sind, und dann auch das abgeschöpfte Oel noch durch wiederholtes Kochen mit Wasser immer mehr raffinirt und geklärt. Weder in Loko noch in Jóruba und Nyfē werden die Kerne der Palmnüsse, wie Baikie gesehen haben will, mit zur Oelgewinnung benutzt; sie gehen nach Europa, um in der Stearinfabrikation Verwendung zu finden. Auch das Oel enthält Stearin, es schmeckt widerlich süss, hat einen veilchenähnlichen Geruch, ist dickflüssig, gerinnt aber leicht und dient bei uns hauptsächlich als Eisenbahnwagen- und Maschinenschmiere. Der Export von Palmöl und Palmnüssen ist zwar bedeutend, doch könnten die ausgedehnten, dichten Oelpalmenwälder zwischen dem Niger und der Küste in weit grösserm Masse, als es bisjetzt geschieht, ausgebeutet werden.

Erst um 3 Uhr Nachmittag kamen die Leute mit dem gemietheten Canoe. Kurz vorher hatte mir der Galadi-ma noch ein Huhn, zwei grosse getrocknete Fische und 20 Madidi, in Bananenblätter gewickelte Portionen Mehlbrei, geschickt, und beim Abschiede bat er mich, ich möchte die Christen in Lokója veranlassen, den Bénuē heraufzufahren, um Handelsverbindungen mit Loko und Udjē anzuknüpfen. Am Ufer waren wieder viele Neugierige versammelt, die unserer Abfahrt beiwohnen wollten und mit den Worten „A la cheir Thoraua — l'afia Thoraua — Ssünno ssünno nasara“ (Geh im Guten, weisser Mann! — in Frieden, weisser Mann! — Gruss, o Christ!) mir ein Lebewohl nachriefen. Das Fahrzeug, dem wir uns anvertrauen mussten, war wie die am vorigen Tage benutzte Fähre nichts weiter als ein ausgehöhlter Baumstamm, nur von etwas grössern Dimensionen: es mass 30 Fuss in der Länge, $1^3/_4$ Fuss in der Breite, hatte 1 Fuss Tiefe und kaum 3 Zoll dicke Wände; seine Tragfähigkeit ward von dem Eigenthümer auf 10 Mann nebst Gepäck angegeben. Mein Elfenbein

und die Reiseeffecten wurden in die Mitte niedergelegt, wir selbst vertheilten uns zu beiden Seiten; vorn hisste ich die bremer Flagge auf, hinten stand der Steuermann mit seiner Schaufel. Ich hätte allerdings ein breiteres Boot haben können, aber der Preis, den man dafür verlangte, war mit den mir verbliebenen Baarmitteln unerschwinglich.

Anfangs trug uns der Wind reissend schnell von dannen; als wir die Insel aus dem Gesicht verloren hatten, ging es langsamer vorwärts, ja bisweilen hemmten Gegenströmung und conträrer Wind dermassen die Fahrt, dass wir uns nicht von der Stelle zu bewegen schienen. Hier und da gerieth das Canoe auch auf eine Sandbank, und wir mussten dann alle aussteigen und helfen, es wieder flott zu machen. Die Ufer, mit hochstämmigen, dicht belaubten Bäumen bewachsen, sind durchschnittlich 3—4 Kilometer voneinander entfernt, doch wird das Fahrwasser häufig durch Inseln eingeengt, von denen mehrere mit Oelpalmen, Mangroven und Adansonien bestanden waren. Die Nacht campirten wir auf einer ziemlich hoch über dem Wasser herausragenden Sandbank. Unsere Fahrtrichtung war im ganzen gerade westlich geblieben.

Vor Sonnenaufgang um $5^1/_2$ Uhr fuhren wir am folgenden Tage wieder ab. Unbedeutende Krümmungen abgerechnet, nimmt der Fluss auch auf dieser Strecke einen geraden Lauf, immer westlich einige Grad zu Nord. Am linken Ufer guckten überall zwischen dem grünen Laubwalde die spitzen, zuckerhutförmigen Dächer von Negerhütten hervor. Das rechte Ufer scheint weniger stark bewohnt zu sein; hier sprangen Affen von Ast zu Ast, und Tausende von bunten Singvögeln erfreuten Auge und Ohr. Auf dem Flusse selbst gab es Wasservögel verschiedener Art, wenn auch nicht in solcher Menge wie auf dem Tschad-See und den Hinterwassern des Waube; nicht selten streckten Flusspferde ihre dicken Köpfe schnaubend und prustend

aus der Flut. Leider befand ich mich nicht in der Verfassung, die reizende Scenerie dieses jungfräulichen Stroms in vollen Zügen zu geniessen, denn gleich nach der Abfahrt von Loko hatte ich einen heftigen Fieberanfall, der meine Lebensgeister zu völliger Kraftlosigkeit und Apathie herabdrückte.

Mehrmals sahen wir ein 8—10 Fuss langes Krokodil auf einer Sandbank sich sonnen und bei unserer Annäherung ins Wasser untertauchen. Man erzählte mir von der höchst verwegenen Weise, in welcher die Eingeborenen auf das Krokodil Jagd machen, so verwegen und gefahrvoll, dass es mir unglaublich scheinen würde, wenn nicht auch andere Reisende, wie Laird und Oldfield, davon berichteten. Sie beschleichen nämlich zu drei oder vier den ruhenden Saurier, einer ersieht sich den richtigen Moment und stösst seinen Speer mit aller Kraft durch den Schwanz des Thieres hindurch in den Boden; wüthend kreist das festgenagelte Ungethüm um sich selbst, bis die Gefährten des kühnen Angreifers herzueilen und es mit Keulen- und Axtschlägen tödten. Das Fleisch, obwol stark nach Moschus riechend, wird von den Negern gegessen, und auch die Eier des Krokodils, die ungefähr die Grösse eines Gänseeis haben, gelten ihnen als Leckerbissen.

Es begegneten uns an dem Tage viele Canoes, beladene und unbeladene, die nach einem Uferdorf zu Markte fuhren oder von dort herkamen. In den meisten unterhielten die Leute ein kleines Feuer, blos zu dem Zweck, um ihre Tabackspfeifen mit grossem messingenen Kopf, aus denen sie fast beständig rauchen, immer neu in Brand zu setzen, und in keinem fehlte ein Topf mit Bum (im Norden Busa oder Merissa), dem berauschenden Lieblingsgetränk der Neger. Unser Bootsmann liess kaum ein Canoe vorüber, ohne eine Weile zu halten und mit seinen schwarzen Kameraden zu rauchen und zu schwatzen. Nachmittag

um 4 Uhr traf er einen Freund, einen Koto-Neger aus dem in der Nähe am linken Ufer liegenden Orte Amára. Mit ihm hatte er besonders viel zu verhandeln, und ich musste es geschehen lassen, dass bei Amára angelegt und unsere Tagesfahrt geendet wurde. Der Sultan des Orts lud mich ein, in seiner Wohnung das Abendessen einzunehmen, aber ich war so kraftlos und fieberkrank, dass ich nicht ans Land gehen konnte; er schickte mir darauf Madidi und getrocknete Fische, für welches Geschenk ich mich durch ein Packet Zündhölzchen revanchirte, einen von den tabackrauchenden Negern sehr hoch geschätzten Artikel. Um vor der zudringlichen Neugier der Bewohner Ruhe zu haben, liess ich abends unser Boot zum Uebernachten an das rechte Ufer hinüberrudern.

Das Wasser des Bénuē hat meist, im Widerschein der bewaldeten Ufer, einen grünlichen Schimmer, ist jedoch in Wirklichkeit farblos, klar und ohne Beigeschmack. Ich fand die Temperatur an der Oberfläche morgens vor Sonnenaufgang bei + 25° Luftwärme und ebenso vormittags 9 Uhr bei + 33° Luftwärme + 32°, nachmittags 2 Uhr bei + 36° und abends nach Sonnenuntergang bei + 35° atmosphärischer Wärme + 33°; in einiger Tiefe nehmen natürlich die Wärmegrade ab. An Fischen, die fast alle wohlschmeckend sind und wenig Gräten haben, ist der Fluss ausserordentlich reich. Da sie die Hauptnahrung nicht blos der Ufer- und Inselbewohner, sondern der gesammten Bevölkerung bis weit ins Land hinein ausmachen, wird ihr Fang sehr eifrig und auf mannichfache Art betrieben: mittels strohgeflochtener, mit einer Fallthür versehener Körbe, die an geeigneten Stellen unfern vom Ufer ins Wasser gesetzt werden, mit Trichter-, mit Sack- und mit langen Strand-Netzen, mit der Angel, oder durch Anspiessen der Grundfische. Krebse gibt es auch, doch sah ich sie nirgends feilbieten.

Wir waren morgens 6 Uhr von Amára wieder abgefahren und bekamen um 10 Uhr den etwa 5 Kilometer vom linken Ufer entfernten Gebirgszug Akólogo in Sicht, der, bis zu relativer Höhe von circa 500 Fuss aufsteigend, von Westnordwest nach Ostsüdost streicht und wahrscheinlich die drei schmalen Flüsschen, die hier in den Bénuē einmünden, herabsendet. Um 3 Uhr nachmittags langten wir bei der Station Imáha (Um-Aischa) an, bis zu der ich das Canoe von Loko gedungen hatte. Quer vor der Stadt streckt sich eine lange Insel im Flusse hin, mit schönem Laubwald bewachsen, der Heerden von Pavianen, Meerkatzen und andern Affenarten zum Aufenthalt dient. Sobald man dem Sultan von Imáha, Namens Schimmegē, unsere Ankunft gemeldet, schickte er uns einige von seinen Leuten zum Ausladen und Tragen des Gepäcks. Die Hütte, in die wir geführt wurden, starrte jedoch von Schmuz; zudem herrschte ein unerträglicher Leichengeruch darin, denn es war erst vor kurzem ein Todter unter dem Boden verscharrt worden. Als Willkommgeschenk liess uns der Sultan eine junge Ziege zustellen.

Imáha stand früher wahrscheinlich zwei Stunden westnordwestlich von der Stelle, die es jetzt einnimmt, auf dem vereinzelten steilen Berge Takórakóra. Noch Oldfield und Baird schreiben: „*Yimmahah is beautifully situated on the top of nearly a perpendicular rock*"; seitdem mag es von den Fellata auf einem ihrer Raubzüge zerstört, und als diese wieder abgezogen waren, ein neuer Ort dieses Namens unten am Flusse erbaut worden sein. Gegen etwaige fernere feindliche Angriffe ist die Stadt nach der Landseite zu durch Mauern und Gräben geschützt; übrigens dürften auch die Fellata jetzt nicht mehr wagen, ihre Räubereien bis so nahe an Lokója hin auszudehnen. Ungefähr drei Stunden östlich, wo der Fluss Kantang, von Funda kommend, in den Bénuē mündet, liegen die beiden Orte

Baténdja und Ligi. Die Bergkette Akólogo ist von Imáha aus nicht sichtbar, weil hier hoher Wald die Aussicht verdeckt.

Die 10000 Einwohner der Stadt gehören zum Stamme der Koto-Neger, welcher die Gara-Sprache spricht; gegenüber, am rechten Ufer hat der Stamm der Akoto (nicht Akpoto, wie auf einigen Karten steht) seine Wohnsitze. Alle ohne Ausnahme gehen bekleidet, und seltsamerweise liebt es das weibliche Geschlecht, mittels einer feinen Thonerde Gesicht, Brust, Arme, Beine, kurz den ganzen Körper ziegelroth anzustreichen; doch muss die Schminke rar und theuer sein, denn nur die reichen Frauen können, von den ärmern natürlich aufs höchste beneidet, sich diesen Luxus gestatten.

Am Vormittag des andern Tags begab ich mich zur Audienz nach der Wohnung des Sultans. Dieselbe umfasst einen sehr weiten quadratischen Raum, in dessen Innerm mehrere länglich viereckige Hütten stehen, während alle übrigen Hütten der Stadt die gewöhnliche runde Form haben. In der grössten empfing mich Sultan Schimmegē, ein etwa sechzigjähriger Mann von untersetzter, robuster Gestalt, der vollkommen unabhängige Herrscher über Imáha und die dazu gehörigen Dörfer. Von Lokója aus genügend mit Feuergewehren und Pulver versorgt und durch die Protection der Engländer zu Ansehen erhoben, gelingt es ihm, den eroberungssüchtigen Pullo gegenüber die Unabhängigkeit seines kleinen Gebiets zu behaupten. Dabei ist er ein thätiger und speculativer Geschäftsmann; er liefert das Elfenbein aus der ganzen Umgegend nach Lokója, während er seinen Unterthanen aufs strengste verbietet, Elefantenzähne, namentlich grössere, zu kaufen oder zu verkaufen, und bezieht für den Erlös europäische Waaren von da, die er weiter nach dem Innern vertreibt. Bis von Rhadames kommen Kaufleute nach Imáha, um mit ihm

Geschäfte zu machen. Er war zur zeit noch Heide, hat sich aber wahrscheinlich inzwischen durch einen Imam, der in der Stadt lebte und bereits grossen Einfluss auf ihn zu haben schien, für den Mohammedanismus gewinnen lassen. Ich überreichte ihm das Letzte, was ich zu verschenken hatte, den bis hierher aufbewahrten Tuchburnus, und erhielt als Gegengeschenk eine Flasche Branntwein. Unter den Elefantenzähnen, die er mir zeigte, sah ich die zehn grössten, die mir je vorgekommen; der kleinste war mindestens so gross wie der grösste von denen, die im pariser Jardin des plantes zu sehen sind. Gerade den folgenden Tag sollte eine Schiffsladung abgehen, und gern nahm ich sein Anerbieten an, ich möge diese Gelegenheit zur Fahrt nach Lokója benutzen. Als ich nach beendigter Audienz aus der Empfangshütte wieder heraustrat, standen im Hofe gegen zwanzig junge Weiber, die sich den weissen Mann in der Nähe betrachten wollten, vermuthlich des Sultans Frauen oder Töchter, denn alle waren mit der kostbaren Schminke roth gefärbt.

Um Mittag den 27. März bestiegen wir das Transportschiff Schimmegē's. Es war ein wirkliches aus Planken zusammengefügtes Boot, in dem wol 30 Menschen Platz finden konnten, schien aber an Altersschwäche zu leiden und machte keinen besonders vertrauenerweckenden Eindruck. Ausser einer bedeutenden Partie Elfenbein hatte es auch andere Producte geladen. Die Schiffsgesellschaft bestand aus 15 Personen, einschliesslich von 5 Ruderern, oder vielmehr Schauflern, denn statt der Ruder haben die Neger breite Schaufeln, die nicht zwischen Pflöcken auf dem Rande des Fahrzeugs ruhen, sondern aus freier Hand regiert werden. Vom Strome in westsüdwestlicher Richtung getrieben, fuhr das Boot mindestens doppelt so geschwind als unser Canoe von Loko. Die Ufer unterhalb Imáha sind weniger dicht bewaldet und auch spärlicher

bewohnt; nur selten sah ich einen von den Fischkörben, die bis dahin so häufig waren, im Wasser stehen. Dagegen zeigten sich hier mehr Flusspferde und Krokodile, sowie Scharen von Tummlerfischen, die schuhhoch aus dem Wasser springend oft ganze Strecken weit unser Boot umkreisten. Abends 7½ Uhr wurde an einer Insel zum Uebernachten angelegt. Dabei bemerkte ich erst, dass sich auch zwei Sklaven, eine bejahrte Frau und ein halberwachsener Knabe, auf dem Schiffe befanden; man band die Unglücklichen an einem Baume fest, aus Furcht, sie möchten in der Dunkelheit ihren Eigenthümern entwischen.

Vor Sonnenaufgang stiess das Boot wieder von der Insel ab, in derselben Richtung und mit gleicher Geschwindigkeit wie am vorigen Tage die Fahrt fortsetzend. Jetzt wurden die Dörfer und Hütten an beiden Ufern wieder zahlreicher, und mehrmals stiegen die Händler aus unserm Schiffe ans Land, um mit den Bewohnern, friedlichen Bassa-, Afo-, Koto-, Akoto- oder Igbira-Negern, Geschäfte abzumachen. Auch auf dem Flusse selbst herrschte reges Leben; stromauf und stromab fuhren viele grössere und kleinere Boote, die meisten mit bunten Wimpeln beflaggt; fast von jedem wirbelte der Rauch eines offenen Feuers in die Luft, an dem sich die Insassen ihre Pfeifen anzünden oder das Essen kochen oder die gefangenen Fische auf Stangen zum Räuchern aufhängen.

Gerade um 12 Uhr mittags erreichten wir die Stelle, wo der Bénuē mit südwestlichem Laufe in den Niger mündet. Schrägüber am rechten Ufer des Niger, dessen Strom hier sehr eingeengt und nur halb so breit wie der Bénuē ist, ungefähr eine Stunde oberhalb des Zusammenflusses, liegt Lokója. Ich musste indess meine Ungeduld, dort anzukommen, noch zügeln, da wir erst an einem in dem Winkel zwischen den beiden Flüssen gelegenen Orte längere Zeit hielten. Die Lage dieses Orts — sein Name ist mir

entfallen, es ist nicht die auf den Karten verzeichnete Stadt Igbegbe — scheint mir besonders günstig zur Anlage einer europäischen Factorei, günstiger, auch in strategischer Hinsicht, als die von Lokója; denn während letzteres bisweilen monatelang durch die angeschwollenen reissenden Fluten des Niger vom jenseitigen Ufer abgeschnitten ist, würde hier der Verkehr mit den productionsreichen Gebieten Centralafrikas nie eine Unterbrechung erleiden.

Endlich fuhren wir in den Hafen von Lokója ein. Der Anblick zweier in Europa gebauten Schiffe gab mir meine ganze Kraft und Elasticität wieder. Bisher hatte ich mich mit Mühe aus der liegenden Stellung aufzurichten vermocht, jetzt sprang ich, als kaum die Spitze unsers Boots das Ufer berührte, mit Einem Satze ans Land.

XVI.

Die englische Factorei Lokója.

Empfang. Geschichte der Gründung. Elfenbeinhandel. Die christliche Gemeinde und ihr Gottesdienst. Klima. Mr. Fell und Mr. Robins. Neue Reisedisposition. Ausrüstung und Begleitung. Abschied.

Auf halbem Wege zum Gouvernementshause kam mir ein schwarzer Diener in europäischer Kleidung entgegen, der mich auf Englisch grüsste, und wenige Schritte hinter ihm der Gouverneur Mr. Fell selbst, begleitet von seinem hier ansässigen Landsmann Mr. Robins. Die Herren reichten mir die Hand zum Willkomm und schüttelten die meinige, als wären wir schon viele Jahre miteinander befreundet; hatten doch auch sie schon seit Jahresfrist keinen Europäer gesehen, und waren sie doch durch meine Ankunft vollständig überrascht worden. Wie sehr wuchs aber erst ihr Erstaunen, als ich auf die Frage, in welcher Zeit ich den Weg von der Küste des Atlantischen Oceans bis Lokója zurückgelegt habe, ihnen berichtete, dass ich nicht von Westen, sondern vom Mittelländischen Meer durch die Wüste über Bornu an den Niger vorgedrungen sei. Sie führten mich zum Gouvernementsgebäude, das aus zwei langen, einstöckigen, durch ein gemeinsames Strohdach verbundenen Häusern bestand. Zwischen dem Dache und den Wänden war ein fusshoher Raum gelassen, um dem

kühlenden Winde freien Durchzug zu eröffnen. Vor der Fronte wehte von einer hohen Stange herab die britische Flagge, und in einer Lunette mit offener Kehle standen zwei sechspfündige Kanonen, von schwarzen Soldaten bewacht, die zu einem aus Westindien hierher commandirten kleinen Detachement gehören. Das eine der beiden Häuser wurde mir und meinen Leuten als Gastwohnung eingeräumt.

Schon die ersten Niger-Expeditionen unter Trotter, Allen, Oldfield, Laird u. s. w. hatten an der Stelle, wo das heutige Lokója steht, eine sogenannte *model farm* (Musterwirthschaft) angelegt, die aber, angeblich wegen Ungesundheit des Klimas, bald wieder verlassen wurde. Hierauf geschah es, dass der König von Nyfe, Mássaban, das Land am obern Niger mit Krieg überzog und bis an den Berg Pattē, an dessen östlichen Abhang Lokója sich anlehnt, seiner Herrschaft unterwarf. Später hat Dr. Baikie nach Beendigung der von ihm ausgeführten Bénuē-Expedition fast sieben Jahre hier gelebt, doch ohne dass er eine Niederlassung gründete. Auf wiederholte Anregung der Westafrikanischen Compagnie, welche die Wichtigkeit dieses Punktes für den Handel nach Innerafrika erkannt hatte, beschloss nun die englische Regierung im Jahre 1865, eine permanente Niger-Mission in Lokója zu etabliren. Sie erkaufte vom König von Nyfe die Erlaubniss, eine Handelsfactorei errichten und zum Schutze derselben eine Garnison von 50 Negersoldaten halten zu dürfen. Herr des Gebiets blieb jedoch der König. Neben dem englischen Gouverneur residirt in Lokója ein Sserki aus Nyfe, und die Engländer müssen durch häufige Geschenke an König Mássaban sich die fortdauernde Gunst des Landesherrn sichern.

Ich habe bereits angeführt, dass der Export von afrikanischem Elfenbein die Richtung nach der Westküste zu

[illegible] beginnt. Für diese Richtung gewährt nun die Handelsfactorei Lokója den wesentlichsten Stützpunkt. Von Kuth Abd-es-Senga gehen jetzt Elfenbeintransporte nach Egga, dort wird die Waare von Agenten der Engländer in Empfang genommen und dann zu Wasser in das Hauptdepôt befördert. Einen bedeutend grössern Umfang aber konnten die Transporte nach Südwesten erreichen, wenn der Bénuë in seinem obern Laufe von Adamaua an der freien, ungehinderten Schiffahrt offen stände. Der Centner Elfenbein kostet bis Lokója nominell 200000 Muscheln (50 Mariatheresienthaler), allein da die Engländer meist importirte Waaren als Zahlung geben, so kommt ihnen in Wirklichkeit der Centner nicht höher als auf 100000 Muscheln zu stehen. Die gangbarsten der als Tauschmittel verwendeten Waaren sind: deutscher, holländischer und amerikanischer Branntwein, Pulver, Schiessgewehre, Glasperlen, Korallen und verschiedene Sorten von Geweben. Ausser Elfenbein hat man in jüngster Zeit auch angefangen in Nyfe erbaute Baumwolle zu exportiren, bisjetzt allerdings nur geringe Quantitäten, doch unterliegt es bei der ausserordentlichen Ergiebigkeit des Bodens keinem Zweifel, dass nicht nur Baumwolle, sondern auch Getreide, Indigo und Taback in grosser Menge und vorzüglicher Güte für den Export gebaut werden könnte. Um die Production und den Handel zu beleben, müsste vor allen Dingen eine directe, rasche und sichere Verbindung mit der Küste hergestellt werden. Das Einfachste wäre regelmässige Befahrung des untern Niger mit Dampfschiffen; lässt sich aber eine solche zur zeit noch nicht ermöglichen, so ist wenigstens für einen sichern Landweg durch die Jóruba-Länder zu sorgen, was bei dem friedlichen Charakter der dort wohnenden Negerstämme, vorausgesetzt dass der Gouverneur von Lagos mit richtiger Einsicht in die Verhältnisse zu Werke geht, nicht allzu grosse Schwierigkeiten bieten würde.

Binnen der zwei Jahre von 1865—67 war die Bevölkerung des Orts durch Zuzug von Eingeborenen von einigen hundert auf 2000 Seelen angewachsen. Gleichzeitig mit der Factorei hatte der Bischof der englischen Hochkirche Crowther eine Mission zur Einführung des Christenthums unter den Negern gegründet, und schon zählte die Christengemeinde gegen 150 Mitglieder. Ich wohnte dem sonntäglichen Gottesdienste bei, der, nach englischem Ritus abgehalten, einen recht erbaulichen Eindruck machte und nur zu lange, nämlich volle vier Stunden, währte, weil der Missionar, ein in Sierra Leone ordinirter Neger Namens Jonston, erst in englischer und dann in der Haussa-Sprache predigte. Vortrefflich hörte sich der Choralgesang der schwarzen Gemeinde an, wie ja bekanntlich die Neger viel Sinn' für Musik haben und eine vorgespielte Melodie leicht mit dem Gehör erfassen. Nach beendigtem Gottesdienste empfing mein Negerknabe Noël durch den Missionsprediger die christliche Taufe, wobei Mr. Fell und die Frau des Schulmeisters, eine getaufte Negerin, Pathenstelle vertraten.

Der in jeder Jahreszeit rasch fliessende Strom mit seinen hohen Ufern, die Nähe mässig erhobener Berge, das Nichtvorhandensein von Urwäldern und von fauligen Sümpfen, alles dies lässt darauf schliessen, dass für Europäer das Klima von Lokója nicht unzuträglich sei; jedenfalls ist der Aufenthalt hier gesünder als an der westlichen Meeresküste. Dr. Baikie vermochte ohne Nachtheil für seine Gesundheit sieben Jahre in Lokója auszudauern, und auch Mr. Fell und Mr. Robins versicherten mich, sie seien, obwol letzterer keineswegs von starker Constitution war, während ihrer zweijährigen Anwesenheit niemals ernstlich krank gewesen, leichte Fieberanfälle wichen stets einer kleinen Dosis Chinin.

Meine beiden Gastfreunde waren um die Wette be-

müht, mir die Tage, die ich bei ihnen verlebte, so angenehm als möglich zu machen. Den Abend brachten wir gewöhnlich unter der offenen Veranda des Robins'schen Hauses zu, das ganz aus Eisen erbaut und comfortabler eingerichtet war als die Gouverneurswohnung. Dort fanden sich auch der Missionar und der Schulmeister ein. Mr. Jonston, ein äusserst gemüthlicher und für seinen Beruf tüchtig gebildeter Mann, hatte die sonderbare Gewohnheit, bei der ernsthaftesten Unterhaltung in helles Lachen auszubrechen, was er in Gesellschaft von Weissen für eine Pflicht des Anstands hielt. Er klagte mir, dass seinem christlich apostolischen Werke das immer weitere Vordringen des Islam vielfach Abbruch thue, und dass leider die englische Regierung, auch wo es ganz in ihrer Macht stehe, dem Mohammedanismus nicht hindernd entgegentrete, seinen Fortschritten vielmehr eher noch Vorschub leiste. Von vielen wolle er mir nur einen, besonders eclatanten Fall mittheilen. Ein beim Gouvernement mit einem Monatsgehalt von 3 Pfd. St. als Dolmetscher angestellter Neger, der als Knabe von Dr. Baikie erzogen, im Christenthum unterrichtet und dann in England getauft worden war, trat kürzlich, aus keinem andern Grunde als weil er sich nicht mit Einer Frau begnügen mochte, zum Islam über; trotzdem wurde er von der Regierung nicht entlassen, obgleich mehrere gute Christen von mindestens gleicher Fähigkeit sich um das Amt bewarben. Solche Beispiele seien hier natürlich von schädlichster Wirkung auf den Erfolg der christlichen Mission. Aeusserlich gewandter und mehr mit europäischer Sitte vertraut war der Schulmeister, zwar ebenfalls ein Neger, der aber einige Jahre in den Küstenstädten unter Europäern gelebt hatte. Die Pausen zwischen dem Gespräch wurden durch Musik ausgefüllt, indem die Herren abwechselnd auf einem in der Veranda stehenden Harmonium spielten oder den Gesang

deutscher, englischer und französischer Lieder begleiteten. Wenn dann ab und zu ein Blitzstrahl die Dunkelheit draussen erhellte, sah man auf dem freien Platz vor dem Hause die Diener mit andern von der Musik angelockten Schwarzen sich im Tanze drehen und in der Ferne den Niger und Bénuē ihre vereinigten Fluten dahinwälzen.

Ein Hauptthema unserer Unterredungen bildete von Anfang an die Berathschlagung über den Weg, den ich nehmen müsse, um an die Küste zu gelangen. Mein Plan war gewesen, mit einem Boot von Lokója den Niger bis zur Einmündung des Nun hinabzufahren, wo nach den Kartenangaben die englische Station Palm-Port liegen soll; von da, meinte ich, würden mir die dort ansässigen Europäer zur Weiterfahrt behülflich sein. Mr. Fell belehrte mich aber, dass es eine Niederlassung Palm-Port an der Nun-Mündung nicht gebe, und dass ich mit meinem Boot unfehlbar einem der wilden, raub- und mordsüchtigen Negerstämme, die in den Gegenden am untern Niger hausen, in die Hände fallen würde; ebenso gefahrvoll und ungangbar sei der Landweg über den Berg Pattē direct nach Westen, seit mehrern Monaten schon hätte selbst von den in seinem Dienst stehenden Botenläufern keiner sich zur Küste durchschlagen können. Wiederholt redete er mir daher zu, ich möchte bei ihm bleiben, bis nach beendeter Hochwasserzeit, also in 5—6 Monaten, das Dampfschiff von Lagos heraufkäme. Da ich indess auf meinem Entschluss, die Reise fortzusetzen, beharrte, machte er mir den Vorschlag, mit Geschenken für den König von Nyfe den Niger stromauf nach Rabba zu fahren und von da südwestlich durch das Jóruba-Gebiet gehend die Küste zu gewinnen. Die bezeichnete Route war freilich ein bedeutender Umweg, doch schien einerseits in der That eine directere Linie weder zu Wasser noch zu Lande passirbar, andererseits gereichte es mir auch zur Befriedigung, dem

gastfreundlichen Gouverneur einen Dienst erweisen zu können; er hätte sonst nämlich selbst die Reise nach Rabba unternehmen und die Geschenke an König Mássaban in Person überbringen müssen. So ging ich denn ohne langes Besinnen auf den Vorschlag ein.

Jetzt beschäftigten sich die Herren aufs angelegentlichste mit der Sorge für meine Ausrüstung zur Reise. Sie mietheten das Boot, auf dem ich von Imáha gekommen war, für die Nigerfahrt bis Egga, liessen es ausbessern und mit 6 Ruderern bemannen. Den für Mássaban bestimmten Waaren, rother Sammt, seidene Tücher, Korallen, Glasperlen u. s. w., fügten sie eine Menge anderer bei, damit ich mir durch Geschenke an die Häuptlinge in den noch zu durchreisenden Gebieten deren Freundschaft und gute Aufnahme erkaufen könne. Desgleichen verproviantirte man mich reichlich mit Lebensmitteln und ergänzte auch meinen zu Ende gehenden Vorrath an Chinin. Zwei beim Gouvernement angestellte Dolmetscher wurden mir beigegeben, einer für Nyfe und einer für die Jóruba-Länder. Ersterer war der aus Barth's Reisen bekannte Negerknabe Durugu (Dyrregu schreibt Barth), der sich inzwischen, durch Rev. Schön in England erzogen, zum tüchtigen Manne gebildet hatte. Der andere war eben jener Akkra-Neger, über dessen Abfall vom Christenthum zum Islam der Missionar Jonston sich so bitter bei mir beklagte. Meine beiden Diener Hammed und Noël erhielten an einem getauften, etwas Englisch redenden jungen Neger Namens Tom einen neuen Kameraden.

Bis zum 2. April waren alle die fürsorglichen Reisevorkehrungen beendet. Am Morgen dieses Tages versammelten wir uns noch einmal in Mr. Robins' Veranda zum gemeinsamen Frühstück; dann begleitete man mich ans Ufer, wo das Boot zur Abfahrt bereit lag und die halbe Einwohnerschaft von Lokója sich als Zuschauer eingefunden

hatte. Als ich das Boot bestieg, wurde die englische Flagge aufgehisst, und gleichzeitig donnerten neun Salutschüsse aus den Kanonen vor dem Gouvernementsgebäude. Ich tauschte mit den zurückbleibenden Freunden die letzten Scheidegrüsse. Es sollte leider ein Abschied auf Nimmerwiedersehen sein; bald nach meiner Ankunft in Europa ging mir die betrübende Nachricht zu, dass Mr. Fell bei der Abwehr eines Angriffs feindlicher Neger seinen Tod gefunden, und dass um dieselbe Zeit Mr. Robin infolge der geringen Widerstandsfähigheit seiner Körperconstitution einer klimatischen Krankheit erlegen war.

XVII.

Im Königreich Nyfe (Nupe).

Das Steigen und Fallen des Niger. Stromauffahrt. Station Egga. Des Königs Kriegsflotte. Die Stadt Rabba. Ritt ins Heerlager am Eku. König Mássabau. Ein Zug durchs Lager. Titel und Würden. Misverständnisse. Die Dynastie. Sprache und Rasse des Volks. Producte.

Das schönste Wetter begünstigte unsere Abfahrt. Am Tage vorher gefallener Regen und ein frischer Seewind hatten die Atmosphäre gereinigt, nur einzelne weisse Haufenwolken schwammen in dem klaren Himmelsblau. Taktmässig und eigenthümlich mit der Zunge dazu schnalzend stiessen die sechs Ruderer ihre Schaufeln in den Strom, und zwar absichtlich so, dass bei jedem Stosse ihr nackter Körper von oben bis unten mit dem kühlenden Nass bespritzt wurde.

Der Wasserstand des Niger war um fast $1\frac{1}{2}$ Fuss höher, als zur Zeit da ich in Lokója ankam; es fand also eine jener unregelmässigen Anschwellungen statt, die sich wol am besten dadurch erklären lassen, dass durch starke Regengüsse im Gebirge die vielen von da herabkommenden Rinnsale plötzlich gefüllt werden und ihr Wasser dem Hauptstrom zuführen. Barth's Ansicht, der die unregelmässigen Anschwellungen dem zeitweiligen Entleeren der Hinterwässer zuschreiben will, erscheint mir in keiner Weise stichhaltig. Von Crowther und Baikie ist eine An-

schwellung im Januar und Februar bemerkt worden. Ueber das regelmässige periodische Steigen und Fallen des Niger liegen noch zu wenig Beobachtungen vor, um die mittlern Zeiten genau zu constatiren. Mr. Robins („Zeitschrift für Erdkunde", Jahrg. 1866) gibt an, bei Lokója falle der Niger von Anfang October bis Ende Mai und steige von Anfang Juni bis Ende September. Nach den Beobachtungen, die er im Jahre 1865 anstellte, war das Wasser am 14. April um 38 Fuss zurückgetreten, am 10. September auf 41 Fuss 6 Zoll und am 28. September auf nahezu 50 Fuss gestiegen, wobei indess zu berücksichtigen ist, dass der Wasserstand in diesem Jahre ein ungewöhnlich hoher gewesen. Im ganzen dauerte das Sinken 243 Tage, das Steigen 122 Tage. Natürlich muss bei der so bedeutenden Länge des Niger-laufes weit oberhalb und weit unterhalb seines Zusammenflusses mit dem Bénuë das Verhältniss wesentlich verschieden sein, je nachdem in den betreffenden Gebieten die Regenzeit früher oder später einzutreten pflegt.

Gegen 6 Uhr abends legten wir in der Nähe eines kleinen Uferdorfes bei. Hier wurde zum Nachtmahl aus dem mitgenommenen Proviant eine Ziege geschlachtet und das Fleisch über Kohlenfeuer geröstet. Aber noch waren die Stücke nicht gar, da begann dichter Regen herabzuströmen, der die Flamme unsers unbedeckten Kochherdes auslöschte. Doch genug — ich will die Leser nicht mit den täglichen Vorkommnissen einer volle 14 Tage währenden langsamen Flussfahrt ermüden, zumal in Bezug auf Scenerie und Staffage dieser Theil des Niger von der Strecke, die ich auf dem Bénuë befuhr, sich im ganzen wenig unterscheidet. Nur fand ich die Fahrt selbst um vieles unangenehmer. Mit Sonnenaufgang stellte sich stets eine Gattung mikroskopischer Fliegen ein, von den Engländern *sandfly* genannt, deren Stich eine schmerzhafte Geschwulst verursacht; gegen 11 Uhr vormittags zogen sich diese fast

unsichtbaren Plagegeister zurück, aber dann quälte uns die drückende Hitze, da wir, um der starken Gegenströmung in der Mitte des Flusses auszuweichen, immer dicht am Ufer hinrudern mussten, wo kein Luftzug uns Kühlung zuwehte. Sobald die Hitze etwas nachliess, waren auch die giftigen kleinen Fliegen wieder da, und wenn sie nach Sonnenuntergang endlich verschwanden, übernahmen es Myriaden von Mosquitos, die Menschen nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

Nach fünf Tagen erreichte das Boot die Stadt Egga am rechten Nigerufer. Ich begab mich sogleich zu dem Vorsteher der dortigen englischen Filial-Factorei, an den ich Briefe von Mr. Fell zu überbringen hatte. Es war ein noch ziemlich junger Mann, ein aus Sierra Leone gebürtiger Neger Namens James, der einzige Christ in Egga. Durch ihn ward ich dem Sserki des Districts vorgestellt, und dieser verschaffte mir nicht nur ein Regierungsboot bis Rabba, sondern schiffte sich auch selbst mit ein, um mich persönlich zum Könige zu führen. Er theilte mir mit, der König residire gegenwärtig nicht in Rabba, auch nicht in seiner eigentlichen, im südlichen Theile des Reichs gelegenen Hauptstadt Bidda, er sei im Kriege gegen eine Rebellenschar begriffen und verweile im Heerlager, etwa 6 Stunden von Rabba, am Flusse Eku.

Je näher wir Rabba kamen, desto mehr durch den Krieg zerstörte Dörfer zeigten sich zu beiden Seiten des Flusses. Am 16. April abends 7 Uhr passirten wir eine Gruppe von Inseln, die jetzt als Hafen für die Kriegsflotte und als Lagerplatz für die Mannschaft derselben diente. Wol an 500 Canoes lagen hier beisammen, von denen die kleinsten für etwa 30, die grössten für 100 Mann Raum bieten mochten. Die Canoes der verschiedenen Stämme hatten verschiedene Formen; die der Kakánda z. B., eines an der rechten Seite des Niger nordwestlich von Lokója

wohnenden Stammes, zeichneten sich durch ihre Breite aus, wogegen die der Schaba, eines Inselvolks, besonders lang und schmal gebaut waren. So hat auch jeder Stamm, wie man mir sagte, seine eigene Kampfweise. Die Kakánda, die mit Flinten bewaffnet sind, lassen ihre Kinder die Ruderschaufeln führen und schiessen, im Mittelraum des Boots postirt, über deren Köpfe hinweg; die Schaba handhaben selbst abwechselnd das Ruder und ihre Waffe, den Wurfspiess. Die vom aufgehenden Monde beleuchteten Inseln mit den Tausenden zwischen Bäumen, Zelthütten, Waffenpyramiden, Lagerfeuern umherlaufender schwarzer Gestalten boten ein höchst phantastisches Bild.

Noch eine halbe Stunde, und wir landeten am linken Ufer im Hafen von Rabba. Statt einer grossen volkreichen Stadt, wie ich erwartet hatte, fand ich jedoch nur durch Brand geschwärzte, dachlose, meist von ihren Bewohnern verlassene Hütten. Kaum 500 Menschen waren darin zurückgeblieben. Wir wurden in einer halbzerstörten Hütte aufs kümmerlichste untergebracht, und da hier unsers Bleibens nicht lange sein konnte, schickte ich sofort einen Boten an König Mássaban, durch den ich ihm meine Ankunft in Rabba melden und ihn ersuchen liess, mir schleunigst ein Pferd zum Ritt ins Lager zu senden. Trotzdem vergingen vier volle Tage, vergebens harrte ich von Stunde zu Stunde auf die Rückkehr des Boten.

Rabba liegt am letzten Ausläufer der Admiralitätsberge, auf dem südlichen Abhange eines Felsrückens, der unmittelbar ans Ufer des Flusses herantritt. Etwas südlich davon mündet der Gingi, von dem einen Tagemarsch nach Nordosten entfernten Gebirge kommend, in den Niger. Zur Zeit als der Sklavenhandel an der afrikanischen Westküste noch schwunghaft betrieben wurde und die Karavanen aus dem Innern hier durchzogen, gehörte Rabba zu den bedeutendsten Städten im Westen. Die Gebrüder

Landers geben die Einwohnerzahl noch auf 40000 an. Jetzt zeugen nur die stehen gebliebenen Umfassungsmauern von der ehemaligen Grösse der Stadt, und auch das früher meilenweit angebaute Land ist bis auf ein paar Getreidefelder zu beiden Seiten des Gingi wieder verödet und mit wildwucherndem Unterholz bewachsen.

Am vierten Tage mittags kam endlich der ersehnte Bote zurück. Ohne sich wegen der langen Verzögerung entschuldigen zu lassen, sandte mir König Mássaban ein Pferd und einen Korb mit Kola- (Goro-) Nüssen. Nachmittags um 5 Uhr machte ich mich mit meiner ganzen Begleitung auf, um noch in der Nacht das Lager zu erreichen; ich allein war zu Pferde, alle andern, auch der Sserki, mussten zu Fusse folgen. Es dauerte über eine halbe Stunde, ehe wir das alte Stadtgebiet in nordwestlicher Richtung durchmessen und die Mauern hinter uns hatten. Dann führte der Weg 3 Stunden lang durch einen hochstämmigen Butterbaumwald zu dem malerisch gelegenen Orte Moo; von da marschirten wir noch 3 Stunden bei Mondschein über grosswelliges Terrain, das von dem Flüsschen Edda, $^1/_2$ Stunde hinter Moo, und vielen kleinern Rinnsalen durchschnitten ist, und langten erst kurz vor Mitternacht am linken Ufer des Eku an, wo eine Abtheilung des königlichen Heeres, meist aus Reiterei bestehend, gelagert war.

Morgens brachte uns ein Fährboot hinüber ans rechte Ufer, und nach einigen hundert Schritten betrat ich das Lager der grossen Armee. Im Laufe des Vormittags fand die Empfangsaudienz beim König statt. Er sass unter einer von allen Seiten offenen, nur vorn durch seidene Vorhänge verschliessbaren Hütte, etwas erhöht auf einer Giraffenhaut; ihm gegenüber kauerte auf dem blossen Sandboden in fünf Reihen hintereinander eine Versammlung von etwa hundert Männern, alle sowie er selbst dürftig und

unsauber gekleidet. Mich hiess er auf einer zierlich geflochtenen Matte dicht zu seinen Füssen Platz nehmen. König Mássaban schätzte sein Alter, wie man mir gesagt, auf 50 Jahre; ich hätte ihn dem Aussehen nach für jünger gehalten, obgleich er schon Vater von 60 Söhnen und einer gleichen Anzahl Töchter war. Von dunkelschwarzer Hautfarbe, verrieth er doch in der regelmässigen Gesichtsbildung seine Abstammung aus Fellata-Geblüt. Sobald die üblichen Begrüssungsformeln gewechselt waren, theilte er eine Kola-Nuss mit mir, was als Friedens- und Freundschaftszeichen gilt und aus der Hand eines Fürsten als besonderer Gunstbeweis angesehen wird. Hierauf brachten die Diener eine Schüssel Milch, Lammfleisch und einen Topf voll Honig. Unsere Unterhaltung bezog sich meist auf meine bisherige Reisetour, namentlich schien den König alles, was ich von Bornu erzählte, zu interessiren. Von der Factorei in Lokója sprach er mit freundlichen Worten, doch dürfte seine Freundschaft wol eine erheuchelte sein und lediglich auf Eigennutz beruhen, indem er sich durch Vermittelung der Engländer Flinten und Pulver zur Bekämpfung seiner rebellischen Unterthanen verschafft; dass er als Muselman die Ausbreitung einer christlichen Gemeindé auf die Länge gleichgültig betrachten werde, möchte ich wenigstens stark in Zweifel ziehen.

Als ich mich wieder empfahl, wurde mir die Matte, auf der ich gesessen, eine wirklich vorzügliche einheimische Arbeit, nachgetragen, ferner ein Topf Palmöl, ein Gefäss mit Shea-Butter und ein Gebund Zwiebeln. Auch 20000 Muscheln liess mir der König einhändigen; sie reichten freilich kaum hin, um die nöthigen Trinkgelder an seine Diener davon zu bestreiten. Die enge, dumpfe und feuchte, keinen Schutz gegen die häufigen Gewitterregen bietende Strohhütte, welche man uns zur Wohnung anwies, entsprach, selbst in Berücksichtigung dass wir uns im Lager

befanden, nicht meinen bescheidensten Erwartungen. Dabei stand sie mitten im ärgsten Getümmel, wo das Trommeln und Pfeifen, das Ausschreien von Lebensmitteln, das Toben der oft in Barassa berauschten Soldaten bis tief in die Nacht hinein währte und mich keinen Augenblick Ruhe finden liess.

Andern Tags stieg ich zu Pferde, um das Lager in seiner ganzen Ausdehnung zu durchreiten. Es hatte in der That einen imposanten Umfang, denn ich taxirte die Zahl der Hütten auf annähernd 20000 und glaube, dass mit Einschluss der Weiber, Kinder und Sklaven nicht weniger als 100000 Menschen hier beisammen waren. Ueberall aber lagen Cadaver gefallener Thiere oder Haufen die Luft verpestenden Unraths, von ekelhaften Insekten umschwärmt. Bei der Rückkehr begegnete mir der König in militärischem Paradezug. Voran schritt das Musikcorps, mit grossen und kleinen Trommeln, hölzernen Trompeten, dudelsackähnlichen Pfeifen und eisernen Klappern; hinter ihm marschirte eine Colonne von 2—300 mit Flinten bewaffneter Fusssoldaten; dann kamen der königliche Vorreiter, der königliche Schwertträger, und nach letzterm König Mássaban selbst zu Pferde, diesmal in reicher Kleidung: sie bestand aus einem im Lande gefertigten blauen Hemd, einem weissen, mit Gold und bunter Seide gestickten tripolitaner Tuchburnus, roth und weiss gestreiften seidenen Hosen, rothen Saffianstiefeln und einem tuniser Fes. Unmittelbar hinter ihm ritten zwei Leibgardisten, mit einem Schilde aus Hippopotamosleder, so gross dass er Mann und Ross deckte, und an sie schloss sich in gemessener Entfernung die Suite der Generale an, jeder von einer Anzahl Sklaven gefolgt.

Nachmittags um 3 Uhr überreichte ich in feierlicher Audienz die aus Lokója mitgebrachten Geschenke, zusammen im Werthe von etwa 500 Frs., welche Sr. Majestät allerhöchsten Beifall fanden. Als Gegengeschenk erhielt

ich zwei kunstvoll gestickte Toben[1] und jeder von meinen Dienern 20000 Muscheln. Dieser Audienz wohnte der gesammte Hofstaat des Königs bei. Nächst dem designirten Thronfolger Omaro-Elima, einem Neffen Mássaban's, wurden mir folgende Titel und Würden genannt: der Bargo-n-gioa (d. h. Elefantenspiegel; welche Beziehung das Wort zu den Functionen des so Betitelten hat, habe ich nicht ergründen können), Sklavenoberst und damals zugleich Admiral der königlichen Kriegsflotte; der Maiáki, Höchstcommandirender des Landheers; der Bendoáki, General der Cavalerie; der Sserki-n-karma, General der Infanterie; der Sserki-n-fada, Ober-Ceremonienmeister, welcher die Fremden beim König einführt; der Damaráki, erster Rathgeber des Königs; der Sserki-n-dogáli, Polizeidirector und Oberscharfrichter; der Siggi, Obervorreiter; der Sserrónia, Oberkoch; der Imam (arabisch), Geheimsecretär. Die übrigen Räthe und Hofleute, in Bornu Kogna genannt, heissen einfach Sserki (Plural Sseráki). Fast alle diese Titel sind der Haussa-Sprache entnommen.

Am dritten Tage begab ich mich, Durugu als Dolmetscher mitnehmend, unangemeldet zum König, der mich auch sogleich empfing und seine Dolmetscher rufen liess. Jetzt verhehlte ich ihm nicht, dass ich als Fremder, als Christ und als Beauftragter der Engländer in Lokója, von denen er so grossen Vortheil ziehe, eine bessere und achtungsvollere Aufnahme erwartet hätte, indem ich namentlich seine Rücksichtslosigkeit, mich vier Tage in Rabba ohne Bescheid auf meine Botschaft zu lassen, und das elende Quartier im Lager, wo ich viele geräumigere und wohnlichere Hütten gesehen, mit scharfen Worten hervor-

[1] Eine davon habe ich als Probe von der Kunstfertigkeit der Nyfe-Neger mit nach Europa gebracht; sie befindet sich jetzt nebst einer ebendaselbst gefertigten Hose, die ich später eingeliefert, in der ethnologischen Abtheilung des königlichen Museums in Berlin.

hob. Schliesslich zeigte ich ihm an, ich sei entschlossen, den nächsten Tag abzureisen. Seine Antwort lautete nach Durugu's Uebersetzung, wenn ich abreisen wolle, werde er mir ein Pferd, einen Führer und einen Gepäckträger bis Ilori mitgeben.

Somit schien mir alles in bester Ordnung und meine Abreise durch nichts behindert zu sein. Nachdem die Sachen gepackt waren, brachen wir auf und gelangten gegen 4 Uhr Nachmittag ans Ufer des Eku. Hier aber weigerten sich die Fährleute, uns überzusetzen, und während ich noch mit ihnen verhandelte, kam ein Bote des Königs mit der Aufforderung, ich solle ins Lager zurückkehren. Ich erwiderte, dazu hätte ich keinen Grund, und wenn man mir nicht binnen einer Stunde die Fähre zur Verfügung stelle, würde ich mit meinem Schwimmgürtel über den Fluss schwimmen. Darauf kam der Sserki, der mich von Egga aus begleitet hatte, gefolgt von Durugu und zwei königlichen Dienern, und meldete mir: sein Herr sei höchst ungehalten, dass ich mich heimlich entfernt habe; er wolle mich zwar nicht länger halten, breche aber alle Freundschaft mit mir ab und sende zum Zeichen dessen meine Geschenke zurück. Nun klärte sich das Missverständniss auf. Durugu hatte aus Furcht vor dem Zorne des Despoten demselben weder meine vorwurfsvolle Rede noch die Anzeige von meiner nahen Abreise verdolmetscht. Als nun dem König hinterbracht wurde, dass ich das Lager ohne Abschied zu verlassen im Begriff stehe, gab er in seinem ersten Aerger Befehl, mir die Ueberfahrt über den Fluss nicht zu gestatten. Unter so bewandten Umständen und eingedenk meiner von den englischen Freunden in Lokója übernommenen Mission, hielt ich es doch nicht für schicklich, in Unfrieden von Mássaban zu scheiden. Ich kehrte daher mit dem Sserki zurück und liess den König um Wiederannahme der Geschenke bitten, der mir denn

auch noch abends als Pfand der Versöhnung und des wiederhergestellten Friedens einen grossen Napf Milch in meine Wohnung schickte.

Am 26. April verabschiedete ich mich in öffentlicher Versammlung. Der König erwähnte des Zwischenfalls mit keiner Silbe; er wünschte mir Glück zur Reise und liess uns einen Vorrath von Kola-Nüssen, getrocknetem Fleisch und mit Honig vermengten Reisküchelchen zustellen. Ohne Störung wurde nun der Rückweg nach Rabba angetreten, wo wir denselben Abend wohlbehalten wieder eintrafen.

Das Königreich Nyfe steht zu dem Sultanat Gando in gleichem Verhältniss wie Bautschi zu Sókoto, denn die Oberherrschaft des Sultans von Gando beruht ebenfalls auf seiner geistlichen Würde als Beherrscher der Gläubigen. Wie bedeutend der Tribut ist, den er von Nyfe empfängt, erhellt daraus, dass während meiner Anwesenheit im Lager König Mássaban's eine Sklaven-Karavane von 400 Köpfen nach Gando abging. Uebrigens sind die Regentenfamilien von Sókoto und Gando, beide mohammedanische Fellata, blutsverwandt miteinander, und es scheint als ob in den letzten Jahren Gando seinerseits in eine Art Abhängigkeit von dem grossen Sókoto-Reiche gekommen wäre.

Bis ins zweite Viertel dieses Jahrhunderts wurde Nyfe von eingeborenen heidnischen Fürsten regiert. Da bemächtigte sich ein Mallem Dodo (in englischen Werken Dendo genannt) mit Hülfe des Sultans von Gando des Landes, indem er den König Mádjia vertrieb. Dodo starb 1832, zur Zeit der Laird-Oldfield'schen Expedition, in Rabba, und es folgte ihm sein ältester Sohn Audo, der aber schon nach dreijähriger Regierung in einem Kriege den Tod fand. Hierauf folgte Dodo's zweiter Sohn Smasáki. Dieser wurde, nachdem er 12 Jahre regiert, durch den dritten Sohn Mássaban (Baikie und Crowther schreiben irrthümlich Dassaba) vom Throne gestossen und lebte

14 Jahre in der Verbannung. Nach Verlauf dieser Zeit brachte der Sultan von Gando eine Aussöhnung zwischen den beiden Brüdern zu Stande. Smasáki übernahm wieder die Regierung; er starb jedoch 1853, und nun folgte Mássaban als rechtmässiger Herrscher.

Ob das Volk von Nyfe ursprünglich seinen Wohnsitz in dem Lande hatte oder aus andern Gegenden eingewandert ist, dürfte schwer nachzuweisen sein. Seine Sprache, das Uon-Nupe, deutet auf Verwandtschaft mit den Bewohnern von Jóruba hin und zeichnet sich durch einen merkwürdig reichen Wortschatz aus, den sie wol der so höchst mannichfaltigen Natur des Landes verdankt. So ist z. B. das Zahlensystem in ihr so ausgebildet wie kaum in der Sprache irgendeines andern Volks: 1 heisst nini, 5 gutzu, 6 gutzucin (5 + 1), 10 guo, 15 godji, 20 cschi, 30 bano, 40 schiba, 50 arata, 60 schita, 24 cschi be guni, jedes Hundert hat seine eigene Benennung, und sogar für Million gibt es ein Wort: babapotzu. Ungeachtet ihres Reichthums vermochte indess die Sprache nicht über die Grenzen Nyfes hinauszudringen, ja im Lande selbst hat sich, seit die Fellata zur herrschenden Klasse geworden, die Haussa-Sprache ihr gleichberechtigt zur Seite gestellt. Alle Vornehmen verstehen und sprechen Fulfülde.

Im Verhältniss zur Gesammtzahl der Bewohner leben bisjetzt wenig Fellata in Nyfe, viel weniger als in den Sókoto-Ländern, und nomadisirende Fellata wie dort gibt es hier gar nicht. Bei den Eingeborenen blieb daher der Rassentypus noch fast ganz unvermischt, sie sind echte Neger an Hautfarbe und Gesichtsbildung, und zwar unstreitig einer der wohlgebildetsten Negerstämme Afrikas. Die Männer tätowiren sich im Gesicht und an vielen andern Stellen des Körpers durch eine Menge feiner Einschnitte, scheren den Kopf kahl und lassen auch vom Barthaar nur einen schmalen Streif um Kinn und Wange stehen.

Am Oberarm tragen sie einen dicken Ring von blauem oder weissem Glase, meist aus eingeschmolzenen Glasscherben im Lande selbst geformt. Dagegen sah ich bei den Frauen, welchen die Haare aufgelöst um den Kopf hängen, zwar Schmuck von Korallen, Glasperlen und bunten Steinen, aber weder Arm- noch Beinringe. Den Knaben wird, bis sie das Alter der Mannbarkeit erreicht haben, das Kopfhaar nur theilweise abgeschoren, sodass entweder in der Mitte ein 2 Zoll breiter Streifen Haare stehen bleibt, oder bewachsene Kreise, Halbkreise und andere Figuren über den Schädel vertheilt sind. Niemand, auch die heidnische Bevölkerung nicht ausgenommen, erscheint vor den Leuten ohne alle Kleidung.

An dem Nigerstrome, der Hauptverkehrsader zwischen der Meeresküste und dem Innern des afrikanischen Continents wohnend, musste das Volk frühzeitig mit fremden Völkerschaften in Berührung kommen, die ihm vielfachen Bildungsstoff zuführten. Schon als die Portugiesen und Spanier Handelsniederlassungen an der Küste gegründet hatten, drang manches von den Künsten europäischer Industrie nach Jóruba und Nyfe und regte die Bewohner zu nachahmender Thätigkeit an. Der civilisirende Einfluss von daher hätte aber ein bedeutenderer sein können, wenn nicht gleichzeitig der Sklavenhandel nach der Westküste in Schwung gekommen wäre. Durch den Sklavenhandel wurden die Insassen jener Länder von der Beschäftigung mit gewerblichen Arbeiten und von der Bebauung des Bodens abgezogen; in Nyfe waren es besonders die Kakánda, welche Sklaven und Elfenbein den Niger bis zur Einmündung des Nun hinunterschifften, hier von den Europäern Salz, Kleiderstoffe, Schmucksachen, Geräthe, Flinten, Pulver und Branntwein dafür eintauschten und weiter ins Innere, nach Bautschi, Kano, ja bis Rhadames hin vertrieben. Seit Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von

Amerika hat zwar der Menschenhandel an der afrikanischen Westküste aufgehört, nun hindern aber wieder die beständigen Kriege zwischen den Fellata und Negern das Aufblühen der Landescultur. Indess ist sicher die Zeit nicht fern, wo Nyfe eine Menge kostbarer Bodenerzeugnisse zur Ausfuhr produciren wird. Mit Baumwolle hat man, wie ich erwähnte, bereits den Anfang gemacht. Für den Anbau im grossen sind ferner geeignet: Taback in vorzüglichen Sorten, Indigo, verschiedene Getreidearten, Arachis, Reis. Letzterer, der im ganzen Nigerthale wild wächst, scheint hier seine ursprüngliche Heimat zu haben, denn das Wort dafür: schinkáffa, ist aus der Nyfe- in die Haussa-Sprache übergegangen und selbst in Bornu gebräuchlicher als das Kanúri-Wort férgami oder pérgami. Oelpalmen, wenn auch nicht so häufig wie auf dem rechten Ufer des Niger, namentlich aber die ausgedehnten Butterbaumwälder würden reiche Erträgnisse liefern. Schwarzer Pfeffer, den ich sonst in Centralafrika nirgends gesehen, gedeiht hier ebenso gut wie in Indien, und auch andere Gewürzstauden, desgleichen der Kaffeebaum liessen sich gewiss mit bestem Erfolge auf den Boden von Nyfe verpflanzen.

XVIII.

Eintritt in die Jóruba-Länder.

Im Lager zu Fánago. Verlassene Orte. Ankunft in Saráki. Rasse der Jorubaner. Bauart ihrer Häuser. Schweinezucht. Ueber die Flüsse Oschi und Assa. Die Handelsstadt Ilori. Bei König Djebéro. Die Bevölkerung von Ilori. Abreise ohne Erlaubniss.

In Rabba erhandelte ich ein Pferd zur Weiterreise um den Preis von 80000 Muscheln, der mir für die dortige Gegend und in Anbetracht des derzeitigen Kriegsbedarfs nicht zu hoch erschien. Am 2. Mai brachen wir auf. Die Ueberfahrt über den Niger nahm eine gute halbe Stunde in Anspruch, da die Fährleute das Boot erst eine Strecke weit am linken Ufer hinaufrudern mussten, um es dann durch die starke Strömung zu bugsiren. Anderthalb Stunden südlich vom jenseitigen Ufer gelangten wir an todte Hinterwässer des Niger, welche sich hier zur Zeit des Hochwassers zwei deutsche Meilen ins Land hinein verbreiten. Nahe bei denselben auf einem weiten, Fánago genannten Platze lagerte eine kleinere Abtheilung des königlichen Heeres, etwa 6000 Mann; mit Inbegriff der Weiber, Kinder und Sklaven mochten aber wol 20000 Menschen daselbst versammelt sein. Kurz vor uns war der Damráki, der erste Rathgeber oder Minister am Hofe Mássaban's, zu Fánago eingetroffen, welcher dem Sultan von Ilori, der mit dem König verbündet war, einen prächtigen Rappenhengst als Geschenk von

diesem zu überbringen hatte und gleich mir im Lager über Nacht blieb. Ich wurde in eine Hütte zwischen der seinigen und der des Oberbefehlshabers einquartiert. Frühmorgens weckte mich ein betäubender Lärm aus dem Schlafe; 50 Trommler brachten dem Damráki ein Ständchen, und kaum damit fertig, rückten sie auch vor meine Thür, den Spectakel von neuem beginnend. Rasch schickte ich ihnen einige hundert Muscheln heraus, mit dem Bedeuten, aufzuhören oder weiterzuziehen; allein sie schlugen nur um so unbarmherziger auf ihre Pauken los, und nichts von dem Ohrenzwange sollte mir erspart bleiben.

Um 9 Uhr unsern Marsch fortsetzend, passirten wir nach anderthalb Stunden den Ort Para-Para, an dem von Westen kommenden Flusse gleiches Namens gelegen. Von da steigt das Terrain sanft an, doch so allmählich, dass die Steigung nur mittels des Aneroïds zu bemerken war. Der Boden, abwechselnd aus schwarzem Humus oder rother Thonerde bestehend, stellenweis auch sumpfig, ist dicht bewaldet, und zwar tritt neben dem Butterbaum der Runo, der eben reife Früchte trug, am häufigsten auf. Bereits machte die Regenzeit ihren Einfluss auf die Vegetation geltend; die Erde kleidete sich in frisches Grün und Tausende von Crocus und andern Zwiebelgewächsen begannen hervorzusprossen. Nach wieder $1^3/_4$ Stunden berührten wir den von Osten nach Westen fliessenden Kulufu und das gleichnamige Dorf, das aber infolge des Krieges von sämmtlichen Einwohnern verlassen war, und von da brachte uns ein dreistündiger Marsch zur Nachtstation, dem Orte Parádji. Auch hier standen alle Hütten leer; doch zog glücklicherweise ein Trupp Leute vorüber, die mir Yams zum Abendessen verkauften, und sogar an Fleisch fehlte es der Mahlzeit nicht, denn unverhofft kamen uns zwei Perlhühner zum Schuss.

Andern Tags hatten wir nur noch einen Weg von

2 Stunden südwärts zurückgelegt und hielten dann vor dem Thore der Stadt Saráki. Man verlangte einen Zoll von uns, der von den Karavanen aus Haussa hier erhoben wird; da aber mein Dolmetscher erklärte, wir kämen aus dem Lager des Königs Mássaban und gingen nach Ilori, liess man uns zollfrei einpassiren. Wir zogen durch eine Anzahl Strassen zum Hause des Ortsvorstehers, der mich freundlich empfing und für unsere Unterkunft sorgte.

Saráki, eine Stadt von etwa 40000 Einwohnern, ist auf mehrern Hügeln erbaut, auch die hohen Ringmauern, von denen sie umschlossen ist, folgen auf und ab dem Zuge der Hügel. Nach Crowther ward der Ort früher bei den Sklaven-Rasien gewissermassen als neutrales Gebiet zwischen Nyfe und Jóruba betrachtet, und den Charakter einer Grenzstadt trägt er heute noch, denn die Bevölkerung besteht theils aus Nyfe-, theils aus Jóruba-Negern; letztere sind jedoch in der Mehrzahl. Die Eingeborenen Jórubas unterscheiden sich von denen Nyfes durch hellere Hautfarbe und regelmässigere, mehr der kaukasischen sich nähernde Gesichtsbildung. Abgesehen von andern, nicht bekannten Ursachen, mag wol zur Zeit, als die Portugiesen lebhaften Handel am Golf von Guinea betrieben, Vermischung von Europäern, die bis ins Jóruba-Gebiet vordrangen, mit den Negerinnen stattgefunden haben. Auch Clapperton bemerkt: „Die Jorubaner haben, wie mich dünkt, im allgemeinen weniger von den charakteristischen Zügen der Neger als andere Stämme. Ihre Lippen sind nicht so dick, und ihre Nase nähert sich mehr der Adlernase als bei den andern Negern. Die Männer sind wohlgebaut und haben etwas Unabhängiges in der Haltung...“ Was indess die unabhängige Haltung der Jorubaner betrifft, so habe ich nichts davon wahrgenommen; im Gegentheil bezeigt das Volk mehr sklavische Unterwürfigkeit gegen seine Fürsten und Grossen als die meisten Völker jenseit des Niger, und es

stimmt gewiss nicht mit der eben citirten Bemerkung, wenn derselbe Reisende weiter erzählt, dass beim Tode des Königs vier seiner Frauen, einige Würdenträger und eine grosse Zahl Sklaven aus den Händen der Fetischpriester in einem Papagaien-Ei tödtendes Gift bekommen oder sich selbst an einem Strick erhängen müssen, oder wenn die Gebrüder Landers mittheilen, es sei gebräuchlich, dass die vornehmste Frau des gestorbenen Königs, sein ältester Sohn und die obersten Hauptleute bei seiner Beerdigung Gift nehmen und mit ihm begraben werden.

Clapperton besuchte das Land im Jahre 1825. Damals war Eyo, von andern Katúnga genannt, dessen Lage er mit 8°59′ nördl. Breite und 6°12′ östl. Länge angibt, die Hauptstadt des unabhängigen Königreichs Jóruba. Seitdem ist der Ort von den Fellata zerstört und die herrschende Dynastie vertrieben oder getödtet worden. Ich fand einen von dem grossen Pullo-Reiche abhängigen Vasallenstaat vor, in dem der König jedesmal unter den Vornehmen gewählt wird. Residenz war die Stadt Oyo, südlicher als die frühere gelegen, die aber an Einwohnerzahl den Städten Saráki, Ilori und namentlich Ibádan, der grössten und wichtigsten Stadt des Landes, weit nachstand. In Sierra Leone wird Jóruba Aku, in Nyfe Ayáji und in den Haussa-Staaten Yariba genannt.

Wie in den Rassenmerkmalen die Bewohner Jórubas Abweichungen von den entfernter von der Küste wohnenden Stämmen erkennen lassen, so zeigen sich auch wesentliche Unterschiede in der Tracht und in der Bauart der Wohnungen. Die Kleidung der Männer besteht in einem kurzen engen Hemd ohne Aermel und in anschliessenden, nur bis an die Knie reichenden Hosen — eine zum Arbeiten sowie zum Gehen durch verwachsenen Urwald sehr zweckmässige Tracht. Die Häuser sind nicht runde, nur von einer Familie bewohnte Hütten, sondern bilden ein lang-

gestrecktes Oblongum, in dem viele Familien, allerdings meist untereinander verwandt, wie in Kasernen unter Einem Dache beisammen wohnen. Sie umschliessen in der Regel einen viereckigen Hof, und auch in diesem stehen, wenn er gross genug ist, noch lange schmale Gebäude. An der Vorderseite des Hauses sind die aus Lehm errichteten Wände geschlossen, an der Rückseite laufen sie in eine offene Galerie aus. Zwischen den Wänden und dem Strohdach bleibt freier Raum für den Durchzug der Luft.

In den Strassen Saráki stösst man überall auf Pfützen und Rinnen voll fauligen Wassers, und dass die Eingeborenen diese ekelhafte Jauche trinken, mag der Grund sein, weshalb viele mit dem Guineawurm behaftet sind. Zur Vermehrung des Schmuzes trägt noch bei, dass hier wie an andern Orten Jórubas starke Schweinezucht betrieben wird. Das zahme Schwein wurde von Europa eingeführt, es findet aber keine zusagende Nahrung, bleibt daher klein und mager, und erreicht selten ein Gewicht von 150 Pfund. Ausser Schweinen trieben auch Hühner und Enten sich auf den Strassen umher. Mit Industrie und Handel scheint man sich wenig zu beschäftigen; ich sah nur eine Färberei und einige Oelsiedereien in der Stadt.

Alle Jórubaner sind eifrige Götzendiener, und so gab es auch in Saráki eine Unmasse von Fetischen aus Holz und Thon und von verschiedenster sowol männlicher als weiblicher Gestalt. Unter andern fiel mir ein aus Holz geschnitztes Götzenbild auf mit europäischen Gesichtszügen, langem Bart und einer Bischofsmütze auf dem Kopfe; es mochte wol einem portugiesischen Heiligen nachgebildet sein.

Wir verliessen Saráki am 6. Mai und gingen 3 Stunden in südsüdwestlicher Richtung durch eine gebirgige Gegend. Oft führte der Weg steil abfallende, mit wilden Bananen und Plantanen bewachsene Schluchten hinab. Das zu Tage

tretende Gestein ist grösstentheils Granit; sonst war der Boden mit fettem Humus bedeckt, auf dem sich ein üppiger Pflanzenwuchs entfaltete; bunte Schmetterlinge umschwärmten die aufs mannichfachste geformten Blüten und Blumen. Ehe wir aber das Dorf Apoto, $3^1/_2$ Stunden von Saráki, erreichten, wurden wir von zwei tüchtigen Regenschauern durchnässt. Dort angekommen, legten die gemietheten Träger ihre Bürde ab und erklärten, sie wollten nicht weitergehen. Mit vieler Mühe gelang es mir durch Vermittelung des Ortsvorstehers, drei Weiber zu dingen, welche das Gepäck bis zu dem nächsten, noch $1^1/_2$ Stunden südwestwärts entfernten Dorfe trugen.

Von da brachen wir den andern Morgen um $7^1/_4$ Uhr auf. Das Terrain ist hier nur leicht gewellt, und die ganze, mit Yams, Baumwolle und Arachis reich angebaute Landschaft glich einem Garten. Am Wege sassen hier und da Leute, die Esswaaren, darunter auch geröstete Raupen feilboten. Schon Landers hat auf die sonderbaren Gelüste der Eingeborenen aufmerksam gemacht. Nachdem er erzählt, dass der König von Jóruba sich das Fleisch eines crepirten Esels habe wohl schmecken lassen, fährt er fort: „Die Bewohner von Yariba essen so ziemlich alles, was ihnen vorkommt, Frösche, Affen, Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse u. s. w. Ein grosser Leckerbissen sind Heuschrecken, schwarze Ameisen und Raupen; letztere werden gedämpft und mit Yamswurzeln gegessen, erstere in Butter gebraten.“ Die zum Essen beliebteste Raupenart ist eine Bärenraupe mit langen Haaren, welche natürlich beim Rösten abgesengt werden. — Erst 1 Stunde westwärts, dann westsüdwestwärts gehend, gelangten wir an den rasch von Süden nach Norden strömenden Fluss Oschi. Wir setzten in einem Canoe über und befanden uns nun im Königreich Ilori, womit das eigentliche Jóruba-Land beginnt. In dem am Ufer des Flusses gelegenen Orte Oschi waren keine Träger

zu haben; ein Theil des Gepäcks musste daher meinem Pferde aufgeladen, das übrige von uns selbst getragen werden. Die Gegend gestaltet sich von Oschi an zu einer fruchtbaren, sorgfältig cultivirten Hochebene. Ein anderthalbstündiger Marsch auf derselben in westsüdwestlicher Richtung brachte uns bei Sonnenuntergang zu dem lebhaften Marktorte Okióssu, der letzten Station vor der grossen Stadt Ilori, die man schon mit blossem Auge am Fusse eines einzelnen Bergkegels liegen sieht. Einer von den freundlichen Einwohnern Okióssus gewährte uns nicht nur Wohnung in seinem Hause, sondern bestellte auch unentgeltlich die nöthige Anzahl Träger für den folgenden Tag.

Als ich morgens 6½ Uhr von unserm gastlichen Wirthe Abschied nahm, gab er mir noch sein vierzehnjähriges Töchterchen zum Tragen meiner Doppelflinte mit. Wir gingen 1½ Stunden westsüdwestlich immer zwischen blühenden Feldern hin bis zu einem Arme des Flusses Assa oder Asa (von Dr. Grundemann in dessen „Missions-Atlas" mit dem Namen Unya bezeichnet), der von seiner Quelle an südwestlich fliesst, dann ungefähr 12 Stunden oberhalb Ilori geraden südlichen Lauf nimmt und weiter unten in den Oschi münden soll, um mit diesem vereint dem Niger zuzuströmen. Es ging lebhaft bei der Fähre zu, viele Leute liessen sich überfahren, und wir mussten eine ziemliche Weile warten, bis die Reihe an uns kam. Das mochte meiner kleinen Begleiterin wol zu lange dauern. Rasch waren ihre Kleider um den Kopf zusammengebunden, sie sprang ins Wasser, und mit einem Arm die Flinte emporhaltend, schwamm sie behend an das jenseitige Ufer. Der Landungsplatz ist noch 1 Stunde von der Stadt entfernt. Ich schickte meinen Dolmetscher voraus, damit er mich bei dem Magádji, dem ersten Minister des Königs anmelde,

und folgte mit den andern langsamern Schritts durch die reichgeschmückte, menschenbelebte Landschaft.

Schon in Kuka und seitdem allerwärts auf dem Wege vom Tschad-See hierher hatte ich so viel von der berühmten Handelsstadt Ilori reden gehört, dass meine Neugier nicht wenig erregt war und mir das Bild eines europäisch civilisirten Emporiums vorschwebte. Mit um so grösserm Entsetzen traf mich der Anblick, der sich uns gleich am Stadtthore darbot. Gerade vor dem Eingange, gleichsam als Thorwächter, hingen die blutigen Leichname dreier Gepfählten; der spitze Pfahl, mit dem sie durchbohrt worden, ragte noch aus den scheusslich verzerrten Gesichtern heraus. Ganz erfüllt von dem grauenhaften Eindruck, ritt ich durch die Strassen bis zu dem grossen Platze vor der königlichen Residenz. Hier wurden wir von dem Magádji an der Spitze einer Anzahl anderer Würdenträger empfangen und in sein an demselben Platze gelegenes Haus geführt.

Der Sitte gemäss durfte ich erst mehrere Tage nach der Ankunft dem König meine Aufwartung machen. Nachdem ich ihm inzwischen durch den Magádji meine Geschenke hatte überreichen lassen, darunter zwei Stück Seidenzeug, womit mich die Herren in Lokója zu dem Zweck ausgestattet, beschied er mich am 12. Mai zur Audienz. Unter der offenen, an der Aussenseite seiner Wohnung befindlichen Veranda kam mir einer von den Hofbeamten entgegen und hiess mich dort warten, bis der König nach mir schicken würde. Wieder hatte ich hier das entsetzliche Schauspiel von vier Gepfählten; von dem einen steckte nur noch der Kopf auf der Stange, während der Rumpf losgetrennt und heruntergeglitten war; und das Grauenvolle des Anblicks wurde für mich durch den Umstand erhöht, dass die Leichname, wahrscheinlich weil das dunkle Pigment unter der Haut geschwunden war, beinahe wie Weisse

aussahen. Auf mein Befragen, was die so grausam Hingerichteten verbrochen hätten, erwiderte der Beamte, die drei am Thore Aufgestellten seien Diebe, die vor der Wohnung des Königs Rebellen gewesen, unter letztern ein Häuptling; dieser sei lebendig gepfählt worden, die andern habe man vorher erdrosselt.

Ich athmete auf, als endlich die königlichen Diener erschienen, um mich ins Innere des Hauses zu führen. Durch mehrere Höfe und Gemächer folgte ich ihnen bis zu einem länglichen, oben offenen, aber schattigen Raume. Zu beiden Seiten sassen in Reihen die Grossen des Hofes. Ich schritt durch den in der Mitte frei gelassenen Gang auf ein am Ende desselben stehendes, mit Bambusrohr vergittertes Häuschen zu, in welchem Seine Majestät wie in einem Käfig thronte. In einiger Entfernung davon war ein Schaffell über den Boden gebreitet. Man bedeutete mich, darauf niederzusitzen, und nun wurden mit Hülfe der Dolmetscher die Begrüssungsformeln gewechselt. Bei den Worten des Königs neigten sämmtliche Hofleute den Kopf so tief, dass sie mit der Stirn die Erde berührten. Die Unterhaltung war übrigens sehr kurz, da der König krank zu sein schien, sie beschränkte sich auf herkömmliche Redensarten. Trotzdem wünschten mir nachher die Grossen Glück zu dem äusserst gnädigen Empfang, der mir seitens des Herrschers zutheil geworden sei. Als Gegengabe für die überreichten Geschenke erhielt ich 10000 Muscheln und einen Ziegenbock.

König Djebéro ist der Schwiegervater des Königs Mássaban von Nyfe und gleichfalls mohammedanischer Fulan. Die Herrschaft der Fellata über Ilori wurde erst durch seinen Grossvater Alim gegründet. Dieser hinterliess das Reich seinem Sohne Abd-es-Ssalam, welchem zunächst der ältere Sohn Schito und nach dessen Tode der jüngere, Djebéro, gefolgt ist. Dem Einfluss des Hofes

nachgebend, trat wol auch in Ilori mancher zum Islam über, und man sieht viele Moscheen oder Betplätze in der Stadt, im ganzen ist jedoch das Volk seinen heidnischen Götzen treu geblieben. Zwei christliche Missionare aus Sierra Leone, geborene Jorubaner, waren eben in Ilori angekommen; ob man aber den Herren, deren Wesen keineswegs einen vortheilhaften Eindruck auf mich machte, erlaubt hat, sich dort niederzulassen und eine Kirche zu bauen, ist mir nicht bekannt geworden.

Die Stadt bildet ein fast regelmässiges Polygon und ist von hohen, aber schlecht unterhaltenen Mauern umschlossen, die an der Südostseite von einem kleinen, aus Süden kommenden und in den Assa mündenden Fluss bespült werden. Ihr äusserer Umfang beträgt nahe an 4 Stunden, was die Haussa und Araber verleitet haben mag, die Einwohnerzahl übertrieben hoch anzugeben. Ich schätze die Zahl der Angesessenen, ungerechnet die fremden Kaufleute und Waarenträger, deren allerdings immer sehr viele sich hier aufhalten, auf 60—70000. Ueber den viereckigen Häusern erheben sich hochragende Dächer, die aus Palmästen gezimmert und mit den langen dürren Halmen eines wildwachsenden Grases gedeckt sind. Die verhältnissmässig breiten Strassen und die zahlreichen offenen Plätze waren alle mit Verkaufsbuden besetzt, doch gibt es nur vier grössere eigentliche Marktplätze.

Ilori ist der letzte Ort nach der Küste zu, bis wohin die Haussa Producte aus dem Innern, z. B. Natron vom Tschad-See, und vom Mittelländischen Meere oder von Aegypten her eingeführte Waaren, wie Burnusse, rothe Torbusche, gemusterte seidene Zeuge, Essenzen u. s. w., zum Verkauf bringen, und es muss wunder nehmen, dass die Engländer, die doch Ilori um so viel näher sind, noch nicht den ganzen Handel dahin sowie nach allen Negerländern bis zum Tschad-See an sich gezogen haben, son-

dern sich damit begnügen, Branntwein, Flinten und Pulver für die Haussa auf den Markt von Ilori zu schicken. Das Monopol des Branntweinhandels im Reiche besass damals ein Bruder des Magádji.

Von den Einwohnern selbst werden übrigens verschiedene Gewerbe und Industrien mit grosser Geschicklichkeit betrieben. Sie verfertigen schöne Lederwaaren, Schüsseln und Teller mit Holzschnitzerei, Matten von ausgezeichnet zierlichem Flechtwerk, Stickereien, Thongefässe aller Art, halb gelb- und halb rothlederne Schuhe, und in der Landwirthschaft brachten sie es zur Käsebereitung, deren Kenntniss ich bei keinem andern der von mir besuchten Negerstämme, und auch bei den Fellata-Nomaden nicht gefunden habe. Die Trachten sind hier infolge des starken Fremdenverkehrs und der leichten Verbindung mit der Küste von ziemlicher Mannichfaltigkeit, einmal begegnete mir sogar eine in farbigen Sammt gekleidete Negerin. Als Kopfbedeckung tragen die Männer aus vornehmem Stande einen tripolitaner oder ägyptischen Torbusch, die Geringern eine durchsteppte weisse Kattunmütze und manche noch einen Strohhut darüber.

Da ich die Erfahrung gemacht hatte, wie schwer oft unterwegs Leute zum Tragen des Gepäcks zu bekommen sind, nahm ich die Gelegenheit wahr, auf dem Markte von Ilori den entbehrlichen Theil meiner Waaren in Muscheln umzusetzen und mir für den Erlös drei Esel zu kaufen. Ueber dem Feilschen und dem Abzählen der Muscheln verging ein voller Tag. Unterdess ersuchte ich den Magádji, er möge mir bis zum 14. mittags eine Abschiedsaudienz beim König oder doch dessen Erlaubniss zur Abreise verschaffen. Nicht zweifelnd, dass mir solche im Laufe des Vormittags zukommen werde, schickte ich am Morgen des 14. meine Diener mit den bepackten Eseln unter Hammed's Aufsicht bis zu dem Dorfe Jara, dem ersten Orte

jenseit der Grenze, voran; dort sollten sie auf mich und Noël, den ich bei mir behielt, warten. Es wurde indess Mittag, und eine Botschaft vom König war mir nicht überbracht worden. Da erklärte ich dem Magádji auf das Bestimmteste, ich würde in keinem Fall länger als höchstens noch drei Stunden verweilen. Allein er glaubte immer noch nicht an den Ernst meiner Worte; wie jemand wagen könne, ohne ausdrückliche königliche Erlaubniss die Stadt zu verlassen, schien ihm undenkbar zu sein. Punkt 3 Uhr brachte Noël mein Pferd vorgeführt, ich schwang mich in den Sattel und ritt, während der Minister vor Erstaunen ob so unerhörter Kühnheit wie festgewurzelt dastand, die breite Strasse hinab, dann so rasch als Noël zu folgen vermochte dem südwestlichen Thore zu.

XIX.

Von Ilori bis an den Golf von Guinea.

Das Dorf Jara. Der Ort Ogbómoscho. Goro- und Kola-Nuss. In der englischen Mission zu Ibádan. Grenze zwischen Jóruba und Jabu. Zwei Nächte im Walde. Der Ort Ipára. Grenzen des Jabu-Landes. Die Orte Odē und Pure. An der Lagune. Eintreffen in Lagos.

Dass ich, um nach Ibádan zu gelangen, in südsüdwestlicher Richtung vorwärts gehen müsse, war mir nicht zweifelhaft. Nun liefen aber vom Thore aus drei oder vier verschiedene Pfade nach derselben Himmelsgegend. Mit Fragen durfte ich mich nicht aufhalten, um keinen Verdacht bei der Thorwache zu erregen; ich schlug also auf gut Glück den sich zunächst darbietenden ein. Erst über eine Stunde von der Stadt entfernt, wagte ich, von Leuten, die mir begegneten, durch Zeichen den Weg zu erkunden, und da ergab sich, dass ich zu weit östlich gerathen war. Ich lenkte auf den richtigen Pfad, der mehrere Stunden weit zwischen Dörfern und einzelnen Höfen, von Runo-Bäumen beschattet und üppigen Getreide-, Baumwoll- und Tabackfeldern umgeben, westwärts führte, und erreichte endlich, als es schon dunkel geworden, das sehr ausgedehnte Dorf Jara (Dr. Grundemann schreibt Jrcsa), jedoch an einer andern Stelle als dem gewöhnlichen Eingange von Ilori her. Von den herbeigekommenen Bewohnern vernahm ich mehrmals das Wort kattakatta, das in der Jóruba- wie in der Nyfe-Sprache

Esel bedeutet (in der Haussa-Sprache heisst der Esel djaki, die Eselin djaka), und es gelang mir dadurch, noch abends das Gehöft aufzufinden, wo meine Leute mit den Eseln campirten.

Am frühen Morgen setzte sich denn unser vereinigter Zug in Marsch. Hinter Jara beginnt das Terrain, das von den Ufern des Niger bis dahin immer sanft angestiegen, ebenso allmählich sich nach dem Meere hin zu senken. All die vielen Flüsschen und Wasserfäden rinnen nun nach Süden oder Südwesten; im übrigen ist die Erhebung wie die Abdachung zu unmerklich, als dass man von einem Gebirge, etwa der Fortsetzung des Kong-Gebirges, sprechen und der Formation des Landes eine andere Bezeichnung als die einer gewellten Ebene beilegen könnte. Der Weg führte beständig durch hohen Wald von Butterbäumen und Oelpalmen, der aber an vielen Stellen sumpfig und dicht mit Unterholz verwachsen war; zudem begegneten uns auf dem schmalen Pfade zahlreiche kleine Karavanen, das Ausweichen verursachte Stockungen und Zeitverlust, kurz es ging sehr langsam vorwärts. Um 3 Uhr nachmittags trafen wir auf einen jener offenen Marktplätze am Wege, wie sie durch ganz Jóruba an frequenten Verkehrsstrassen von Strecke zu Strecke vorhanden sind, gewöhnlich mit drei bis vier Hütten besetzt, in denen man allerhand Lebensmittel, auch gekochte oder sonst zubereitete Speisen zu kaufen bekommt. Meine Leute verzehrten hier eine Schüssel voll zäher, kleistriger Klösse, die in einer stark gepfefferten Adansonien-Sauce schwammen. Dann zogen wir weiter und gelangten abends bei Mondschein durch eine angepflanzte Allee von Djedj-Feigenbäumen an das Thor des grossen ummauerten Orts Ogbómoscho. Breitästige, schattengebende Bäume standen auch im Orte selbst auf den Strassen und Plätzen. Ogbómoscho war bisher die äusserste Missionsstation nach dem Innern zu; doch schien augenblicklich kein

Missionar dort fest stationirt zu sein. Wir waren an dem Tage 11 Stunden in Marsch gewesen, hatten aber bei der Langsamkeit, mit der die Esel fortzubringen waren, nur 7 Wegstunden zurückgelegt, 2 in südwestlicher, 1 in westlicher, 2 in westsüdwestlicher und 2 in südlicher Richtung.

Während wir am folgenden Tage 5 Stunden südsüdöstlich gingen, hatten wir beständig den von Süd nach Ost ziehenden Akomaoyo-Berg rechts zur Seite. Eine sechste Marschstunde in gerader Südrichtung brachte uns zu dem Dorfe Issóko. Hier gewährte uns ein Einwohner gutes Quartier in seinem geräumigen Hause. Im Hofe dieses Hauses stand ein weitschattender Luftwurzelbaum (*Ficus sp.*), dessen Zweige einer Masse gelbgefiederter Vögel mit schwarzem Kopf und breitem Schwanz als Brutstätte dienten. Die muntern Thierchen liessen ihren schmetternden Gesang erschallen und umflogen furchtlos eine an den Stamm gekettete alte Eule.

Am 17. wurde wieder den ganzen Tag marschirt, ohne dass wir mehr als 5 Stunden, 3 in südlicher und 2 in südwestlicher Richtung, vorwärts kamen, denn auf einem kaum $1^1/_2$ Fuss breiten Pfade mussten die bepackten Esel sich durch Urwaldsgebüsch hindurchwinden. Der Pflanzenwuchs jenseit und diesseit der Wasserscheide zwischen dem Niger und Ocean zeigt ebenso merkliche Veränderungen wie an dem Ost- und dem Westabhange des Gora-Gebirges. Schlanke Palmen, und zwar neben den Fächer- und Delebbesonders die Oelpalmen, bilden jetzt die Mehrzahl unter den hohen Bäumen des Waldes. Dazwischen kommen vor der Stützenbaum, der oft mit seinen Hunderten von Absenkern eine Palme vollkommen in sich einschliesst, und der Dornenbaum (*Bombax sp.*), einer der höchsten Bäume, dessen mehrere Fuss dicker Stamm von unten bis oben mit zolllangen Stacheln besetzt und dessen Blatt derartig ge-

staltet ist, als wäre es aus sieben Blättern zusammengewachsen. Drei Stellen des Waldes hatte man zu Marktplätzen gelichtet, Namens Schudóni, Láuo und Émono. Diese Marktplätze am Wege erleichtern allerdings das Reisen in Jóruba, für manche Lebensmittel werden aber unverhältnissmässig theuere Preise gefordert; für eine Ente sollte ich 6000 Muscheln = $1\frac{1}{2}$ Thaler, für ein Schaf 40000 Muscheln bezahlen. Sehr beliebt sind die Koloquintenkerne (*Citrullus vulgaris var. amarus* Schrad.), die entweder geröstet verspeist oder zerstampft zu Saucen verwendet werden. Auch Goro-Nüsse, jedoch von schlechter Qualität, sah ich als einheimisches Product feilbieten.

Die Goro-Nuss, von der Grösse einer dicken Kastanie, ist die Frucht der Goro-Staude, einer dem Kaffeebaum ähnlichen Pflanze mit grossen saftgrünen Blättern. Die Staude kommt an der ganzen Westküste von Afrika vor und gedeiht am besten im Kong-Gebirge. In Gondja wächst sie wild, östlich von Sierra Leone dagegen nur wenn sie angepflanzt und gepflegt wird. Weiter als bis an den Niger scheint sie nicht ins Innere vordringen zu können. Nach Timbuktu kommen die Nüsse (wie Barth angibt, der Guro-Nüsse schreibt) aus den Provinzen von Tangrera, Tante und Koni, nach Kano von der Stadt Sselga in einer nördlichen Provinz Assantis. Man unterscheidet die echte Goro-Nuss, *Sterculia acuminata*, von der unechten, *Sterculia macrocarpa*. Erstere hat einen dunkelrothen Kern von angenehm bittersüssem Geschmack und umfasst zwei Sorten, eine nicht schleimhaltige und eine mit starkem Schleimgehalt; die unechte, die nur in unmittelbarer Nähe der Küste wächst, ist inwendig weiss und hat im Geschmack wenig von der specifischen Bitterkeit. Ausser nach den Arten werden die Früchte auch nach der Grösse und nach der Jahreszeit, in der sie geerntet sind, unterschieden; so heissen in Kano (Barth's Reisen, V, 28) die grössten, von

$1^1/_2$—2 Zoll im Durchmesser, guria, die zweitgrössten marssakatu, die kleinern soara-n-naga und mena; ferner die gegen Ende Februar geernteten dja-n-karogu, die später abgenommenen gummaguri, und die zuletzt eingeheimsten, die sich am längsten halten sollen, nata. Viel wesentlicher ist die verschiedene Benennung der frischen und der getrockneten Nuss; nur die frische wird Goro genannt, die getrocknete mit runzlicher Schale und braunrothem, fast zu Holz erhärtetem Kern heisst Kola. Obwol die letztere den angenehm aromatischen Geschmack nach und nach gänzlich verliert, gilt doch das Kauen derselben den Bewohnern von Nord- und Centralafrika für ein nicht minder unentbehrliches Lebensbedürfniss wie andern Völkern der Genuss von Thee oder Kaffee. Ohne Zweifel wirkt die Kola-Nuss tonisch und Appetit erregend, namentlich soll der Taback gut danach munden; die Araber schreiben ihr auch eine besondere stimulirende Kraft zu. Auf der Rückkehr von meiner Reise nach Centralafrika kaufte ich in Freetown, dem Hauptort der Halbinsel Sierra Leone, eine Partie theils frischer, theils getrockneter Nüsse und nahm sie, zwischen feuchtem Moos in einen Bastkorb verpackt, mit nach Europa. Ich sandte einen Theil davon an Professor von Liebig in München, der mir nach einiger Zeit die interessante Mittheilung machte, er habe bei der Analyse verhältnissmässig mehr Coffeïn darin gefunden als in einer gleichen Quantität Kaffeebohnen. Eine Nuss, die man im münchener botanischen Garten als Samen in die Erde legte, trieb frische Keime und hatte sich bis zum Jahre 1869 zu einer ziemlich hohen Staude mit gesunden dunkelgrünen Blättern entwickelt. An der afrikanischen Küste, am Erzeugungsort, kosten 3000 unechte, weisse Nüsse 1 Mariatheresienthaler, mithin das Stück 1 Muschel, die echten; rothen aber ebendaselbst das Fünffache. In Timbuktu, berichtet Barth, variirt der Preis des Stücks je nach der

Jahreszeit oder nach der Grösse und Güte zwischen 10 und 1000 Muscheln, und auch in Kuka steigt bisweilen, wenn die Karavanen lange keinen neuen Vorrath gebracht haben (ein Lastesel kann ungefähr 6000 Stück tragen), der Preis für eine einzige Nuss auf 500, ja bis auf 1000 Muscheln. Bei solcher Theuerung zerschneidet man die Frucht in winzige Theilchen, die man seinen Freunden mittheilt, und nicht selten geschieht es, dass der minder Bemittelte ein von einem Reichen schon halb zerkautes und ausgesogenes Stückchen in den Mund nimmt und nun seinerseits noch lange daran kaut. Gelegentlich habe ich schon angedeutet, welch wichtige Rolle die Goro-Nuss auch im gesellschaftlichen Leben der Neger Centralafrikas spielt. Wie der Orientale den ihn Besuchenden mit einer Tasse Kaffee und dem Tschibuk regalirt, so ehrt hier der Wirth seinen Gast dadurch, dass er ihm eine Goro-Nuss vorsetzt oder mit ihm theilt. Die Uebersendung eines Korbes Goro-Nüsse von seiten des regierenden Fürsten gilt als Zeichen huldvoller Bewillkommnung; je voller der Korb und je grösser die Nüsse sind, desto gnädigern Empfangs darf der Fremde gewärtig sein.

Wir campirten die Nacht auf dem Marktplatze Êmono, und zwar, weil das Wohnhaus des Feilhalters von Ratten wimmelte, im Freien; bei dem starken Thau, der in der Regenzeit auch hierzulande des Nachts niederschlägt, ein keineswegs angenehmes Lager. Ganz durchnässt, machten wir uns früh um 6 Uhr wieder auf den Weg. Die grüne Baumwand des Waldes tritt jetzt stellenweis zu beiden Seiten etwas zurück, und der freibleibende, leichtgewellte Boden wird zum Anbau von Mais und Yams benutzt. An diesem Tage hörte ich zum ersten male graugefiederte rothschwänzige Papagaien von den hohen Bäumen herab ihr „Aku, aku“ rufen. Dieser Ruf ist in die Sprache der Eingeborenen als Begrüssungswort übergegangen; von den

Kanúri aber, die keine andere Papagaienart kennen, wird hiernach der Vogel selbst aku genannt. Die Strasse scheint recht belebt zu sein; es begegneten uns mehrere aus Ibádan kommende Karavanen von Lastträgern, eine davon transportirte Pulver, eine andere Branntwein, wobei jeder Neger zwei Fässchen von je 20 Pfund auf dem Kopfe trug. Schon nach einem Marsche von 3 Stunden, die erste in südsüdwestlicher, die zwei letzten in südwestlicher Richtung, war die Stadt Juoh (Grundemann schreibt Iwo) erreicht. Um zur Wohnung des Ortsvorstehers zu gelangen, mussten wir fast die ganze Stadt durchziehen, gefolgt von einem grossen Schwarm Neugieriger, denen der Anblick unserer Esel etwas ganz Neues war. Auf dem Markte standen viele Götzenbilder von Thon und von Holz, bekleidete und unbekleidete, zum Verkauf; doch soll unter der Bevölkerung Juohs der Islam bereits zahlreiche Anhänger haben. Der Ortsvorsteher nahm uns sogleich in sein Haus auf, und zum ersten mal seit Ilori wurden wir hier wieder gastlich bewirthet.

Ibádan ist noch gute 9 Stunden von Juoh entfernt, war also mit den bepackten Eseln nicht in Einem Tagemarsch zu erreichen. Da ich mich aber nach möglichst baldigem Zusammentreffen mit den Europäern sehnte, die als christliche Missionare, wie man mir sagte, daselbst wohnen sollten, ritt ich zu Pferde am andern Morgen dem langsamer folgenden Zuge voraus. Eine Stunde weit windet sich der Pfad südwestwärts zwischen Yams-, Mais-, Koloquinten- und Baumwollfeldern hin bis zum Flusse Oba. Der Wasserstand des Flusses war niedrig genug, dass ich ihn mit meinem Pferde hätte durchwaten können, aber ein stämmiger Neger, zu einer eben vorbeiziehenden Karavane aus Lagos gehörig, liess es sich nicht nehmen, mich auf seinen Schultern hinüberzutragen. Gleich am jenseitigen Ufer beginnt wieder prächtig bestandener Hochwald, mit

Gebüsch und Schlingpflanzen verwachsen. Auf dem schattigen Wege durch denselben kamen viele Eingeborene einzeln und in Gruppen daher, die mich alle höflich grüssten, indem sie mir die gewöhnliche Formel „Aku, aku, akuabo" zuriefen; eine vorbeipassirende junge Negerin reichte mir sogar zutraulich die Hand und sagte: „I thank you", diese irgendwo von Engländern vernommenen Worte jedenfalls auch für einen Gruss haltend. Um 5 Uhr nachmittags langte ich in der Stadt Ibádan an, die zu den grössten Städten West- und Centralafrikas gerechnet wird.

Ich war schon beinah eine Stunde durch endlos lange Strassen und Budenreihen geritten, ohne ein Haus von europäischem Aussehen entdeckt zu haben. Das arabische, bei den Haussa gebräuchliche Wort „nássara" (Christ), durch das ich mich verständlich zu machen suchte, kannte man hier nicht; endlich errieth indess einer aus meinen Pantomimen, wohin ich wollte, und geleitete mich zu dem aus Eisen erbauten Missionshause. Mein Pferd stiess mit dem Kopfe das nur angelehnte Hofthor auf, und als ich in den Hof einritt, sah ich auf dem Rasen eine blonde, in Seide gekleidete Dame sitzen, umgeben von einem Kreise junger Negermädchen, denen sie aus der Bibel vorlas. Bei meinem Anblick erhob sie sich, rief die Diener, mir das Pferd abzunehmen, und hiess mich in englischer Sprache willkommen. Nun stellte ich mich vor, zugleich wegen meines unangemeldeten Eintritts um Entschuldigung bittend, und folgte ihr dann ins Innere des Hauses. An der Schwelle eines europäisch möblirten Zimmers empfing mich ihr Gemahl, der Missionar, in dem ich zu meiner freudigen Ueberraschung einen deutschen Landsmann aus Schwaben fand, Namens Hinderer. Er lud mich freundlichst ein, sammt meiner Begleitung in der Mission zu herbergen, was ich natürlich dankbar annahm.

Die Missionsanstalt, etwas gegen Südwesten, aber ziem-

lich im Mittelpunkte der Stadt gelegen, die von hier nach allen Seiten amphitheatralisch ansteigt, umfasst ein bedeutendes Areal. Rings von einer Mauer umgeben, enthält sie ausser dem eisernen Wohnhause, dem geräumigen Hofe und mehrern kleinern Gebäuden einen grossen Garten mit den verschiedensten Fruchtbäumen und Sträuchern: Kokospalmen, Gunda, Mango, Brotfrucht, Orangen, Citronen, Ananas. Dicht daneben ausserhalb der Mauer steht die dazu gehörige Kirche.

Ibádan wird von einem nicht erblichen, sondern auf Lebenszeit gewählten Fürsten beherrscht, der nominell unter die Oberhoheit des zu Oyo residirenden Königs von Jóruba gestellt ist und den Titel Balē führt. Einen Monat vor meiner Ankunft war der Balē Ogomálla, mit dem Beinamen Bascheron (d. h. Verwalter des Reichs in der zukünftigen Welt), ein kräftiger Herrscher, der sich fast ganz von Oyo unabhängig gemacht hatte, mit Tode abgegangen. Der hierauf ernannte Nachfolger war gleich nach der Wahl gestorben, ebenso ein dritter Balē, und bis zur Wahl eines neuen lag nun die Regierung provisorisch in den Händen des Bálago, des Oberbefehlshabers der Truppen. Diesem wollte ich meine Aufwartung machen, um die Mitgabe eines Geleitsmanns durch das Jabu-Land von ihm zu erbitten; er liess mir aber sagen, wegen der Landestrauer könne er mich nicht empfangen, und was den Geleitsmann betreffe, so möge ich mich mit meiner Karavane einem reitenden Boten, den er demnächst nach Lagos schicke, anschliessen.

Der Bote des Bálago wurde am 23. Mai abgefertigt, und unter seiner Führung traten wir die Weiterreise an. Unaufhörlich strömender Regen hatte den gewellten Thonboden so schlüpfrig gemacht, dass Menschen wie Thiere sich kaum darauf fortbewegen konnten. Bis zu dem kleinen Marktorte Faudo, $1^1/_2$ Stunden südwestlich von der Stadt, reichen die angebauten Ländereien; dann folgt wie-

der dichtverwachsener Urwald. Sein Saum bildet zugleich die Grenze zwischen den Reichen Jóruba und Jabu. Im Walde, in den wir südsüdwestwärts eindrangen, stellten sich unserm Fortkommen neue Hindernisse entgegen; mächtige Baumstämme lagen oft quer über den Weg, da mussten die Esel des Gepäcks entledigt und durch die Leute hinübergehoben werden. So kam es, dass wir eine Strecke von höchstens drei Stunden zurückgelegt hatten, als die Dunkelheit uns nöthigte, mitten in dem feuchten Dickicht zu lagern. Es regnete zwar nicht mehr, aber das Holz war durch und durch nass; kein Feuer liess sich anbrennen, und eine Tasse Kaffee konnte ich nur an der Flamme von Zeitungspapier warm machen. Dazu die gellenden Schreie des Trompetenvogels, vermischt mit dem dumpfen Gequak der Frösche, und als dieses Concert verstummt war, das Brüllen der Raubthiere und von fern her rollender Donner!

Auch den ganzen folgenden Tag kamen wir nicht aus dem Walde heraus. Nur hier und da unterbricht eine lichtere Stelle, mit Rothem Pfeffer und wilder Ananas bewachsen, das Dickicht; der Baumbestand ist besonders reich an Oelpalmen und Silk-cotton-trees (*Eriodendron*). Bald wurden wir von Regengüssen durchnässt, bald plagten uns Mosquitos oder giftige Schwarze Ameisen. Letztere rennen blitzschnell an den Beinen der Menschen und Thiere herauf und verursachen durch ihre Bisse heftigen Schmerz; bisweilen nahm eine Schar derselben einen mehrere Zoll breiten Streifen des Weges ein, vor dem dann unsere Esel zurückscheuten und unaufhaltsam zur Seite ins Gebüsch sprangen. Zu den Plagen der Menschen gehörten ferner noch die vorbeischwirrenden Heuschrecken; sie schienen von einer eigenthümlichen Art zu sein: ihr grünlichbrauner Leib misst nicht über einen Zoll, aber aus dem kleinen Kopfe strecken sie zwei 5 Zoll lange Fühlfäden aus und

am Hinterleibe ein nach rückwärts gebogenes Horn. Die Schwierigkeiten für die Reit- und Lastthiere, auf dem schlüpfrigen schmalen Pfade zu schreiten, waren um so grösser, als von den zahlreichen Träger-Karavanen, wobei der Hintermann immer genau der Fussspur seines Vorgängers folgt, eine tiefe Rille in den weichen Boden getreten ist, sodass die Esel fortwährend Gefahr liefen, hineinzugleiten und sich ein Bein zu brechen. Meine Hoffnung, vor Einbruch der Nacht einen bewohnten Ort zu erreichen, ward unter solchen Umständen zu Wasser. Wir waren kaum 7 Stunden südsüdwestlich vorwärts gekommen und mussten abermals auf Sumpfboden, ohne Feuer, diesmal sogar in ganz durchnässten Kleidern und Decken, die Nacht verbringen. Durch einen Schluck Rum und ein Stückchen Schweinefleisch, das mir Frau Hinderer mit auf den Weg gegeben, suchte ich mich wenigstens innerlich etwas zu erwärmen.

Noch 4 Stunden mühten sich andern Tags unsere armen Thiere auf dem beschwerlichen Wege ab; endlich öffnete sich der Wald, und eine breite Allee führte ans Thor des Ortes Ipára. Hier erwartete uns der Bote des Bálago, der schon am Tage vorher angekommen war und für gutes Quartier gesorgt hatte. Die etwa 800 Einwohner von Ipára erwerben jetzt ihren Lebensunterhalt meist als Lastträger, während sie früher, zur Zeit der Spanier und Portugiesen, eifrig der Sklavenjagd oblagen. Allerdings reicht das geringe Stück Feld, das sie in der nächsten Umgebung dem Walde abgewonnen und urbar gemacht haben, zu ihrer Ernährung bei weitem nicht aus.

Das Land Jabu, im Norden von Jóruba, im Westen von Egba (auch nach der Hauptstadt Abeokúta genannt), im Osten, wo der Fluss Osun die Grenze bildet, von den Benin-Ländern begrenzt und nach Süden sich bis an die Lagune von Lagos erstreckend, wird durch den Ona-Fluss

in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt; in der östlichen, Jabu-Odē, regierte der König Au-Udjalē, in der westlichen, Jabu-Remo, der König Akaribo, der indess, wie es mir schien, von dem erstern abhängig war. Obwol die Bewohner von Jabu im allgemeinen noch etwas heller gefärbt sind als die von Jóruba, gehören doch beide demselben Volksstamme an, wie auch die gemeinsame Sprache, in der nur dialektische Verschiedenheiten hervortreten, zur Genüge beweist. An den Wohnhäusern ist hier sowol bezüglich des äussern Schmucks wie der innern Einrichtung der Einfluss des Verkehrs mit den europäischen Niederlassungen schon deutlicher wahrzunehmen. Was die Religion der Jabuaner betrifft, so beten sie zwar ebenfalls ihre Götzen an und zollen auch verschiedenen Bäumen, namentlich der Oelpalme, abergläubische Verehrung, sie haben aber daneben die dunkle Ahnung eines unsichtbaren höhern Wesens, von dem alles geschaffen ist.

Ungeachtet der Ermüdung unserer Thiere, denen ich gern eine längere Rast gewährt hätte, brachen wir schon am nächsten Morgen wieder von Ipára auf. Beim Abmarsch hatten sich mehrere Ortsbewohner unserm Zuge angeschlossen. Nach einer Stunde hielten wir vor dem Oertchen Odē (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Hauptstadt von Jabu-Odē). Wir fanden das Thor versperrt, und die Wächter weigerten sich entschieden, die Leute von Ipára einzulassen; wirklich mussten diese umkehren, und nun erst ward mir und meiner Begleitung der Einzug gestattet. Die Feindschaft zwischen den beiden Orten rührt von dem Kriege her, den die Jabu-Stämme im Bunde mit Abeokúta volle fünf Jahre lang, von 1861 bis 1865, gegen das mächtig aufstrebende Ibádan führten. Nur die Bewohner von Ipára ergriffen in diesem Kriege Partei für Ibádan, und aus Dankbarkeit hat ihnen letzteres den Waarentransport von und nach Lagos, der bis dahin in den Händen der

Bewohner von Odē lag, fast ausschliesslich zugewendet. Ich kaufte auf dem Markte von Odē Lebensmittel zum Frühstück für uns ein, worauf wir ohne Aufenthalt in südwestlicher Richtung weiterzogen. Nach 1½ Stunden passirten wir den kleinen Ort Pure. Von da ging der Weg, immer sanft geneigt, gerade südwärts; er führte uns über den Fluss Iba in 2½ Stunden nach Makum. In diesen Ort, der zum Nachtquartier bestimmt war, wollte man uns wieder nur gegen Erlegung eines Durchgangzolls einlassen; da ich aber nicht eine einzige Muschel mehr besass, verschaffte ich mir durch die Drohung Einlass, wenn man uns nicht sofort ohne Bezahlung das Thor öffne, würde ich in Lagos beim englischen Gouverneur von dem feindseligen Verfahren gegen einen Weissen Anzeige machen. So weit wirkt also hier das Ansehen der Engländer. Indess rächte sich der Ortsvorsteher für die ihm entgangene Einnahme dadurch, dass er uns, obgleich starker Thau fiel und der Ocean feuchten Nebel herübersandte, keine Herberge anbot, sondern auf dem offenen Marktplatz campiren liess.

Früh 5 Uhr stieg ich zu Pferde und ritt, nur von Noël und einem ebenfalls berittenen Neger aus Lagos begleitet, in scharfem Trabe der Küste zu. Um 1 Uhr mittags gelangten wir nach Ikoródu und eine halbe Stunde später an die Lagune, welche Lagos, das auf einer Nehrung liegt, vom Festlande trennt. Am Ufer standen einige leere Hütten zum Obdach für die hier wartenden Karavanen und ein paar Buden, in denen Lebensmittel feilgehalten wurden. Ich erhandelte für mein letztes seidenes Taschentuch einen Teller voll in Palmöl gesottener Küchelchen, ekaréoa genannt: eine Speise, die zur Noth auch ein europäischer Magen geniessbar findet. Gegen Abend holte mich das Fährschiff ab, und nach einer sehr stürmischen, gefahrvollen Ueberfahrt landete ich auf der Rhede von Lagos.

Der englische Gouverneur, Mr. Glover, der mich aufs

freundlichste empfing, wollte nicht eher glauben, dass ich zu Lande von Lokója gekommen sei, als bis ich ihm die von dort mitgebrachten Briefschaften behändigte. Sobald die in Lagos wohnenden Deutschen die Kunde von der Ankunft eines Landsmanns vernommen hatten, erschienen sie im Gouvernementshause, um mich zu begrüssen und mir Wohnung bei sich anzubieten. Sie logirten mich in die Factorei der grossen hamburger Firma O'Swald ein und liessen mir dort die ausgesuchteste Gastfreundschaft zutheil werden. Nach vierzehn Tagen kam dann der englische Dampfer, auf dem ich mich nach Europa einschiffte.

Ich kann meinen Bericht nicht schliessen, ohne dem bremer Senat, der Stadt Bremen und der Geographischen Gesellschaft in London, welche mir die Mittel zu dieser Reise gewährt haben, desgleichen Herrn Dr. Petermann, der mir den Rest des für Dr. Vogel gesammelten Fonds übermittelte, nochmals meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen. In die Heimat zurückgekehrt, ward ich durch die Munificenz Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm wie durch neue Beiträge der Stadt Bremen und der londoner Geographischen Gesellschaft in den Stand gesetzt, sowol Herrn Gagliuffi das bei seinem Agenten in Kuka aufgenommene Darlehn wiederzuerstatten, als auch meine Diener und Begleiter nach Wunsch zu belohnen. Hammed, dem treuesten und bewährtesten derselben, wurde ausserdem von der londoner Geographischen Gesellschaft die silberne Victoria-Medaille zuerkannt. Der Unterstützung mit Rath und That, deren ich mich seitens des Herrn Dr. Petermann, des seitdem verstorbenen Dr. Barth und meines Bruders Hermann zu erfreuen hatte, werde ich stets dankbarlichst eingedenk bleiben.

Botanischer Anhang.

I.

Verzeichniss der zwischen Tripolis und Mursuk 1865 gesammelten Pflanzen.

(Bestimmt von P. Ascherson, A. Braun, E. Cosson, A. Garcke, G. Schweinfurth.)

Um die geographische Verbreitung der Arten kurz anzudeuten, sind diejenigen, welche in der algerischen Sahara oder weiter südlich nach Cosson (Ann. des sc. nat. IV, sér. Tome IV, bot., p. 281—288, und Bulletin soc. bot. France) und Duveyrier (Les Touareg du Nord, Paris 1864, p. 147—216) vorkommen, mit A., diejenigen, welche in den Wüsten Aegyptens und deren Oasen vorkommen, mit E. bezeichnet.

Cruciferae.

1) A. E. *Zilla myagroides* Forsk.? Ued Faat, Mitte Oct. nicht blühend.

Capparidaceae.

2) A. E. *Cleome arabica* L. Uadi Umm el Cheil in Fesan, Oct. fr. Einheimischer Name: *Malfena* oder *Mschuhelasch.* (Rohlfs.)

Frankeniaceae.

3) A. E. *Frankenia pulverulenta* L. Palmengärten von Rhadames, Juli, bl. Einh. Name: *Umm schuscha.* Ohne Nutzen. (R.)

Malvaceae.

4) *Hibiscus cannabinus* L. In den Gärten Fesans, fr. Einh. Name: *Karess.* Die schwarzen buchweizenähnlichen Samen werden gegessen. (R.)

Rhamnaceae.

5) A. E. *Zizyphus Spina Christi* (L.) Willd., bl. Wildwachsender Strauch in Fesan. Einh. Name: *Korna* oder *Nebek.* Frucht klein, essbar. (R.)

Papilionaceae.

6) *Indigofera argentea* L., bl. In den Gärten Mursuks hier und da. Einh. Name: *Nil.* Besitzt viel Farbstoff. (R.) In Aegypten seit den ältesten Zeiten angebaut; in der algerischen Oase Biskra aber nach Cosson (a. a. O., p. 273) erst durch die Franzosen eingeführt; in Tuat dagegen nach Duveyrier (a. a. O., p. 162) gebaut. (Ascherson.)

7) E. *Astragalus tribuloides* Del. Ued Faat, Oct., n. bl.

Rosaceae.

8) A. E. *Neurada procumbens* L. Ued Faat, Oct., bl.

Tamariscaceae.

9) A. E. *Tamarix articulata* Vahl, n. bl. Ueberall in den Uadis und Oasen. Einh. Name: *Ethel.*

Cucurbitaceae.

0) A. E. *Citrullus Colocynthis* (L.) Schrad. Ued Faat, Oct., n. bl.

Umbelliferae.

11) *Deverra Rohlfsiana* Aschs. Im Ued zwischen Fesan und dem Djebel. Südlich von Misda, 30. Sept. bl. Einh. Name: *Gesah el hamēr.* Aromatische Pflanze ohne Blätter. (R.) Beschreibung s. S. 282.

12) A. *D. chlorantha* Coss. und Dur.? Im Ued nördlich von Fesan, 1. Oct., fr. Einh. Name: *Gesah el bil.* Ohne Blätter, Kamelfutter. (R.)

Compositae.

13) A. E. *Asteriscus graveolens* (Forsk.) D., C. Ued Faat; bl.

14) A. *Artemisia campestris* L. Ued Bu el Adjraf, 1. Oct. bl. (War der *Salsola vermiculata* L. beigemischt.)

15) A. E. *Lomatolepis capitata* (Sieb.) Sz., Bip. Ued Faat; bl.

Asclepiadaceae.

16) A. E. *Calotropis procera* (Ait.) R. Br.; bl. In allen Oasen, blüht im Dec. (In den Libyschen Oasen von Jan. bis März blühend und mit Frucht gefunden, A.) Einh. Name: *Kranka* oder *Tintafia* oder *Brambach.* Das Holz dient zur Pulverfabrikation. (R.)

Borraginaceae.

17) A. E. *Heliotropium europaeum* L. Rhadames, Juli, bl. fr. Einh. Name: *Kasbat el hammam* (arab.) oder *Milsch* (Rhad.), wie *Crozophora verbascifolia.* (R.)

18) A. E. *Trichodesma africanum* (L.) R. Br. Ued Faat; bl.

Solanaceae.

19) *Capsicum conicum* Meyer, var. *orientale* Dun. In den Gärten Fesans, bl. Rother Sudan-Pfeffer, blüht im Sommer und Herbst. (R.)

20) A. E. *Withania somnifera* (L.) Dun. Wildwachsender Baum in Fesan, bl. fr. Einh. Name: *Safua.* Ohne allen Nutzen. (R.)

21) *Nicotiana rustica* L., bl. fr. Wird in Fesan cultivirt. Vgl. Bd. I, S. 149.

Primulaceae.

22) A. E. *Samolus Valerandi* L. Derdj, im Juni bl. Ohne Nutzen. (R.)

Plumbaginaceae.

23) A. E. *Statice aphylla* Forsk. In der Wüste Fesans häufig; bei Misda, 30. Sept. bl. Einh. Name: *Gelgelān*. Dient als Kamelfutter und besitzt die Eigenschaft, Feuchtigkeit aus der Luft anzuziehen, Bd. I, S. 109. (R.) Nach Cosson (bei Duveyrier, S. 149) ist *Guelguelân* in Algerien der Name von *Matthiola livida* R. Br.

24) A. *Limoniastrum Guyonianum* Durieu. Im Ued Derdj häufig, Juni bl. Einh. Name: *Sita*. Dient als Kamelfutter. Blume blau. (R.)

Salsolaceae.

25) A. E. *Suaeda fruticosa* Forsk. Wilde Pflanze in Mursuk, bl. Einh. Name: *Ssuet*. (R.)

26) A. E. *Salsola vermiculata* L. Ued Bu el Adjraf, 1. Oct. fr. Einh. Name: *Dommrān*. In der ganzen nördlichen Sahara zu finden, beliebtestes Kamelfutter. (R.) Bei Duveyrier (S. 189) ist *Dhomrân* der Name von *Traganum nudatum* Del.

27) A. E. *Anabasis articulata* (Forsk.) Moq. Tand. Ued Bu el Adjraf, 1. Oct. bl. Einh. Name: *Begel*. Allgemein in der Wüste verbreitetes fleischiges Gewächs, Blüte (durch die weit sichtbaren Staubbeutel) gelb. (R.)

28) A. E. *Bassia muricata* L. Ued Faat, Oct. bl.

Polygonaceae.

29) A. E. *Calligonum comosum* L'Hér., fr. Einh. Name: *Schöbr* (vgl. Bd. I, S. 118). Fruchttragend im Oct. in der ganzen nördlichen Wüste in den Flussbetten. Gutes Kamelfutter. (R.) (Von mir am 22. April 1874 bei Ramses an der Sues-Eisenbahn zwischen Sagasig und Ismailia blühend gesammelt. A.)

30) A. E. *Rumex vesicarius* L.? Ued Faat, Oct., n. bl.

31) A. E. *Polygonum equisetiforme* Sibth. und Sm. Zwischen Fesan und Djebel in den Uadis. Bei Misda, 30. Sept. bl. Einh. Name: *Gordob.* Ohne Nutzen. (R.)

Euphorbiaceae.

32) A. *Crozophora tinctoria* (L.) A. Juss., var. *verbascifolia* (Willd.) Müll. Arg. Rhadames, 21. Juli, bl. Einh. Name: *Kasbat el hammam* (arab.), *Milsch* (Rhad.), wie *Heliotropium europacum* L. In den Gärten von Rhadames allgemein verbreitet, 2 Fuss hoch; wird von keinem Thier gefressen. Die getrockneten Aeste werden zur Bereitung des Pulvers benutzt. (R.)

Potameae.

33) E. *Potamogeton pectinatus* L. Am Grunde der grossen warmen Quelle in Rhadames, 22. Juli, n. bl. Hat frisch einen starken Fischgeruch, obwol keine Fische in der Quelle sind. (R.)

Liliaceae.

34) A. *Asphodelus pendulinus* Coss. et Dur. Uadi Umm el Cheil in Fesan; bl.

Gramina.

35) A. E. *Panicum verticillatum* L., fr. Fesan.

36) A. E. *Dactylus officinalis* Vill., bl. Fesan.

37) A. E. *Arundo Phragmitis* L.; var. *isiaca* (Del.). Fr. Einh. Name: *Kasbah.* Wild in allen Oasen. (R.)

Algae.

38) *Cladophora crispata* (Rth.) Kütz. In den stehenden Gewässern Fesans. (Daran ein *Campylodiscus.*)

Deverra Rohlfsiana Aschs. n. sp.

Suffrutex scoparius, *D. scopariam* Coss. et Dur. aemulans; caulis (pars inferior in exemplis suppetentibus deest) superne ramos breves plerumque simplices gerens, multistriatus; *vaginae foliorum* superiorum lamina orbatorum *triangulares*, vitellinae, albido-membranaceo-marginatae; umbellae 5—6 radiatae, radiis subfiliformibus; *involucra ut involucella umbellulam virgineam haud aequantia diu persistentia*, foliolis oblongo-lanceolatis, involucellorum dorso furfuraceo-pubescentibus; *petala sub anthesi arcuato-subconnivèntia nervo medio latissimo luteo-virescente, externe furfuraceo-pubescente;* antherae luteae; *styli* graciles, *stylopodium* depressum margine undulato-crenatum *demum longe superantes;* fructus (immaturus) pilis latiusculis furfuraceo-subtomentosus, pallide virescens.

Habitat in desertis Tripolitanis inter Djebel et Fesan, ubi Cl. G. Rohlfs die 30. Sept. 1865 florentem et vix defloratam legit. Arabibus *Gesah el hamēr* audit.

Species habitu *D. scopariam* Coss. et Dur. referens, ab ea involucellis pulescentibus brevioribus, petalorum fabrica, a *D. chlorantha* Coss. Dur. involucris et involucellis persistentibus, stylis longioribus, a *D. denudata* (Viv.) Aschs. (= *Pituranthos denudatus* Viv., *D. Pituranthos* D. C.) involucro utroque persistente, involucelli foliolis oblongo-lanceolatis (neque ovato-suborbiculatis), a *D. tortuosa* var. *virgata* D. C. vaginis brevibus triangularibus (neque oblongis) distinguenda. Longius distant *D. tortuosa* D., C. typica, ramosissima, ramis intricatis et vaginis oblongis, *D. Reboudii* Coss. et Dur. caulibus diffuso-patentibus scabridis. Cf. descriptiones et observationes a Cl. Cosson in Bull. soc. bot. France 1855, p. 248—250; 1862, p. 296, 297; 1865, p. 281 editas.

II.

Verzeichniss der in Kanem und Bornu 1866 gesammelten Pflanzen.

(Bestimmt von P. Ascherson und G. Schweinfurth.)

1) *Tribulus alatus* Del. Kuka, 8. Aug. bl. und fr. Kanuri Name: *Kaïē*. Trägt gefährliche Kletten; blüht während oder kurz nach der Regenzeit. (R.) (Die Früchte dieser Art sind ziemlich harmlos; doch werden die stachelfrüchtigen Arten ohne Zweifel denselben Namen führen. A.)

2) *Momordica Balsamina* L. 12. Juli bl. Kan. Name: *Digdiggi*. Schlingpflanze mit einer geniessbaren Frucht von der Grösse der Pflaume, Farbe der Tomate, Geschmack der Mispel. In Kanem häufig. Bd. I, S. 287. (R.) Nach Nachtigal („Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde", 1871, S. 144) werden die getrockneten und gestossenen Blätter wie Meluchīa (*Corchorus olitorius* L.) zu Saucen benutzt. (A.)

3) *Loranthus globifer* A. Rich., 11. Juli bl. Kan. Name: *Burungo*. Schmarotzerpflanze auf den Aesten der Akazien. Sehr gemein im grossen Walde nördlich von Kanem. Bd. I, S. 286. (R.)

4) *Sesamopteris alata* (Schum.) D. C. 12. Juli bl. und fr. Kan. Name: *Ko be le bul*. Geniessbare Pflanze in Kanem und Bornu. (R.)

5) *Cistanche lutea* (Desf.) Lk. Hfmg. Bei Kufē. Einh. Name: *Tertūt*. Geniessbar wie Spargel; Stengel zur Blütezeit 1 Fuss hoch, $1^1/_2$ Zoll dick. (R.) (Nach Duveyrier, a. a. O., p. 185, wird die verwandte *C. violacea* (Desf.) Lk. Hfmg. zur Zeit der Noth gegessen; der gekochte

und an der Sonne gedörrte Stengel lässt sich zu Mehl zerreiben. Ich fand die in der Libyschen Oase Farafrah vorkommende dort *Turfâs* genannte *C. lutea* von sehr bitterm, unangenehmem Geschmack. Diese beiden hier angeführten Namen sind ein Beleg für die Willkür, mit der im weiten Gebiet der arabischen Sprache die Benennungen von einer Pflanze auf ganz verschiedene übertragen werden. „*Tertoûth*" führt Duveyrier, a. a. O., p. 207, als arabischen Namen für *Cynomorium coccineum* L., *Terfâs* dagegen, a. a. O., p. 208, für die weisse Trüffel (*Cheiromyces Leonis* Tulasne) an. (A.)

6) *Aerva javanica* (Burm.) Juss. In Kanem, 12. Juli bl. Kan. Name: *Kadjim bultu be* (Hyänenkraut). (R.) Dient nach Nachtigal („Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde", 1871, S. 138) zum Ausstopfen von Kissen. (A.)

7) *Caroxylon foetidum* (Del.) Moq. Tand.? In Kanem nicht sehr häufig; 12. Juli n. bl., aber mit durch Insektenstich entstandenen kugelrunden dichtzottigen Auswüchsen besetzt; ganz ähnliche finden sich an einem von Ehrenberg bei Assuan gesammelten Exemplare dieser verbreiteten Wüstenpflanze; an den Exemplaren von Kanem sind nur die Blätter kleiner und daher die Aestchen schlanker als bei den übrigen im königlichen Herbar in Berlin aufbewahrten. (A.)

8) *Polygonum limbatum* Meisn. Am Ufer des Komadugu Waube, 18. Juli bl. Kan. Name: *Tamalik*. (R.)

9) *Eleusine Coracana* (L.) Gaertn. Kan. Name: *Tjerga*. (Aus von G. Rohlfs mitgebrachten Samen im Berliner botanischen Garten cultivirt.)

III.

Alphabetisches Verzeichniss der in diesem Werke vorkommenden Pflanzennamen.

Von P. Ascherson.

I bezeichnet den ersten Band, II den zweiten Band. a. bedeutet arabische Namen, k. Kanuri-Namen.

Abelmoschus esculentus Mnch. s. Bamia, Mlochia.
Acacia arabica Willd. s. Geredh. *A. Seyal* Del. s. Talha. *sp.* s. Dusso, Gerbinua.
Adansonia digitata L. s. Kuka. *A. sp.* s. Tiggebo.
Aerva javanica Juss. II. 284.
Agol, a. (*Alhagi manniferum* Desv. = *Maurorum* D. C.). I. 74, 251.
Akresch (*Cenchrus sp.?*), Stachelgras nach Nachtigal (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berl., VIII, S. 147), I. 275.
Alhagi s. Agol.
Alin oder Arin, k. (*Indigofera sp.*) II. 24.
Allium Cepa L. s. Zwiebel. *A. sativum* L. s. Knoblauch.
Ambra, langhalmiges Gras mit geniessbarem Korn. I. 285.
Ami der Teda, s. Suak.
Amygdalus communis L. s. Mandelbaum. *A. Persica* L. s. Pfirsichbaum.
Anabasis articulata Moq. Tand. II. 280.
Ananas (*Ananassa sativa* Lindl.) II. 271, 272.
Anim-Baum, k. (Blätter zum Grünfärben). II. 21.
Aprikosenbaum (*Prunus Armeniaca* L.). I. 13, 72.
Arachis hypogaea L. s. Erdmandel.
Arāndj, a., s. Koloquinte.

Argum-mattia, k. } Varietäten der Negerhirse (*Penicillaria*
Argum-moro, k. } *spicata* Willd.), s. dort.

Arin s. Alin.

Arisinda pungens Desf. s. Sbith.

Artemisia campestris L. II. 279. *A. Herba alba* Asso? s. Sehih.

Artocarpus incisus L., s. Brotbaum.

Arundo Phragmitis L. II. 281.

Asphodelus pendulinus Coss. Dur. II. 281.

Asteriscus graveolens D. C. II. 279.

Astragalus tribuloides Del. II. 278.

Attila, a. I. 191; s. Ethel.

Aubergine (*Solanum Melongena* L., Bdindjel, a.) I. 73.

Balanites aegyptiaca Del. s. Hadjilidj.

Bambus (*Bambusa sp.*). II. 175.

Bamia, a. (*Abelmoschus esculentus* Mnch.) I. 73; II. 10.

Banane (*Musa paradisiaca* L.?). II. 11.

Banane, wilde (*Musa sp.*?) II. 255.

Bassia muricata L. II. 280.

Bassia Parkii G. Don, s. Butterbaum.

Batatas edulis Choisy, s. Kartoffel, süsse.

Batum, a. (*Pistacia atlantica* Desf.) I. 40.

Baumwolle (*Gossypium sp. diversae*, Kalkutta, k.). I. 149; II. 10. 127, 250, 256, 263, 269.

Bdindjel, a., s. Aubergine.

Begel, a. (*Anabasis articulata* Moq. Tand.) I. 48, 60, 220; II. 280.

Beta vulgaris L.? s. Ssilk-el-belebscha.

Birma, k. (*Dioscorea sp.*) II. 26.

Bischna, a. (nach Duveyrier *Penicillaria spicata* W.) I. 187.

Bito, k., s. Hadjilidj.

Bohnen (*Phaseolus*, *Dolichos*, *Vigna*, *Canavalia*, *Cajanus*, *sp. Vicia Faba* L.) I. 73. 148; II. 10. 15. 126. 210.

Bolungo-Baum, k. II. 19.

Bombax buonopozense P. B., s. Dornenbaum.
Borassus flabelliformis L., var. *Aethiopum* Mart., s. Delebpalme.
Brambach (*Calotropis procera* R. Br.) II. 279.
Brassica oleracea L., s. Kohl. *B. Rapa* L., s. Rüben.
Brotbaum (*Artocarpus incisus* L.) II. 271.
Burungo (*Loranthus globifer* A. Rich.) I. 286; II. 283. Ob II. 21 dieselbe Art?
Butterbaum (*Butyrospermum Parkii* Kotschy = *Bassia Parkii* G. Don) II. 159, 175, 252, 264.
Calligonum comosum L'Hér. II. 281.
Calotropis procera R. Br. II. 279.
Campylodiscus II. 281.
Candelaber-Baum (Gárulu, k., *Euphorbia Candelabrum* Trem.?) II. 17, 139.
Capparis aphylla Rth., s. Tumtum.
Capsicum annuum L. und *conicum* G. F. Mey., var. *orientale* Dun. II. 279, s. Pfeffer, rother.
Carica Papaya L., s. Gunda.
Caroxylon articulatum Moq. Tand., s. Rimmit. *C. foetidum* Moq. Tand.? II. 284.
Caryophyllus aromaticus L., s. Gewürznelkenbaum.
Cenchrus sp.? s. Akresch.
Ceratonia Siliqua L., s. Johannisbrotbaum.
Cheiromyces Leonis Tul. II. 284.
Cissus quadrangularis L.? s. Digessa.
Cistanche lutea und *violacea* Lk. und Hfmg., II. 283, 284.
Citronenbaum (*Citrus medica* L.) II. 58, 159, 271.
Citrullus Colocynthis Schrad. (Koloquinte) II. 278. *C. vulgaris* Schrad., s. Wassermelone, auch Koloquinte.
Citrus Aurantium L., s. Orangenbaum.
Cladophora crispata Kütz. II. 281.
Cleome arabica L. II. 277.
Cocos nucifera L., s. Kokospalme.

Corchorus olitorius L., s. Mlochia.
Crataeva monacantha Del., s. Had.
Cucumis sp., s. Gurke, Melone.
Cynomorium coccineum L. II. 284.
Dactylus officinalis Vill. II. 281.
Dattelpalme (*Phoenix dactylifera* L., Nachl, a., Taseït der Tuareg) I. 13 u. ff. Culturvarietäten in Rhadames I. 73, in Mursuk I. 149, 150; schlechtes Gedeihen in Kauar I. 250. Vorkommen an der Nordgrenze von Bornu I. 290, im südwestlichen Bornu II. 120.
Daucus Carota L., s. Wurzeln.
Debussum, k. (*Vitis sp.*) II. 23.
Delebpalme (*Borassus flabelliformis* L., var. *Aethiopum* Mart., Djidjinia der Haussa, Kamelutu, k.) II. 159 (vgl. Barth's Reisen u. s. w., II, 512, wo die Benutzung der Deleb-Keimpflanzen als Gemüse beschrieben wird), 174, 180, 209, 265.
Deverra-Arten I. 278, 279, 282.
Digdiggi, k. (*Momordica Balsamina* L.) I. 287; II. 20, 116, 283.
Digessa, k. (*Cissus quadrangularis* L.? „Venenatum putant incolae Morenses" [Forskål Fl. Aeg. Arab., S. 34.]) Pfeilgiftpflanze II. 15.
Dioscorea sp., s. Birma, Yams.
Dīs, a. (*Imperata cylindrica* P. B.) I. 236.
Djedja, k. (*Ficus sp.*) II. 33, 264.
Djidjinia der Haussa, s. Delebpalme.
Domrān, a. (*Salsola vermiculata* L., sonst auch *Traganum nudatum* Del.) I. 49, 110, 191, 220; II. 280.
Dornenbaum (*Bombax buonopozense* P. B., nach Professor Oliver's Vermuthung) II. 265.
Dumpalme (*Hyphaene thebaica* Mart.) I. 230 ff. Südwestgrenze II. 120.

Durra, a. (*Sorghum vulgare* Pers., Ngáfuli, k., auch in Fesan) I. 148, 187, 239, 323; II. 10 ff.

Dusso, k. (*Acacia sp.*? verglichen mit *Albizzia lophantha* Benth.) II. 21.

Eiche, kleinblätterige (*Quercus coccifera* L.?) I. 20.

Elais guineensis L., s. Oelpalme.

Eleusine Coracana Gaertn. II. 284.

Eragrostis cynosuroides P. B., s. Halfa.

Erbse (*Pisum sativum* L.) I. 149.

Erdapfel, süsser (*Batatas edulis* Chois.) II. 182.

Erdmandel, Erdnuss (*Arachis hypogaea* L., Koltsche, k.) I. 297; II. 10 ff., 256.

Eriodendron anfractuosum D. C., s. Silk-Cotton-Tree.

Ertém I. 283, Ertím II. 96, Ertom I. 48. = Rtem, a. (*Retama Raetam* Webb.)

Esparto, s. Halfa.

Ethel, auch Attila a. (*Tamarix articulata* Vahl) I. 54 ff.; II. 278.

Euphorbia Candelabrum Trém.? s. Candelaberbaum.

Fächerpalme, verschieden von Deleb und Dum, II. 180, 265.

Feigenbaum (*Ficus Carica* L.) I. 13, 20, 32, 34, 36, 72.

Férgami, k., s. Reis.

Ficus sp. II. 113, s. auch Djedja, Kassaissa, Lita Ngábbere, Stützenbaum.

Frankenia pulverulenta L. II. 277.

Gadagēr, k., essbare wilde Knolle II. 31.

Gárulu, k., s. Candelaberbaum.

Gelgelān, a. (*Statice aphylla* Forsk.) I. 109; II. 280; in Algerien = *Matthiola livida* R. Br. II. 280.

Gelto-Baum, k. II. 33.

Gerbinua, k. (*Acacia sp.*?) II. 21.

Geredh, a. (*Acacia arabica* Willd. Kinder, k.), mit der Abart *A. nilotica* Del. (Kingar, k.) I. 267, 275; II. 20, 21. (Auch nach Nachtigal [Zeitschrift der Gesell-

schaft für Erdkunde, 1873, VIII, S. 253) ist Kingar der Kanuri-Name des Geredh, Kindil dagegen mit dem arabischen Sajāl identisch.)

Gerste (*Hordeum vulgare* L.) I. 20, 73, 148.

Gesah-el-bil, a. (*Deverra chlorantha* Coss. Dur.?) II. 279.

Gesah-el-hamēr, a. (*Deverra Rohlfsiana* Aschs.) II. 278.

Gewürznelkenbaum (*Caryophyllus aromaticus* L.) II. 210.

Ghedeb, a., s. Klee.

Gjerma, s. Koloquinte.

Gobeh, k., angebaute Gemüsepflanze II. 29.

Golúmbi-Baum, k., mit gefiederten Blättern II. 15.

Gónogo- oder Ngónogo-Strauch, k., mit essbaren, gelben, birngrossen Früchten mit rothen Kernen II. 15, 37.

Gordob, a. (*Polygonum equisetiforme* Sibth. Sm.) II. 281.

Goro- oder Guro-Nuss der Haussa (*Sterculia acuminata* P. B. mit der Abart *macrocarpa* G. Don., Kola) I. 180; II. 242 ff., 266.

Gossypium sp., s. Baumwolle.

Granatbaum (*Punica Granatum* L.) I. 13, 36, 72; II. 159.

Gummibäume, s. *Ficus sp.*

Gunda der Haussa (*Carica Papaya* L.) II. 11, 127, 159, 271.

Gurke (*Cucumis sativus* L., in Afrika wol meist *C. Melo var. Chate* L.) I. 148; II. 10.

Guro-Nuss, s. Goro.

Had, a. (*Cornulaca monacantha* Del.) I. 220, 228, 229, 273, 276.

Hadjilidj, a. (*Balanites aegyptiaca* Del.; Bito, k.) I. 283 ff.; II. 175, Südwestgrenze.

Haleba, a. (*Periploca angustifolia* Labill.) I. 120.

Halfa, a. Unter diesem Namen versteht man in Aegypten und den Libyschen Oasen *Leptochloa bipinnata* Hochst. (*Eragrostis cynosuroides* P. B.), welche jedenfalls auch in Centralafrika vorkommt, und von M. von Beurmann (nach Schweinfurth, „Zeitschrift für allgemeine Erd-

kunde", XV, S. 301) bei Meshita, soll wol heissen Mestuta, zwischen Mursuk und Gatron gesammelt wurde. Im Maghreb versteht man indessen unter Halfa die zu Flechtarbeiten geeigneten, im Spanischen Esparto genannten, neuerdings in grossem Massstabe zur Papierfabrikation benutzten Gräser, *Stupa* (*Macrochloa*) *tenacissima* L. und *Lygeum Spartum* Löfl. Beide kommen nach Duveyrier im tripolitanischen Djebel vor; da indess dieser hochverdiente Reisende („Les Touareg du Nord", S. 201, 203) angibt, dass der Name Halfa in Algerien für ersteres, in Tripolitanien für letzteres Gras in Gebrauch sei, so wird I. 40 wol dies gemeint sein.

Heliotropium europaeum L. II. 279.

Hendagūg, a., s. Klee.

Hibiscus cannabinus L. II. 278.

Hordeum vulgare L., s. Gerste.

Hyphaene thebaica Mart., s. Dumpalme.

Indigo (*Indigofera sp.*) II. 116, 210, 250.

Indigofera argentea L. II. 278.

Ingisseri, k., s. Scherra.

Ingwer (*Zingiber officinale* Rosc.) II. 210.

Jadaria, a. (*Rhus dioeca* Willd.) I. 120.

Johannisbrotbaum (*Ceratonia Siliqua* L.) I. 20.

Kabla, k. Strauch mit rothen essbaren, Ndornu genannten Beeren I. 298.

Kadjim bultu be, k. (*Aerva javanica* Juss.) I. 283; II. 284.

Kagui-Baum, k. II. 21.

Kaïē, k. (*Tribulus* sp.) I. 283; II. 283.

Kalkutta, k., s. Baumwolle.

Kalul-Strauch, k. (Leguminose mit langen Hülsen) II. 29.

Kamelūtu, k., s. Delebpalme.

Karess, Karres, k., auch in Fesan (*Hibiscus cannabinus* L.) II. 15, 29, 158, 278.

Kartoffel (*Solanum tuberosum* L.) I. 149.

Kartoffel, süsse (*Batatas edulis* Chois.) II. 10, 158, 182.

Kasbah, a. (*Arundo Phragmitis* L., var. *isiaca* Del.) II. 281.

Kasbat-el-hammam, a. (*Heliotropium europaeum* L. und *Crozophora tinctoria* Juss., var. *verbascifolia* Müll. Arg.) II. 279, 281.

Kassaissa, k. (*Ficus* sp.) II. 33.

Kimba, s. Pfeffer.

Kinder, Kindil, k. } s. Geredh.
Kingar, k. }

Klee (Ghedeb, a., nach Barth, der es für einen *Melilotus* erklärt; nach Duveyrier ist die in Fesan unter diesem Namen gebaute und wilde Pflanze eine *Medicago*. Auch E. Vogel [Bonplandia 1854, S. 3; Petermann's Mittheilungen 1855, S. 248] erwähnt einen in Gärten von Mursuk als Futterkraut cultivirten *Melilotus*, den er aber Safsfah nennt. Ich sah in der Libyschen Oase Farafrah *M. indicus* All. in grosser Menge auf Getreidefeldern, anscheinend als Gemengfrucht ausgesät; er heisst dort Hendagūg.) I. 239, 250.

Knoblauch (*Allium sativum* L.) I. 73; II. 10.

Ko be le bul, k. (*Sesamopteris alata* D. C.) II. 283.

Kohl (*Brassica oleracea* L.) I. 149.

Kokospalme (*Cocos nucifera* L.) II. 271.

Kola-Nuss, s. Goro.

Koloquinte (*Citrullus Colòcynthis* Schrad.) II. 278; II. 266 und 269 ist wol nicht diese Pflanze gemeint, sondern die Abart der Wassermelone (*Citrullus vulgaris* Schrad.) mit kleiner, bitterlicher Frucht (*C. amarus* Schrad.), welche Barter (nach Dr. Hooker in Oliver's Fl. of Trop. Afr. II. 549) in Nyfe sammelte, und die nach Schweinfurth auch in der Oase Chargeh (dort Arāndj genannt) und in Nubien (daselbst Gjerma) cultivirt wird.

Koltsche, k., s. Erdmandel.

Komandu-Baum, k. II. 23.
Komaua-Baum, k., mit citronenähnlichen Früchten II. 21.
Komo-Baum, k. II. 36.
Korna, k., auch in Fesan (*Zizyphus Spina Christi* Willd., Nebek, a.) I. 323; II. 24 ff., 175 (Südwestgrenze), 278.
Kossasse, k. Blassgrüner Strauch II. 21.
Kranka, k., auch in Fesan (*Calotropis procera* R. Br.) II. 18, 94.
Ksōb, a., s. Negerhirse.
Kuka, k. (*Adansonia digitata* L.) II. 112 ff., 175, 222, 264.
Kumba, s. Pfeffer.
Leptadenia pyrotechnica R. Br.? s. Rtem.
Leptochloa bipinnata Hochst., s. Halfa.
Ligña der Haussa, s. Ngálibi.
Limoniastrum Guyonianum Dur. II. 280.
Lita, k. (*Ficus sp.*) II. 72, 130, 133.
Lomatolepis capitata Sz. Bip. II. 279.
Loranthus globifer A. Rich. II. 283.
Luftwurzelbaum (*Ficus sp.*) II. 265.
Lycopersicum esculentum Mnch., s. Tomate.
Lygeum Spartum Löfl., s. Halfa.
Maerua rigida R. Br.? s. Scherra.
Mais (*Zea Mays* L., Massara k., Mas der Bassa-Neger) II. 220, 268, 269.
Malfena, a. (*Cleome arabica* L.) II. 277.
Mandelbaum (*Amygdalus communis* L.) I. 149.
Mangobaum (*Mangifera indica* L.) II. 271.
Manihot utilissima Pohl II. 210.
Mássabē, k., Staude mit gelben, essbaren Knollen II. 33.
Massakúa, k. (*Sorghum cernuum* Pers.) II. 10, 67.
Massara, k., s. Mais.
Matthiola livida R. Br., s. Gelgelān.
Mattia, k. II. 24, s. Negerhirse.
Medicago sp., s. Klee.

Melburta, k., weissdornähnlicher Strauch ohne Dornen I. 298.

Melilotus indicus All., s. Klee.

Melone (*Cucumis Melo* L.) I. 72, 148; II. 10, 210.

Meluchia, a., s. Mlochia.

Milsch der Rhadamsier (*Heliotropium europacum* L. und *Crozophora tinctoria* Juss., var. *verbascifolia* Müll. Arg.) II. 279, 281.

Mlochīa, Meluchīa, a. I. 73, 149. = *Abelmoschus esculentus* Mnch. I. 239, 250, 283. = *Corchorus olitorius* L.

Mohrrüben, s. Wurzeln.

Momordica Balsamina L. II. 283.

Moro, Morum, k. II. 15, 126, s. Negerhirse.

Mschuhelasch, a. (*Cleome arabica* L.) II. 277.

Musa sp., s. Banane.

Nachl, a., s. Dattelpalme.

Ndornu, k., s. Kabla.

Nebek, a., s. Korna.

Negerhirse (*Penicillaria spicata* Willd., Ksōb a., Argum mattīa und Argum moro, k.) I. 148, 187, 288, 297, 323; II. 10, 15, 24 ff.

Nerium Oleander L., s. Oleander.

Neurada procumbens L. II. 278.

Ngábbere, k. (*Ficus sp.*) II. 24.

Ngáfuli, k., s. Durra.

Ngálibi, Ngálimi, k. (Ligña der Haussa, Runo oder Runa der Pullo). Baum mit olivenähnlicher, süsser Frucht II. 31, 134, 140, 170, 252.

Ngalo, k., Bohnenart II. 10.

Ngánga, k. Strauch mit dem Liguster ähnlichen Laub und apfelähnlicher, bitterer Frucht I. 298.

Ngangala, k. (*Voandzeia subterranea* Du Petit Thouars.) II. 10 ff.

Nicotiana rustica L. II. 279.

Nil, a. (*Indigofera argentea* L.) II. 278.
Oelbaum (*Olea europaea* L.) I. 13, 20, 29, 32, 34, 36, 149.
Oelpalme (*Elaïs guineensis* L.) II. 175, 191, 201, 220, 222, 250, 264, 265, 274.
Oleander (*Nerium Oleander* L.) I. 21.
Orangenbaum (*Citrus Aurantium* L.) I. 9, 13, 20, 29, 32; II. 271.
Oryza punctata Kotschy? s. Reis.
Panicum verticillatum L. II. 281.
Pastèque, s. Wassermelone.
Penicillaria spicata W., s. Negerhirse.
Pérgami, k., s. Reis.
Periploca angustifolia Labill., s. Haleba.
Pfeffer, rother oder spanischer (*Capsicum annuum* L.?) I. 73; II. 272.
Pfeffer, rother Sudan- (*Caps. conicum* Mey., var. *orientale* Dun., Schita, k.) I. 190; II. 279. An der (I. 190) erwähnten Stelle (Text zu Petermann's und Hassenstein's Karte von Innerafrika, S. [86]) nennt M. von Beurmann das dem Mörtel beigemengte Gewürz „Kimba". Dies ist nicht *Capsicum*, sondern ohne Zweifel der schon von Browne in Dar Kulla und von Barth in Kubanda unter dem Namen Kumba erwähnte, von Schweinfurth („Im Herzen von Afrika", I, 594) im Lande der Niamniam unter demselben Namen angetroffene Malaguetta-Pfeffer (*Xylopia* [*Habzelia*] *aethiopica* A. Rich.)
Pfeffer, schwarzer II. 210, 250.
Pfirsichbaum (*Amygdalus Persica* L.) I. 13, 72.
Pflaumenbaum (*Prunus domestica* L.) I. 72.
Phoenix dactylifera L., s. Dattelpalme.
Pistacia atlantica Desf., s. Batum.
Pisum sativum L., s. Erbse.
Pituranthos denudatus Viv. II. 282.
Polygonum equisetiforme Sibth. Sm. II. 281. *P. limbatum* Meisn. II. 284.

Potamogeton pectinatus L. II. 281.
Prunus Armeniaca L., s. Aprikosenbaum. *P. domestica* L., s. Pflaumenbaum.
Punica Granatum L., s. Granatbaum.
Quercus coccifera L.? s. Eiche.
Reis, wilder (*Oryza punctata* Kotschy? Férgami oder Pérgami k., Schinkáffa der Nyfe) II. 18, 71, 158, 210, 250.
Retama Raetam Webb., s. Ertem, Rtem.
Rhus dioeca Willd., s. Jadaria.
Rimmit, a. (*Caroxylon articulatum* Moq. Tand.) I. 60.
Rtem, auch Ertém, Ertim, Ertom, a. (*Retama Raetam* Webb.) I. 48, 54, 60; ob I. 283; II. 96 dieselbe Pflanze oder etwa die leicht damit zu verwechselnde *Leptadenia pyrotechnica* R. Br.?
Rübe (*Brassica Rapa* L.) I. 73, 148.
Rumex vesicarius L.? II. 280.
Runa, Runo der Pullo, s. Ngálibi.
Saccharum officinarum L., s. Zuckerrohr.
Safsfah, s. Klee.
Safua, a.? (*Withania somnifera* Dun.) II. 279.
Sajāl, a., s. Geredh.
Salsola vermiculata L. II. 280.
Samolus Valerandi L. II. 279.
Sbith, a. (*Aristida pungens* Desf.) I. 48, 231, 276.
Scherra, a., Ingísseri, k. (vermuthlich *Maerua rigida* R. Br., welche nach Duveyrier arab. Sarah heisst) I. 286.
Schih, a. (*Artemisia Herba alba* Asso?) I. 20, 40, 48.
Schinkáffa der Nyfe, s. Reis.
Schita, k., s. Pfeffer, rother Sudan.
Schöbr, a. (*Calligonum comosum* L'Hér.) II. 280. Vgl. I. 48.
Sesamopteris alata D. C. II. 283.
Silk-Cotton-Tree (*Eriodendron anfractuosum* D. C.) II. 272.
Sita, a. (*Limoniastrum Guyonianum* Dur.) II. 280.
Siuak a., s. Suak.

Solanum Melongena L., s. Aubergine.

Sorghum cernuum Pers., s. Massakua. *S. vulgare* Pers., s. Durra.

Ssilk-el-belebscha, a. (vermuthlich *Beta vulgaris* L., welche arab. Sselg heisst) I. 73.

Ssodr, a. (*Zizyphus Lotus* Willd.) I. 31, 57, 60.

Ssuēt, a. (*Suaeda fruticosa* Forsk.) II. 280.

Statice aphylla Forsk. II. 280.

Sterculia sp., s. Goro-Nuss.

Stützen- oder Luftwurzelbaum (*Ficus sp.*) II. 265.

Stipa tenacissima L., s. Halfa.

Suak, Siuak, a. (*Salvadora persica* L., nicht *Capparis aphylla* Roth = *C. Sodada* R. Br.! Ami der Teda, Tigi, k.) I. 270, 274, 276, 289.

Taback (*Nicotiana rustica* L., ob z. Th. *Tabacum* L.?) I. 20, 149; II. 73, 127, 210, 263, 279.

Taida-Strauch, k., mit kleinen weissen, bittern Beeren II. 17.

Talha, a. (*Acacia Seyal* Del.) I. 111 ff.; II. 121.

Tamalik, k. (*Polygonum limbatum* Meisn.) II. 284.

Tamarinde (*Tamarindus indica* L., Temssuko, k. I. 295; II. 14 ff., 175, Südwestgrenze.

Tamariske (*Tamarix sp.*) I. 20.

Tamarix articulata Vahl., s. Ethel.

Taseït der Tuareg, s. Dattelpalme.

Tefila-Strauch, k., mit essbaren Beeren I. 295.

Temssuko, k., s. Tamarinde.

Terfās, Turfās, a. (*Cistanche lutea* Lk. Hfmg. *Cheiromyces Leonis* Tul.) II. 284.

Tertūt, a. (*Cistanche lutea* Lk. Hfmg., *Cynomorium coccineum* L.) II. 283, 284.

Tiggebo, k. (*Adansonia sp.*?) II. 23.

Tigi, k., s. Suak.

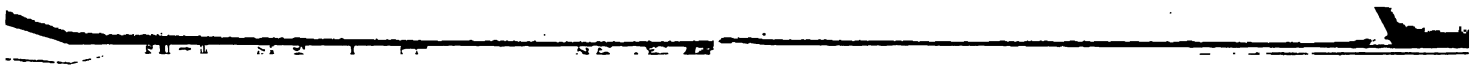
Tintafia der Haussa (*Calotropis procera* R. Br.) II. 279.

Tjerga, k. (*Eleusine Coracana* Gaertn.) II. 29, 284.
Tomate (*Lycopersicum esculentum* Mnch.) I. 73.
Traganum nudatum Del. II. 280.
Tribulus sp. II. 283, s. auch Kaïē.
Trichodesma africanum R. Br. II. 279.
Triticum sp., s. Weizen.
Trüffel, weisse (*Cheiromyces Leonis* Tul., Terfās, a.) II. 284.
Tumtum, a.? (vermuthlich *Capparis aphylla* Rth. = *C. Sodada* R. Br., welche in den Nilländern Tundup oder Duntup heisst) I. 280.
Umm schuscha, a. (*Frankenia pulverulenta* L.) II. 277.
Vitis vinifera L., s. Weinstock. *V. sp.*, s. Debussum.
Voandzeia subterranea Du Pt. Th., s. Ngangala.
Wassermelone (*Citrullus vulgaris* Schrad., Pastèque) I. 72; II. 210.
Weinstock (*Vitis vinifera* L.) I. 20, 36, 72.
Weizen (*Triticum sp.*) I. 20, 73, 148; II. 10.
Withania somnifera Dun. II. 279.
Wurzeln, Mohrrüben (*Daucus Carota* L.) I. 148.
Xylopia aethiopica A. Rich., s. Pfeffer.
Yamswurzel (*Dioscorea sp.*) II. 158, 180, 182, 210, 256, 268, 269.
Zea Mays L., s. Mais.
Zilla myagroides Forsk.? II. 277.
Zingiber officinale Rosc., s. Ingwer.
Zizyphus Lotus Willd., s. Ssodr. *Z. Spina Christi* Willd., s. Korna.
Zuckerrohr (*Saccharum officinarum* L.) II. 210.
Zwiebel (*Allium Cepa* L.) I. 73; II. 10, 243.

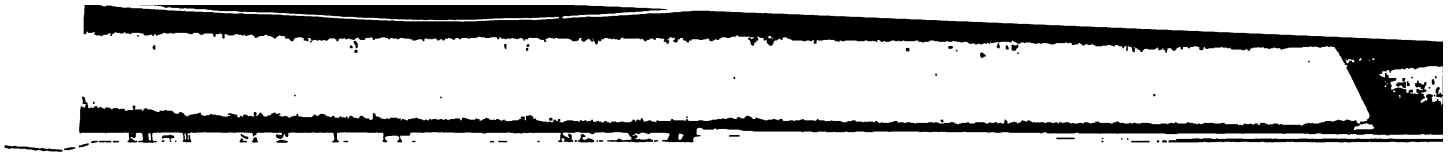
Berichtigungen.

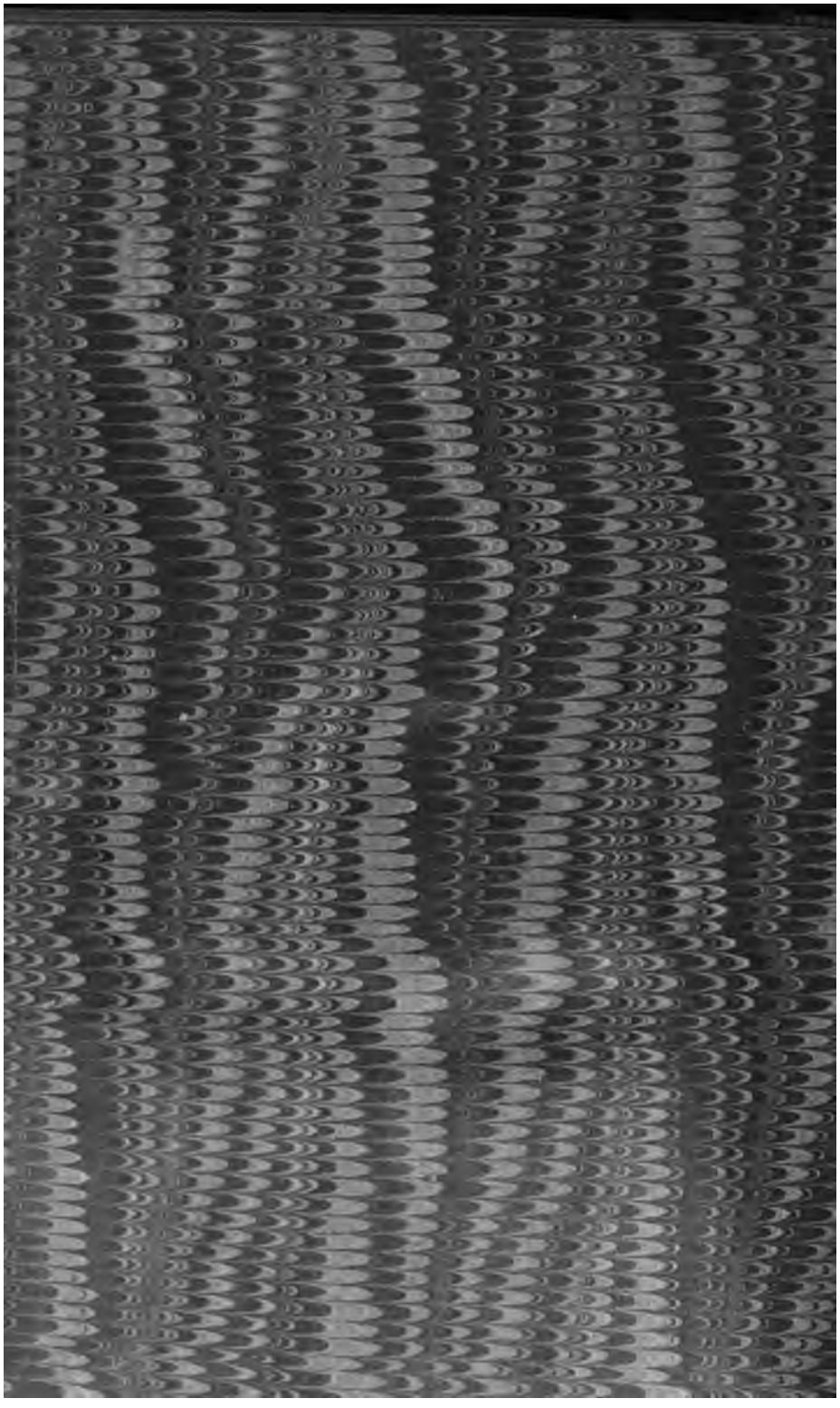
Bd. I,	Seite	5,	Zeile	11	v. o., statt: Burkhardt, lies: Burckhardt, und st.: Ruppel, l.: Rüppell.
»	»	5,	»	12	v. o., st.: Oberweg, l.: Overweg.
»	»	68,	»	12	v. u., st.: Balbo, l.: Balbus.
»	»	83,	»	3	v. u., st.: dunkelgrau, l.: dunkelgrün.
Bd. II,	»	187,	»	7	v. u., st.: laidirt, l.: lädirt.
»	»	241,	»	1	v. u. muss „Gebrüder" wegfallen.
»	»	242,	»	1	v. o., st.: Landers, l.: Lander.
»	»	254,	»	7	v. o., st.: Gebrüder Landers, l.: Lander.
»	»	256,	»	17	v. u., st.: Landers, l.: Lander.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





Stanford University Libraries
3 6105 124 419 362

DT
11
R6

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Date Due I. L. L.

MAY 24 1989

S. U. L.

CAT. NO. 24 165 PRINTED IN U.S.A.